Digitized by Google

114. b. 5

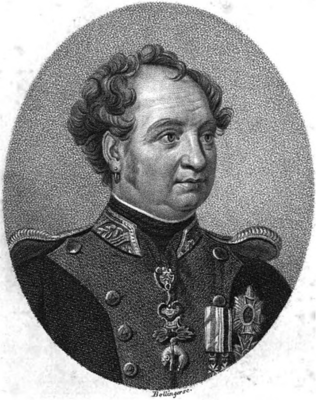
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Taylor Institution.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Bollinger sc.

Maximilian Joseph,

König von Baiern.

Digitized by Google

Neuer
Nekrolog
der
Deutſchen.

Dritter Jahrgang, 1825.

Erſtes Heft.

Ilmenau 1827.
Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem

Mitbegründer

des neuen Nekrologs der Deutſchen,

Herrn

Friedrich Auguſt Schmidt,

Superintendenten und Oberpfarrer

zu Ilmenau

hochachtungsvoll gewidmet

vom

Herausgeber.

Digitized by Google

Welchen Namen hätte ich wohl einen innigern Drang an die Spitze dieſes Jahrgangs zu ſtellen, als den Ew. Hochwürden. Sie waren es ja, der mir gleich beim erſten Entwurf zur Fortſetzung des Schlichtegroll'ſchen Nekrologs die hülfreichen Hände bot, der Sich auf das Uneigennützigſte den unüberſehbaren Mühen und Hinderniſſen unterzog, womit die Begründung und Ausführung dieſes ſchwierigen Unternehmens verbunden war; nur in der Ueberzeugung, eine gute Sache zu fördern und dem Verdienſte, das Sie im Leben ſo gern würdigen, auch im Tode noch Denkmäler zu ſetzen.

Näherliegende und heilige Pflichten haben Sie ſeitdem in Anſpruch genommen und es nicht mehr geſtatten können, dem angefangenen Werke Ihre fernere ſo ſchätzbare Leitung zu erhalten. Indem ich dieſelben im hohen Grade ehre, kann ich nicht umhin, das erſte Wort im neuen Jahrgang innig dankend an Sie zu richten, daß Sie mit der vollen Kraft Ihres Geiſtes und mit geſchickter Hand dem Werke auf die Bahn geholfen, mir dadurch den Anfang erleichtert und mich in den Stand

Digitized by Google

geſetzt haben, es nach meinen geringen Kräften, wenigſtens aufrecht zu halten.

Dieſer mein aufrichtiger öffentlicher Dank, der Beifall und die Achtung, den Ihre Beſtrebungen vor vielen ausgezeichneten Männern und beinahe vor allen Richterſtühlen der Kritik fanden und das Bewußtſein, ſo manches Thaten- und Muſterreiche Leben der Vergeſſenheit entriſſen zu haben, ſind bis jetzt noch, wo ſich die beſchränkenden Zeitverhältniſſe in ihrer ganzen Schwere auf das Gedeihen des deutſchen Buchhandels zurückgeworfen haben, der einzige Lohn Ihres dem Nekrolog gewidmeten, aber doch allgemein dankbar anerkannten Fleißes geweſen. Mögten Sie ihm, den Sie in ſeinem Entſtehen ſo ſorgfältig gepflegt, auch ferner Ihr geneigtes Wohlwollen erhalten.

Ilmenau, den 26. März 1827.

B. F. Voigt.

Vorwort

zum dritten Jahrgang (1825) des neuen Nekrologs der Deutſchen.

Schon der Titel und die Zueignung dieſes dritten Jahrgangs des neuen Nekrologs der Deutſchen verkündigen ſeinen geneigten Leſern und Gönnern den Verluſt, den er durch den unabwendbaren Abgang des würdigen bisherigen Herrn Herausgebers erlitten hat.

Durch ihn fiel mir die große Sorge für die Aufrechthaltung und Fortſetzung des ſo unendlich ſchwierigen Werkes allein zu, mir, dem es beinahe nicht mehr möglich war, allen Anforderungen eines höchſt mühevollen Geſchäfts Genüge zu leiſten, deſſen Laſt ich erſt vor nicht gar langer Zeit phyſiſch unterlag: ich ſollte die Leitung einer Anſtalt führen, die nach meiner feſten Ueberzeugung — ſoll ſie entſprechend ſeyn — die alleinige Widmung einer vollen ungetheilten Menſchenkraft erheiſcht?

Dieſes und der eigne Zweifel, in wiefern meine geringen intellectuellen Kräfte zu der wahren Rieſenarbeit, wofür die Herausgabe dieſes Werkes gelten kann, in einigem Verhältniſſe ſtänden, ließen mich lange ſchwanken, ob ich das begonnene Unternehmen fortſetzen oder aufgeben ſollte? Denn in einer kleinen Bergſtadt, entfernt von literäriſcher Hülfe, blieb mir nur das Letztere übrig, wenn ich mich zum Erſtern nicht ſelbſt entſchließen wollte. Endlich ſiegte doch meine eigne treue Liebe zur Sache ſelbſt, die allein den neuen Nekrolog bereits vor 3 Jahren hervorgerufen hatte: die Nachſicht, welche der kürzlich von mir herausgegebene Deutſche Regentenalmanach, 2r Jahrgang (1827) gefunden, gab mir Muth und obgleich das lucrative Ergebniß bei den erſten beiden Jahrgängen — in einer Zeit, die mit allen ihren Verkümmerungen auf den Buchhandel laſtet — der Art war, daß dabei ein nicht geringes Capital zugeſetzt worden, — ſo wage ich es dennoch, mich mit begreiflicher Schüchternheit als den Selbſtherausgeber dieſes Jahrgangs und der folgenden bis auf ſo lange zu nennen, wo es mir gelingen wird, einen tüchtigen und hierzu ganz geeigneten Mann gefunden zu haben. Dieſes blieb mir als einziges Mittel übrig, wenn ein Inſtitut nicht untergehen ſollte, was dereinſt der Geſchichte, beſonders der Literaturgeſchichte, erſprieslich werden könnte, und das, wenn es ſich leider auch keines großen und vergeltenden Publikums erfreuet, doch Männer zu ſeinen Freunden zählt, deren Stimmen beachtenswerth und ermunternd ſeyn müſſen, ſo wenig es auch die äußeren Verhältniſſe bisher waren, woraus ich nicht, wie viele Andere in gleichen Fällen, erſt noch ein großes Geheimniß machen will.

Zwar hätte ich, nach einer der Folge ſehr werthen Stimme, von der eigenen Herausgabe abſtehen ſollen. Mein ſehr würdiger Freund und Gönner, Hr. Hofrath Böttiger in Dresden, ſagt nämlich bei Gelegenheit ſeiner übrigens ſo wohlwollenden und mich recht ſehr ermunternden Beurtheilung des Deutſchen Regentenalmanachs (wobei er auch des Nekrologs mit lobender Anerkennung gedenkt) in No. 87. des Wegweiſers zur Abendzeitung 1826:

> „Es könnte Mißtrauen erregen, daß der Verleger des Regentenalmanachs auch zugleich deſſen Herausgeber iſt und in der That möchte man dies *nicht überall* loben, wenn der Buchhändler auch zugleich die Redaction von ſeinen Verlagsartikeln beſorgt. Mißgriffe ſind dabei faſt unvermeidlich. Die Nicolai waren immer eine ſeltene Erſcheinung.“

Gewiß wären dieſe Worte des ehrwürdigen Dresdner Neſtors von mir nicht ohne Beherzigung geleſen worden, wäre mir einestheils, wie ſchon oben geſagt, mehr als die Alternative zwiſchen Untergang und Fortſetzung des Nekrologs geblieben. Anderntheils möchte ich nicht behaupten, daß gerade *der Buchhändler* zur Zuſammenſtellung dieſer Deutſchen

Weſtminſterabtei am unberufenſten wäre. Unter allen Ständen iſt es gerade der ſeinige, welcher zu dieſem Geſchäft viele nicht in Abrede zu ſtellende Vortheile gewährt. So weit der Bereich des Nekrologs geht, nämlich über alle Lande Deutſcher Zunge (Schweiz, Holſtein, Rußland, — ſofern ihm dort lebende Deutſche verfallen — u. ſ. w.), ſo weit erſtreckt ſich auch die Geſchäftsverzweigung, die Local-, Perſonal- und Gelehrtenkenntniß des Buchhändlers, wodurch er im Stande iſt, ſich Nachrichten aus allen Gegenden zu verſchaffen und zuweilen ſelbſt in ſchwierigen Fällen Rath zu finden. Mir haben außerdem noch meine Lern-, Lehr- und Wanderjahre, die mich vom Jahre 1797 bis 1811 in vielen Deutſchen Ländern zum Theil einheimiſch gemacht haben, den Vortheil einer großen Menge perſönlicher Bekanntſchaften mit Literaten hinterlaſſen, welcher ſich bei vorliegendem Unternehmen beſonders bewährt hat. Außerdem bietet mir meine Stellung ſchon durch ſich die Mittel eines umfaſſenden Ueberblickes der neueſten literär. Erſcheinungen dar, deren Beachtung bei der Herausgabe des Nekrologs in vielen Fällen unumgänglich iſt. Dieſes beſonders befähigte mich, mir Behufs meiner desfalſigen Correſpondenz (zwar mit unſäglicher Mühe) eine Deutſche Schriftſtellertopographie im Manuſcript anzulegen, welche nach den Staaten, Provinzen, Städten und Dörfern geordnet, mir aller Orten eine zahlreiche Auswahl geeigneter Schriftſtelleraddreſſen gewährt, die ich allwöchentlich aus den neueſten kritiſchen, literariſchen, belletriſtiſchen, politiſchen ꝛc. Zeitſchriften ergänze.

Nach dieſen Vorausſchickungen komme ich auf die Gründe zurück, aus welchen mir die Erhaltung des Nekrologs nothwendig und wichtig ſchien. Nicht allein der hochverdiente Schlichtegroll hat ſie tief gefühlt und ſie beſonders in der Vorrede zum erſten Jahrgang ſeines Werkes dargelegt, ſondern auch die Franzoſen und Engländer würdigen das Gedächtniß ihrer denkwürdigeren Todten auf gleiche Weiſe, erſtere durch das jährlich erſcheinende Annuaire nécrologique, letztere durch das Annual biographie and obituary, wovon bei Longman in London bereits 10 Bände erſchienen ſind. Durch das Aufhören des Schlichtegrollſchen Nekrologs und die dadurch entſtandene Lücke von 1806 bis 1822, von wo gegenwärtiger neuer Nekrolog in die Reihe trat, iſt auch bei uns dieſes Bedürfniß recht fühlbar geworden, wie mir die vielen eingegangenen Aufforderungen zu ihrer Ausfüllung bewieſen haben, die aber bei ihrer nicht zu überſehenden Maſſe und Vielſeitigkeit meine Kräfte weit überſteigen würde. Gewiß iſt die Sorge für das Andenken ſeiner denkwürdigen Geiſter nicht die letzte Pflicht eines aufgeklärten und humanen Volkes. Die Dankbarkeit, Liebe und Pietät für die Geſchiedenen macht ſie zu einem wohlthuenden Bedürfniß. Oder ſollen der geiſtvolle und thätig ſchaffende Menſch, der heldenmüthige Krieger, der gründliche um die Erweiterung des Wiſſens verdiente Gelehrte, der großherzige und gerechte Staatsmann, der ausgezeichnetere Seelſorger und Prediger, der verdienſtvolle Arzt, der bewunderungswürdige Künſtler, der mit unerſchöpflichem Erfindungsgeiſte wirkende Handelsmann, der denkende Landwirth und alle die wichtigern Glieder aus der großen Kette hochverdienter Landsleute und Sprachgenoſſen nur ſo lange Gegenſtände unſerer Erinnerung ſeyn, als ſie uns als ſichtbare Vorbilder im Leben vorſchwebten, oder als uns die Spuren ihres irdiſchen Wirkens und Schaffens noch vor Augen ſind? Sind wir es nicht unſern Nachkommen ſchuldig, daß wir ihnen neben den Ueberlieferungen der Geſchichte auch die Monographie ausgezeichneter Menſchen hinterlaſſen? Wird ſie ihnen nicht zur Lehre und zum Beiſpiel, zur Nacheiferung und zur Warnung dienen? Und wie nah verwandt iſt die Biographie mit der Geſchichte, wie ſehr viel bietet ſie zur Beleuchtung und Berichtigung der letzteren? Unzählbare Belege hierzu enthält nur allein ſchon vorliegender Jahrgang dieſer Lebensſchilderungen, in der Darſtellung der reichen Begebenheiten ſo vieler Männer, welche, beſonders in den welthiſtoriſchen letzten 50 Jahren, ſo thatkräftig auf ihre Zeit einwirkten und deren Schickſale ein oft ſo helles Licht auf die *Welthändel* werfen? Oder ſollen, mit *Ausnahme* einiger, die der Zufall vielleicht der*maleinſt* noch einem biographiſchen Wörterbuche oder einer andern derartigen Gallerie zutheilen und einverleiben wird, alle dieſe betrachtungswerthen und lehrreichen Menſchenleben blos ein Gegenſtand der Tradition bleiben, die ſchon bei der nächſten Generation auf ewig verſtummt? Jährlich erſcheinen ja der Geburten oft dürftiger Phantaſie in den unnatürlichſten und abgeſchmackteſten Erdichtungen, „Romane" genannt, zu Hunderten und werden von Tauſenden begierig verſchlungen. Sollte man wohl von unſerer gebildeten Mitwelt nicht die Erwartung hegen dürfen, daß ſie es vorziehen würde, dieſer Producte einige ungeleſen zu laſſen, um dagegen lieber Unterhaltung in einem Werke zu ſuchen, welches dem Andenken Derer gewidmet iſt, die ſich noch vor ſo Kurzem lebend, handelnd und ſchaffend vor unſern Augen bewegten, in einem Buche, das wohl für Alle die beziehungsreichſten perſönlichen Intereſſen bietet, das uns, wenn auch nicht in allen ſeinen Ge*mälden*, doch in vielen derſelben Perſonen vor*führt*, die entweder dem Kreiſe unſerer Bekannten, Verwandten und Freunde angehörten, oder die auch ungekannt Gegenſtände unſerer Aufmerkſamkeit, unſerer Theilnahme und Liebe, ja oft unſerer Bewunderung waren? Gewiß wenn man einen genauen Vergleich zwiſchen der Unterhaltung anſtellt, die ein Product der Erdichtung und eine Gemäldeſammlung aus dem wirklichen Leben gewährt, ſo wird Jeder den Totaleindruck, den hiſtoriſche Wahrheit vor Erdichtungen voraus hat, ſelbſt lebhaft genug empfinden und er wird zugleich mit Nutzen und Belehrung leſen, beſonders aber wird Jeder, ſelbſt der Unterrichtetſte, ſeine Anſichten über unſere Zeit, aus welcher ja dieſes ganze Werk geſchöpft iſt, über Gegenſtände der Geſchichte, Politik, Literatur und über alle Fächer des menſchlichen Wiſſens bereichern, er wird Vorbilder finden, die ſein Streben zur Nacheiferung auf's Neue entflammen, er wird ſich überzeugen, welche Lebensgrundſätze in der Dauer die Probe hielten und welche unterlagen, er wird ſich einen Schatz von Erfahrungen und Maximen anzueignen Gelegenheit haben, die er hier mit weniger Opfern als im eignen Leben ſelbſt ſammeln kann, während er zugleich dem Verdienſte ſeiner abgeſchiedenen Zeitgenoſſen einen ſchönen Tribut zollt und ihnen noch im Grabe ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme widmet.

Von dieſen Standpuncten aus haben auch die verſchiedenen Kritiken, welche der Nekrolog bis jetzt zu finden das Glück hatte, dieſe Angelegenheit betrachtet. Sie haben alle ohne Ausnahme dem Fleiße, der Auswahl und der Umſicht des bisherigen Herrn Herausgebers viele

Gerechtigkeit widerfahren laſſen und wo ihre Winke weſentlich und ausführbar waren, da ſind ſie auch bei der gegenwärtigen Fortſetzung dankbar benutzt worden. Sehr beifällige Beurtheilungen lieferten: die allgemeine Zeitung, die Abendzeitung, die Halleſche und Leipziger Literaturzeitung, ja die letztere enthält ſogar die ermuthigende Aeußerung: „es iſt nicht zu zweifeln, daß Schlichtegroll in dieſem Nekrolog einen Nachfolger gefunden hat, wie er ſich ihn kaum wohl zu wünſchen gewagt hätte.“ Nur allein das Mitternachtsblatt weicht von dieſem allgemeinen Beifall durch einige unholde Bemerkungen ab, beehrt aber dennoch den Nekrolog mit der Benennung eines „löblichen Unternehmens.“

Am meiſten ſind die Stimmen über die Frage getheilt: ob der Nekrolog nur wenige Biographien, aber dieſe deſto umſtändlicher und nur von Perſonen erſter Celebrität liefern, — oder ob er nach dem Verdienſte eines Nationalnekrologs ſtreben, ſich auf kürzere Aufſätze beſchränken, dagegen ſich über alle Claſſen verbreiten, in das ganze viel umfaſſende Deutſche Volksleben eingreifen, nicht allein Sternen erſter Größe, ſondern überhaupt denkwürdigern Perſonen aller Stände einen Platz einräumen und ſich durch die Berührung zahlreicher perſönlicher Intereſſen allgemeinere Theilnahme und durch ſie eine feſter begründete Exiſtenz erwirken ſoll?

Es liegt vor Augen, daß die erſtere Aufgabe die leichtere wäre. Nur das wäre ſchwer, die richtige Gränzlinie zwiſchen den Aufzunehmenden und Wegzubleibenden ohnfehlbar zu finden. Denn gerade bei ausgezeichnet berühmten Perſonen fehlt es ſelten an vielen Materialien, dieſe ſind bald zuſammengeſtellt, man wäre der unſäglichen Mühe überhoben, nach ſo vielen Individuen ſorgfältige Forſchungen anzuſtellen, erſparte eine ſehr weitläuftige Correſpondenz und vielen Portoaufwand, hätte nicht zu befürchten, daß die Jahrgänge zu einer Bogenſtärke anwüchſen, die oft den Plan beträchtlich überſchreitet und vereinfachte ſo in jeder Hinſicht die vielen Schwierigkeiten bis auf wenige.

Dennoch bin ich bei dieſen verſchiedenartigen Anſichten mehr meiner Ueberzeugung, als meinem Vortheil und meiner Bequemlichkeit gefolgt und habe mich nach den Stimmen gerichtet, welche ſich für das Beſtreben nach einem „Nationalnekrolog" entſchieden hatten. Ich hoffe auch, daß mir dieſe Wahl um ſo weniger zum Vorwurf gereichen kann, als ich mich dadurch einer großen Menge von Schwierigkeiten aller Art Preis gegeben und mir ein Ziel erwählt und vorgeſteckt habe, deſſen völlige Erreichung freilich immer nur ein frommer

Wunſch bleiben wird. Wenn man den Umfang aller Länder Deutſcher Zunge und die noch nie ſo groß geweſene Menge der Perſonen erwägt, welche ſich gegenwärtig durch ihr Denken und Handeln merkwürdig machen, ſo wird man das Schwere ja Unerreichbare eines ſo umfaſſenden Planes erkennen und ſich beſonders gegen mögliche unvermeidliche Lücken zur Nachſicht geſtimmt fühlen.

Derjenige, welcher eine beliebige Anzahl von Biographien zuſammenſtellt und ſich dabei unabhängig von der Lebenszeit und dem Vaterlande der Geſchilderten nach eigenem Ermeſſen diejenigen Charactere herausſucht, deren Bearbeitung ihm am leichteſten und dankbarſten ſcheint und von denen er hoffen kann, daß ſie den Leſern am beſten zuſagen und ihnen die angenehmſte Unterhaltung gewähren werden, — kennt die Schwierigkeiten eines Nekrologs nicht, welcher ſich gerade auf das vorhergehende Jahr beſchränkt, folglich ohne alle Selbſtwahl der Zeit, der Perſonen, der örtlichen Verhältniſſe nur die Schilderungen zu ſtellen hat, welche die Chronologie vorſchreibt, ohne zu fragen, ob und mit welchen Hinderniſſen ſie zu erlangen ſind. Dieſen Umſtand ſollten Kritiker wohl berückſichtigen und ihre Anforderungen an frei gewählte Lebensſchilderungen und an bedingt vorgeſchriebene ſollten nicht die nämlichen ſeyn. —

Aber wird man einwenden: „Wozu denn

alſo ein nekrologiſches Jahrbuch, wenn es nur unvollkommen herzuſtellen iſt?“ Weil, glaube ich, nur vermöge dieſes feſtbeſtehenden Ganges, vermöge dieſer ſteten Ordnung eine vollſtändige Biographie überhaupt erlangt werden kann, weil wir außerdem nur biographiſches Stückwerk beſitzen würden, weil es dem ins Einzelne eingehenden Hiſtoriker eine Quelle und Vorarbeit ſeyn ſoll, deren weitere Vervollkommnung ihm unbenommen bleibt und weil uns nicht nur Schlichtegroll, ſondern in den oben genannten ausländiſchen Werken auch zwei der erſten Nationen Europa's ein Beiſpiel der nämlichen Jahreseintheilung gegeben, folglich dieſelbe gutgeheißen haben. Noch mehr wird ſich Der von dem Nutzen dieſer feſtſtehenden Form überzeugen, der unterſuchen will, wie viel bei der Nekrologslücke von 1806 bis 1822 für immer übergangen und wieviel dadurch für die Perſonen- und Weltgeſchichte unwiederbringlich verloren worden iſt.

Ich gehe nun zu dem über, was inſonderheit den vorliegenden 3ten Jahrgang betrifft. Was die Auswahl der Geſchilderten anbelangt, ſo habe ich mir zwar die möglichſt vollſtändige Kenntniß der Todesfälle durch die ununterbrochene Durchſicht öffentlicher Blätter, beſonders der Gelehrtenzeitungen zu verſchaffen geſucht, bin aber dabei nicht ſtehen geblieben, ſondern habe auch auf Privatwegen viele Notizen erlangt, ſo daß das angeheftete Regiſter wohl die vollſtändigſte und umfaſſendſte aller bis jetzt bekannt gewordenen Deutſchen Todtenliſten vom Jahre 1825 ſeyn dürfte. Ich habe vor Allem nach Vollſtändigkeit getrachtet, und hoffe, daß man nur wenige Todesfälle von einiger Bedeutung vermiſſen wird. Wenn man das Regiſter mit der Todtenliſte von 1825 vergleicht, welche ich meiner Aufforderung an die Herren Mitarbeiter im März v. J. beigelegt habe, ſo wird man nicht allein wenige Lücken bemerken, ſondern finden, daß hier dreifach mehr geliefert wird, als dort verzeichnet wurde. Ich habe mich nicht begnügt, nur diejenigen Biographien zu liefern, deren Erlangung mir leicht war, ſondern auch diejenigen, welcher ich nur nach vielen fruchtloſen Verſuchen und beträchtlichem Aufwand endlich doch noch habhaft werden konnte. Mehrere aber, zu denen mir auch die unverdroſſenſten Bemühungen nicht verhelfen konnten, war ich gezwungen, aufzugeben. Unter dieſe rechne ich mit Bedauern den Prinzen Heinrich XV. Reuß, k. k. Oeſtreich. Feldmarſchall, den Herzog Carl Eugen v. Lothringen, den Geh. Reg. Rath Dr. Chriſt. Wagner in Hildburghauſen, den Reg. Rath Dr. Mallinkrodt in Dortmund, den Ob. Appell. Ger. Präſidenten Frhrn. v. Dalwigk in Wiesbaden, den Naturforſcher Freyreis, den Däniſchen Bundestagsgeſandten zu Frankfurt, Grafen Eyben, den Abt Knittel in Braunſchweig, den Profeſſor Fabri in Erlangen, den Wirthſchaftsrat Rudolph André in Brünn, den Profeſſor un Oberbibliothekar Ruef in Freiburg im Br., de Ober Appellat. Ger. Präſid. Mann in Zerbſt Zu allen dieſen fand ich, alles Suchens ungeachtet, keine Biographen und mußte bei de wenigen unzureichenden Nachrichten ſtehen bleiben welche hier zum Theil von ihnen geliefert ſind Die Biographie des verewigten Conſiſtorialraths Superintendenten und erſten reform. Prediger G. S. A. Mellin in Magdeburg, war mir vo dem Herrn Kirchen- und Schulrath Koch i Magdeburg zugeſagt, ſo wie von dem Herr Oberbibliothekar und Hofrath Ebert in Dresden die des ſeel. Bibliothekars Hempel daſelbſt Beide ſind leider ausgeblieben. Der trefflich Hr. Prof. und Bibliothekar Schröter in Roſtock hatte es übernommen, mir mehrere denkwürdige Mecklenburger zu liefern, ſo wie Her Dr. von Reden in Hameln mehrere Hannoveraner, allein beide erkrankten ſchwer und konnten ihre Zuſagen nicht erfüllen. Indeſſen ſin dieſe Lücken ſo wenig durch den Mangel meine Bemühungen entſtanden, daß ich ſie ohne Sche ſelbſt anzeige, ja den Leſer auf ſie aufmerkſa zu machen für meine Pflicht halte.

Wenn es zur Aufgabe geſtellt iſt, zu Hunderten von Nekrologen, unter Millionen Lebender die geeignetſten Biographen herauszuſuche und zu finden, ſo wird man wegen dieſer Unvollkommenheiten nicht mit mir rechten. Oft glaubt man ſelbſt eine Lebensſchilderung ganz nach Wunſch untergebracht zu haben, täuſcht ſich aber dennoch und iſt immer noch ſo mancher Möglichkeit ausgeſetzt. Oft verweigert die betreffende Familie die nothwendigen Data und Notizen, oft nimmt der erhoffte Verfaſſer ſeine Zuſage erſt dann zurück, wenn keine Zeit mehr zu weiterm Suchen iſt, oft hält er ſein Verſprechen gar nicht, oft wird man auch wegen einer einzigen Lebensbeſchreibung von dem einem zu dem andern gewieſen, und iſt man die Reihe der oft in ganz verſchiedenen Gegenden lebenden Perſonen durch und gelangt endlich zum Letzten, ſo ſcheitern oft noch bei dieſem alle Hoffnungen und er will oder kann dem Geſuche nicht willfahren. Selbſt koſtſpielige Aufforderungen zu manchen Lebensſchilderungen in öffentlichen Blättern führten nicht immer zum Ziel. Dieſes Mittel wurde namentlich zur Erlangung von Nachrichten über den fleißigen Botaniker, Prof. Bauer in Tittmanning, den Grafen Joſeph Carl von Dietrichſtein in Wien, den Dr. Wolf in Schweinfurt vergeblich verſucht.

Ob nun gleich ſchwerlich jemals die namenloſen Mühen, womit der Nekrolog zuſammengetragen wird und womit er für das Andenken wackerer Menſchen ſorgt, erkannt, oder der dazu erforderliche Aufwand koſtenfrei geſtellt werden wird (auf Gewinn verzichtet der Herausgeber gern), ſo ſind doch, aller dieſer Hinderniſſe ungeachtet, im vorliegenden dritten Jahrgang im Ganzen 488 im Jahre 1825 verſtorbener Perſonen gedacht und zwar von 75 ausführliche Lebensbeſchreibungen, von 170 kürzere und von 243 nur ganz kurze Anzeigen geliefert worden, wozu 83 verſchiedene Mitarbeiter Beiträge geliefert haben. Von den in den beiden erſten Abtheilungen gelieferten Biographien ſind 74 aus ſchon gedruckten Quellen entlehnt, 171 aber erſcheinen in dieſem Werke zum erſtenmal im Druck. Dieſe beiden erſten Abtheilungen enthalten die Lebensbeſchreibungen von 8 fürſtl. Perſonen, von 55 Staatsmännern, als Miniſter, Beamte, Juriſten, Hofmänner ꝛc., worunter 13 Schriftſteller, von 11 Kriegshelden und Militärperſonen, worunter 2 Schriftſt., von 8 Biſchöfen, Generalvicaren und Aebten, worunter 2 Schriftſt., von 42 Geiſtlichen aller Confeſſionen, worunter 21 Schriftſt., von 25 akademiſchen Lehrern, worunter 21 Schriftſt., von 18 Schulmännern, worunter 11 Schriftſt., von 15 Aerzten, worunter 8 Schriftſt., von 4 Aſtronomen, ſämmtlich Schriftſt., von 6 Naturforſchern, worunter 4 Schriftſt., von 3 Bibliothekaren, ebenfalls alle Schriftſt., von 11 Banquiers, Fabrikanten, Kaufleuten, Buchhändlern und Apothekern, worunter 5 Schriftſt., von 10 zeichnenden und bildenden Künſtlern, wovon 2

Schriftſteller, von 6 dramatiſchen Künſtlern und Sängern, wovon 1 Schriftſt., von 5 Componiſten und Virtuoſen, von 5 Dichtern, deren Werke ſämmtlich gedruckt ſind, von 5 Landwirthen, worunter 3 Schriftſt., von 3 Baumeiſtern, worunter 1 Schriftſteller und von 9 Frauen, darunter 3 Schriftſtellerinnen befindlich ſind.

Daß bei Leiſtungen aus ſo verſchiedenen Händen nicht alle von gleichem Werth ſeyn können, liegt am Tage. Der Leſer wird deren finden, die ihm das Ideal einer vollendeten Biographie erblicken laſſen, aber wohl nicht alle entſprechen höhern Anforderungen und mehrere davon möchten wohl auch einer freundlichen Nachſicht bedürfen. Ich habe mich als Herausgeber möglichſt bemüht, Rundung und Einklang in dieſe verſchiedenartige Maſſe zu bringen und wenn je zuweilen die Form weniger anſpricht, ſo ſind doch überall die hiſtoriſchen Daten mit gewiſſenhafter Treue aus den Quellen geſchöpft. Auch iſt nicht zu läugnen, daß dieſe bunte Abwechslung der zahlreichen verſchiedenen Verfaſſer der ſich folgenden Artikel eine Mannigfaltigkeit bewirkt, die das Intereſſe des Ganzen nur ſteigern kann.

Bei der Vertheilung der geſammelten Materialien in die im Buch beobachteten 3 Claſſen war es zwar mein beſtändiges Augenmerk, daß die berühmteſten Individuen in die erſte, die denkwürdigen in die zweite und die minderwichtigen in die dritte Abtheilung eingeordnet würden und die größere oder geringere Umſtändlichkeit einer Biographie ein Maasſtab der Celebrität des Geſchilderten ſey. Dennoch erleidet auch dieſe Regel durch oft nicht zu vermeidende Hinderniſſe manche Ausnahme und ich weiß recht gut, daß mancher Verewigte, dem ſein Platz in der zweiten und dritten Abtheilung angewieſen werden mußte, ſeine Stelle würdig in der erſten eingenommen haben würde und bitte auch deshalb um Nachſicht.

Alle Biographien ſind zur Erzielung einer vollſtändigern Ordnung der Reihe nach numerirt und jede iſt vermöge des Regiſters leicht zu finden. Alle, welche der Nekrolog ſeinen eigenen verehrten Mitarbeitern verdankt und von denen ich die Meinung hege, daß es Originalarbeiten ſind, ſind mit einem * bezeichnet. Bei denen, wo dieſes Zeichen fehlt und welche nicht im Nekrolog zuerſt abgedruckt, ſondern aus bereits vorhandenen Schriften entlehnt wurden, ſind die benutzten Quellen jedesmal gewiſſenhaft genannt worden.

Bei vielen Beiträgen haben ſich die Herren Verfaſſer genannt, was bei allen zu wünſchen geweſen wäre und gern hätte ich am Schluß von jeder Biographie den Namen des Einſenders folgen laſſen, doch ohne ausdrückliche Erlaubniß wagte ich dieſes nicht und die viele desfalſigen Anfragen wären zu weitläuftig geworden. Künftig aber nehme ich als Grundſatz an, daß alle reſp. Herren Mitarbeiter, welche es nicht ausdrücklich verbitten, ſich genannt wiſſen wollen.

Am Schluſſe bemerke ich, daß ich, allerdings auf die Verbeſſerung der äußern Umſtände und auf einen, wenigſtens die Koſten deckenden Abſatz rechnend, den Nekrolog ſicher und regelmäßig von Jahr zu Jahre fortſetzen werde. Der vorliegende Jahrgang 1825 war nicht arm an denkwürdigen Todten, aber der folgende, wozu die geſammelten Materialien bereits vollſtändig ſind, wird ihn in dieſer Hinſicht bei Weitem übertreffen und noch weit reichern Stoff darbieten. Ich hoffe, bis Ende März an ſämmtliche Herren Mitarbeiter die Todtenliſten von 1826 verſenden zu können und vertraue auf Ihre allſeitige Mitwirkung. Alle die, welche mir Beiträge zudenken werden und mit denen ich noch nicht in Verbindung ſtehe, erſuche ich angelegentlich, mir ihre willkommenen Beiträge durch Buchhändlergelegenheit (nicht durch die Poſt) zugehen zu laſſen und mir die im Jahr 1826 Verſtorbenen, deren Biographien ſie zu übernehmen gedenken, zuvor nahmhaft zu machen. Da die Todesbeute des Jahres 1826 aber ſo ungewöhnlich zahlreich iſt, ſo kommt beſonders diesmal auf etwas gedrängte Behandlund viel an und ein halber Druckbogen muß ſelbſt für die Umſtändlichſte in der Regel das Maximum ſeyn, wenn alle Raum finden ſollen. Selbſtbiographien, mit Selbſterkenntniß geſchrieben, haben unſtreitig einen beſondern Reiz und weſentliche Vorzüge vor allen andern. Darum bittet der Nekrolog diejenigen, welche den ſcheidenden Blick nach Jenſeits richten, um ihr Vermächtniß.

Ilmenau, 20. März 1827.

Bernh. Friedr. Voigt.

P. S.

Nachſtehenden verehrten Gönnern und Freunden, welche mich bei Herausgabe dieſes Jahrgangs theils mit Beiträgen, theils mit Notizen ſo thätig und freundlich unterſtützt haben und ohne deren Hülfe ich ihn nicht zu Stande gebracht haben würde, danke ich hiermit innigſt.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

(In alphabetiſcher Folge.)

Herr Obermedizinalrath Dr. Auguſtin in Potsdam.
— Regierungsrath Bäntſch in Cöthen.
— Profeſſor Bandke in Krakau.
— Forſtmeiſter Behlen in Aſchaffenburg.
— Rittmeiſter von Böhme in Lübeck.
— Paſtor und Schuldirector Dr. Bollmann in Helmſtedt.
— Oberpfarrer M. Buch in Cölleda.
— Carl Burger in Bayreuth.
— Steuerinſpector Fr. Cramer in Halberſtadt.
— Dr. Dittmar in Hannover.
— Dr. Heinrich Döring in Jena.

* * *

Herr Hofrath Eck in Leipzig.
— Dr. Eichmann in Leipzig.
— Hofprediger Emmerich in Meiningen.
— Dr. Emsmann in Eckartsberga.
— Forſt- und Miniſterialrath Fiſcher in Carlsruhe.
— Prof. Dr. Föhliſch in Werthheim.
— Dr. Gebauer in Hamburg.
— Pfarrer Geilfus in Erfurt.
— Prediger Dr. Gittermann in Emden.
— Dr. Fr. Wilh. Gödicke in Berlin.
— Dr. K. Gräbner in Weimar.
— Rector Gräfe in Jena.
— Regierungsrath von Gruner in Coburg.
— Prof. Gubitz in Berlin.
— J. F. Hammerich in Altona.
— Hofrath von Hellbach in Arnſtadt.
— Prof. Heller in Bamberg.
— Dr. C. Hemprich in Breslau.
— Graf Henkel von Donnersmark, k. Preuß. Regierungsrath in Merſeburg.
— Archidiaconus Dr. Henkel in Coburg.
— Premierlieut. u. Adjut. Heydenreich in Dresden.
— Seminarlehrer Hientſch in Breslau.
— F. Hollunder (damals) in Penig.
— Prof. Dr. Hug in Freiburg.
— Bibliothekar Jäck in Bamberg.
— Archidiaconus Dr. theol. Jaspis in Dresden.
— Rector Dr. Ihling in Meiningen.
— Superint. Dr. Juſti in Marburg.
— Prof. und Rector Dr. Kannegießer in Breslau.
— A. Klein in Stuttgart.
— Dr. Knapp in Elberfeld.
— Oberconſiſtorialaſſeſſor Kühn in Eiſenach.
— Conferenzrath Lawätz in Altona (ſeitdem leider auch ſchon dem Nekrolog verfallen).
— Hofbaurath Laves in Hannover.
— Prof. Lehne in Mainz.
— Heinrich Leng in Weimar.
— Kammerh. Bar. v. Linden in Frankfurt a. M.
— Wilhelm Lindner, Rechtsgelehrter in Dresden.
— Superint. Lommler in Heldburg.
— J. von Lucenay in Osnabrück.
— Prediger de Marées in Deſſau.
— Diaconus Möller in Erfurt.
— Hofrath und Bibliothekar Wilh. Müller in Deſſau.

Herr Profeſſor Cornelius **Müller** in Hamburg.
— Dr. **Nebel** in Gießen.
— Pfarrer **Neuffer** in Holzgertingen.
— Prediger **Niemeyer** in Dedeleben.
— Decan **Pahl** in Bichberg.
— Kirchenrath **Petri** in Fuld.
— Diaconus **Pietzſch** in Naumburg.
— Dr. von **Reden** in Hameln.
— Diac. **Reſe** in Halberſtadt.
— Legationsſecretär **Reuß** in Stuttgart.
— Hofrath **du Roi** in Wolfenbüttel.
— Geh. Ob. Finanzrath **Roſenſtiel** in Berlin.
— Domprediger **Rotermund** in Bremen.
— Dr. **Rumy** in Wien.
— Prof. der Rechte Dr. **Schunck** in Erlangen.
— Superint. Dr. **Schwabe** in Neuſtadt a. d. O.
— Geh. Canzleiſecretär **Schwartz** in Rudolſtadt.
— Geh. Rath Julius Graf v. **Soden** in Nürnberg
— Oberappellationsrath **Spangenberg** in Zelle.
— Juſtizrath **Thon** in Ilmenau.
— Dr. G. **Töpfer** in Leipzig.
— Pfarrer Dr. **Träger** in Rollthalmünſter bei Paſ
— Dr. **Ungewitter** in Hildesheim.
— Dr. Ferd. **Wachter** in Jena.
— Dr. K. **Wagner** in Darmſtadt.
— Prof. Dr. **Weber** in Breslau.
— Privatlehrer C. F. **Widemann** in Plauen.
— Pfarrer **Wilhelmi** in Wiesbaden.
— Prediger K. **Wunſter** in Waſchke.

Regiſter zum 3. Jahrgang (1825).

Anmerkung. Die mit röm. Zahlen Bezeichneten ſind ausführliche, die mit größern deutſchen kürzere Lebensbeſchreibungen. Die mit kleinen deutſchen Zahlen gehören der 3. Abtheilung an, welche ſelten mehr als Geburtsjahr, Sterbetag und Literatur nachweiſet und eine bloße Liſte iſt.

Adam, Vicepräſ. zu Bamberg 107. Aders, Kaufm. zu Elberfeld XXIII. Ackermann, Oberpf. zu Auerbach 375. Albers, k. r. Koll. R. zu St. Petersburg 323. Almus, D. d. Ph. zu Berlin 358. Amon, Kapellm. zu Wallerſtein 130. Anhäuſer, Dec. zu Stuttgart 134. Anton, Franzisk., Künſtlerin zu München 255. l'Aspée, Hofr. in Wiesbaden 127. Auerbach, Vice-Rabb. zu Altſtrelitz 254. v. Auersberg, Fürſtin von, zu Wien 416. v. Babik, Erzbiſchof in Wien 327. Bädecker, Gen. Sup. zu Dahl 405. v. Bär, Maj. in Stuttgart XXXV. Barchwitz, Paſt. zu Oelſe 479. v. Barbacori, Graf v., zu Trient 394. Barbacſy, k. k. Gen. Major zu Preßburg 372. Bartels, Paſt. zu Wahmbede 414. Bartholdy, k. Preuß. Leg. Rath zu Rom LII. Bartholomäides, Pred. zu Oſtina 146. Baſſe, Buchhändl. zu Quedlinburg 220. Batthyany, Domh. zu Peſth 326. Bauer, Prof. zu Bamberg 126. D. Bauer, Arzt zu Kleinwelka 298. Bauer, Paſt. zu Nordheim 400. Bauer, Pfarr. zu Tittmanning 295. D. Bauer, Prof. zu Wien 275. D. Bauer, Pfarr. zu Zobten 454. D. Beck, Gen.-Vic. zu Würzburg 171. Beer, Bankier zu Berlin 219. Behr, Pfarr. zu Neilsheim 99. Beier, Paſt. zu Neunheilingen 336. v. Benkö, D. d. Ph. und Arzt zu Miscolez 157. Berg, Priv. Gel. zu Leipzig 96. Bergmann, Kammerr. in Rudolſtadt 98. D. Bering, Prof. zu Marburg XXXVIII. Biener, Arzt zu Naumburg 309. Bindheim, k. Ruſſ. Rath zu Berlin 252. Biſinger, Prof. zu Wien 249. Blandow, Pred. zu Sternberg 350. Bleibtreu, Priv. Gel. zu Frankf. a. M. 452. Blumhof, Prof. zu Gießen 162. Bodemann, Paſt. zu Gadebuſch 415. Bohte, Buchhändler zu London 201. Bollinger, Prof. zu Berlin 84. Böning, Paſt. zu Mandelsloh 453. Bornmann, Paſt. zu Prausnitz 91. v. Borries, O. Trib. R. zu Charlottenburg 282. v. Boſſányi, D. med. zu Peſth 384. Böttger, Kupferſtecher zu Leipzig 120. Braunswick, Graf v., Kämmerer zu Wien 435. Breitenſtein, Pred. zu Marburg 229. v. Breitenſtern, Juſt. R. zu Wismar 278. Bremer, Superint. zu Nienburg 406. Brinkmann, großh. M. Schw. Schulrath zu Hamburg 379. Brinkmann, Ob. Lieut. zu Nienburg 421. v. Brockes, D. u. Senat. zu Lübeck 274. Brückner, k. k. Rath zu Auspitz 403. Bubna und Littitz, Graf v., k. k. kommand. Gener. in d. Lombardei zu Mailand XXXIX. Buchholz, Orgelbauer zu Berlin 114. Bülow, Graf v., k. Pr. Staatsminiſter LIV. D. Burckhardt, Direct. d. Sternwarte zu Paris XLIV. Burgund, Direct. zu Braunsberg 428. Buſch, Buchh. in Altona 223. Büttner, Schullehr. zu Tſchirndorf 168. v. Carnea-Steffaneo zu Tapogliano 353. Caroline Fried. Math. Gem. d. Pr. Eugen v. Würtemb. 320. Carſtens, Pred. zu Aerzen 98. Caspari, Schriftſt. zu Wien 257. Chappuzeau, Beamter zu Bederkeſa 442. v. Chaſteler, k. k. wirkl. Geh. Rath, Stadt- und Feſt. Comm. zu Venedig XXXII. Chryſander, Pred. zu Ahrensfelde 161. Cleemann, Priv. Gel. zu Parchim 243. Cohen, Hannöv. Kammerag. 121. Coudenhoven, Gräfin v. 354. Conteſſa, D. d. Phil. zu Berlin XXXVII. Conteſſa, Kommerzienrath in Hirſchberg LVIII. Creutz, Paſt. zu Frauenſtein 343. Crome, Superint. zu Jeinſen 115. v. Dalwigk, Geh. Rath zu Wiesbaden 104. Dangel, D. med. zu Wien 445. Degen, Prof. zu Copenhagen 135. D. Detharding, Dir. u. Pred. zu Roſtock 381. Dietrichſtein, Graf v., zu Wien 419. M. Dittrich, Pfarr. zu Hohenbucko 228. Dohna-Schlobitten, Gräfin zu, geb. v. Finkenſtein 113. Doll, Prof. zu Carlsruhe 209. Dörffurt, Apoth. zu Wittenberg 180. Dorfmüller, Conſ. R. zu Osnabrück 216. Duisburg, D. der Arzn. K. zu Danzig 458. Ebermaier, Reg.- u. Med. R. zu Düſſeldorf 111. v. Eckhardt, k. k. Oberſt zu Preßburg 426. Eden, D. jur. zu Hamburg 346. Eickemeyer, franz. General zu Algesheim LVII. D. Eiſenhardt, Prof. zu Königsberg 481. v. Elbracht, Gen. Lieut. zu München 280. Erbach-Schönberg, Gräfin zu 198. Erckel, Priv. Gel. zu Leipzig 363. v. Erffa, Landrath auf Wernburg 204. Eyben, Graf v., Bundestagsgeſ. zu Ratzeburg 443. Fabri, Prof. zu Erlangen 169. D. Facius, Prof. zu Coburg XLIII. v. Fangh, Biſchof zu Preßburg 425. v. Fehrentheil, Hauptm. zu Haldendorf 478. v. Feuerbach, Staatsrath zu Stuttgart V. Feyerabend, Superint. zu Salzgitter 392. Feyerabend, Maler zu Wien 345. Paskal Fiala, Ord. Prieſt. zu Wien 316. Fiedler, Stiftsgeiſtl. zu Breslau 488. Filter, Juſtizr. zu Nordhauſen 388. Fiſcher, Medecin.-Aſſ. zu Breslau 470. Flachsland, Geh. Hofr. zu Carlsruhe 125. Franke, D. med. zu Leipzig 173. Franzius, Hanöv. Domain. R. u.

Baudir. zu Emden 166. Fränzel, Pfarr. zu Neuſtadt-Dresden 314. Freindaller, Pfarr. zu Böklabruck 242. Freyreiß, Hofrath zu Leopoldina 313. D. Friederici, Ger. Verw. zu Thallwitz 468. Friedrich IV., Herzog v. Gotha XIV. Friedrich Carl Gottlob, Fürſt zu Löwenſt. Werthh. Freudenberg LIII. Friedrich, Not. zu Schwerin 457. M. Fritzſche, Pfarr. zu Obhaußen-Petri 303. Froböſe, Pred. zu Zelle 160. Fueßli, Maler zu London XXVII. Fugger-Kirchheim, Maria Eleon., Gräfin v. 332. Fugger-Kirchheim, Veronica, Gräfin v. 440. v. Fürſtenberg, Franz Egon, Fürſtbiſchof v. Hildesh. und Paderborn LV. Gähler, Conf. R. in Altona II. Gärtner, Dir. zu Hanau 485. Gehrig, Pfarr. zu Aub 82. Geringer, Gen. Maj. zu Wien 433. Gerloff, Pred. zu Suhr 235. v. Gersdorf, k. pr. Hauptm. auf Seichau 459. Gerſtäcker, Opernſänger zu Caſſel 170. Gerſting, Pſt. zu Steimbke 379. Glaswald, Pfarr. zu Nöbden 472. Görzensky, Erzbiſch zu Poſen 476. D. Götz, Prof. zu Nürnberg 237. D. Gruner, Prediger zu Osnabrück 142. D. Günther, Dir. zu Helmſtädt LXXI. v. Gyika, ein Neugrieche zu Velatiecz 368. Haarmann, Collabor. zu Hildesheim 263. v. Habermann, Gen. Maj. zu Nürnberg 459. Hagemeiſter, Ob.- u. L. Ger. Adv. zu Kiel 357. Hagenbach, Naturforſcher in Leyden 200. Hager, Juſtizr. in Glückſtadt 193. Hake, k. Großbr. Gen. und Erbh. auf Diederſee 178. Hallbauer, Lehrer zu Freyberg 484. Haller v. Hallerſtein, Commun. Adminiſtr. in Nürnberg 100. Hammer, D. d. Ph. zu Wien 441. Hardegg-Glatz, Graf zu, Kamm. zu Wien 482. v. Hardenberg, k. pr. Landr. in Oberwiederſtädt 187. Hartl, Maler zu Wien 436. Haſſelbrinck, Paſt. zu Oſterwald 290. v. Hattorf, O.-Amtm. zu Schnackenburg 189. Hauer, Kriegsr. in Carlsruhe 280. v. Hauer, k. k. Gubern. R. zu Botzen 292. v. Hauſen, Kammerjunker auf Stotternheim 203. Hauſius, M. und Pfarr. zu Batgendorf XL. Haußdorf, Ger. Dir. zu Großenhain 361. Hecker, Prorect. zu Stargard XXXI. Heimreich, Pfarr. zu Tiefenort VIII. Heinrich, Capitular d. kathol. Kirche zu Regensburg VI. Heinze, Paſt. zu Berger 448. Heiſe, Archivr. zu Hannover 283. Heiſe, Lehrer zu Stralſund 446. Hellwig, Regiſſ. a. k. Hofth. zu Dresden LXVI. Hemprich, Paſt. zu Hagerloh 483. D. Hemprich, auf der Inſel Maſſaua XLVI. Hensler, Dir. zu Wien 232. v. Herdy, Oberſt zu Peſth 466. Herſchel, Protonat. zu Leipzig 118. Herzog, Schuldir. zu Löbau 333. Heſſe, D. Juſtizr. in Hannover 185. Hilſenberg, Naturf. z. Erfurt L. Hochbüchler, Geh. R. zu Salzburg 110.

Hofmann, Cab. R. zu Braunsfels 808. v. Hohenthal, Graf v., Geh. R. in Dresden IV. v. Hohenwarth, Biſchof zu Linz 151. Hohenzollern-Hechingen, Fürſtin von, zu Wien 424. Hohnbaum, Superint. zu Rodach LXVII. D. Holſt zu Hamburg 411. Holtei, Luiſe v., Schauſpielerin zu Berlin 92. Horner (früher Garniſonpred. in Prag) zu Leipzig XLV. Hozzel, erſt. Pred. zu Melſungen 139. Hrabowßky, ev. Pred. zu Lujos Komárom 140. v. Hügel, Geh. R. zu Wien 413. Hürche, Ob. Pred. zu Sonnenberg 377. D. Jacobi, Hofrath in Celle 190. Jacobi, Hüttenherr zu Starkrod 259. v. Jagow, Oberſtallm. zu Berlin 176. v. Jasmund, Staatsmin. zu Stuttgart 297. Jean Paul Fr. Richter zu Baireuth LXVIII. D. Ihering, Juſt. Comm. zu Aurich LXIX. D. Jokliczke, Prof. zu Prag 244. Joris, k. k. Rath in Wien 360. Ittner, v., Staatsr. zu Conſtanz XVIII. Jungklaß, D. med. zu Schwedt 77. Jungwirth, L. Ger. Dir. zu Wittenberg 234. Junker, Lieut. in Dresden 213. D. Jünnemann, Arzt zu Wien 277. Juriſch, Archidiac. zu Querfurt 270. Juſſow, Geh. Kammerr. u. Direct. in Caſſel LI. Káldy, Pfarr. zu Hauſenthal 191. v. Kaldy, Vicegeſpann zu Nagy Geresd 310. v. Kalkreuth, Gen. Maj. zu Breslau 225. Karger, D. d. Med. zu Wien 418. Karl Ludw., Fürſt zu Hohenlohe-Langenburg XXIV. Kaſtelliz, D. Med., Prof. zu Wien 402. Katancſich, Prof. zu Ofen 165. Kaunitz-Rittberg, Graf v., Geh. R. zu Wien 473. D. Kauſch, Reg.- u. Medizin. R. zu Liegnitz XIX. Kallner, Paſt. zu Bródel 386. Kereßtury, Prof. zu Peſth 149. Kereßtßegh, Graf v., Geh. R. zu Kaſchau 239. Kern, Adjunct zu Wien 296. v. Ketelhodt, fürſtl. Rudolſt. C. Aſſ. zu Travemünde 194. Khünl, Domh. zu Wien 410. v. Király, Biſchof zu Füred 387. Kircheiſen, v., Geh. Staats- und Juſtizmin. zu Berlin XXI. v. Kis, Domh. zu Wesprim 271. Kis v. Balásfalva, Senat. zu Kecskemét 355. Kisfaludy, Aſſ. zu Theth 304. D. Klefeker, Hauptpaſt. zu Hamburg XLII. Klein, Pfarr. zu Darmſtadt 389. Klein, Cant. zu Schmiedeberg 210. v. Klein, Ob. Med. R. zu Stuttgart 102. v. Klenke, Hannöv. Obriſt 88. Klinghammer, Diak. zu Pegau 344. Klohß, Doctor der Med. u. Chirurgie in Zerbſt IX. Kmeth, Prof. zu Kaſchau 177. D. Knapp, Prof. zu Halle LXII. D. Kneſchke, Conr. in Zittau XXXIV. Kniep, Dom. R. zu Hannover 397. Kniep, Prof. zu Neapel XLVII. v. Knieſtedt, herzogl. Braunſchw. Hofr. auf Knieſtedt LXV. Köhnemann, Stadtr. zu Berlin 141. Koll, Maler zu Wien 412. Kollowrat-Liebſteinsky, Gr. v., Geh. Rath zu Wien 423.

König, Doctor der Med. zu Wien 366. Königsegg-Aulendorf, Gräfin v. 461. Köpp, Prof. zu Wien 469. Koſegarten, Pred. zu Altengamme 432. Köſter, Paſtor zu Wilhelmsburg 431. Köthe, Paſtor zu Rammenau 335. Kotzer, Doctor der Phil. zu Leipzig 224. Kraft, Hiſtorienmalerin zu Bamberg 211. Kregel, Paſtor zu Hanſtedt 393. Krenkel, Geh. Archivar. zu Berlin 246. Krieger, Buchhändler zu Marburg 245. Kuhn, vorm. Prof. zu Bern 97. D. Kunz, Prof. zu Braunſchweig 108. Kunze, M. und Superint. zu Biſchofswerder 134. v. Lannoy, kaiſ. kön. Staatsrath auf Wildhaus 101. Lauk, Prof. zu Würzburg 422. Lauska, Lehrer und Tonſ. zu Berlin 145. Lawätz, k. Dän. Juſtizr. zu Altona 181. Leers, Magiſtr. Rath zu Baireuth LX. Lembke, Landr. zu Wismar 349. Lemoin, Prof. zu Hildesheim 253. Leski, Prof. in Krakau 188. Leune, Doctor der Philoſophie in Leipzig 87. L. Levitſchnig, Hofadvokat in Wien 256. Lindemann, Intend. in Dresden LXXII. Linden, Baron v., vorm. Weſtphäl. Geſandter in München 153. v. Lochner, Frhr. von und zu Hüttenbach 205. Lothringen, Prinz C. Eugen von 231. Löwen, Graf von, zu Dresden 132. Lucas, Apoth. zu Erfurt 143. Lucchefini, Preuß. Staats-Miniſter zu Florenz 218. Luigi Baſſi, Regiſſ. der kön. Ital. Oper in Dresden LIX. Louiſe, Herzogin von Naſſau XXV. v. Lüninck, Fürſtbiſchof von Münſter und Corvey XXII. Maaßen, Oberarzt zu Wismar 437. Makay v. Maka und Gele, k. k. Hofr. zu Sümegk 248. Mallinkrodt, Reg. Rath in Dortmund 175. Mann, Ob. Appellat. Ger. Präſ. in Zerbſt 159. Mantzel, Pfarrer zu Boſſow 340. de Marées, Schulinſpect. zu Deſſau XVI. Mattersberger, Prof. in Breslau 236. Maurer, Stadtrath in Berlin 460. Maximilian Joſeph I. König von Baiern LXI. v. Meding, Erblandmarſchall in Braunſchweig 83. Meineke, Conſ. Rath und Paſtor in Quedlinburg L. Meisner, Profeſſor in Bern XVII. Mellin, Conſiſt. Rath zu Magdeburg 105. Mercy, Pfarrer zu *Gruol* 182. Metternich, Fürſtin von, zu Paris 300. Metzler, Geh. Comm. R. in Frankfurt a. M. 291. D. Meyer, Arzt in London 192. D. Meynier, Lector der Franzöſ. Sprache in Erlangen XXXVI. Mohn, Glasmaler in Wien 222. Möller, Pfarrer zu Zipſendorf 81. Mollweide, Prof. zu Leipzig XX. Moosdorf, Archidiak. in Naumburg LXXIV. Moſewius, Sophie W., Sängerin in Breslau 86. Müller, Maler u. Dichter zu Rom 147. v. Müller, Hofrath zu Wien 215. Nahl, Director in Caſſel 94. Naumburger, Prof. zu Dresden 359. Neid-

hart, Prof. zu Wertheim XI. D. Neuſtetel, Ob. G
Anw. zu Nizza 258. D. Nick, Prof. in Freiburg XV. N
decke, Prediger zu Elſtorf 131. Oertel, Paſtor zu L
benau 373. Ortenburg, Gräfin von, 463. D. Oswald,
W. Hofr. zu Karlsruh 374. Oettingen-Oettingen, Fü
ſtin von, 352. Ottlik v. Felsö-Ozor und Kochanócz
Peſth 319. Graf Palffy v. Erdöd, Geh. Rath zu Pre
burg 285. v. Pannewitz, Preuß. Landr. in Dalldorf 7
Papenheim, Pfarrer zu Schwerin 206. D. Pauli, Pre
zu Berlin XIII. Pauli, Dompred. zu Güſtrow 444. P
zig, Diak. in Wiehe 129. v. Perén, Kämmerer in Pre
burg 339. M. Pezold, Corrector zu Leipzig 306. Pfa
Prof. zu Halle 148. Pfeifer, Vormundſch. Verwandt
zu Ibenhain 427. Pian, Maler zu Wien 475. Pianta
Geh. Ob. Fin. R. in Berlin LVI. Pitſch, Hofmed.
Sagan 467. Plagemann, Rector emer. zu Roſtock 11
v. Plate, Landr. zu Freiburg im H. 342. v. Platzer,
k. Gub. Rath in Wien 391. Pollack, Prof. zu Lemberg 33
D. Poſſe, Prof. zu Erlangen 226. D. Puhl, Apoth.
Penzlin 382. Puſtet, Biſchof von Paſſau 154. v. Ra
ner, Neap. Miniſter in Wien 396. Ramming, Buchdr. i
Dresden 158. Ransleben, emerit. Geh. Ob. Fin., K
und Dom. R. in Berlin 124. v. Recklinghauſen, Pre
zu Langenberg 76. Rehbinder, Frhr. von, k. Dän. Le
Rath 196. Reindahl, Schriftſtellerin in Bremen 23
Reichhelm, Superint. zu Prenzlau 116. Reinhold, Lan
ſchaftsmaler in Rom 80b. Reinke, Baudirect. in Ham
burg X. Reith, Prof. in Charkow 179. Remy, Pro
in Wien 261. Reich, Pfarrer zu Kronach 298. Reuſch
Paſtor prim. zu Springe 321. Reuß-Plauen, Prinz Hein
rich XV. von, 199. Reuß, Graf Heinrich XLVIII. z
Köſtritz 369. Richter, Geh. Kriegsr. in Berlin 164. M
Riedel, Pfarrer zu Weßnig 383. D. Rink, Pfarrer z
Donzdorf 238. Rinteln, Dir. zu Büren 221. Ritthau
ſen, Paſtor zu Klemzig 466. Rodde, Dorothea v., Doct
der Phil. in Göttingen XLVIII. Du Roi, Geh. Juſtiz
in Braunſchweig 217. Rolle, Vicekanzler in Altenb. 312.
Roſenberg, Reg. R. zu Gotha 404. D. Roſenfeld, Pred.
zu Zſchorta 260. Roſenſtiel, Mitgl. des Conſiſt. der luth.
Gem. in Paris XII. D. v. Rößler, Reg. R. in Wien 462.
D. Roth, Profeſſor zu Tübingen 330. Rother, Reg. H.
Caſſ. Contr. zu Oppeln 480. Rudics v. Almás, kaiſ. kön.
Rath 334. D. Ruef, Geh. Hofr. zu Freiburg im Br. 89.
D. Ruefs, Landger. Arzt zu Elwingen 288. Ruſſo, Fürſt
von Sicil. Staatsminiſter in Wien 401. v. Rumling, Intend. der Hofkapelle zu München XXX. Sachſe, Prof.

sburg 90. Salieri, Hofkapellan in Wien XXIX. muth, Cammerrath zu Güſten 167. Sander, Buchhändler in Berlin VII. Saphir, Dichter zu Moar 264. Sartorius, Prälat zu Stuttgart 250. v. Schachtmeyer, Oberſt in Berlin 307. Schäffer, Doctor der Medizin in Wien 430. Scharfenberg, Probſt zu Zopten 487. v. Scheele, Landdroſt zu Osnabrück 174. Scheerer, Pfarrer zu Rüſſelsheim 395. Scheffky, Superint. zu Wieſen 286. D. Scheffler, Prof. in Braunſchweig 112. Scheyder, Chir. zu Wittſtock 240. Schinz, Pfarrer zu Glattfelden 407. Schinz, Hofpred. zu Stuttgart 365. Schirmer, Paſtor zu Simſenhauſen 460. D. Schlagers, Hof- und Ger. Advok. in Wien 272. v. Schlieffen, Gen. Lieut. auf Windhauſen 207. Schmidt, Oberpred. zu Köpnick 341. Schmidt, Prof. zu Schulpforta 464. Schnaubert, Prof. in Jena 186. Schönburg-Rochsburg, Heinr. E. Graf von, XXVIII. v. Schraut, k. k. Geſandter zu Bern 451. Schreckenberger, Paſtor zu Wuitz 356. D. Schreger, Prof. zu Erlangen 214. Schröder, Commerzr. auf Kleeſen 279. Schröter, Superint. zu Eckartsberga 119. v. Schubert, Staatsrath in Petersburg LXIV. Schultheſius, Superint. zu Hardegſen 347. Schwabe, Pfarrer in Wolferſtedt 103. Schwarz, Paſtor zu Cursdorf 486. Schwarzburg Rudolſtadt, Prinz Carl Günther von, LXXV. Schweickhardt, Geh. Rath zu Karlsruhe 150. Schwickert, Buchhändler in Leipzig 80. a. Seeman, Priv. Gel. zu Wiesbaden 133. Selle, Mediz. Aſſ. zu Küſtrin 398. Semmler, Bibliothekar in Dresden LXXIII. Seyffert, Conſ. Rath in Berlin 370. Seyppel, Geh. Ob. Rev. R. in Berlin 364. Siebert, Prof. zu Detmold 109. Soherr, Arzt zu Wien 455. D. Spieker, Kirchenr. u. Prof. in Herborn 144. Spitzner, Bürgerm. in Potsdam 227. D. Stamler, Mediz. Rath zu Gotha 409. v. Steindel, kön. Sächſ. Major a. D. 106. v. Steineck, Gen. Major zu Wien 420. Steinhäuſer, Prof. in Halle LXX. Steinkopf, Maler in Stuttgart 95. v. Stransky, Kreishauptmann in Prag 331. v. Strauch, Hofr. in Schleiz 212. Stößner, Paſtor zu Oſterhauſen 447. Sydow, Geh. Ob. Tribunalr. in Berlin 299. v. Szeddiczky, Advok. zu Peſth 324. Szekhely, k. k. Geh. Rath zu Ofen 289. Szomor und Somorod-Pazmandy von, Coadjutor zu Peſth 367. v. Szontagh, Doctor der Med. zu Iglo 348. Tanner, Abt zu Einſiedeln 136. Taubert, Doctor der Philoſ. in Leipzig 202. Teinlich, Fechtm. zu Wien 267. v. Temsky, Forſtrath zu Groß-Glogau 471. Tendler, Mechan. in Linz 378. Thalwitzer, Paſtor in Dorfſchellenberg 265. Dr. Theſer, Hof-

und Ger. Adv. in Wien 315. Thierbach, Pred. in Meiſſen XXVI. Thilo, Ger. Dir. in Rochlitz 128. v. Thöt, Pred. zu Dura-Bedſe 301. Thurn und Taxis, Pr. Fr. Wilh von, 417. Thurn und Taxis, Graf von, Oberhofmarſchall zu München 294. Thurn und Valſaſſina, Graf von, auf Wartegg 79. Tiebar, Graf von, auf Buttenheim zu Wien 276. Tobler, A. L. Seckelmeiſter zu Speicher 390. Trager, Maler zu Wien 376. Trattler, Gubern. Rath zu Hermannſtadt 305. Trautmann, Reg. Rath in Wien 195. Trendelenburg, Stadtr., vorm. Prof. in Danzig 122. Uhlich, Pfarrer zu Höfgen 268. Ullrich, Stadtphyſ. zu Halle 266. Ulrici, Rechtsconſul. in Dresden 163. Unger, Paſtor in Chemnitz 322. v. Ungern-Sternberg, Aſſeſſor zu Weißenſtein 247. Urményi von Urmeny, k. k. Geh. Rath und Staatsminiſter 172. Uslar-Gleichen, Hannöv. Cammerherr zu Celle 156. Uthe-Spazier, Dichterin und Schriftſt. in Dresden 123. Valkowitz, Doct. der Med. zu Wien 273. Veſtris, Balletmſtr. in Wien 351. Vibrans, Paſtor zu Eberholzen 287. Dr. Vogel, Prof. zu Nürnberg XLI. Voght, Landrath zu Buxtehude 318. Voigt, Regens des kathol. Pr. Sem. zu Rottenburg 434. Volkmer, Pfarrer zu Wieſenthal 456. Wagemann, Prof. zu Lüttich 311. Wagner, Canon. zu Baumberg 241. Wagner, Geh. Reg. Rath zu Hildburghauſen 138. Wagner, Geh. Rath in Hildburghauſen 385. Walch, Superint. zu Salzungen XXXIII. v. Waldſtätten, Appellat. Rath zu Wien 251. Wange, Pfarrer zu Verden 284. Wegert, Maler in Berlin 438. Wehnert, Profeſſor zu Parchim 380. v. Wendt, Weihbiſchof zu Hildesheim 85. Wennmohs, Criminalr. zu Bützow 429. Wenzel, Graf 477. Weſtphal, Organiſt in Schwerin 197. Widtmann, Graveur in Wien 329. Winkler, Canon. zu Carlsburg 302. Winnecke, Pfarrer in Wartgenſtedt 281. v. Winter, Kapellmeiſter in München LXIII. Dr. Witteck, Hofagent zu Wien 269. Wolf, Doct. der Med. zu Schweinfurt 399. Wolf, Dr. der Med. zu Wien 474. Wolke, Hofrath und Prof. in Berlin III. Worzizek, Hoforganiſt in Wien 449. Wundt, Min. R. in Karlsruhe 208. Dr. Wüſtenfeld, Senator zu Frankfurt a. M. 362. Dr. Wyneken, Conſ. Rath zu Hannover 152. Zeidler, Pred. zu Achim 337. Zemantſek, Prof. zu Wien 328. v. Zeſterfleth, erſter Gräfe des Altenlandes zu York 183. Ziermann, Doct. der Medicin zu Celle 137. Dr. Zimmermann, Profeſſor in Gieſſen XLIX. Zſchorn, Collaborator zu Halle 408. Doct. Zwierlein, k. B. Hofr. und Director zu Fulda 155.

Erſte Abtheilung.

Ausführlichere Nachrichten.

Digitized by Google

* I. Carl Theodor Hilſenberg,

geb. den 11. März 1802 zu Erfurt,
geſt. am 11. September 1824 auf der Inſel St. Marie bei Madagaskar*).

Sein Vater, J. Caspar Hilſenberg, war Stadtchirurg in Erfurt, ſeine Mutter eine geborne Nehrlich. Von ſeiner frühen Jugend an beſuchte er die Lorenz-Trivialſchule, ſpäter das katholiſche Gymnaſium und erwarb ſich als ein fleißiger geſitteter Knabe die Zufriedenheit der Lehrer beider Anſtalten. Zum Geſchäft ſeines Vaters beſtimmt, erlernte er bei dieſem die Chirurgie, beſuchte Tromsdorfs chemiſches und Bernhardis botaniſches Inſtitut und hörte die in ſein Fach einſchlagenden Vorleſungen des Profeſſor Thilow und des Dr. Lucas. Da er Willens war, als Chirurg in Preußiſche Militärdienſte zu treten, ſo ließ er ſich von dem Regimentsarzte, Dr. Stübe, examiniren, der ihm ein ſehr empfehlendes Zeugniß nach überſtandener Prüfung ausſtellte. Um ſich noch ausgebreitetere Kenntniſſe zu erwerben, begab er ſich in ſeinem 17ten Jahre nach Wien, wo er als Chirurg conditionirte. Seine gute Aufführung, ſeine Kenntniſſe und ſein Fleiß verſchafften ihm hier bald die wünſchenswertheſten Bekanntſchaften; ſo erwählte ihn der Profeſſor Trattinik zum Gehülfen im botaniſchen Cabinette, der Profeſſor Schultes trug ihm auf, Auszüge aus großen botaniſchen Werken auf der Bibliothek zu machen, ſo daß er nicht nur einträglich, ſondern auch lehrreich beſchäftigt war und ſich in ſeinem Lieblingsfache, der Botanik, immer mehr ausbilden konnte. Den Profeſſor Hartmann zählte er ebenfalls zu ſeinen Gönnern; am einflußreichſten für ſein Leben war aber die Bekanntſchaft mit dem berühmten Reiſenden Franz Sieber, der ihn ſo lieb gewann, daß er ihn zu Anfang des Jahres 1820 vermochte, ſeine Stelle aufzugeben und die eines Secretärs bei ihm anzunehmen. Bald darauf reiſte er mit Sieber nach München, wo der letztere ſeine aus Aegypten mitgebrachten Sammlungen verkaufen wollte. Von hier aus unternahmen beide im Frühjahr eine botaniſche Reiſe nach Tyrol, einem Theil Italiens und der Schweiz. Auf der Rückreiſe verließ ihn ſein Herr in Botzen, von wo aus er allein, oft mit Lebensgefahr, ganz Tyrol bereiſete. Im November ſchrieb Sieber von Prag aus an Hilſenbergs Vater, gab dieſem ſeine vollkommne Zufriedenheit mit ſeinem Sohne zu erkennen und benachrichtigte ihn, daß er den jungen Mann nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſenden werde, wobei er zugleich das Verſprechen hinzufügte, er werde ihn nach der Rückkehr drei Jahr Medicin ſtudiren und dann auf ſeine Koſten promoviren laſſen. Hilſenberg ſelbſt bat ſeinen Vater im kindlichſten Tone um die Erlaubniß zu dieſer Reiſe und meldete ihm, daß er mit einer Reiſebeſchreibung über die Eisge=

---

*) Der Zufall hat gewollt, daß auch dieſer Jahrgang des Nekrologs, wie die beiden frühern, mit einer Biographie aus dem vorhergehenden Jahre beginnt, ein Anachronismus, den, außer der Berückſichtigung, die ein ſo talentvoller junger Naturforſcher gewiß verdient, die weite Entfernung, vermöge welcher die Nachricht ſeines Todes erſt im Mai 1825 bei ſeinen Verwandten aus Madagaskar anlangte, wohl hinlänglich entſchuldigt.

burg im Tyrol als Schriftſteller aufgetreten ſey. Nach erhaltener Einwilligung reiſte er mit dem [illegible]ner Bojer von Prag über Wien, Grätz, Laibach, wo eben der Congreß war, nach Trieſt, von [illegible] zu Waſſer nach Ferrara und von hier aus ſchlug er den Weg zu Lande über Bologna, Florenz und Piſa nach Livorno ein. Von Livorno aus ging er zur See nach Marſeille: hier änderte er, aus uns unbekannten Gründen, ſeinen frühern Entſchluß und ging am 25. März 1821 nach Isle de France ab. Seine Reiſe von hier aus wollen wir ihn ſelbſt beſchreiben laſſen, um damit zugleich einen Beweis der Fähigkeit des jungen Mannes zu liefern: „Am 25. März früh 6½ Uhr fuhren wir mit einem friſchen Südweſt unter Begleitung des Schiffseigenthümers und einer zahlreichen Geſellſchaft von Kaufleuten aus dem Hafen. Die ganze Bemannung des Schiffs, zwei andere Paſſagiere, von denen einer nach Batavia ging, um dort ſein Glück zu machen, mitgerechnet, beſtand in 40 Menſchen. In kurzer Zeit hatten wir die offene See erreicht, ſagten den Franzoſen Lebewohl und ſegelten mit gutem Winde vorwärts. Am 28. März erblickten wir in der Ferne die Baleariſchen Inſeln, Majorka und Minorka und am folgenden Tage die weſtliche Spitze der kleinen, durch die Deportirung der von den Spaniern gefangenen Franzoſen berühmt gewordenen Inſel Cabrera. In der Nacht auf den 30. erhob ſich ein ſo ſtürmiſches Wetter, daß wir mit erſtaunender Schnelle gegen die Küſten der Barbarei getrieben wurden und am andern Tage Cap de Tennez und Moſtapan, nebſt einer großen Strecke des nördlichen Afrikas, anſichtig wurden. Mit unbegränzter Neugierde weideten wir uns an dem Anblicke dieſes Wunderlandes und vergaßen darüber Eſſen und Trinken. Berge und Thäler ſchienen aus ganz andern Maſſen geformt und in unſerer Einbildung hätten wir vielleicht gar Desfontaines Pflanzen erkannt. Wir ſegelten nun wieder gegen die Spaniſche Küſte und am 2. April ſahen wir Cap de Patos, von wo aus Columbus mit ſeiner Flotte zum erſtenmal ausſegelte. Nachmittags erblickten wir Carthagena. — Am 5. April entfalteten ſich die Gebirge des Königreichs Murcia mit unbeſchreiblicher Schönheit; ſie erhoben ſich terraſſenförmig übereinander und die hinterſten waren noch ſehr dick mit Schnee bedeckt. Die Tage vom 6. — 12. April vergingen unter beſtändigem Hin- und Herkreuzen an den Spaniſchen Küſten. Wir überſchauten einen ziemlichen Theil des Königreichs Grenada und ſeiner majeſtätiſchen Gebirge und am 10. kamen wir nahe an die Stadt Malaga. Eine ſchönere Belvedere, als der Anblick dieſer Stadt, läßt ſich ſchwerlich finden. So weit das Auge reicht, ſieht es Alles dicht mit Weinreben bepflanzt, die mit den herrlichſten grünen Feldern abwechſeln. — Den 13. April, nach 20tägiger Schifffahrt, hatten wir die Straße von Gibraltar erreicht. Der Eintritt macht ſich durch die Wellen, die ſich mit Gewalt aus dem atlantiſchen Ocean eindrängen, ſehr bemerkbar. Der ungeheure Felſen, auf den die Stadt gebaut iſt, macht ſie ſeiner Lage wegen vielleicht zur erſten Feſtung der Welt. Senkrechte Wände, gegen welche die in den Tyroliſchen Gebirgen kein Vergleich ſind, vertheidigen allein die Stadt an der Nordſeite, wo man deshalb weiter keine Vertheidigungsanſtalten gemacht hat. Wir ſahen ferner die Städte Algeziras und St. Roch, auf der Afrikaniſchen Seite die Feſtung Ceuta. Weiter hinauf war das durch die Seeſchlacht ſo bekannte Cap Trafalgar und links Cap Spartel. Hier traten wir in den atlantiſchen Ocean ein, ſagten Europa Lebewohl und waren in geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen. — Vom 13. — 17. April. Mit pfeilſchneller Geſchwindigkeit trug uns ein Oſtwind in 4 Tagen zu den Canariſchen Inſeln. Das Wetter war ſehr nebelig und wir konnten nur mit Mühe die Inſel Portaventura unterſcheiden, der wir bis auf 4 Meilen nahe kamen. Der Pico de Teneriffa war zum größten Leidweſen für unſere Augen verloren. Ueberhaupt, ſagte uns der Capitän, muß man ziemlich vom Glück begünſtigt ſeyn, um ihn nebelfrei zu ſehen. Den 18. ſchien das ganze Meer mit Mollusken bedeckt. Die Beſansſegel (Holothuria physalis) zeichneten ſich durch den prächtigen Glanz ihrer Farben aus; dieſe Thiere haben eine Blaſe oder Haut, die ſie, gleich einem Segel, nach der Richtung des Windes drehen und ſo auf den Wellen, gleich einem Schiffe, dahin rudern. Wir fingen deren mehrere, aber es iſt unmöglich, ſie zu conſerviren, beim Herausnehmen aus dem Waſſer bleibt von dem ſo ſchönen Argonauten blos ein wenig Gallerte zurück. Am 19. April paſſirten wir den Wendekreis des *Krebſes*. Der Thermometer hatte $16\frac{3}{4}^{\circ}$ R. Zum erſtenmal ſahen wir hier den blendend weißen Tropitvogel (Phaëton aethereus L.), Franzöſiſch Paille-en-queue, wegen ſeiner oft zwei Fuß langen Schwanzfedern. Jetzt waren wir nun unter dem heißen Erdgürtel, deſſen Schönheiten ſo viele tauſend Reiſende geſchildert haben. Unſere Erwartungen wurden alle befriedigt. Von der angenehmen Seefahrt unter den Wendekreiſen will ich Ihnen eine kleine Beſchreibung geben. — Kaum hat Helios die unermeßlichen Gränzen des Himmels berührt und das ganze ätheriſche Gewölbe geröthet, als auch ſchon der Tag erſcheint; der Ocean ſteht in Flammen und die ganze aus der Nacht hervortretende Natur ſchwimmt in einem Feuermeere. Die hoch aufgethürmten, tauſenderlei Formen bildende Wolken, nehmen dann alle nur denkbaren Farbennüancen an, worunter ſich, außer dem brennendſten Purpur, dem reinſten Azur, dem blendendſten Weiß, auch ein herrliches Smaragdgrün bemerkbar macht, eine Farbe, die man wohl kaum an unſerm Europäiſchen Horizonte wieder findet. So ſchaukelt das Schiff, von einem angenehmen Paſſatwinde fortgetrieben, dahin, bis bei Sonnenuntergange ſich die am Morgen bemerkten maleriſchen Scenen wiederholen. Sobald ſich die Sonne in die unbegränzte Waſſerfläche getaucht hat, verſchwindet der Tag und ohne eine Abenddämmerung, wie bei uns, umhüllt ſogleich ſtille Nacht die Erde. Mit ihr ſteigen an der reinen Himmelsbläue die prachtvollen Geſtirne der ſüdlichen Hemiſphäre herauf; das Schiff, das Kreuz, der Centaur, die Jungfrau, Orion ſchimmern in einem unnachahmlichen Lichte; vorzüglich ſtrahlt Sirius wie ein zweiter Mond und ſein Wiederſchein bildet auf der ſpiegelglatten Fläche des Meeres eine lange ſilberglänzende Straße. In ſolchen heitern Nächten ſahen wir auch mit Erſtaunen das entzückende Leuchten des Meeres. Millionen kleiner Funken bildeten beim ſchnellen Dahingleiten des Schiffs ein Diadem, das durch den Mondſchein und die hellflimmernden Sterne erhöht, eins der prächtigſten Schauſpiele gewährte, welches zu ſehen, ſchon eine ſo weite Reiſe lohnen möchte." Dies Bruchſtück eines Briefes, den Hilſenberg von Isle de France aus an Sieber ſchrieb, mag als Probe ſeiner Schreibart und ſeines Darſtellungstalents dienen. Am 9. Junius paſſirte unſer Reiſender das Vorgebirge der guten Hoffnung in einer Entfernung von drei Stunden und am 7. Julius, nach einer glücklichen Fahrt von 105 Tagen, langte er wohlbehalten am Orte ſeiner Beſtimmung an, wo er die freundlichſte Aufnahme und größte Gaſtfreundſchaft fand. Während des Jahrs 1821 durchſtreifte er, mit ſeinem Gefährten Bojer, Isle de France und Isle de Bourbon und am 1. Mai reiſte er mit einer Engliſchen Fregatte nach Madagaskar ab, wozu ihn der Gouverneur von Isle de France, Townſend Farquhar, vermocht hatte. Nach einer dreitägigen Fahrt landete die Fregatte an der Oſtküſte Madagaskars, in Taratave, und nach einer dreiwöchentlichen höchſt beſchwerlichen Reiſe durch dies ungeſunde Land erreichte Hilſenberg die 150 Stunden von der Küſte gelegene Hauptſtadt der Provinz Emerina, Zannan-Arivou, die Reſidenz des Negerkönigs Radama Mantſaga, des Beherrſchers der Houvas, eines Volkes, das die Engländer zu civiliſiren ſuchen. Hier blieb er mit Bojer 1½ Jahr und unterſuchte den größten Theil des Innern der Inſel, wohin noch kein Europäer gedrungen war. Die reiche Ausbeute ſeiner Forſchungen an Samen, Pflanzen, Thieren u. ſ. w. ſandte er nach England an die Linneiſche Geſellſchaft. Zu Ende des Octobers 1823 kehrte er nach St. Maurice zurück, wo er zu ſeinem Erſtaunen erfuhr, daß Sieber, während ſeines Aufenthalts in Madagaskar, 4 Monate hier in Port Louis zugebracht und mit Thränen beklagt habe, daß er ſeinen Freund Hilſenberg nicht ſprechen konnte. Von hier aus überſchickte er ſeiner Mutter eine goldne, fünf Dukaten ſchwere Kette, die kunſtreich, ohne Löthung, von den Madagaſſen gearbeitet war, als Beweis, wie er in weiter Ferne ſeine theuern Verwandten gern erfreuen möge. In demſelben Brief bedauert er, keine ſichere Gelegenheit zu wiſſen, um 100 Spaniſche Piaſter, die er eigends für ſeinen jüngern Bruder geſpart, nach Erfurt übermachen zu können. Es war die letzte Nachricht! — Am 31. Mai 1825 erhielt Hilſenbergs Mutter einen

Brief von Bojer, vom 14. December 1824 aus St. Maixent (Isle de France), worin ihr dieſer meldete, ihr Sohn habe ſich im Sommer des Jahrs 1824, von dem Capitän Owen, Commandanten der Engliſchen Fregatte Luven, der ſchon ſeit 2 Jahren die Afrikaniſchen und Madagaskariſchen Küſtenländer unterſuchte und deſſen Botaniker in Sennar in Afrika geſtorben war, bewegen laſſen, als Naturforſcher in königl. Großbrittaniſche Dienſte zu treten und ſey am 15. Jul., gegen den Rath aller ſeiner Freunde, zu Schiffe gegangen. Schon am 18. Auguſt habe ihn das ſogenannte Madagaskariſche Fieber befallen und ſein Zuſtand habe ſich täglich verſchlimmert, ſo daß ihn der Capitän Owen am 8. September auf der Inſel St. Marie, nahe bei Madagaskar, ausgeſchifft habe, wo er in dem Franzöſiſchen Hoſpitale, am 11. September, ein Opfer für die Wiſſenſchaft, ſein thätiges Leben endete. Seine naturhiſtoriſche Hinterlaſſenſchaft wurde nach England geſendet, weil er die letzten Jahre auf Koſten dieſes Staats reiſte; ſein Vermögen, beſtehend in 700 Spaniſchen Piaſtern, ſoll ſeine Familie erhalten und ſeine Kleider, Ringe u. dergl. hat er in ſeinem Teſtamente ſeinem Gefährten Bojer vermacht.

Aus allen Briefen des für die Wiſſenſchaft zu früh Entſchlafenen ſpricht die kindlichſte Liebe für ſeine Aeltern und die wärmſte Anhänglichkeit an Geſchwiſter und Freunde. Für ſein ſittliches Betragen und ſeine Umgänglichkeit bürgen die vielen Bekanntſchaften mit ehrenwerthen Männern, die er aller Orten machte; ſelbſt auf Isle de France und Bourbon fand er viele Freunde unter den Engländern und Franzoſen, die ſeinen Tod aufrichtig bedauerten. Mit welchem regen Eifer er an ſeiner Lieblingswiſſenſchaft hing, beweiſen ſeine weiten beſchwerlichen Reiſen, deren Gefahren er, um des edlen Zwecks willen, gern ertrug und in welchem Sinne er die Botanik trieb, mögen ſeine eignen Worte aus ſeinem letzten Brief uns ſagen: „Es liegt ein ganz eigner Reiz in der Botanik, welchen nur der fühlen kann, der die Pflanzen nicht blos deswegen liebt, weil ſie ihm durch Färben, Gerben, Brennen und andere technologiſche Verwendung Gewinn bringen, ſondern vorzüglich deshalb, weil er an ihnen die Weisheit unſers Schöpfers bewundert. Ich möchte mich um Alles in der Welt nicht von ihr losreißen.“

Weimar. H. Lenz.

II. Caspar Siegfried Gähler,

Doctor der Rechte, Königl. Dän. Conferenzrath, Commandeur des Danebrogordens und erſter Bürgermeiſter in Altona.

geb. den 13. Januar 1747.
geſtorben den 2. Januar 1825. *)

Er ſtammte aus einem einheimiſchen Geſchlechte, denn ſein Vater, **Nicolaus Ullrich Gähler**, war zu Flensburg im Jahr 1695 geboren, und hatte ſich dem Dienſte des Vaterlandes im Civil-Etat gewidmet. In Copenhagen, wo er bei der damals Deutſchen Canzlei angeſtellt war, verheirathete er ſich im Jahr 1723 mit **Margaretha Berndrup**, welche im Jahr 1738, ohne ihm Kinder zu hinterlaſſen, ſtarb. Wie ſehr dieſer

---

*) Zum Theil aus Schmid's Gedächtnißrede auf Gähler.

Mann ſich durch die Ausübung ſeines Berufs die Königliche Zufriedenheit müſſe erworben haben, erhellet daraus, daß der König ihm die anſehnliche und wichtige Stelle eines Landvogts in der damals dem Däniſchen Scepter unterworfenen Grafſchaft Delmenhorſt ertheilte.

Hier verheirathete er ſich zum zweitenmal mit Adelheid Margaretha Vortmann, welche ihm 8 Kinder, 2 Söhne und 6 Töchter gebahr, von denen das erſtgeborne Kind, die verwittwete Juſtizräthin Epping, jetzt eine 84jährige Matrone, noch allein unter den Lebenden iſt und den Verluſt des geliebten Bruders beweint, alle übrigen aber die Schuld der Natur bezahlt haben. —

Die günſtige Lage des Vaters erlaubte ihm auf alle Weiſe für die Erziehung und Bildung ſeiner Kinder zu ſorgen. Seinen beiden Söhnen hielt er Privatlehrer, deren Unterricht der ältere bis zum Antritt ſeines akademiſchen Lebens genoſſen hat.

Noch nicht volle 17 Jahr alt bezog er die Univerſität Leipzig und widmete ſich dort, ſo wie nachher auf der Akademie zu Jena, der Rechtswiſſenſchaft. Nach beendigten akademiſchen Studien practicirte er als Advocat in ſeiner Vaterſtadt Delmenhorſt und der glückliche Erfolg in dieſem Geſchäft bewies es, wie ſehr er ſchon im Jünglingsalter die Aufmerkſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen erregte. Mit großer Zufriedenheit ſprach der Verewigte von dem Nutzen, welchen er aus dieſen practiſchen Arbeiten geſchöpft habe, und er äußerte dann immer den Wunſch, daß jeder, der ein Richteramt bekleidet, ſich durch die Advocatur darauf vorbereitet haben möchte.

Als im Jahr 1766, durch den Abgang des damaligen Oberpräſidenten von Qualen zum

Landdroſten der Grafſchaften Oldenburg und Delmenhorſt, die Oberpräſidentur zu Altona erledigt ward, ernannte der König den damaligen Conferenzrath Sigismund Wilhelm von Gähler, der eine bedeutende Reihe von Jahren den Geſandſchaftspoſten in Konſtantinopel bekleidet hatte, zu von Qualen's Nachfolger. Dieſer intereſſante Mann, der ſchon durch ſeine diplomatiſchen Verhandlungen bei der hohen Pforte ſich die allerhöchſte Zufriedenheit ſeines Souverains und eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit erworben, der die meiſten Europäiſchen Höfe beſucht und mit den erſten Staatsmännern der größten Höfe freundſchaftliche perſönliche Verhältniſſe geknüpft hatte, war ein leiblicher Vetter unſers Gähler. Der damalige zweite Bürgermeiſter Schütze hatte dem neu ernannten Oberpräſidenten ſeinen Sohn, der eben von der Akademie zurückgekommen war, zum Secretair vorgeſchlagen und der Oberpräſident hatte den Vorſchlag genehmigt. Allein ſchon im zweiten Jahre ſtarb der Secretair Schütze, und da unſer Gähler die Akademie verlaſſen und die juriſtiſche Praxis in ſeiner Vaterſtadt ergriffen hatte, folgte er, nach dem Wunſche ſeines Vaters, der Einladung ſeines Vetters und trat im Spätſommer 1768 bei ſeinem Blutsfreunde, der damals ſchon zum Großkreutz und königlichen Geheimenrath ernannt war, die Secretariatsſtelle unter den freundlichſten Ausſichten an.

Dieſer Umſtand hat unſtreitig den entſchiedenſten Einfluß auf die ganze intellectuelle Bildung Gählers gehabt. Konnte gleich Niemand ahnen, was dieſer, damals ſehr junge Mann Altona einſt werden würde, ſo gewann ihm doch ſein einnehmendes Aeußere, ſeine natürliche aus dem Herzen kommende Freundlichkeit, und ſeine, mit einer liebenswürdigen Anſpruchsloſigkeit verbundene wiſſenſchaftliche Bildung, die allgemeine Zuneigung aller angeſehenen Einwohner. Nicht leicht durfte er in einem geſelligen Cirkel fehlen.

Sein ehrwürdiger Principal und Blutsfreund entdeckte bald, wie ſehr er zu ſeiner Wahl ſich Glück zu wünſchen habe, und unſer Gähler erwarb ſich durch die vollkommne Ausrichtung der ihm oliegenden Geſchäfte, deſſen völlige Zufriedenheit. Einem Manne wie Gähler mußte nach beſeitigten Berufsarbeiten noch Muße genug übrig bleiben, welche er großentheils ſeiner Hauptwiſſenſchaft, für die er die größte Verehrung hegte, und ſeiner Lieblingsneignng, der Muſik, widmete. Beiden Gegenſtänden konnte er auch, nachdem er im Jahr 1776 zum Generaladminiſtrator des Königlichen Lotto ernannt war, während der drei Jahre, in welchen er dieſes Amt bekleidete, ungeſtört nachhängen. Doch mußte er in der eben genannten Eigenſchaft auf Allerhöchſten Befehl eine Reiſe durch die Herzogthümer machen, an den Hauptörtern Collecteure einſetzen und das deshalb Erforderliche reguliren.

Enthielten dieſe erſten 10 Jahre ſeines Hierſeins nur die Präliminarien ſeines künftigen Wirkens, ſo waren ſie gleichwohl für ihn von unſchätzbarem Werth durch ihre weiſe Benutzung und durch die gründliche Vorbereitung für größere und wichtige Geſchäfte. Als Haus- und Tiſchgenoſſe des Geheimenraths v. Gähler, während ſeines Secretariats im Oberpräſidio, mußte ihm der Umgang mit einem Manne, der den größten Theil des cultivirten Europa's geſehen, den die Gabe der intereſſanteſten Mittheilung im hohen Maaße zu Gebote ſtand, der auch bei aller Verſchiedenheit der äußern Verhältniſſe den Blutsfreund nie verläugihn und unſern Gähler väterlich liebte, mannichfaltige frohe Stunden bereiten. In eben dieſen Zeitraum fiel ſeine perſönliche Bekanntſchaft mit dem von ihm lange vorher bewunderten erſten Tonkünſtler ſeiner Zeit, Carl Philipp Emanuel Bach. — Außer den in Hamburg unter Bachs eigner Leitung von Zeit zu Zeit ſtattfindenden Kirchenmuſiken, ward unſrem Gähler ſeit dem Jahre 1770 die Freude, in dem Saale des neuerbauten Sans-Souci, jeden Donnerstag im Winter-Halbenjahre geſchmackvolle Concerte, oft große Oratorien, jedoch mit Weglaſſung der Chöre zu hören, und mitunter den Vortrag ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen des Auslandes zu bewundern. Noch öfter war das letztere der Fall auf der Hamburger Bühne, woſelbſt unter andern der Mara bezaubernder Geſang auf unſern Gähler einen unauslöſchlichen Eindruck machte.

In dieſem Zeitraum, von 1770 bis 1780, hatte die Hamburger Bühne den Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Hier, unter einem von Leſſing *ſelbſt* gebildeten Publico, entwickelte Gähler ſein angebornes Schönheitsgefühl, welches ihm ſo manche frivole Producte der ſpätern Zeit ungenießbar machte.

So lebte er ſeiner Muße und ſeinen Freunden, bis nach dem Ableben des Etatsraths Schütze, der bisherige Syndicus, Juſtizrath Gries, zum erſten Bürgermeiſter ernannt und dadurch das erſte Stadtſecretariat erledigt ward. Schon damals ſprach der allgemeine Wunſch ſich aus, unſerm Gähler dieſen Poſten zu überlaſſen, und ohne Schwierigkeit ging er in Erfüllung. Am 14. April 1779 wurde er zum Syndicus und erſten Stadtſecretär ernannt.

Seine Berichte bezeichneten den gründlichen

Rechtskenner und Denker, und wie der Durſt nach Wiſſen mit der Befriedigung ſelbſt zunimmt, ſo verfolgte er, ungeachtet der gehäuftern Berufsgeſchäfte, die betretene Bahn durch unabläſſiges Fortſchreiten in ſeiner Hauptwiſſenſchaft. Kein Feld blieb darin von ihm unbearbeitet, und da er alles mit philoſophiſchem Blick betrachtete, ſo gelangte er zu einer Feſtigkeit in den Principien, die ihn in verwickelten Rechtsfällen ſelten einen Augenblick zweifelhaft ließen. Tiefe Einſicht hatte er ſich beſonders in den wichtigen Rechtsmaterien, der Inteſtat-Erbfolge und der Lehre von den Teſtamenten, erworben. Mit philoſophiſchem Scharfblick prüfte er ſorgfältig die Uebereinſtimmung, die Abweichung, oft den Widerſpruch des poſitiven und Naturrechts, und wo ſich dem gewöhnlichen Rechtskundigen im erſten nur blinde Willkühr zeigt, entdeckte er Ordnung und vernunftmäßigen Zuſammenhang. Vermöge ſeines Amts hatte er alle hieſelbſt errichteten mündlichen Teſtamente aufzunehmen und darüber zu inſtrumentiren. Aber bei wichtigen Teſtamenten ward er häufig von den Teſtirenden ſchon vorher zu Rathe gezogen und noch als Bürgermeiſter ward er in verwickelten Fällen gewöhnlich mit als Commiſſarius zur Aufnahme der Teſtamente erbeten.

Jetzt war **Gähler** in der Lage, die Freuden des häuslichen Glücks und der Familienverhältniſſe ſich zuzueignen. Sie wurden ihm in vollem Maaße zu Theil. Im Jahr 1781, den 4. April, verehelichte er ſich mit Demoiſelle **Margaretha Eliſabeth Geismer** aus Hamburg, einem liebenswürdigen Mädchen, die als Gattin durch ihren ſanften Charakter, durch ſeltene Herzensgüte und ächte Weiblichkeit 33 Jahre ſein Leben verſchönerte. Sie gebahr ihm 2 Söhne und 2 Töchter, von welchen der jüngere Sohn noch vor dem Jünglingsalter die Schuld der Natur bezahlte. Dagegen ward dem Vater ſpäterhin die hohe Vaterfreude, ſeinen würdigen ältern Sohn als Mitglied in dem das Collegium eingeführt zu ſehen, welches ihn ſelbſt als Director an ſeiner Spitze hatte.

Dieſe zweite Periode ſeines Wirkens in Altona, brachte in der intellectuellen Welt eine Erſcheinung hervor, die den unläugbarſten Einfluß auf die Vollendung der Geiſtesbildung unſers Gähler hatte und bis ans Ende ſeiner Tage ausübte. Imanuel Kant hatte ſeit etwa 30 Jahren den philoſophiſchen Lehrſtuhl auf der Univerſität zu Königsberg bekleidet, ohne daß die Reſultate ſeines tiefen Forſchens über die Gränzen ſeines Lehrſals hinausgegangen wären. Seine frühern, ſeit dem Jahre 1770 von Zeit zu Zeit erſchienenen Schriften ſchienen noch wenig Aufmerkſamkeit zu erregen, als er plötzlich in den letzten 80ger Jahren durch die Herausgabe ſeiner Kritik der reinen, und bald darauf auch der practiſchen Vernunft, eine große Revolution im Gebiete des Wiſſens bewirkte. Es war natürlich, daß dieſe Erſcheinung auf Gähler, dem Denken von Jugend an Bedürfniß geweſen, der die Vernunft als das herrlichſte Geſchenk der Vorſehung betrachtete, und den jede Verhöhnung derſelben, in welcher Wiſſenſchaft, in welcher Form ſie ſich ausſprechen mochte, zum höchſten Unwillen reizte, große Senſation erregen mußte. Mit dem größten Eifer arbeitete er ſich durch die neue Terminologie hindurch, erkannte und faßte den eminenten Scharfſinn des Königsberger Weiſen und zollte ihm bis ans Ende ſeiner Laufbahn ſeine innigſte Verehrung und Bewunderung. Nicht viele von Kants Schülern ſind ſo in den Geiſt ihres großen Lehrers eingedrungen, und haben ſich deſſen Ideen in der Anwendung ſo zu eigen gemacht, als unſer Gähler.

Zwei ausgezeichnete Männer waren es vorzüglich, die ſeine Vorliebe für die Kantiſche Philoſophie nährten und erhöheten: Johann Auguſt Unzer (Verf. des Arztes und des geprieſenen medic. Handbuchs), ein Mann, deſſen Name in Deutſchland überall mit hoher Achtung genannt wird, der, im Beſitz einer Maſſe Kenntniſſe, als theoret. und prakt. Arzt keinem ſeiner Zeitgenoſſen nachſtehend, unerſchöpflich reich an Witz und ein tiefer gründlicher Forſcher war — und der als Dichter, Philoſoph und Philolog ruhmvoll ausgezeichnete Gerſtenberg *). Mit Beiden ſtand Gähler in einem innigen Freundſchaftsbunde.

Etwas über 11 Jahre hatte er das Syndicat verwaltet, als durch das Hinſcheiden des würdigen Gries, im October 1790, die erſte Bürgermeiſterſtelle erledigt ward. Es war keine kleine Aufgabe, der Amtsnachfolger dieſes Mannes zu ſeyn.

Damals ſtand Altona ſeit einem Jahre unter der Leitung des Geheimenraths von Stemann als Oberpräſident. Dieſer erfahrene Geſchäftsmann, deſſen Stimme bei Hofe ein verdientes Gewicht hatte, konnte bald nach ſeiner Ankunft die ausgezeichneten Eigenſchaften Gählers kennen und ſchenkte ihm ſeine innigſte Achtung und Freundſchaft bis an ſein Ende. Ein anderes höchſt achtungswerthes Magiſtrats-Mitglied hatte nicht unbegründete Erwartung, der Nachfolger ſeines Zeitgenoſſen und vieljährigen Freundes, Gries, zu werden. Aber Stemann, ſo volle Gerechtigkeit er auch den ausgezeichneten Verdienſten jenes würdigen Mitbewerbers widerfahren ließ, glaubte doch, daß man die Gelegenheit, einen ſo trefflichen Rechts-

---

*) Gerſtenbergs ausführliche Lebensbeſchreibung findet man im 1ſten Jahrg. p. 698. unſers Nekrologs.

gelehrten zum Director des Magiſtratscollegii zu erhalten, nicht verabſäumen müſſe, und Gähler ward nach Stemanns Vorſchlag unterm 15. April 1791 zum dirigirenden Bürgermeiſter, einige Wochen ſpäter zum Mitgliede der Juſtizdirection, und unterm 23. November 1792 zum Mitgliede des Commerzcollegii ernannt.

Hier ſtand nun Gähler an der wichtigen und ehrenvollen Stelle, auf welche er ſich durch ſein früheres Berufsleben die vollgültigſte Anwartſchaft erworben hatte. So ausgezeichnet der Mann war, ſo ausgezeichnet war ſeine Adminiſtration. Keiner ſeiner Vorgänger hatte eine ähnliche Zeit erlebt. Er ſah die ihm ſo werthe Stadt in den erſten 12 Jahren ſeiner Amtsführung raſchen Schritts zu einer Höhe des Wohlſtandes und der Betriebſamkeit emporſteigen, von der die letzten Jahre des Americaniſchen Kriegs nur ein ſehr ſchwaches Vorbild gaben. Aber er ſollte auch die verhängnißvolle Periode erleben, in der eben dieſe Stadt mit dem Untergange bedroht, und, wenn gleich vom Untergange gerettet, doch unter mannichfaltigen Drangſalen Opfer bringen mußte, die von ihrer vorhergegangenen Blüthenzeit nur wenige Spuren zurückließen. Frankreich hatte beim Ausbruch und während der erſten Jahre der Revolution eine unzählbare Menge ſeiner Bewohner durch Auswanderung verloren, von denen eine überaus große Anzahl hier und in der Nachbarſtadt ſich einfanden. Als ſeit dem Jahre 1795 die Wirkungen der Neutralität der Däniſchen Flagge ſich ganz vorzüglich auf Altona lenkten, da begann eine Regſamkeit, wie dieſe Stadt nichts Aehnliches geſehen und erfahren hatte. Eine überaus große Anzahl neuer, theils wirklicher-, theils Scheinbürger vermehrte die Zahl der Einwohner um ein Drittel, trieb den Preis der Grundſtücke zu einer Höhe, zu welcher jeder Maaßſtaab ſich verlor, ſchuf neue Gaſſen und ſteigerte die Preiſe aller Bedürfniſſe zu einer für den Beamten, Penſioniſten u. ſ. w. höchſt drückenden Höhe, während Alles, was mit der Handlung in naher oder entfernter Beziehung ſtand, bis auf die Tagelöhner herab, mit dem ſchnell und leicht erworbenen Gewinn ſorglos und unbekümmert um den folgenden Tag, von Genuß zu Genüſſen eilte. Natürlich mußten bei dieſer nie geſehenen Regſamkeit die Arbeiten der erſten Behörde der Stadt und ihrer einzelnen Mitglieder ſich über alle Vorſtellung häufen. Zu einer überaus großen, durch die unendlichen Handlungsbeziehungen entſprungenen Anzahl von Rechtsſtreitigkeiten geſellten ſich viele und große Concurſe, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch das administrative Fach die Thätigkeit der Magiſtratsmitglieder mehr oder weniger in Anſpruch nahm.

In dieſer, bis zur Elbſperre im Jahre 180 ununterbrochen fortdauernden Periode bewährte ſich Altonas Glück, einen Mann an der Spitze des Magiſtrats zu haben, der, in voller Kraft männlichen Alters, durch ſeine ausgezeichneten Rechtskenntniſſe, ſeinen ſchnellen Blick und ſeine ununterbrochene raſtloſe Thätigkeit dieſem gewaltigen Drang der Geſchäfte nicht bloß gewachſen war, ſondern noch Muße zu erübrigen wußte, der Stadt auch mittelbar, durch Bemühungen, die nicht zu ſeinem Amte gehörten, nützlich und ſegensreich zu werden.

Denn hatte gleich jene glänzende Periode auf Altonas dauerndes Wohl nicht ſo vortheilhaft gewirkt, als man damals erwarten zu dürfen berechtigt ſchien, ſo ſind doch aus ihr mehrere Inſtitutionen hervorgegangen, deren Wohlthätigkeit ſich noch bis auf dieſen Augenblick bewährt und die unſerm Gähler, wenn gleich nicht gerade ihre Entſtehung, doch ihre innere Einrichtung großentheils verdanken. Vorzugsweiſe iſt hier nur das im Jahr 1800 unter Allerhöchſter Authoriſation geſtiftete Altonaiſche Unterſtützungsinſtitut, die ein Jahr ſpäter errichtete Sonntagsſchule für Handwerker, und die im Jahr 1811 errichtete patriotiſche Geſellſchaft zu nennen. Denn wenn gleich der Wirkungskreis dieſer letztern Anſtalt ſich über beide Herzogthümer erſtreckt, ſo darf doch Altona als der Sitz der Centraladminiſtration ſie gewiſſermaßen als die ihrige betrachten. Zur Organiſation jeder dieſer Anſtalten ward Gähler eingeladen und zugezogen, und mit dem ihm inwohnenden Eifer für alles Gute, folgte er dieſen Einladungen. Ganz vorzüglich ſchenkte er dem unter ſeiner thätigen Mitwirkung errichteten Unterſtützungsinſtitut, und mehr noch der bald darauf mit demſelben verbundenen Sparkaſſe, ſeine wärmſte Theilnahme, und freute ſich innig über die in einer bewundernswürdigen Progreſſion fortſchreitende Wirkſamkeit der letztern. Selbſt nachdem er aus der Geſchäftsführung dieſes Inſtituts ſtatutenmäßig ausgetreten war, verſäumte er gleichwohl nie die Verſammlungen der Mitglieder, nahm den lebhafteſten Antheil an ihren Berathungen, veranlaßte und bewirkte manche heilſame Einrichtung, brachte noch in ſeinen letzten Lebensjahren eine, der Wichtigkeit der Sparkaſſe angemeſſene, das allgemeine Vertrauen im In- und Auslande noch mehr begründende Veränderung in der innern Organiſation der Geſchäftsführung zu Stande und trat ſogar nach dem einſtimmigen Wunſch der Mitglieder noch einmal der Geſchäftsführung mit ungeſchwächter Thätigkeit bei.

Vier und zwanzig Jahre widmete er als Mi
vorſteher dem ſegensreichen Werk der Sonntags
ſchule, von ihrem Entſtehen bis zu ſeinem Tod
ſeine innigſte Theilnahme; er beſuchte ſie jede
Sonntag, wo ihn die Reihe traf, unausgeſetzt, ohn
weder ſeine Jahre noch die rauhe Luft der Wi
termorgen zu berückſichtigen. Gleich thätig wirk
er als Mitglied der Centralverwaltung der patri
tiſchen Geſellſchaft in den erſten Jahren ihrer En
ſtehung zur Ausführung ihrer gemeinnützigen Zweck
wollte man ſeine wohlthätigen Beſtrebungen un
Arbeiten für die mannichfaltigen Einrichtungen un
Verfaſſungszweige der Stadt Altona, für das A
men=, Schul=, Erziehungs= und Beſteuerungsweſe
auch nur flüchtig berühren, ſo müßte man in ei
Geſchichte dieſer Stadt übergehen.

Die begründete hohe Achtung der Regieru
für ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe und unerſch
terliche Rechtſchaffenheit, zogen ihm viele wichtig
außer dem Kreiſe ſeines Amts liegende eben ſo e
ren= als mühevolle Aufträge zu. Noch als Sy
dicus mußte er einer, aus dem Geheimenrath un
Oberpräſidenten **Gähler** und dem Altonaer G
ſandten am Niederſächſiſchen Kreiſe beſtehenden, z
Ausgleichung wichtiger Differenzen mit der Nac
barſtadt ernannten Commiſſion, beitreten. In d
merkwürdigen und wichtigen Unterſuchungsſache üb
einen Deutſchen Reichsfürſten, hatte er, als Actu
rius der angeordneten Commiſſion, die Berichte a
den kaiſerlichen Reichshofrath auszuarbeiten. D
Regulirung der Pinneberger und Altonaer Grän
bei Neumühlen ward ihm und dem verſtorbene
Obergerichtsrath **Moritz** gemeinſchaftlich übertr
gen. In der Commiſſion zur Regulirung der hi
ſigen Bürgerbewaffnung war er und der damali
Major jetzt Obriſt **von Leſchly** an der Spi

und in den verſchiedenen Commiſſionen, die Einkommenſteuer, die Bancoanleihe, die Kriegsſteuer und die Lieferungen an die Franzöſiſchen Truppen betreffend, war er ein thätiges, für das Beſte der Einwohner eifrigſt bemühtes Mitglied. Die ſpäten Beſchwerden der königlichen Unterthanen über die Beeinträchtigungen von Seiten der Hamburger Zollverordnung, und über die Verrückung des status quo zur Zeit des Gottorfer Tractats, veranlaßte eine abermalige Commiſſion, die, unter dem Vorſitze Gählers, mit den Hamburger Commiſſarien des Senats und einigen der angeſehenſten Hamburger Kaufleute in Unterhandlungen trat. Nicht allein während der letzten Vacanz des Oberpräſidii nach Stemanns Abgang verwaltete er die Oberpräſidentur, ſondern fungirte ſchon in der letzten Zeit von Stemanns Anweſenheit, indem dieſem die Verhandlungen mit den Franzöſiſchen Befehlshabern und Behörden durchaus zuwider waren.

Dieſe unendliche Maſſe von Arbeiten machten ihn nicht, wie es bei ſo manchem Geſchäftsmanne der Fall iſt, mürriſch und übellaunig. Oft wurde er in ſeinen Arbeiten durch Rath und Hülfe ſuchende Individuen aus allen Klaſſen und Ständen der Einwohner unterbrochen. Es war nicht eigentlich ſeines Amts, Rath zu ertheilen, aber dennoch ging keiner ungetröſtet von ihm. Jeden, ohne Unterſchied des Standes, hörte er liebreich an, das unbegränzte Zutrauen ſeiner Bürger würdigend. War nun dieſe überall ſich ausſprechende Herzensgüte ein Hauptzug ſeines Charakters, ſo ließ er ſie doch nie in Schwäche ausarten. Mit Freimüthigkeit, wo es galt, ſprach er ſeine Ueberzeugung ohne Menſchenfurcht uud kleinliche Rückſichten aus, darüber hat er in ſeinem, während der Abweſenheit

Digitized by Google

des Oberhauptes dieſer Stadt, abgeſtatteten gediegenen Bericht, den Altonaer Bibelſtreit betreffend, den unwiderſprechlichſten Beweis abgelegt.

Seine Muße der letzten Jahre widmete er den Wiſſenſchaften, ſeiner Familie und dem geſelligen Umgange mit einigen auserleſenen Freunden. Auch das Muſeum, zu deſſen Ehrenmitgliede er gleich in der erſten Zeit gewählt wurde, gewährte ihm manche erquickende Erholung. In den Concerten und muſikaliſchen Unterhaltungen, in den von Zeit zu Zeit gehaltenen Vorleſungen über mancherlei wiſſenſchaftliche Gegenſtände, fehlte er nie. Aber ganz beſonders gefiel er ſich in einem kleinen Cirkel, der ſeit 20 Jahren jeden Mitwoch ſich einfand dem auch von Zeit zu Zeit bald dieſer, bald jener gebildete in's Muſeum eingeführte Ausländer beitrat.

Unſer **Gähler** war bereits zur erſten Bürgermeiſterwürde geſtiegen, ohne eine äußere Auszeichnung genoſſen zu haben, als die, welche ſein ehrenvolles Amt und die Gediegenheit ſeiner Perſönlichkeit ihm gewährte, und die ihm die allgemein Verehrung zuſicherte. Seine Anſpruchsloſigkeit erwartete nichts und entbehrte nichts von der Art Aber nicht ſo urtheilte ſein Freund und Gönner der Geheimerath **Stemann**. Dieſem ſchien e angemeſſen, daß ein Mann von ſo ausgezeichnete Verdienſten, auch durch äußere Würden ausgezeichnet wurde. Es bedurfte bei der allerhöchſten Behörde nur einer leiſen Anſprache, um **Stemann'** Anſichten zu rechtfertigen, und **Gähler** ward am 14. Juni 1799 zum wirklichen Etatsrath ernannt Am königlichen Geburtsfeſte, 1810, ward ihm de Dannebrogsorden 4ter Klaſſe ertheilt. Noch i demſelben Jahr, am 27. Oct., ward er Conferenzrath und 7 Jahre ſpäter, am 28. October 1817 Commandeur vom Danebrogorden. Er war ke neswegs unempfindlich gegen dieſe, ihm ohne alles Zuthun von ſeiner Seite ertheilten Beweiſe der königlichen Huld, denn ſeine Beſcheidenheit erlaubte ihm nicht hierin die gerechte Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte zu finden. Noch wohlthuender waren ihm die Aeußerungen der Liebe und Verehrung ſeiner Mitbürger. Dieſe ſprachen ſich am 2. September 1818 lebhaft aus, wo ein halbes Jahrhundert verfloſſen war, ſeit er ſich dem Dienſte der Stadt und des Vaterlandes gewidmet hatte. An dieſem, in den Annalen Altonas unvergeßlichen Feſttag, nahm ſelbſt die vaterländiſche Hochſchule thätigen Antheil; die juriſtiſche Facultät zu Kiel ließ ihm das Ehrendiplom als Doctor juris zuſtellen. Der Jubelgreis empfing es in Gegenwart einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung, im Hörſaal des Gymnaſii, unter welcher die Erſten des Vaterlandes ſich befanden, aus den Händen des verehrten Oberhaupts der Stadt, dem *Grafen von Blücher-Altona*, der durch ſeine Theilnahme und thätige Mitwirkung an dieſem ſchönen Feſte es laut bekundete, daß er an inniger Liebe und Achtung gegen den Jubelgreis keinem ſeiner Vorgänger nachſtehe.

Mit raſtloſer Thätigkeit fuhr unſer Gähler fort, zum allgemeinen Beſten zu wirken, in allen Zweigen ſeines mannigfaltigen Berufs thätig zu ſeyn, keine neue Arbeit zu ſcheuen, und, obwohl ſein Alter ihm Schonung rathſam machte, doch nirgends zu fehlen, wohin ſein Beruf ihn rief. Noch im letzten Jahre ſeines Lebens, bekam er, als Mitglied des königlichen Schulkollegii, in Folge der neuen Schulverordnung, den Auftrag, in Begleitung ſeiner Collegen die Schulen zu beſuchen, ſich von ihrer Einrichtung und ihren Mängeln zu unterrichten. Mit einem großen Zeitaufwande, und

Digitized by Google

ſelbſt auf Koſten ſeiner damals ſchon wankende Geſundheit, unterzog er ſich dieſem Geſchäfte, un fand ſich reichlich belohnt, wenn er hie und da di Auszeichnungen der Lehrer und ungewöhnliche Fortſchritte der Schüler entdeckte.

Raſtlos war Gähler auf der Bahn des Forſchens fortgeſchritten, aber zum innigen Bedauer aller ſeiner Verehrer iſt er nicht als Schriftſtelle aufgetreten. Was dieſer ſeltene Mann mit de Fülle ſeiner Kenntniſſe für Mit- und Nachwel hätte leiſten können, darüber hat er, außer der mi Mirbecks Riß herausgegebenen lehrreichen Nachricht über die Altonaer Verfaſſung, einen Bewei in der trefflichen Abhandlung in der neueſten Ausgabe von Gerſtenberg's Schriften niedergelegt eine Abhandlung, die auf gleiche Weiſe von ſeine tiefen Einſicht in die Tonkunſt uud ihrer Beſchaffenheit bei den Griechen im Alterthume, als vo ſeiner überaus großen Beleſenheit und der Klarheit ſeiner Darſtellung zeugt. Wir hoffen, daß i dem reichen Schatz ſeiner Bücherſammlung ſic noch Producte ſeines denkenden und forſchende Geiſtes finden werden, deren Mittheilung ein köſtliches Geſchenk für alle Freunde der Wiſſenſchafte ſeyn würde.

Vorherrſchende Neigung zur Muſik war ih unſtreitig angeboren und blieb bis an's Ende ſeines Lebens ſeine willkommenſte Erholung, ma dürfte ſagen, ſein höchſter Lebensgenuß. Wer ſic ihm als ausübender Tonkünſtler, oder auch nu als ausgezeichneter Freund und Verehrer der Muſi ankündigte, erregte bei ihm augenblicklich ein günſtiges Vorurtheil und er konnte ſich jeder Gefälligkeit von ihm verſichert halten.

Tändeln mit der Muſik war ihm, wie in jeder andern Wiſſenſchaft, zuwider. Immer die ho hen Zwecke dieſer herrlichen Kunſt vor Augen, ſuchte er die erſten Gründe derſelben zu erforſchen, und es bezeichnet den Geiſt unſers Gählers, daß er ſchon im Jünglingsalter Sebaſtian Bach's Compoſitionen voll Originalität und Kraft, obgleich weniger gefällig, manchen ſelbſt ſteril erſcheinend, zu würdigen, die Kunſt ſeiner Harmonie zu bewundern und die Anwendung des Contrapunkts, worin Bach excellirte, zu erforſchen geeignet war. Sebaſtian's großer Sohn, Carl Philipp Emanuel Bach, ſchritt mit herrlichem Erfolg auf der Bahn ſeines berühmten Vaters fort, und ſeine meiſterhaften, in gewiſſer Hinſicht unerreichten Compoſitionen beweiſen, daß die Grundlehren Sebaſtian's, gehörig verſtanden und angewandt, von einem richtigen Gefühl und Geſchmack unterſtützt, ihre Wirkung auf Empfindung und Gemüthsanregung nicht verfehlen. Unter Bachs Leitung, deſſen Bekanntſchaft Gähler bald nach ſeiner Ankunft in Altona machte, vervollkommte er ſeinen muſicaliſchen Vortrag. Bachs claſſiſches Werk über die wahre Art, Klavier zu ſpielen, hatte er unabläſſig ſtudirt und dadurch es möglich gemacht, die trefflichen Bach'ſchen Compoſitionen meiſterhaft vorzutragen. Kraft- und ausdrucksvoll war ſein Vortrag und ſeine Fertigkeit ließ nichts zu wünſchen übrig, aber es war nicht die mechaniſche Fertigkeit, die wir an manchem Tonkünſtler unſerer Zeit bewundern, denen eine Klaviatur von ſechs und mehreren Octaven für die Schnelligkeit und den Flug ihrer losgelaſſenen Finger kaum zu genügen ſcheint. Er bezweifelte bei ſolchen Erſcheinungen mit Recht, ob dieſer oder jener bewunderte Tonkünſtler eine Bach'ſche Sonate würde richtig vortragen können, wozu eigentlich eine Fer-

Digitized by Google

tigkeit von ganz anderer Art gehörte. Die mannigfaltigen, von Bach ſo wirkungsvoll angebrachten zarten und geſchmackvollen Manieren, von denen keine bei unſerm Gähler verloren gehen durfte, ſchienen ſich auch nur für das eigentliche Clavier zu eignen und er bedauerte oft, daß das, zur Begleitung des Geſanges allerdings zweckmäßigere Fortepiano, jenes frühere, zum eigentlichen Claviervortrage beſſer geeignete Inſtrument, aus allen Häuſern verdrängt habe.

Es kann wohl nicht befremden, daß ein Mann, in einer ſolchen Schule gebildet, in ſeinen Urtheilen und Anſichten von dem großen Haufen der heutigen Dilettanten bedeutend abweichen mußte. Ihm erſchienen die Zwecke der Muſik zu erhaben, als daß der größte Theil unſerer neuern Producte ihm zuſagen konnte. Beluſtigung des Gehörſinnes ſchien ihm mit Recht ein untergeordneter Zweck, Ausdruck der Empfindung der höhere und Hauptzweck. Daher zollte er den großen Meiſtern Händel, Bach, Graun, Gluck, Salieri, Schulz und mehrern, welche in ihren Meiſterwerken dieſen Zweck glücklich erreicht hatten, die größte Bewunderung. Dem hochgeprieſenen Mozart, deſſen erſte Compoſitionen für die Bühne allgemeinen Enthuſiasmus erregten, ließ er erſt in ſeinen ſpätern Compoſitionen volle Gerechtigkeit widerfahren. Jener erwähnte Zweck ſchien ihm in den letzten 30 Jahren immer mehr verfehlt zu werden. Auf die ſogenannte Virtuoſität legte er keinen zu großen Werth, in ſofern ſie auf dieſen Zweck allein ſich beſchränkte, und er behauptete, daß dem guten und eingeübten Ripianiſten wenigſtens gleicher Dank und gleiche Anerkennung gebühre, als dem geprieſenen Soloſpieler. Der Choral ſchien ihm das ſchönſte und wirkſamſte Mittel, einen reinen Ge=

ſang hervor zu bringen, und was hiebei ein gut einſtudierter Chor vermöge, das hatte er an den Thomasſchülern in Leipzig erfahren. Mit herzlicher Freude vernahm er, daß man in allen großen Städten Deutſchlands von der Nothwendigkeit der Chöre zur Erreichung der erhabenen Wirkungen der Muſik ſich überzeugt habe, und unter der Leitung ausgezeichneter Geſanglehrer Chöre von Dilettanten errichtete, von denen der in Berlin über 200 Dilettanten aus allen Ständen und Claſſen zählt. Sein lebhafter Wunſch, ähnliche Verſuche auch in Altona zu ſehen, ward ihm gewährt. Ein Mann, der unſerm Gähler wegen der Gleichheit der Neigung zur Muſik, durch tiefes Studium derſelben, ſo wie beſonders des Geſanges, verbunden mit vielfachen und reichen Kenntniſſen ſeit 30 Jahren werth war, und welchen Gähler für den erſten Lehrer in der richtigen Geſangsmethode erklärte, hatte im Stillen mit vieler Anſtrengung einen Chor von Dilettanten gebildet, der eine ſeiner erſten Proben bei der Jubelfeier ablegte und glücklich beſtand, der anfänglich in einem beſchränkteren Raum, dann in einer nach allen Regeln der Akuſtik erbaueten Halle, alle Muſikkenner überraſchte, und unſerm Gähler die herrlichſten Genüſſe bereitete. Hier hörte er nach der Reihe die großen Meiſterwerwerke der erſten Tonkünſtler, die als Jüngling ſchon in ihren einzelnen Theilen ihn ſo mächtig ergriffen hatten, ohne Verkürzung und Weglaſſung in ihrem ganzen Umfange mit einer Präciſion vortragen, die dem größten Kenner faſt nichts zu wünſchen übrig ließ, und glaubte ſich in eine neue Jugend zurückgeführt. Alles bot er auf, dieſes Unternehmen zu fördern, und berieth ſich mit ſeinem genialen Freunde, wie dieſe Einrichtung auch dereinſt zur Verbeſſerung des Kirchengeſanges

Digitized by Google

wirkſam gemacht werden könne. Auch für dieſe treffliche Anſtalt, die ſelbſt die Aufmerkſamkeit mehrerer großen Orte in Deutſchland auf ſich gezogen und unſerm Altona ausgezeichnete Ehre im Auslande gebracht hatte, iſt ſein Hinſcheiden ein unerſetzlicher Verluſt.

Wie innig jeder Einwohner Altonas Gählers Verdienſte würdigte und ihm die unbegränzte Liebe und Verehrung zollte, davon zeugte die allgemeine Beſtürzung, als die traurige Kunde von ſeinem unerwarteten Hinſcheiden ſich verbreitete, die zahlloſen Thränen der Bürger, die große Schaar derer, die unaufgefordert in feyerlicher Stille ſeine irdiſche Hülle zu Grabe begleiteten, davon zeugte die allgemeine freudige Bereitwilligkeit aller Bürger, den Zweck, **Gählers** Andenken auch der Nachwelt aufzubewahren, durch reichliche Beiträge zu fördern.

Möge ſein ſchönes Leben, ſein raſtloſes, edles Wirken, ſein unermüdetes Streben zu höherer Vollkommenheit, die treue Anwendung ſeines ausgezeichneten Talents jedem Jünglinge, jedem Manne als Muſter vollendeter Bürgertugend lebhaft vorſchweben und zur Nacheiferung erwecken! Möge der Segen ſeines Wirkens ſich weit über ſein irdiſches Daſeyn hinaus verbreiten!

* III. Chriſtian Heinrich Wolke,

kaiſerlich Ruſſiſcher Hofrath und Profeſſor.

geb. den 21. Auguſt 1741.
geſt. den 8. Januar 1825.

Der Geburtsort **Wolke's** iſt **Jever**, der Hauptort einer Herrſchaft gleiches Namens, die damals zu Anhalt-Zerbſt gehörte, im Jahr 1793 an Rußland kam, von dieſem ſpäter an Oldenburg abgetreten wurde und jetzt zu letzterem gehört. Sein Vater, der Landwirthſchaft und Handel mit Pferden, Rindvieh, mit Leder und Schuhen trieb, war ein thätiger Mann, und mit ſeiner Frau in der Umgegend geſchätzt und geliebt. Nach dem Wunſche ſeiner Eltern ſollte er einſt ihr Geſchäft fortführen; ſie änderten aber ihren Plan, als ſie ſahen, daß er hierzu nicht die geringſte Neigung habe, und daß vielmehr etwas Höheres in ihm lag. Er fing nun an, obgleich ſchon 20 Jahre alt, Schulſtudien zu treiben und beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Schon in dieſer Zeit zeigten ſich ſeine herrlichen Talente, ſeine feſte Beharrlichkeit und ſein unermüdeter Selbſtfleiß. Er ſagt es ſelbſt in ſeiner Nachricht von der Beſchreibung der zum Elementarwerke gehörigen hundert Kupfertafeln, daß dieſer ihn getrieben habe, alles was er um ſich ſahe und hörte, in den fremden Sprachen mit Hülfe der Wörterbücher zu benennen, und daß er oft, um ſich zu üben, Dinge und Perſonen anredete, die ihm keine Antwort geben konnten. Ein Beweis, wie eifrig er arbeitete und welches glückliche Talent er zur Erlernung fremder Sprachen hatte, iſt, daß er es ſchon in drittehalb Jahren ſo weit in der Lateiniſchen, Griechiſchen und Franzöſiſchen Sprache und in den andern zum Studieren nöthigen Schulwiſſenſchaften gebracht hatte, daß er die Univerſität beziehen konnte.

Er ging demnach zu Michaeli 1763 nach Göttingen, um die Rechte zu ſtudieren.

Böhmer, **Beckmann**, **Meiſter**, **Selchow** waren ſeine Lehrer. Als nach anderthalb Jahren ſein Vater ſtarb, widmete er ſich ganz der Mathematik und Phyſik und beſuchte die Vorleſungen bei **Käſtner**, **Hollmann**, **Büttner**, **Heyne**.

Auch ertheilte er zweien Ruſſen und einem Engländer Privatunterricht, den erſten in der Deutſchen Sprache und im perſpectiviſchen Zeichnen, dem letztern in den bildenden Künſten, wo er ſich beim Vortrage der Franzöſiſchen Sprache bediente, und lieferte in Kästners Sammlung einiger die Bienenzucht betreffenden Schriften (Gotha und Göttingen 1766) einen Aufſatz: Anmerkungen von den Bienen, beſonders wie Bienen aus einem Stocke in einen andern ohne merklichen Verluſt zu treiben ſind. Im October 1766 ging er auf Empfehlung Hollmann's als Lehrer der Mathematik nach dem Kloſter Gerode, auf dem Eichsfelde am Harze. Da ihm aber ſeine Stellung hier durchaus nicht zuſagte, ſo verließ er dieſelbe ſchon im December wieder und ging nach Leipzig. Hier wurden auf Kästners, Heyne's und Hollmanns Empfehlungen Gellert, Erneſti und Winkler ſeine Gönner. Außer den Vorleſungen, die er bei dieſen drei Männern und bei Rudolph und Zoller beſuchte, gab er noch Privatunterricht in der Mathematik, beſonders einem Grafen von Hoym. In Leipzig blieb er bis 1769. In dieſem Jahre kehrte er nach Jever zurück und hofmeiſterte bei einem Oldenburger Edelmanne (dem Sohne eines dortigen Droſten oder Hofmaiers), der 20 Jahre Dienſter zu Ovelgunne geweſen war, und dann 10 Jahre als Kaufmann ſich in Amerika aufgehalten hatte. Dieſen brachte er in einem halben Jahre ſo weit, daß er die Rechte ſtudieren und ſpäter Doctor juris und Advocat werden konnte. Wolke beſchloß nun nach London zu gehen, um dort als Lehrer oder Erzieher unterzukommen. Deshalb reiſte er nach Hamburg, um ſich hier Empfehlungen zu verſchaffen. Er war hier an den Paſtor Götze gewieſen. Da dieſer aber erklärte, daß er mit keiner Familie in Verbindung ſtehe und ihm daher nicht dienen könne, ſo wandte er ſich an den Paſtor Fibing am dortigen Waiſenhauſe, den er jedoch nur dem Namen nach kannte. Von dieſem wurde er auf das freundſchaftlichſte empfangen und aufgenommen und verlebte in deſſen Familie einige Monate, an die er ſich wegen der ihm erwieſenen Gefälligkeit und Liebe noch im ſpäten Alter mit Freuden errinnerte. Durch Empfehlung des Profeſſor Büſch, mit dem Fibing bekannt war, kam er dann 1770 zum Profeſſor Baſedow, der damals in Altona lebte und durch ſeinen feurigen Enthuſiasmus für Verbeſſerung der Erziehung und des Unterrichts und durch ſein faſt überall mit dem größten Beifall aufgenommenes und auch wirklich für die damalige Zeit treffliches Elementarbuch die Augen der Welt auf ſich gezogen hatte. Baſedow arbeitete noch an dieſem Werke, und ſuchte eben einen Gehülfen dazu, als Wolke ihm empfohlen wurde. Wolke wurde nun Mitarbeiter an Baſedows Elementarwerke im Fache der Mathematik, der Naturkunde und der Künſte, übernahm außerdem noch den Unterricht der Kinder Baſedow's und beſorgte die Correctur der Schriften und die Correſpondenz deſſelben.

Dieſes Zuſammentreffen mit Baſedow wurde für Wolke's künftiges Leben entſcheidend. Zwar hatte er ſchon früher am Unterrichten Geſchmack gefunden, aber Baſedow's Enthuſiasmus, der ihn bald durchdrang, beſtimmte ihn nun unwiderruflich, ſein Leben der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu widmen. Er lernte jetzt Baſedow's Unterrichtsmethode, auf welche er zum Theil auch ſchon vor ſeiner Verbindung mit dieſem bei ſeinen eigenen Studien und bei dem Unterrichte Anderer gekommen war, nicht nur kennen, ſondern fing auch an, an Baſedow's Kindern dieſelbe practiſ auszuüben.

Im Jahre 1771 wurde Baſedow von der Herzog von Deſſau, der ihn aus ſeinen Schriften beſonders aus dem Methoden- und Elementarbuch kennen und ſchätzen gelernt hatte, und der die vo ihm ausgeſprochene Idee eines Seminars für künftig Lehrer und einer Muſterſchule in ſeinen Landen z realiſiren wünſchte, nach Deſſau gerufen, wo vo ihm fürs erſte nichts anders verlangt wurde, al die Fortſetzung und Vollendung ſeines Elementa werks. Wolke ging mit Baſedow hierher un ſetzte ſeine angefangenen Arbeiten, ſo wie den Un terricht der Kinder Baſedow's fort. Bei dem le tern hatte er Gelegenheit, ſeine ſeltenen Talent Kinder zu unterrichten, zu zeigen, und das Vo treffliche der Baſedow'ſchen Methode darzuthu Baſedow's Tochter, Emilie, unterrichtete Wol von ihren erſten Jahren an und ſie konnte ſcho am Ende ihres dritten Jahres leſen; im 4te verſtand und ſprach ſie ſchon ziemlich Franzöſiſc addirte und ſubtrahirte, fing an zu zeichnen, z ſchreiben und beſaß auch ſchon einige Kenntniſſe vo Gott, vom Menſchen, von der Tugend und d Naturgeſchichte. Im 5ten Jahre verſtand und ſpra ſie ſchon ziemlich Lateiniſch und zeigte für ihr Alt einen ungewöhnlichen Verſtand und eine ſtarke U theilskraft. Sie erregte daher 1774 in einem Ex men zu Leipzig in Gegenwart vieler angeſehener un ſachkundiger Männer große Aufmerkſamkeit und B wunderung. Wolke hatte ihr alle dieſe Kenntniſ ohne viele Anſtrengung und Stillſitzen und oh Verſäumung ihrer weiblichen Arbeiten größtenthei ſpielend beigebracht. Daß ein Antheil an dieſe glänzenden Erfolge von Wolke's Unterrichte Em liens natürlichen Anlagen und Fähigkeiten zugeſchri

Digitized by Google

ben werden muß, iſt wohl mehr als wahrſcheinlich. Daß aber ein eben ſo großer Antheil daran Wolken ſelbſt gebührt, wird durch Emiliens Bruder Friedrich hinlänglich beſtätigt. Dieſer, der ſchon im J. 1776 ſtarb und von der Natur mit weit geringern Fähigkeiten und Anlagen ausgeſtattet worden war, als ſeine Schweſter, war doch in ſeinem 4ten Jahre ſchon weiter, als Kinder, die mehr befähigt ſind, in dieſem Alter gewöhnlich zu ſeyn pflegen und verſtand ſchon etwas Lateiniſch und Franzöſiſch.

Im J. 1773 errichtete Wolke in Deſſau eine Lehr- und Erziehungsanſtalt. Obgleich dieſe nur einen geringen Anfang hatte und wenige Zöglinge zählte, ſo iſt ſie doch darum bemerkenswerth, weil ſie als der erſte Anfang und als der Grund der nachmaligen philanthropiſchen Erziehungsanſtalt zu betrachten iſt. In der Mitte des Jahres 1774 ſchickte der damalige Bürgermeiſter Schwarz in Magdeburg einen ſeiner Söhne nach Deſſau, um ihn von Wolken erziehen und unterrichten zu laſſen. Der junge Schwarz war erſt 5 Jahr alt und konnte noch kein Wort Latein, als er nach Deſſau kam. Aber ſchon nach 4 Monaten hatte ihn Wolke ſo weit gebracht, daß er über viele Gegenſtände lateiniſch ſprechen konnte, ohne viele Deutſche Wörter einzumiſchen.

Um dieſe Zeit faßte Baſedow den feſten Entſchluß, es nicht mehr bei bloßen Klagen und Vorſchlägen zu einer zweckmäßigern Erziehungs- und Unterrichtweiſe bewenden zu laſſen, ſondern ein eignes Inſtitut nach ſeinen Grundſätzen anzulegen und durch die That die von Vielen noch bezweifelte Brauchbarkeit ſeiner Methode auch für öffentliche Schulen zu beweiſen. Wolke's außerordentliche Talente und ſein enthuſiaſtiſcher Hang, mit Kindern

umzugehen und ſie zu unterrichten, und der au
ordentliche Erfolg, den die Anwendung ſeiner
thode gehabt hatte: Alles dieſes beſtärkte ihn
ſeinem Plane. Um dieſen aber ausführen zu
nen, verlangte er von edeln Menſchenfreunden
Unterſtützung von 27,000 bis 30,000 Thaler;
machte er im Sommer des Jahrs 1774 eine
durch Deutſchland, um irgend einen mächtigen
förderer ſeiner Sache zu finden. Der Fürſt
Deſſau, deſſen edle Wohlthätigkeit jetzt noch
dringendere Gegenſtände gerichtet war, gab ihm
nur die Erlaubniß zu dieſer Reiſe, ſondern ſt
ihm auch völlig frei, entweder an einem viell
bequemern Orte ſein Inſtitut anzulegen, oder
zu dieſem Zwecke nach Deſſau zurück zu kom
Da Baſedow die gehoffte Unterſtützung nicht
ſo kam er mißmuthig nach Deſſau zurück, h
aber nicht übel Luſt, ſein Inſtitut irgendwo
Rheine anzulegen, wegen der Schönheit der d
gen Gegend und wegen des dortigen wohlfeilen
ſes der Lebensmittel. Allein nach reifer Erwäg
der Gründe für und wider, und auf Wolke's
reden und Bitten, beſtimmte er ſich endlich feſt
Deſſau.

Obgleich von der verlangten Unterſtützung
Zeit noch wenig oder gar nichts eingegangen
ſo ging er doch im November 1774, von dem
die Verbeſſerung des Schulweſens ſo thätigen
ſten von Deſſau kräftig unterſtützt, vorläufig an
nähere Bearbeitung und Ausführung ſeines lä
gefaßten Planes und machte ſchon im Decembe
einer kleinen Schrift die Errichtung und Einricht
des Philanthropins (ſo nannte er ſeine Anſt
bekannt. Nach ſeinem Plane ſollte daſſelbe
und nach eine Normalſchule für Deutſchland, ja
ganz Europa werden, und die Verbeſſerung

bisherigen Mängel und Fehler des Schulweſens, die ſich nicht durch obrigkeitliche Verordnungen und Befehle wegſchaffen laſſen, durch Verſuche, Proben und gutes Beiſpiel nach und nach kräftig bewirken helfen.

Schon am 27ſten December 1774 eröffnete Baſedow das Philanthropin in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung. Er ſelbſt übernahm mit Wolken's Beiſtande auf 3 Jahre die Leitung der Anſtalt.

Jetzt begann eine Zeit, wo Wolke ſeine ganze Thätigkeit, Beharrlichkeit und Geſchicklichkeit im Unterrichte zeigen konnte. Denn auf ihn und ſeinen unermüdlichen Eifer hatte Baſedow am meiſten gerechnet, und die Folge zeigte, daß er ſich nicht getäuſcht hatte. Denn da die Unterſtützung, welche Baſedow vom Publikum verlangte, ausblieb und dieſer überdies keine Lehrer und Gehülfen nach ſeinem Sinne erhalten konnte, ſo lag der ganze Unterricht in der Anſtalt, welche bald nach ihrem Entſtehen ſchon 9 Penſioniſten und 6 Famulanten zählte, auf Wolken, da Baſedow ſelbſt keinen Theil am Unterrichte nahm. Mit raſtloſer Thätigkeit arbeitete Wolke, um die großen Erwartungen, die man allgemein von dem Philanthropin hegte, nicht zu täuſchen. Er wandte bei dem Unterrichte die neuen von ihm und Baſedow erfundenen Methoden an und ſuchte ſie immer mehr zu vervollkommnen. Durch ſein Bemühen hob ſich auch bald der Ruf der Anſtalt. Der Fürſt von Deſſau, der das Unternehmen Anfangs begünſtigt hatte, ſpäter aber durch die mancherlei widrigen Urtheile, die über das Philanthropin laut wurden und durch die übertriebenen Verſprechungen Baſedow's mißtrauiſch gemacht, eine Zeit lang nicht ſehr dafür eingenommen zu ſeyn ſchien, machte ſich näher mit der in der Anſtalt herrſchenden Einrichtung bekannt und ſchenkte ihr ſeinen

Beifall ſo, daß er ſelbſt ſeinen Erbprinzen täglich 2 Stunden dem Unterrichte beiwohnen ließ. Auch übergab er 2 junge Edelleute, die er am Hofe erziehen ließ, Wolken zum Unterrichte in der Mathematik und Naturkunde.

Seine damalige Lage war aber nichts wenige als angenehm. Die Hoffnung auf Unterſtützun von Seiten des Publikums wurde nicht erfüllt; e war mit zu vielen Arbeiten überhäuft und dazu kam daß er von dem Unmuthe und den Klagen Baſedow's, der wegen der Vereitelung ſeiner feurige Wünſche und Hoffnungen durch den Kaltſinn de Welt in unbeſchreiblichen Kummer und düſtre Schwermuth verſank, viel leiden mußte. Am meiſten ſchlu Wolken Baſedow's Entſchluß, das Philanthropi wieder aufzuheben, nieder. Er ſelbſt ſagt von de damaligen Zeit: „Ich hörte jetzt nur Baſedow' Klagen, gar nicht Ermunterungen — und oft ſeinen niederſchlagenden Entſchluß, daß die längſt g wünſchte Anſtalt, für deren Aufkommen ich ſau arbeitete, väterlich ſorgte und unbeſchreiblich lit bald wieder aufgehoben werden müßte."

Zu Ende des Jahres 1775 wurde Wolke' Lage dadurch etwas beſſer, daß ihm ein Theil ſeiner übermäßigen Arbeiten abgenommen wurde. Den auf Iſelins und Lavaters Veranſtaltung kame zwei geſchickte, thätige junge Männer, Simo und Schweighäuſer, nach Deſſau, um als Lehrer und Gehülfen am Philanthropin zu arbeite Baſedow und Wolke und die zwei neu angekommenen Lehrer ſchloſſen unter ſich eine feſte Verbindun Die gegenſeitigen Verſprechungen, die ſie ſich gaben, machte Baſedow ſpäter im philanthropiſche Archive, wie es ſcheint ohne Vorwiſſen der Ander bekannt und ſie ſind zu merkwürdig, als daß ſi nicht der Hauptſache nach hier angeführt werde ſollten. Die Hauptpunkte dieſer Verbindung waren aber folgende:

1) Sie machten ſich gegenſeitig verbindlich, ſich ſämmtlich, ſo lange ſie nothwendiges Brod und friedliches Leben dabei haben könnten, gänzlich dem Schulweſen und deſſen Verbeſſerung zu widmen.

2) Die Unverheiratheten verſprachen, ſofern es ihnen möglich wäre, einſt ſolche Ehefreundinnen zu wählen, die das große Werk durch Mitarbeit, Aufſicht und Beiſpiel befördern könnten.

3) Die Kinder der Verbundenen von beiderlei Geſchlecht ſollten, wenn ſie Fähigkeit dazu zeigten, zu nichts Anderem, als zu demſelben Zwecke, den ihre Väter verfolgten, erzogen und beſtimmt und von der Geburt an nach dem Rathe der Verbrüderten philanthropiſch behandelt werden.

4) Außer den menſchlichen und bürgerlichen Pflichten ſollte eines Jeden tägliche Arbeit ſeyn: 1) Unterricht und Regierung der Jugend, 2) Verbeſſerung alter oder Verfertigung neuer Schulbücher, 3) Correſpondenz, oder Reiſen, oder ökonomiſche Geſchäfte, oder Berathſchlagung, oder ein ihn ſelbſt vervollkommnender Fleiß, bloß zum Beſten des Schulweſens.

5) Es verſprach Jeder dem Andern Brudertreue und Bruderhülfe bei jeder Krankheit, Noth und Verlegenheit, welche während der Zeit entſtehen könnte, in welcher ſie mit einander für das philanthropiſche Weſen nach einerlei Plane arbeiten würden.

Mag man auch von dieſer Verbindung der vier Männer und von der Möglichkeit der Erfüllung ihrer gegenſeitigen Verſprechungen denken, was man will: ſo viel bleibt gewiß, daß nur Männer ſie eingehen, ja nur daran denken konnten, deren Gemüth für die heilige Sache der Menſchenveredlung und Menſchenbeglückung durch Erziehung und Unterricht hoch begeiſtert war; und jedenfalls ſteht ſi ruhmwürdiger da in der Geſchichte der Menſchhei als ſo viele politiſche Bündniſſe, die nur zum Un tergange eines andern Staates geſchmiedet wurde Uebrigens hatten ſich Wolke, Simon und Schweig häuſer hierdurch nicht gerade verpflichtet, beſtändi an Baſedow's Inſtitute zu bleiben und in dem aus geſprochenen Sinne zu wirken, ſondern jene Ver pflichtungen ſind nur auf das Erziehungs- und Un terrichtsweſen überhaupt zu beziehen. Und in dieſe Hinſicht ſind Baſedow und Wolke ihren gegebene Verſprechungen bis an ihr Ende treu geblieben.

Um der Welt zu zeigen, wie viel mit den 1 bisherigen Zöglingen im Philanthropin nach Baſedow's und Wolke's Methode ausgerichtet worde ſey und welche Erwartungen man in der Zukun von dem neuen Inſtitute hegen könne: kündig Baſedow jetzt im philanthropiſchen Archive, das ebe damals ſeinen Anfang genommen hatte, ein öffen liches Examen auf den 14ten, 15ten und 16ten M 1776 an, und lud Alle, welche Zeit und Luſt hä ten, ein, dieſer Prüfung beizuwohnen. Zuglei aber erklärte er noch einmal, daß er das Philan thropin aufheben werde, wenn er nach dem Exa men nicht mehr Unterſtützung erhielte, als bishe Wolke gerieth über dieſe Erklärung in nicht gering Sorge, denn er hatte der Anſtalt ſeine ganze Lieb geſchenkt, ſo daß es ihm den größten Kummer ver urſacht haben würde, wenn er ſich hätte von ih trennen müſſen.

Vom 13ten bis 15ten Mai fand die angekün digte Prüfung auch wirklich Statt. Außer de Fürſten und der Fürſtin von Deſſau hatten ſi viele angeſehene und berühmte Männer dabei ein gefunden, um ſich von den Leiſtungen der Philan thropiſten zu überzeugen, und Alle waren über da was ſie hier ſahen und hörten, ganz erſtaunt, und ſelbſt die anweſenden Gegner Baſedow's und des Philanthropins mußten in den allgemeinen Beifall einſtimmen. Die 4 größern Zöglinge überſetzten aus Kaſtellio's lateiniſcher Bibel und aus dem Curtius einige Stellen, welche die Fürſtin von Deſſau und der Domherr von Rochow auswählten, ſogleich ohne Anſtoß ins Deutſche, antworteten, als ſie über Alexanders Zug nach Indien lateiniſch examinirt wurden, ebenfalls in lateiniſcher Sprache und zeigten in der Mathematik unerwartete Kenntniſſe. Die kleinern Philanthropiſten erregten das Erſtaunen der Anweſenden in keinem geringern Grade. Sie überſetzten ebenfalls eine vom Domherrn von Rochow gewählte Stelle aus Erasmi Colloquiis, desgleichen eine ihnen erzählte lateiniſche Geſchichte und eine von der Fürſtin gewählte Franzöſiſche Erzählung ziemlich gut ins Deutſche, und zeigten in den einfachern Rechnungsarten eine für ihre Jahre nicht gewöhnliche Kenntniß.

Es wurde damals über dieſe Prüfung des Philanthropins viel öffentlich verhandelt. Diejenigen, welche demſelben beigewohnt hatten, rühmten ſchriftlich und mündlich die außerordentlichen Kenntniſſe, welche die Philanthropiſten gezeigt hatten. Dagegen ſuchten die Gegner Baſedow's die Wahrheit jener Berichte, wenn auch nicht ganz zu läugnen, doch hier und da in Zweifel zu ziehen; und ſie behaupteten, daß, wie dies bei faſt allen öffentlichen Prüfungen in Schulanſtalten war und iſt, die meiſten Leiſtungen der Philanthropiſten nur Schein, oder daß dieſe Leiſtungen ſelbſt gar nicht ſo außerordentlich geweſen ſeyen und ſo übermäßige Bewunderung verdienten.

Bedenkt man, daß das Philanthropin erſt 16 Monate beſtanden, daß die Zöglinge keine Schulkenntniſſe, beſonders keine Kenntniß der lateiniſchen Sprache, mitgebracht hatten, und daß beim Examen ſelbſt Täuſchung nicht gut Statt finden konnte, da den demſelben Beiwohnenden die Wahl der Materien und Lectionen, über welche examinirt werden ſollte, überlaſſen wurde; überlegt man ferner, wie weit die Schüler nach der gewöhnlichen Methode in einer ſo kurzen Zeit in der Regel gebracht wurden: ſo muß man allerdings zugeſtehen, daß das Philanthropin in ſo kurzer Zeit viel geleiſtet hatte, und wohl mehr, als irgend eine Anſtalt der damaligen Zeit, geleiſtet haben würde. Um jedoch dieſe Leiſtungen nicht zu überſchätzen, muß man auf der andern Seite erwägen, daß die größern Zöglinge Leute von 33, 17 und 13 Jahren waren, daß der Unterricht, den ſie genoſſen, faſt Privatunterricht war, daß die Lehrer ſich ungewöhnliche Mühe gaben, um die Gegner durch den Erfolg zum Schweigen zu bringen, und daß den ganzen Tag über mit den Schülern nichts als Latein geſprochen wurde. Auch darf man nicht außer Acht laſſen, daß das Examen ſelbſt etwas Feierliches und Ueberraſchendes für die Anweſenden hatte, daß es etwas Neues, Ungewöhnliches war und daß überraſchende, neue und glanzvolle Auftritte leicht die Gemüther einnehmen und gewinnen. Bedenkt man endlich noch, daß ſämmtliche anweſende Fremde, welche doch die Richter in dieſer Sache waren, auf das Freundlichſte behandelt und prächtig bewirthet und daß viele von ihnen zur fürſtlichen Tafel gezogen wurden: ſo wird man leicht einen ſichern Maaßſtab auffinden können, um das, was bei jener Prüfung geleiſtet wurde, richtig zu beurtheilen.

Mag man aber auch über dieſes vielbeſprochene Examen im Philanthropin urtheilen wie man will, Alles was geleiſtet wurde, iſt größtentheils auf

Wolke's Rechnung zu ſchreiben. Denn er war lange Zeit der einzige Lehrer an der Anſtalt, da Baſedow bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten keine Zeit auf den Unterricht verwenden konnte. Zwar fing dieſer einige Monate vor dem Examen an, für die erwachſenen Schüler ſelbſt Lehrſtunden zu halten und ertheilte täglich 7 bis 8 Stunden Unterricht; aber ſchon nach zwei Monaten mußte er ihn, wegen ſeiner andern Arbeiten, wieder aufgeben. Wolken gebührt alſo faſt allein der Ruhm, die Philanthropiſten in der kurzen Zeit ſo weit gebracht zu haben, und ſeiner unermüdeten Thätigkeit war es namentlich zuzuſchreiben, daß die kleinern Zöglinge ſo viele Kenntniſſe zeigten.

Am Schluſſe des Examens wurden auf Baſedow's dringende Bitten, die von einigen angeſehenen Fremden unterſtützt wurden, **Wolke**, **Simon** und **Schweighäuſer** vom Fürſten zu Profeſſoren ernannt.

Der laute Beifall, der dem Philanthropin in Folge jenes rühmlichen Examens von vielen Seiten zu Theil wurde, lenkte nicht nur die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe hin, ſondern verſchaffte ihm auch viele Gönner und Freunde. Die Zahl der Penſioniſten vermehrte ſich und es gingen auch verſchiedene nicht unanſehnliche Beiträge ein. Beſonders ſagten der Fürſt und die Fürſtin von Deſſau dem Unternehmen kräftige Unterſtützung zu. Baſedow, den nun wieder neuer Muth und neue Hoffnung belebte, beſchloß hierauf, das Philanthropin fortzuſetzen, worüber ſich Wolke ungemein freute.

Nicht lange nach jener öffentlichen Prüfung, noch im Jahre 1776, verehelichte ſich Wolke mit einer nahen Verwandtin Baſedow's, einer gebornen Dänin, die thätigen Antheil an dem Erziehungsgeſchäfte nahm.

Die tröſtlichſten Ausſichten dauerten jedoch nicht lange. Das Publikum blieb im Ganzen eben ſo kalt gegen Baſedow's Unternehmen, wie vorher, und dieſer ſahe ſich in ſeinen Hoffnungen abermals getäuſcht. Darüber wurde er unmuthig und verdrießlich und legte endlich am 15ten December 1776 die Curatur nieder, übertrug dieſelbe dem Rath Campe, den man ſchon im Sommer von Potsdam, wo er Feldprediger des Regiments Prinz von Preußen war, nach Deſſau gerufen hatte, um mit Baſedow gemeinſchaftlich die Curatur zu führen; hob den Namen Philanthropin auf und wollte die Anſtalt von nun an nur philanthropiſches Erziehungsinſtitut genannt wiſſen.

Unter Campe's Direction wurde die äußere Lage des Inſtituts wieder blühend; aber im Innern entſtanden Partheiungen und Streitigkeiten. Es herrſchte unter den Vorſtehern und Lehrern nicht die ſo nothwendige Einigkeit und Uebereinſtimmung. Die vorzüglichſte Urſache dieſer Mißverſtändniſſe war unſtreitig, daß ſich Baſedow bei Niederlegung der Curatur das Recht vorbehalten hatte, über das, was im Inſtitute vorgenommen und verändert würde, mündlich und ſchriftlich ſeine Meinung zu ſagen, und es, wenn er es für nöthig hielt, auch zu mißbilligen. Dieſer Vorbehalt erregte Mißvergnügen, weil die andern Mitarbeiter ſich dadurch zu ſehr eingeſchränkt glaubten. Wolke ſcheint an dieſen innern Zwiſtigkeiten weniger Antheil genommen zu haben. Er blieb Allen Freund, die an der Anſtalt arbeiteten, wirkte im Stillen thätig fort und ſuchte dadurch dem Inſtitute zu nützen und die böſe Frucht, die aus dem Samen der Zwietracht leicht aufkeimen konnte, zu erſticken, ehe ſie noch Wurzel geſchlagen hatte. Daß ihn aber jene unangenehmen Verhältniſſe, die ſo nachtheilig auf das Gedeihen des Inſtituts einwirken mußten, mit Kummer und Betrübniß erfüllten, kann man ſich leicht denken, wenn man überlegt, welche wahrhaft zärtliche Sorge er für die Anſtalt in ſich trug, deren Stifter er wenigſtens mittelbar war.

Um den ausgebrochenen Uneinigkeiten ein Ende zu machen, übernahm Baſedow auf des Fürſten Wunſch, wiewohl ungern, wieder die Kuratur gemeinſchaftlich mit Campe; und um die Herzen beſſer zu vereinigen, errichtete er mit dieſem und Wolke'n eine neue, feierliche Verbrüderung.

Aber dieſe Vereinigung dauerte nicht lange, denn wenige Wochen nachher, im Septbr. 1777, ging Campe plötzlich von Deſſau weg, ohne daß die Urſachen davon völlig bekannt geworden ſind. Seinem Beiſpiele folgten ſchon im October Simon, Schweighäuſer und mehrere andere Lehrer. Baſedow wurde nun wieder allein Kurator, führte aber hauptſächlich nur die Aufſicht über den Unterricht im Inſtitute und über alles, was damit zuſammenhing, Wolke hingegen führte als Vicecurator die Oberaufſicht über alle übrigen Einrichtungen und Angelegenheiten des Inſtituts, beſorgte die Correſpondenz, die Oekonomie, die Beſuche der Fremden, beſtimmte mit Vorwiſſen und Genehmigung des Fürſten, und nach gemeinſchaftlicher Berathung mit Baſedow, den Gehalt und die Inſtruction der Lehrer und führte auch gemeinſchaftlich mit dem Hofrath Herrmann das Rechnungsweſen und die Kaſſe des Inſtituts.

Zwar wurden bald in die Stellen der abgegangenen Lehrer neue gerufen, aber während der Zeit lag die ganze Sorge für die Anſtalt auf Wolken, und auch nachher blieb ihm der größte Theil der Arbeit. Dennoch ermüdete ſein Eifer für das Beſte des Inſtituts und die Veredlung der Menſchheit unter den drückendſten Beſchwerden nicht im Geringſten, obgleich ſein Körper die Folgen der übermäßigen Anſtrengung empfand.

Endlich legte Baſedow zu Oſtern 1778 den Antheil, den er bis jetzt an der Kuratur gehabt hatte, gänzlich nieder. Der Urſachen mögen wohl mehrere geweſen ſeyn; wie es ſcheint bewog ihn aber zu dieſem Schritte beſonders heimlicher Verdruß über Wolke. Schon ſeit 1777 hatte er dieſen im Verdachte, daß er ihn herabſetzen wolle, um ſich ſelbſt deſto mehr zu erheben. Da nun Wolke nach Campe's Weggange alle diejenigen Directionsgeſchäfte, die mehr in die Augen fielen, übernahm, während er ſich nur die Aufſicht über den Unterricht im Inſtitute vorbehalten hatte: ſo ſchien jener mehr Bedeutung und Anſehen zu erhalten als er. Auch kamen ihm mancherlei Urtheile zu Ohren, welche dahin lauteten, daß er bei einem größern Gehalte weniger für das Inſtitut thue, als Wolke bei einem weit kleinern. Zudem hatte Baſedow die Meinung feſt angenommen, daß Wolke im Vertrauen auf ſeine Verdienſte, und auf die günſtigen Geſinnungen Anderer gegen ihn, immer eitler, unlenkſamer und herrſchſüchtiger würde. Alle dieſe Umſtände, und vielleicht auch eine gewiſſe Furcht vor Wolk's heimlichen Klagen gegen ihn, nährten und ſteigerten ſeinen heimlichen Verdruß gegen dieſen ſeinen treuſten Mitarbeiter, ſo daß er endlich nicht mehr gemeinſchaftlich mit ihm am Inſtitute arbeiten zu können glaubte. Dieſe Mißverſtändniſſe zwiſchen beiden Männern, die 8 Jahre gemeinſchaftlich zu einem gemeinſamen edlen Zwecke gearbeitet hatten, wuchſen in der Folge, vorzüglich durch Baſedow's Schuld, noch mehr an, und führten endlich, beſonders durch Einmiſchung eines Fremden, der Wolken zu heftigen Maaßregeln und einer Injurienklage gegen Baſedow bei Hofe rieth, zu einem öffentlichen Bruche zwiſchen beiden ehemaligen Freunden. Die Sache ging ſo weit, daß ſogar im Jahre 1783 ein Prozeß zwiſchen ihnen ausbrach, indem Baſedow Wolken beſchuldigte, eine ihm gehörige Summe von 300 Thalern unterſchlagen zu haben. Dieſer Prozeß bahnte endlich im Mai des genannten Jahres den Weg zur Wiederverſöhnung, da Baſedow ſeine Beſchuldigung zurücknahm, und durch eine öffentliche Schrift über ihre Ausſöhnung Wolken von dem ſchimpflichen Verdachte reinigte.

Für beide Freunde wäre es beſſer geweſen, wenn dieſe Streitigkeiten im Dunkel der Vergeſſenheit liegen geblieben wären. Aber leider wurden ſie mit den kleinſten Umſtänden, Urſachen und Folgen, beſonders auch durch Wolke, der Welt bekannt, die ſich durch ſie zu nachtheiligen Urtheilen über beide verdiente Männer verleiten ließen. Waren dieſe Urtheile auch nicht ganz gerecht, da ja das Privatleben der berühmteſten und ausgezeichnetſten Menſchen gewiß auch ſeine Flecken und Schattenſeiten hat, ſo ſchadeten ſie doch damals dem Ruhme beider gar ſehr. Uebrigens liegt der bei weitem größte Theil der Schuld bei dieſen unangenehmen Vorfällen unſtreitig an Baſedow, wenn man auch Wolken nicht als ganz ſchuldlos darſtellen kann. — Wir kehren nun zu der Geſchichte des Philantropin's zurück.

Nach Baſedow's völliger Abdankung übernahmen Wolke und das Kollegium der ordentlichen Lehrer gemeinſchaftlich die Direction des Inſtituts. Wolke führte den Vorſitz in dieſem Kollegium und hieß von jetzt an Director. Unter ſeiner Leitung hob ſich die Anſtalt ungemein, und es waren immer mehr Zöglinge gemeldet, als aufgenommen werden konnten.

Im Jahre 1780 machte Wolke eine Reiſe nach Holland, theils um ſeinem Körper und Geiſte eine Erholung von den vielen Anſtrengungen und beſchwerlichen Arbeiten zu verſchaffen, theils um in Amſterdam einen Zögling aus Liſſabon für ſein Inſtitut abzuholen. Er beſuchte auf dieſer Reiſe einen großen Theil von Deutſchland, und kam durch viele große Städte. Ueberall benutzte er die Gelegenheit, für das Beſte ſeiner Anſtalt zu wirken. Seine edle, unbefangene Deutſchheit, ſein verſtändiges Weſen, ſeine Geradheit und Biederkeit trugen ungemein dazu bei, günſtige Meinungen von dem Inſtitute zu erwecken, dem er vorſtand. Er kam auf dieſer Reiſe unter andern auch nach Hamburg, und beſuchte Campen, der dort ein eignes Erziehungsinſtitut angelegt hatte.

Nach ſeiner Rückkehr arbeitete Wolke am Inſtitute thätig fort, und bot alle ſeine Kräfte auf, ihm zu nützen. Doch trug ſich in den nächſten Jahren gerade nichts Bemerkenswerthes zu, das hier erwähnt zu werden verdiente. Wir wollen deswegen hier einen Ruhepunct in unſrer Skizze machen und einen Rückblick auf die Jahre, die Wolke am Philantropiniſchen Inſtitute arbeitete, und auf ſeine bisherige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit werfen.

Wolke hatte in der Zeit, während welcher er am Philantropin erſt als Lehrer, und ſpäter als Director deſſelben geweſen war, eine faſt beiſpielloſe Thätigkeit entfaltet, und es iſt wohl unſtreitig die thatenvollſte Periode ſeines ganzen Lebens. Auf ihm lag größtentheils die ganze Laſt des Unterrichts, und zu manchen Zeiten ſchien es, als müſſe er unter ihrer Schwere erliegen. Ohne auf die Angriffe, die das Inſtitut von ſo mancher Seite aushalten mußte, ohne auf die ſchiefen, verkleinernden Urtheile zu achten, die ſich überall über daſſelbe hören ließen, arbeitete er im Stillen bloß unter dem Beifalle ſeines Herzens und derer, die ihn und ſeine Beſtrebungen näher kannten, fort, ſtiftete ſo viel Gutes, als er konnte, und ſahe ſeine Bemühungen ſchon dadurch hinlänglich belohnt, daß durch ſie und durch Baſedow eine allgemeine Gährung im Deutſchen Schulweſen entſtand. Wolke war immer die vorzüglichſte Stütze des Philantropins, und das innere Triebwerk deſſelben hat er faſt allein beſtändig im Gange erhalten. Denn Baſſedow that in dieſer Hinſicht wenig. Er beſchäftigte ſich mehr damit, ſeine Grundſätze und Methoden der Welt bekannt zu machen, dieſe für ſie zu gewinnen und das Publicum für ſeine weit ausſehenden Pläne zu begeiſtern. Auch wäre gerade Baſedow mit ſeinem feurigen Enthuſiasmus und ſeinen hochfliegenden Entwürfen wohl nicht im Stande geweſen, die in mancher Hinſicht ſo künſtliche Maſchiene ſeiner Anſtalt ordentlich im Gange zu erhalten, wozu eine große Geduld und beharrliche Ausdauer gehörte, die gerade er nicht beſaß. Dazu paßte der ſtille, unermüdlich thätige Wolke weit beſſer, der keine Zeit und keine Mühe ſcheute, das angefangene Werk nicht nur zu erhalten, ſondern auch weiter zu bringen. Bedenkt man, daß die Umſtände, unter denen Wolke wirkte, größtentheils nicht günſtig waren, daß die Welt für das enthuſiaſtiſch unternommene Werk im Ganzen ſo kalt blieb, und ihm die ſo nöthige Unterſtützung nicht zu Theil werden ließ und daß die Einrichtungen und Methoden im Philantropin von vielen Seiten angegriffen und getadelt wurden; erwägt man ferner, daß unter den Arbeitern an der Anſtalt ſelbſt größtentheils höchſt unangenehme Verhältniſſe herrſchten und daß Baſedow, durch ge-

Google

täuſchte Hoffnungen muthlos und mürriſch g
macht, durch ſeine beſtändigen Klagen Wolken meh
entmuthigte, als ermuthigte: ſo muß man alle
dings Wolken's ausharrende Geduld und die Quell
davon, ſeine grenzenloſe Liebe zum Jugendunte
richte, bewundern, und einen Mann hochſchätze
der ungeachtet ſo vieler Hinderniſſe und ſo widri
ger Verhältniſſe unverrückt den ſchönen Zweck d
Menſchenbildung und Menſchenbeglückung vor Au
gen behielt.

Aber nicht blos als Lehrer in dem Philantro
piniſchen Inſtitute war Wolke thätig, ſondern auc
als Schriftſteller ſuchte er ſeine Methode zu be
gründen und auszubreiten und dadurch für da
Erziehungs= und Unterrichtsweſen zu wirken. A
den im Jahr 1777 von Baſedow und Campe an
gefangenen pädagogiſchen Unterhandlunge
nahm er thätigen Antheil und beſorgte nach de
Abgange jener beiden Männer die Herausgabe de
4 letzten Jahrgänge dieſer Zeitſchrift. Sie wa
damals für das Erziehungs= und Schulweſen ſeh
wichtig und enthält viele treffliche Aufſätze übe
einzelne pädagogiſche Gegenſtände, beſonders auc
von Wolke. Im letzten Stücke des erſten Jahr
gangs befindet ſich unter andern die Nachricht vo
einer Leſemaſchiene, die Wolke erfunden hatte, un
das nach ſeiner Meinung unzweckmäßige Buchſta
biren unnöthig und dadurch den Kindern das Le
ſenlernen angenehm und leicht zu machen. Da di
Nachricht von dieſer Leſemaſchiene für die Ge
ſchichte der Methodik und namentlich auch für un
ſere Zeit, wo noch immer ſo viel über Leſelehrme
thode geſchrieben und geſprochen wird, nicht un
wichtig iſt, ſo wollen wir ſie hier mit Wolke's eig
nen Worten mittheilen:

„Es iſt eine ſimple Maſchine, deren Einrich

„tung und Gebrauch beſſer gegenwärtig gezeigt, als abweſend jemandem beſchrieben werden kann. Ein hölzern Futteral, worin man an einem Ende von unten auf etwa ein Wetterglas mit dem Brete hineinſchieben könnte, ſtellt den größern Theil der Maſchine dar. In der Mitte der Vorderſeite eines ſolchen Futterals iſt eine Oeffnung, die der Oeffnung an einer Orgelpfeife ähnlich iſt. Auf länglichte und ſchmale Bretchen ſind gedruckte Buchſtaben geleimt, (die ich in gehöriger Ordnung habe drucken laſſen) auf einigen Konſonanten, auf andern Vocale und Diphtongen! Solcher Buchſtabenſtreifen können an meiner Maſchine acht von unten in das erwähnte Futteral hinaufgeſchoben und unten einzeln und insgeſammt mit Schrauben befeſtigt werden. Und mit dieſen acht Streifen kann nun ein munterer Kinderfreund viele tauſend Sylben und Wörter aus jeder Sprache nach und nach vor der Oeffnung des Futterals zuſammentanzen und auseinander fliegen laſſen und die leſefähigen Kinder zum Leſen im Buche hinlänglich vorbereiten. Bis man die Leſemaſchine ſelbſt hat, gehe folgende Nachricht von dem Gebrauche derſelben voraus. Der Lehrer kommandirt einen genannten Buchſtaben, vor der Oeffnung der Maſchine zu erſcheinen, oder ſich zu entfernen. Z. E. Komm hervor a! Gleich ſchiebt er den Streifen I hinauf und a erſcheint; alsdann a ſoll werden ba, indem er b links aufſchiebt. Fort b! — a werde ab! indem b links weg und rechts hervorgezogen wird. Und ſo immer weiter mit allen Vocalen, Diphtongen und Konſonanten. Bei dieſem Vorſchieben und Wegziehen der Buchſtaben, kann der Lehrer, der zum Spielen mit Kindern aufgelegt iſt, zu ihrem Vergnügen das Kommandiren mit einem melodiſchen

„Herſingen der Buchſtaben und Silben, die
„nach einander vor's Geſicht bringt, abwechſeln la
„ſen. Der Lehrer ſtudirt darauf mit den Kinder
„wie er nun noch andere Töne durch dieſe M
„ſchine bilden kann; läßt z. E. die Silbe b
„feſtſtehen, und bewegt nur den rechten Konſona
„tenſtreifen in die Höhe: ſo kommen zu Geſic
„bab, bac, bad, baf ꝛc., dann den linken Stre
„fen eben ſo und er erhält die Silben bab, ca
„dab, fab ꝛc. Nachher werden die Töne a
„gleiche Weiſe durch Verſchiebung eines der übr
„gen Vocalen und Diphtongen noch vielfältig a
„geändert. Außer dieſen ſind vermittelſt acht Stre
„fen noch erſtaunend viele Abwechſelungen der Si
„ben und Wörter möglich, mehr als nöthig ſin
„zur Vorbereitung des Leſens im Buche. Da d
„Abſicht dieſer Maſchine dahin geht, den Kinde
„diejenige Schwierigkeit des Leſenlernens wegzune
„men, die man bisher faſt allen in Europa dur
„das Buchſtabiren gemacht hat: ſo rathe i
„von nun an inſtändigſt ab, das Leſe
„durch die Ausſprache der ganz verſchi
„denlautenden Buchſtaben in einer Si
„be fernerhin zu erſchweren. Einzeln m
„gen die Buchſtaben genannt werden, wie ich a
„gegeben habe; aber man buchſtabire anfang
„niemals: d-a-s, das. Das Buchſtabiren, w
„durch man jetzt den kleinen Menſchen auf lang
„Zeit Verdruß und Eckel am Lernen aller gute
„Kenntniſſe mühſam mittheilt, kann in viel kürz
„rer Zeit und ohne die gewöhnlichen ſchädliche
„Folgen nachgeholt werden, wenn das Kind e
„wa ein Jahr ſchon mit Vergnügen geleſen hat.

Aus dieſer Nachricht, die uns zugleich in e
was Wolke's Methode überhaupt kennen lehrt, e
giebt ſich, daß Wolke nur wenige Schritte noch

thun hatte, um auf die etwas ſpäter durch Stephani und Olivier ausgebildete Lautmethode zu kommen. Uebrigens hatte Wolke in einer 1783 erſchienenen Schrift: Erſtkenntniß für Kinder, von der Buchſtabenkenntniß an bis zur Weltkunde, ſeine Methode, das Leſen ohne Buchſtabiren zu lehren, noch genauer beſchrieben.

Außer den pädagogiſchen Unterhandlungen gab Wolke auch gegen 16 philanthropiſche Lehr- und Leſebücher, und im Jahr 1782 zweihundert und zehn Lieder fröhlicher Geſellſchaft und einſamer Fröhlichkeit heraus, um den geſellſchaftlichen Geſang, der von den Deutſchen ſo ſehr vernachläſſigt ward, zu befördern. Der größte Theil dieſer Lieder war ſchon im Jahre 1779 unter dem Titel: Philanthropiſtenlieder für das Philanthropin gedruckt. Wolke hatte aus mehr als 70 Dichtern geſammelt, und dieſe Sammlung iſt nicht ohne Werth, ſo weit ſie auch unter den ähnlichen Verſuchen der Rammlerſchen Arbeiten ſteht. Er erlaubte ſich hie und da zu verändern und wegzulaſſen. Wenn ein Lied blos zur Freude ermunterte, ſo ſuchte er auch Gedanken an Arbeit und Pflicht hineinzubringen. Statt des in vielen geiſtlichen Liedern vorkommenden altjüdiſchen Gedankens: Menſch du biſt Erde und ſollſt wieder zur Erde werden, ſetzte er den chriſtlichern, tröſtlichern und poetiſchern, der an eine ſelige Unſterblichkeit erinnert. So änderte er in Hölty's gemüthlichem Liede: Wer wollte ſich mit Grillen plagen, den Vers: drum will ich bis ich Aſche werde, um in: drum will ich bis ich Engel werde. Sein Hauptwerk in dieſer Zeit war aber ſeine Beſchreibung der 100, auch zu Baſedow's Elementarwerke gehörigen Kupfertafeln. Schon im Tahre 1770 hatte er an dieſer Be-

ſchreibung zu arbeiten angefangen. Dieſes We
war darauf berechnet, den Lehrern eine beſtimm
tere Anweiſung zum rechten Gebrauche der K
pfertafeln zu geben und ihnen zu zeigen, wie ma
Kindern den Sprachunterricht verſinnlichen und a
genehm machen und ihnen dadurch zugleich Sac
kenntniſſe beibringen könne. In der Vorrede ſuch
er die Einwürfe, die man bis jetzt gegen ſeine Metho
erhoben hatte, (z. B. daß die Spielmethoden n
den Geiſt zur Tändelſucht gewöhnen und je
ernſte Anſtrengung verbannen, ohne welche do
nichts gründliches erlernt werden kann zu entkrä
ten. Unter allen Schriften Wolke's hat dieſe B
ſchreibung wohl den allgemeinſten Beifall und d
meiſte Anerkennung gefunden. Der erſte Theil e
ſchien 1781; der zweite 1787. Es wurde au
ins Lateiniſche und Franzöſiſche überſetzt.

Nach dieſem Rückblicke kehren wir zur eigen
lichen Geſchichte zurück. Zehn Jahre lang hat
Wolke an der Deſſauiſchen Erziehungsanſtalt g
wirkt und alle ſeine Kräfte aufgeboten, ſie bl
hend zu machen. Während dieſer ganzen Zeit hat
er ſich unter faſt unglaublichen Anſtrengungen u
Arbeiten mit einem ſo geringen Gehalte beholfe
daß er nicht einen Thaler erübrigt hatte. Die vi
fachen Anſtrengungen, Sorgen und erlittenen Krä
kungen, der Streit mit Baſedow, und im Jah
1784 ein unglücklicher Zufall, der den Tod ein
Zöglings nach ſich zog, hatten ſehr nachtheilig a
Wolke's Geiſt und Körper gewirkt, ſo daß er z
Zerſtreuung und Erholung eine Reiſe nach P
tersburg unternahm, wo ſeine Landsmännin, d
große Kaiſerin Katharina mit kräftiger Hand d
Scepter über das weite Ruſſiſche Reich führte. M
Bewilligung des Fürſten und in Begleitung ein
ſeiner Zöglinge trat er dieſe Reiſe im Mai 17

an. Er nahm ſeinen Weg durch Dänemark, Schweden, über die Oſtſee, Liebau, Mietau, Riga, Dorpat nach Petersburg. Hier ſchienen ſich ihm anfangs freundliche Ausſichten zu öffnen. Die Kaiſerin, die ſchon die Ausführung von Baſedow's Plänen durch reiche Spenden zu befördern geſucht hatte, nahm Wolke'n gnädig auf und beſchenkte ihn ſogleich mit 20000 Rubeln, wofür ihm aber, nach Vorzeigung einer langen Liſte früherer Schenkungen, die vor ſeiner Forderung ausgezahlt werden mußten, im Zahlungsbüreau nur 1500 Rubel geboten wurden, die er jedoch verſchmähte, ohne je bei der Kaiſerin etwas zu erwähnen. Da man ſich in Petersburg gerade damals ſehr mit der Verbeſſerung des Schulweſens beſchäftigte, und der Ruf von Baſedow und deſſen Bemühungen auch dorthin erſchollen war, ſo mußte natürlich Wolke mit ſeiner Philantropiniſchen Methode in Petersburg vieles Aufſehen machen, obgleich, wie dies natürlich war, die Meinungen über ihren Werth ſehr getheilt waren. Um ſich beſſern Eingang zu verſchaffen, legte er die philanthropiſche Kleidung, die er bis jetzt getragen hatte, das runde Haar und den runden Hut ab und kleidete ſich wie andere Menſchen. Der Graf Balmaine, welcher Chef der k. Landcadettenanſtalt war, forderte ihn auf, entweder Studiendirector derſelben zu werden, oder doch in derſelben Proben ſeiner Kunſt, Sprachen zu lehren, abzulegen. Den erſtern Antrag lehnte Wolke darum ab, weil er noch Profeſſor und Vorſteher der Deſſauiſchen Anſtalt war. Den letztern nahm er jedoch an und erbat ſich vom Fürſten in Deſſau die Erlaubniß, noch 8 Monate in Petersburg bleiben zu dürfen, während welcher Zeit er auf ſeinen Gehalt verzichten wollte. Es wurden nun 18 junge Kadetten ausgeſucht, die

Wolke in der Deutſchen Sprache unterrichten ſollt
Zwölf von ihnen waren Ruſſen und konnten kei
Wort Deutſch, und die andern 6, Liefländer vo
Geburt, hatten ihr Deutſch in der Anſtalt wiede
vergeſſen. Nachdem Wolke dieſe 18 junge Ede
leute 4 Wochen nnterrichtet hatte, ſo bat er de
Chef, jetzt zu prüfen und prüfen zu laſſen, was i
dieſer Zeit geleiſtet worden ſey. Dies geſchah. De
Prüfung wohnten mehrere einſichtsvolle Männer be
unter andern Graf Anhalt, Adjutant der Kaiſ
rin, der Dichter Klinger und alle Lehrer, Erzi
her und Aufſeher über die 700 Zöglinge des In
ſtituts. Wolke bat, eine Menge gemalte oder wirk
liche Gegenſtände in den Verſammlungsſaal brin
gen zu laſſen, die weder er, noch ſeine 18 Schüle
geſehen hätten. Der Chef ſchickte einige Gemäld
die er erſt kürzlich aus der Maleracademie empfan
gen hatte. Ueber dieſe that Wolke während 2
Stunden einige 100 Fragen, Deutſch (denn e
ſelbſt verſtand kein Ruſſiſch) an ſeine Schüler
welche ſie nicht nur richtig verſtanden, ſondern auc
ziemlich paſſend Deutſch beantworteten. Die Be
wunderung und der Beifall der 300 Anweſende
über die in ſo kurzer Zeit mitgetheilten Sprach
und Sachkenntniſſe wurde natürlich laut. Ueber
dies lößten auch ſeine Schüler in jeder der 4 Haup
rechnungsarten ein Paar ſchwierige Exempel. Wolk
bat einen anweſenden Profeſſor Kraft, der ihm beſon
ders entgegen geweſen war, ihm eine 2 Ellen lang
Reihe Ziffern zu ſagen, die er auf eine ſchwarz
Holztafel ſchrieb, ohne ſie abzutheilen. Es ware
über 32 Ziffern. Kaum zog Wolke ſeine Han
von der Tafel ab, ſo ſprach einer der 12 junge
Ruſſen dieſe Reihe Ziffern mit Fertigkeit richti
und Deutſch aus. Der Profeſſor Kraft war de

rüber ſo erſtaunt, daß er Wolken verwundert fragte, ob er hexen könne?

Dieſe faſt halsbrechende Probe, die Wolke von ſeiner Methode, Sprachen zu lehren, hier abgelegt hatte, iſt ein neuer Beweis, nicht gerade von der hohen Vortrefflichkeit ſeiner Lehrweiſe, ſondern vielmehr von ſeiner bewundernswürdigen Geſchicklichkeit, Sprach- und Sachkenntniſſe mitzutheilen. Um jedoch Wolke's Leiſtungen nicht zu überſchätzen, darf man nicht vergeſſen, daß die ausgewählten 18 Schüler, an welchen die Probe gemacht wurde, wohl ſchon erwachſen und nicht gerade lauter Unfähige waren, daß ſie ſchon vorher Unterricht genoſſen hatten, daß Wolke ſich den ganzen Tag mit ihnen beſchäftigte und daß er nichts als Deutſch mit ihnen ſprach und ſprechen mußte. Auch darf man wohl mit in Anſchlag bringen, daß Wolke bei der Prüfung ſelbſt geſchickt zu fragen wußte.

Nach dieſer für Wolken ſo ruhmvollen Probe, hätte man glauben ſollen, daß ſein Ruf in Petersburg feſt gegründet ſey und daß ſeine pädagogiſchen Anſichten allgemeinen Beifall erlangen würden. Aber wider Vermuthen war dies nicht der Fall. Zwar wurde er von mehrern der angeſehenſten Familien Petersburgs, deren Achtung und Zutrauen er ſich erworben hatte, aufgefordert, in ihren Häuſern Unterricht zu ertheilen und er war 4 Monate hindurch anſtrengend beſchäftigt, indem er im Kadettencorps, in einer andern kaiſerlichen Anſtalt und in 4 Familien vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend Unterrichtsſtunden hielt: aber für dieſe Arbeiten erhielt er faſt keine Belohnung, kaum Dank. Vielmehr mußte er mancherlei Kränkungen erdulden. Er fand Feinde, die ſelbſt den Beifall, den er als Lehrer gefunden hatte, bei der Kaiſerin zu unterdrücken, oder wenigſtens

Digitized by Google

zu verdunkeln wußten. Die hauptſächlichſte U
ſache, warum Wolke mit ſeinen Anſichten gera
jetzt höheren Orts nicht den verdienten Beifall u
und die gehörige Aufmunterung fand, war unſtr
tig, daß die Kaiſerin kurz vor ſeiner Ankunft
Petersburg die Literalmethode der öſtreichiſchen No
malſchulen in ihrem ganzen Reiche als geſetzlich
Muſter anempfohlen hatte. Dieſe Methode, d
Hähne in Berlin erfunden hatte, die aber do
ſelbſt ſchon ſeit 20 Jahren für ungenügend u
zweckwidrig erkannt, aber ſpäter in den vom A
Felbiger zuerſt in Böhmen errichteten und da
von allen in der Oeſtreichiſchen Monarchie eingefüh
ten Normalſchulen, angenommen worden war, ſoll
von Wien aus auch in Rußland eingeführt we
den. Hierbei waren vorzüglich die Jeſuiten g
ſchäftig, welche auf dieſe Art ſich der Erziehun
und des Unterrichts im ganzen Ruſſiſchen Reic
bemächtigen zu können glaubten, wie ſie es ei
lange Reihe von Jahren hindurch in allen kath
liſchen Ländern Europa's gethan hatten und w
ſie es in der neuſten Zeit zu thun wieder ang
fangen haben. Obgleich dieſe ſteife Literalmethod
die durch ihren geiſttödtenden Mechanismus jed
künftige Verbeſſerung des Unterrichts wenn auc
nicht unmöglich zu machen, doch ſehr zu erſchwe
ren ſchien, mit der Wolke'ſchen Lehrweiſe keine
Vergleich aushalten konnte, ſo hatte doch die Kai
ſerin durch ihre Anempfehlung die Vortrefflichkei
derſelben gewiſſermaßen anerkannt und mochte i
ihren Meinungen und Urtheilen nicht ſo veränder
lich ſcheinen, welchen Schein ſie offenbar auf ſic
geladen haben würde, wenn ſie Wolken und ſein
Methode begünſtigte. Auch mochte in der Umge
bung des Hofes die Literalmethode manche Freund

gefunden haben, die Wolken natürlich entgegenwirkten.

Um dieſe Zeit beſchäftigte er ſich mit der Ausarbeitung eines Elementarbuchs für Kinder, durch welches er ſeine Methode bekannt machen und ihr Eingang verſchaffen wollte. Er kündigte es auf Unterzeichnung an und in wenigen Tagen waren in Petersburg 2000 Silberrubel unterzeichnet. Wenn das Buch erſchienen wäre, wollte Wolke in ſeine Stelle nach Deſſau zurückkehren. Da ſich aber die Herausgabe deſſelben mancher Umſtände wegen verzögerte, ſo bat er ſich in Deſſau noch ein Jahr Urlaub aus. Der edelmüthige Fürſt bewilligte ihm denſelben nicht nur, ſondern ließ ihm auch die Wahl, zurückzukommen, oder eine lebenslängliche Penſion von 200 Thalern anzunehmen. Wolke, der nach ſo langer Abweſenheit in Deſſau entbehrlich zu ſeyn glaubte, nahm das letztere großmüthige Anerbieten an, beſchloß in Petersburg zu bleiben und ließ demnach ſeine Familie nach Petersburg kommen.

Im Jahre 1785 gab Wolke heraus: Hundert und ſechzig in Kupfer geſtochene Bilder mit Beſchreibung derſelben zum Nutzen und Vergnügen. Dieſe Schrift wurde zugleich ins Ruſſiſche überſetzt. Die Kupfer ſtellen meiſtens Dinge aus dem gemeinen Leben dar und die ihnen beigefügte kurze Beſchreibung iſt ſo eingerichtet, daß den Kindern dabei allerlei Sachkenntniſſe beigebracht werden können. Da Wolke durch dieſe Schrift zugleich die leichtere Erlernung der Sprachen durch Ueberſetzung aus einer in die andere bezweckte, ſo iſt das Deutſche in dem ganzen Buche dem Ruſſiſchen ſo angepaßt, daß dadurch Wörter und Konſtructionen oft fehlerhaft werden.

Das erwähnte, ſchon 1784 angekündigte Ele-

mentarbuch erſchien 1786. Er nennt es ſelbſt ei
elementariſche Encyclopädie zum erſten U
terrichte für die Jugend. Es wurde auch in
Franzöſiſche und Ruſſiſche Sprache überſetzt, u
enthält einige Abſchnitte über das Leſen und
Sprache, worauf mehrere folgen, die den Unterri
der Kinder in nützlichen Sachkenntniſſen bezweck
Obgleich das Werk noch vor ſeinem eigentlich
Erſcheinen mit großem Beifall aufgenommen wur
ſo iſt doch gewiß, daß man von Wolke'n, der
vieljähriger practiſcher Uebung im Elementarunt
richte über die Faſſungskraft der Kinder Beobac
tungen anzuſtellen Gelegenheit hatte und der g
rade auch in dieſem Fache des Unterrichts vorzü
liche Talente und practiſche Kunſtgriffe beſaß,
was Vorzüglicheres hätte erwarten können. Zw
hat er ſich ſichtbar beſtrebt, ſich zu der Jugend h
abzulaſſen in Sprache und Darſtellung; ab
dies iſt ihm nicht immer gelungen. Nur zu
hat er den Ton nicht getroffen; ſein Vortrag
an vielen Stellen zu abſtract und nicht treffe
und intreſſant genug. Da er doch anderwärts g
zeigt hat, daß er einfach und kindlich ſeyn kan
ſo muß man es blos ſeiner damaligen Unruhe u
Zerſtreuung zuſchreiben, daß er ſeinen Zweck nic
feſt vor Augen behalten, ſeinen Stoff nicht ſor
fältig genug ausgewählt hat und ſich in ſeine
Tone nicht gleich geblieben iſt. Uebrigens hatte
ſich in dieſer und der vorher angeführten Schri
nach der von der normaliſtiſchen Schulcommiſſio
befohlenen Art, den Buchſtaben gleichlautende N
men zu geben, bequemt.

Wolke hatte nun durch die angeführten Schri
ten und durch mündlichen Unterricht endlich d
Vorurtheile und Hinderniſſe, die ſich ſeiner Wir
ſamkeit in Petersburg entgegenſtellten, beſiegt; un

da die Bitten um Unterrichtsſtunden jetzt immer häufiger wurden, ſo legte er, um ihnen zu genügen, eine Unterrichtsanſtalt für 30 Zöglinge an. Dieſe fanden ſich bald ein und vermehrten ſich in der Folge faſt um noch einmal ſo viel. In dieſer Anſtalt gab er täglich 8 Stunden Unterricht. Demnach wurde er fortwährend von verſchiedenen vornehmen Familien gebeten, Lehrſtunden in ihren Häuſern zu geben, die er aber abwies. Als die Bitten inſtändiger wiederholt wurden, erwiederte Wolke: „ich gebe meinen 67 Zöglingen täglich 8 Lehrſtunden. Will ich einige davon einem Stellvertreter auftragen, ſo muß ich ihm wenigſtens 2 Silberrubel für jede Stunde bezahlen." Man antwortete ihm: Fordern Sie ſo viel als ſie nöthig finden. Wolke forderte alſo für jede Lehrſtunde 5 S. Rubel und hörte dann: mit Vergnügen und Dank werden wir dies bezahlen. Der Graf Alexii Orlow, der von Moskwa auf 3 Wochen nach Petersburg kam, zahlte Wolke'n ſogar für 10 ſeiner Tochter gegebene Lehrſtunden 100 S. Rubel und behandelte ihn dabei höchſt achtungsvoll. Wolke's Umſtände waren jetzt blühend, er konnte jährlich 1000 S. Rubel zurücklegen.

Außer der Leitung ſeiner Unterrichtsanſtalt und ſeinen Privatſtunden beſchäftigte ſich Wolke viel mit Telegraphik und Paſigraphie. Das erſtere that er auf Anlaß des damaligen Großfürſten Paul, deſſen Lieblingsgegenſtand die Telegraphik war; das Letztere, weil die Kaiſerin Katharina das Studium der Sprachen außerordentlich begünſtigte, und zu dieſem Ende damit umging, ein vergleichendes großes Wörterbuch aller Sprachen unternehmen zu laſſen. Schon 1789 gab er eine Nachricht von dem Erfolge ſeiner Bemühungen heraus, in welcher er von ſeiner allgemeinen wortloſen

Schriftſprache und zugleich von einer neu entdec
ten Mehode, in die Ferne zu ſchreiben ſprach. Al
im Jahr 1794 die Nachricht von den, als eine neu
Erfindung der Franzöſiſchen Nation zugeſchriebene
Telegraphen nach Petersburg kam und durch di
öffentlichen Blätter mit Pomp angekündigt wurd
ſo ſahe ſich Wolke dadurch veranlaßt, ſeine durc
obige Anzeige angekündigte Erfindung einer allge
meinen Sprache in Monogrammen ins Gedächtni
zurückzurufen. Er verſicherte auf jener Grundlag
fortgearbeitet zu haben und dadurch gelangt zu ſeyn

1) zu einer Schriftſprache, die für Stumme un Taube und ihre Freunde zu gegenſeitiger Mittheilung ihrer Gedanken und bei Land- un Seeſchlachten zum Signaliſiren auf eine Viertelmeile weit anwendbar ſey;

2) zu einer allgemeinen Schriftſprache in Monogrammen, welche theils zu dem vergleichenden großen Wörterbuche aller Sprachen, das die Kaiſerin Katharina unternehmen ließ, theils zu den künftigen Wörterbüchern der Europäiſchen Sprachen, um die Ausſprache genauer zu beſtimmen, brauchbar ſeyn werde. Dieſe Monogrammenſchrift ſollte auch zur Telegraphie anwendbar ſeyn mit dem größten Geheimniß die größte Ausdehnung und Geſchwindigkeit verbinden und noch manche andere Vortheile gewähren.

Auf Befehl des Großfürſten Paul ſtellte Wolke auch Verſuche mit ſeiner Fernſchreibekunſt an, welche den Erwartungen des Großfürſten ſo vollkommen entſprachen, daß er ihn mit einer goldenen Doſe beſchenkte. Um ſeine Erfindung vollends hinausführen zu können, gab er ſeiner Erziehungsanſtalt einen von ihm ſelbſt gebildeten Mann, Namens Gerardin zum Vorſteher und beſchäftigte ſich länger als ein Jahr mit der Vervollkommnung der Telegraphik, wobei er viel Zeit und Geld auf Verſuche verwendete. Um aber auch ſeine Paſigraphie zu Stande zu bringen, unternahm er eine Reiſe durch Deutſchland und Dänemark, um die Anſichten der erſten Sprachgelehrten darüber zu vernehmen. Seine Gattin begleitete ihn. Auf derſelben ſchrieb er ſeine: Erklärung, wie die wechſelſeitige Gedankenmittheilung aller cultivirten Völker des Erdkreiſes, oder die Paſigraphie möglich und ausüblich ſey, ohne Erlernung einer neuen, beſondern oder allgemeinen Wort-, Schrift- oder Zeichenſprache (Deſſau 1797). Er kam auf dieſer Reiſe unter andern über Deſſau, Leipzig, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Schnepfenthal, Eiſenach, Kaſſel, Göttingen, Braunſchweig, Helmſtädt und Magdeburg und theilte vielen Gelehrten und angeſehenen Männern die Grundlinien ſeines Planes mit.

Der Hauptzweck ſeiner Erfindung war: Jeden, der ſeine Mutterſprache, außer ihr aber keine andere verſteht oder erlernt hat, dennoch in den Stand zu ſetzen, die in einer jeden fremden Sprache vorgetragenen Ideen ſofort in die ſeinige, und umgekehrt, ſelbſt mit grammatiſcher Genauigkeit und Beſtimmtheit überzutragen. Er wollte dieſes Reſultat bloß durch Hülfe eines Striches und Punktes bewirken.

Zu Anfang des Jahres 1798 kehrte Wolke allein nach Petersburg zurück. Seine Gattin hatte er zu Kopenhagen bei ihren Verwandten zurück gelaſſen, und wegen einer Kaiſerlichen Ukaſe, durch welche allen Ausländern das Reich verſchloſſen wurde, durfte weder Wolke ſie dort abholen, noch ſie zu ihm nach Petersburg kommen. Erſt im Jahre 1800 erhielt ſie die Erlaubniß, zurück zu kehren. Zuvor aber, noch in demſelben Jahre, verfiel er in eine

anſteckende Krankheit, welche in Petersburg ſich v
breitet, und die ihn dem Grabe nahe brachte.
genaß aber, von ſeiner guten Natur unterſtützt, ba
wieder, zur Freude ſeiner Gattin und ſeiner Freund

Schon im Jahre 1796 war Katharina I
Wolke's Gönnerin, geſtorben, und Paul I. folg
ihr in der Regierung. Obgleich dieſer als Gro
fürſt ſich ihm geneigt gezeigt hatte, ſo ſchien
doch nach ſeiner Thronbeſteigung Alles, was Wol
für ſeinen Lieblingsgegenſtand, die Telegraphik, g
than und aufgewendet hatte, vergeſſen zu habe
Hieran mochte wohl ſein launenhafter, ſtürmiſch
Charakter und ſeine lang verhaltene Abneigung g
gen ſeine Mutter Schuld ſeyn, die ſich nach ſein
Thronbeſteigung dadurch entlud, daß er viele d
von ihr gemachten Einrichtungen wieder aufho
und der von Weſten kommenden Kultur und alle
Fremden ſein Reich verſchloß. Wolken wurde dur
dieſe Umſtände der Aufenthalt in Rußland verleide
und, nachdem er von ſeiner Krankheit geneſen wa
dachte er ernſtlich an ſeine Rückkehr nach Deutſc
land. Er bat den Kaiſer Alexander, der, na
Pauls, im März 1801, erfolgtem Tode, die Regi
rung übernommen hatte, um ein Paar Zeilen a
ſeine Großtante, die verwittwete Fürſtin von An
halt-Zerbſt und höchſte Verwalterin der Herrſcha
Jever; und als Murawiev Wolkes unterthänige
Schreiben dem Kaiſer mitgetheilt hatte, bekam dieſe
von Höchſtdemſelben den Auftrag, dem Profeſſo
Wolke bekannt zu machen, daß das Kaiſerliche Ka
binet den Ukas empfangen habe, ihm jährlich 50
Rubel (leider nicht Silberrubel!) auszuzahlen.

Im Januar 1802 kam Wolke in ſeine Vater
ſtadt Jever zurück, wo die Fürſtin von Anhalt
Zerbſt, im Namen der Kaiſerlich Ruſſiſchen Regie
rung, ſeine Verdienſte um das Schul- und Erzie

bungsweſen mit einer jährlichen Penſion von 200 Thalern und mit dem Kaiſerlich Ruſſiſchen Hofrathstitel belohnte.

Hier in Jever fuhr er fort, für Unterrichts- und Erziehungsweſen thätig zu ſeyn. Beſonders nahm er ſich der unglücklichen Taubſtummen mit warmen Eifer an. Die glücklichen Kuren, welche der Apotheker Sprenger zu Jever durch den Galvanismus anzuſtellen Gelegenheit hatte, erregten auch Wolke's Aufmerkſamkeit und ſchon 1802 gab er eine Nachricht von den zu Jever durch die Galvani-Voltaiſche Gehör-Gebekunſt beglückten Taubſtummen, heraus. Die von ihm in dieſer Schrift geäußerte Meinung, daß die Voltaiſche Säule in allen Fällen der Taubheit (Zerſtöruugen des Organs ausgenommen) Hülfe verſpreche, wurde durch den Erfolg nicht beſtätigt.

In Jever hielt ſich Wolke ein halbes Jahr auf, wohnte dann bis zum Jahre 1805 in Altona und hierauf einige Zeit, aus Freundſchaft für ſeine ehemalige Schülerin, Emilie Baſedow, in Gernrode. Im Jahre 1804 erſchien ſeine Anweiſung, wie Kinder und Stumme ohne Zeitverluſt zu Sprachkenntniſſen und Begriffen zu bringen ſind. Ein großer Reichthum von Ideen, die er zum Theil ſchon früher ausgeſprochen hatte, iſt hier niedergelegt. Er zeigt hier ſehr genügend, wie Stumme und noch ſprachloſe Kinder zu belehren ſind und wie ihnen auf eine angenehme und leichte Weiſe, durch die Verſinnlichungsmethode, in kurzer Zeit richtige Vorſtellungen und Begriffe und Sprachkenntniß mitzutheilen ſind. Auch ſetzt er in dieſem Buche ſeine Anſichten nicht nur über Deutſche Sprache und Rechtſchreibung, ſondern auch über Fernſchreibekunſt und Paſigraphie auseinander. Am merkwürdigſten iſt der Schluß des Buches, der

Wolke's Urtheil über Peſtalozzi und Oliv enthält. Wolke vermuthete, da Peſtalozzi in ſei Gertrud ſo viel von Anſchauung und Anſchauun kunſt ſpricht, er könne wohl gar eine ähnliche V ſinnlichungsmethode, wie er ſelbſt entdeckt und noch das Verdienſt erworben haben, ſie der Faſſun kraft und den Umſtänden der Landkinder anzupaſſ „Aber,“ ſetzt er hinzu, „dieſe angenehme Erw „tung iſt durch die Beſchaffenheit ſeiner erſchiene „Elementarbücher zu meinem Leidweſen unerf „geblieben. Dieſe enthalten keine Spur von mei „Art, Sprachkenntniß und Sachbegriffe mit „theilen. Die Neuheit ſeiner Lehrart iſt zwar „widerſprechlich. Aber die von mir aus den E „mentarbüchern beigebrachten Belege (im Reic „anzeiger 1803, No. 169 und 248), zeigen ſch „daß ich mit Recht zur Ehre des menſ „lichen Verſtandes zweifeln darf, ob „eine unnatürlichere, verkehrtere M „thode, als die Peſtalozziſche iſt, ka „erfunden werden.“

Dieſes Urtheil Wolke's über einen Mann, ſich Jahre lang einzig und allein mit Erziehu und Elementarunterricht beſchäftigt und die Gehei niſſe der Natur, bei der allmäligen Entfaltung u Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, belauſ hatte, während er ſich, außer der Pädagogik, n ſo vielen andern Dingen befaßte; über einen Man der die Bewunderung der ganzen Mitwelt in ein ſo hohen Grade auf ſich zog: dieſes Urtheil iſt höc überraſchend und beweißt, daß Wolke zu ſehr v ſeiner Verſinnlichungsmethode eingenommen w ſo daß er ſelbſt keine ruhige, unpartheiiſche Prüfu anſtellen konnte. Ob übrigens die Wolkeſche od Peſtalozziſche Lehrweiſe den Vorzug verdient, da über braucht hier nichts geſagt zu werden. Weni

Jahre, und die denkendſten Männer haben darüber entſchieden.

Noch in demſelben Jahre 1804 gab Wölke heraus: Düdsge or Saſſige Singedigte, Gravſgriften, Leder, ſingbare Vertelsels un wunderbare Eventüre, ſunſt nämt Romanſen un Balladen mit ener Anweiſung, dat Hogdüdsge un dat Düdsge in hel korter Tid rigtig uttoſpreken, to leſen un to ſgrieven. Das Lob, welches Sprachkenner, wie Leibnitz, Arpinus, Bödiker, Richey, Michaelis, Adelung, Leſſing, Campe, Gedike und Andere der Saſſenſprache beilegten, der Umſtand, daß dieſe Sprache durch ſeinen Geburtsort Jever ſeine Mutterſprache, daß ſeine ihn durchs Leben begleitende Gattin eine Dänin war: dieſes, und auch Alles in ſeiner frühern Bildung trieb ihn zur entſchiedenen Vorgunſt für dieſe Mundart, in welcher er ſtets den wahren Urkern unſrer Mutterſprache erkannte. „Seit 10 Jahren,“ ſchreibt er 1799, „habe ich dafür gethan, was einer in meiner Lage thun kann. Ich habe geſucht, ihre Regeln zu ſammeln und das Leſen und Schreiben durch eine beſtimmte Rechtſchreibung, die im Hochdeutſchen ſo viele Schwierigkeiten hat, zu erleichtern. Ich bin auch Willens, eine Grammatik der Saſſiſchen Sprache, nebſt einer Sammlung von Liedern, Geſängen, Erzählungen, Romanzen, Balladen, Idyllen, Sinngedichten, Einfällen u. ſ. w., für einen Theil der acht bis zehn Millionen, denen ſie Mutterſprache iſt, mitzutheilen, wenn ich nach Deutſchland komme.“ Den letztern Vorſatz führte er durch die oben angeführte Sammlung aus. Durch dieſelbe wollte Wolke das Studium der ſeit 200 Jahren unterdrückten, vernachläßigten und gelähmten Saſſenſprache wieder erwecken und beleben. Aber die Deutſchen ſchienen nun einmal keinen Sinn dafür zu haben; denn der größte Theil der Druckkoſten ging verloren.

Im Jahre 1805 lebte Wolke in Leipzig, und gab hier ſeine Anweiſung für Mütter und Kinderlehrer, zur Mittheilung der allererſten Sprachkenntniſſe und Begriffe, von der Geburt des Kindes an bis zur Zei des Leſenlernens, heraus. In dieſer Schrif wollte er den Gang der erſten planmäßigen Be ſchäftigungen und die Manier im Allgemeinen an deuten, wie man ſich mit Kindern unterhalten müſſ ohne gerade zu verlangen, daß man ſich an da hier vorgeſchlagene ſteif halten ſolle. Sie enthä viele, auf ſichere Erfahrungen gegründete, Beme kungen und ächt practiſche Anweiſungen. Mi ſcheint es, als ob durch ſeine Vorſchläge eine gewiſ Frühreife der Kinder zu ſehr betrieben, der Kun zu viel aufgetragen, und der Natur zu wenig übe laſſen wird. Auch ſind nicht alle Unterhaltung mit Kindern, wovon hier Beiſpiele aufgeſtellt we den, dem kindlichen Geiſte angemeſſen, und oft etw zu unnatürlich und ſchulmäßig. Am erſten hä vielleicht der Abſchnitt über die Sprachlehre u ſeine Ideen über Rechtſchreibung aus dieſer Sch wegbleiben können, ſo wie er auch in der Spra von dem Gewöhnlichen, durch den häufigen G brauch ganz neuer Wörter und Formen, nicht ſehr hätte abweichen ſollen.

In demſelben Jahre, wie die vorige, gab eine andere Schrift heraus: Kurze Erziehung lehre, oder Anweiſung zur körperliche verſtändlichen und ſittlichen Erziehu in den erſten Jahren der Kinder. Auch h hat er treffliche Ideen über Erziehung und Unt richt der Kinder niedergelegt. Sehr beachtenswe iſt unter andern das, was er über die Vernachläßigung der Kinder in den erſten Lebensjahren ſagt, und wenn dem hierauf gegründeten Vorſchlage, daß ſich zu der bewahrenden Erziehung der Kinder, wie er ſie nannte, mehrere Mütter vereinigen ſollten, von denen jede die Kinder des Vereins, der Reihe nach, einen Tag unter ihrer Aufſicht nehmen und vom Morgen bis zum Abend lehrreich unterhalten ſollte, nicht zu viele wichtige Hinderniſſe bei ſeiner Ausführung entgegenſtünden, ſo wäre zu wünſchen, daß ſich nicht nur in größern Städten, ſondern auch in kleinern und auf dem Lande ſolche Familienvereine bildeten.

Durch dieſe zwei letzterwähnten Schriften wollte Wolke gewiſſermaßen mit Peſtalozzi, deſſen Elementarbücher damals gerade allgemeines Aufſehn erregten, in die Schranken treten. So viele ſchöne Wahrheiten und Erfahrungen aber auch in beiden niedergelegt ſind und ſo ſehr ſie Eltern und Erziehern nützen können, ſo konnte er doch dadurch dem edlen Schweizer die wohlverdiente Palme nicht entwinden.

Vom Jahre 1805 bis 1814 lebte Wolke in Dresden. Hier fand er im Kreiſe edler, brüderlich mit ihm verbundener Menſchen, viele Aufmunterung, und als er hier endlich, im December 1813, ſeine treue Lebensgefährtin am Lazarethfieber, wovon ſie, bei der treuen Pflege Preußiſcher Gefangener, angeſteckt worden war, durch den Tod verloren hatte, Theilnahme und Troſt. Während der Drangſale, die Dresden bei dem Franzöſiſchen Kriege erduldete, mußte auch er Mangel leiden. Denn von Rußland aus kam ihm nichts mehr zu, und die Penſion von Jever, die ihm bis 1809 richtig ausgezahlt worden war, wurde ihm von da an von Holland aus durch den hartherzigen Duc de Plaiſance verweigert und ſelbſt des edelmüthigen Franzöſiſchen Geſandten in

Dresden, Herrn von Bourgoing, treue Vermittelun
war fruchtlos. Eigenes Vermögen beſaß er leid
nicht. Denn als er von Petersburg wegging, hat
er aus Gutmüthigkeit ſein ganzes erſpartes Verm
gen von 12000 Thalern an drei Kaufleute geliehe
bei deren nachher erfolgter Zahlungsunfähigkeit
Alles verlor. In dieſer für ihn, ohne ſeine Schul
kummervollen Lage, ließen es ſich ſeine Dresdn
Maurerbrüder (denn er war ſchon in Petersbur
im Jahre 1785, durch den Kollegienrath Free
in dieſen Bund getreten) angelegen ſeyn, ihn thät
zu unterſtützen.

Während ſeines Aufenthalts in Dresden b
ſchäftigte ihn faſt ausſchließend die Deutſche Sprach
Nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe hat er „beſonde
„ſeit 1785, wenigſtens dreizehn volle Jahre da
„auf verwendet, um unſere Sprache von ihrem U
„ſprunge bis zu ihrer allmäligen Ausbildung
„unterſuchen, ihre Gebilde unter ſich und mit a
„dern in den deutſchen Mundarten, und in all
„nahen und entfernt verwandten germaniſchen,
„wie in einigen fremden Sprachen, z. B. in d
„Griechiſchen, Altrömiſchen und Slaviſchen Sprac
„zu vergleichen, dadurch die Wurzelwörter unſe
„Sprache und ihrer ächten vernunftmäßigen F
„men, nach welchen der Wortbau geſchehen m
„aufzufinden, auch die dagegen vorhandenen Fehl
„ſo wie die ſchicklichſte Berichtigung oder Verbeſ
„rung, d. i. die nöthige Veränderung des Fehl
„haften, kennen zu lernen.“ Während dieſer Z
ſammelte er eine große Menge von Sprachbem
kungen, die, wie er ſagt, mehr als 20 Buch Pap
füllten. Aus dieſer Sammlung entſtand ſein A
leit zur Deutſchen Geſammtſprache od
zur Erkennung und Berichtigung einig
(zu wenigſt 20) tauſend Sprachfehler

Digitized by Google

der Hochdeutſchen Mundart, nebſt dem Mittel, die zahlloſen — in jedem Jahre den Deutſchſchreibenden 10,000 Jahre Arbeit oder die Unkoſten von 5,000000 (Thalern) verurſachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu erſparen. Das Werk erſchien 1812 auf ſeine eigene Koſten. Er ſelbſt ſagt: „der Anleit iſt in 16 Monaten verfaßt und „gedruckt, obwohl 4 Jahre wären nöthig geweſen, „um ihm eine ſolche Ordnung, Vollſtändigkeit und „Vollkommenheit zu geben, als mein eigenes Ur„theil beſtimmte. Aber gebietende Umſtände beeil„ten die Herausgabe und litten keinen Verzug.“ Dieſe Umſtände, welche Wolken veranlaßten, mit der Herausgabe ſeines Anleits mehr zu eilen, als ihm ſelbſt lieb war, lagen in der minder günſtigen Lage, in der er ſich damals, nach dem bereits oben Erwähnten, befand. Da aber die damaligen Zeiten für literariſche Unternehmungen wenig günſtig waren, ſo fand auch das ſeinige anfangs wenige Aufmunterung. Aber endlich fanden ſich doch im Laufe des Jahres 1812 über 600 Beförderer des Anleits. Um Wolke's ſorgenvolle Lage zu verbeſſern, bezahlten Viele derſelben auf ein Exemplar des Anleits 5, 10, 50, ja 100 Thaler. Das Buch erregte zur Zeit ſeiner Erſcheinung wegen ſeiner ſonderbaren Eigenheiten und wegen einer Menge neuer, zum Theil höchſt ſeltſam klingender Wortformen, großes Staunen und großen Widerſpruch. Es gehört in der That viele Zeit, Luſt und Mühe dazu, es von Anfang bis ans Ende aufmerkſam durchzuleſen, und nur ein eigentlicher Sprachforſcher dürfte ſich dazu verſtehen. Denn ob es gleich ſehr reichhaltig iſt, und manche treffliche Idee über Deutſche Sprache enthält, ſo iſt es doch auf der andern Seite ſehr weitſchweifig, voller Wiederholungen und Wider-

ſprüche, ohne eine beſtimmte, leicht zu überſehe
Ordnung, und von dem Gebräuchlichen gar zu
weichend.

Wolke's Anleit war übrigens nicht ſowohl,
Viele meinten und noch meinen mögen, darauf
rechnet, die, aus der Vereinigung der Ober- und
derdeutſchen Mundart entſtandene und ſeit der
formation als Bücher- und Umgangsſprache in
gebildeten Kreiſen herrſchende, ſogenannte Hochde
ſche Sprache, von den, im Laufe der Zeit ei
ſchlichenen, Fehlern zu reinigen und dadurch i
möglichen Vollkommenheit näher zu bringen, o
gleich dies auf dem Titel auszuſprechen ſcheint:
dern er hatte keinen geringeren Zweck, als die
aus ihrem, in drei Jahrhunderten verjährtem
ſitze zu verdrängen und eine Deutſche Geſam
ſprache einzuführen, die er, mit Vermeidung
unnöthigen Buchſtaben und Silben, aus den e
Deutſchen Wurzeln auf eine gleichmäßige, feſte,
ſtimmte, den Wohlklang befördernde und beg
gemäße Art zu bilden ſuchte. Durch Aufſtel
einer ſolchen Geſammtſprache der Deutſchen
er zeigen: 1) wie man die zahlloſen Schreibſch
rigkeiten, welche Allen begegnen, die unſere Sp
und Schrift lernen und anwenden wollen, w
ſchaffen habe; 2) wie man dem ungeheuern
und Geldverderbe abhelfen könne, welcher bisher
der Nothwendigkeit entſtand, den Wörtern aus
an- und eingeflickter Buchſtaben zu ſchreiben
ſetzen und drucken zu laſſen; 3) wie man alle
geln der Wortſchreibung könne in eine einzige
wandeln. Jedoch geſteht er ſelbſt, daß er
hoffe, daß ſeine Verbeſſerungen der Deutſchen Sp
in den nächſten 50 Jahren Eingang finden we

Uebrigens iſt beſonders an dem Anleite z
deln, daß Wolke in demſelben gegen andere,

den Deutſchen als tüchtig anerkannte Sprachforſcher, namentlich gegen Adelung, einen ſehr heftigen, anmaßenden Ton führt, und ihnen Verbildung, Unſinn, Unvernunft, Unwiſſenheit und Stumpfſinn vorwirft. Jedoch darf man den damals 72jährigen Greis nicht zu hart beurtheilen und man muß beachten, was er ſelbſt in der Einleitung hierüber ſagt. Er ſagt aber: „Während meiner Arbeit an dem Anleite hat mich ein ſehr unangenehmes Gefühl gedrückt, verurſacht durch den Kaltſinn der Deutſchen gegen ihr ſchönſtes Gemeingut und durch ihr Vorurtheil, daß es nicht der Mühe lohne, ſich um die Richtigkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit der Deutſchen Sprache und Schrift zu bekümmern; daß man alles nur dem Herkommen, der einmal eingeführten Gewohnheit gemäß, einrichten, keine Fehler der Hochdeutſchen Mundart zugeſtehen, oder doch ſie ungebeſſert und unverändert laſſen, folglich nichts vervollkommnen müſſe, kurz, daß die Deutſchen nicht trachten dürfen nach der Ehre, dem Vortheil, der Bequemlichkeit und dem Vergnügen, ſo wie andere Völker, eine von Mundartfehlern befreite Geſammtſprache zu beſitzen, welche, wie ein geiſtiges Band, ſie, das zerſtreute, und unter verſchiedener, zum Theil fremder Herrſchaft lebende Volk umfaßt, und deſſen geſchichtliches Daſeyn beurkundet. Das Gefühl wollte ſtets in Klagen ausbrechen, und es ward oft zu mächtig, um es zu beſchwichtigen, ſo daß ich dann gegen die Beförderer des erwähnten Vorurtheils mich nicht immer ſo gelinder Ausdrücke bediente, als ich, nach dem Urtheile der Kaltblütigen, hätte thun ſollen." Wer ſollte nicht, nach dieſer Entſchuldigung, dem verdienten Manne etwas zu Gute halten?

Am Schluſſe des Anleits kündigt Wolke noch an, daß er noch zu 12 Bogen guten Sprachlehrſtoff bereit habe, den er mittheilen werde, wenn man ihn durch Vorauszahlung eines Thalers dazu ermuntere. Dieſe Aufmunterung muß jedoch ausgeblieben ſeyn, da jene 12 Bogen nicht erſchienen ſind.

Im Jahre 1813 hatte er Gelegenheit, der Stadt Dresden durch ſeine Kenntniß der Ruſſiſchen Sprache gute Dienſte zu leiſten. Denn, als in dieſem Jahre die Ruſſen nach Dresden kamen und ſich Niemand fand, der Ruſſiſch verſtehen, leſen und ſchreiben, und dadurch den mancherlei Irrungen und Verlegenheiten zwiſchen den fremden Kriegern und den Sachſen abhelfen konnte, ſo erbot er ſich, auf dem Einquartierungsbüreau zum Dolmetſcher zu dienen, ob dies ihm gleich nicht leicht würde, da er in 13 Jahren kein Ruſſiſch gehört und geleſen hatte. Als 73jähriger Greis arbeitete er um dieſe Zeit Tag und Nacht, und legte ſeine Lieblingsbeſchäftigungen bei Seite.

Im Jahre 1814 ſchlug Wolke ſeinen Wohnſitz in Berlin auf, nachdem er noch zuvor eine Reiſe in ſeine Vaterſtadt Jever gethan hatte. In Berlin, dieſer von den Muſen ſo begünſtigten Stadt, beſchloß er, ſeine Tage zu vollenden. Er lebte hier von einem großherzigen Berliniſchen Staatsmanne, deſſen Gemahlin einſt, in Deſſau und Petersburg, Wolke's liebe Zich- und Pflegetochter geweſen war, vor jedem Mangel geſichert, in einem auserleſenen Kreiſe von Freunden und ſeinen Eifer freundlich ehrenden Sprachforſchern, ein vergnügtes Alter. Er wurde im Jahre 1814 der Mitſtifter der jetzigen Berliner Geſellſchaft für Deutſche Sprache und er ſichert ſich dadurch aufs Neue die Hochachtung aller, die für ihre vaterländiſche Sprache Sinn haben. Noch in ſeinem ſpäten Alter war er unermüdlich thätig für die Bildung und Belehrung der Jugend, und für die Vervollkommnung der Deutſchen Sprache. Kaum gönnte er ſeinem Körper die ſo nöthige Erholung. Noch als hochbejahrter Greis brachte er der Idee, die Kinderwelt für ſeine Sprech- und Sprachanſicht zu gewinnen, Opfer dar. Denn er ließ im Jahre 1820 mit vielen Koſten ſeine, aus 7 Bändchen beſtehende, zum Theil durch Kupfertafeln verſinnlichte Kinderbibliothek drucken und verſchenkte oder verkaufte ſie mit raſtloſer Betriebſamkeit; ja, er machte noch im 81ſten Jahre eine Reiſe nach Dresden, Leipzig und in andere Gegenden, um dieſer Bibliothek durch ſeine Perſönlichkeit mehr Eingang zu verſchaffen.

So heiter, wie der Abend ſeines Lebens geweſen war, ſo ruhig und ſanft war auch ſein Tod. Noch wenige Tage vor ſeinem Tode, den 4ten Januar 1825, wohnte er dem Stiftungsfeſte der Berliniſchen Geſellſchaft für Deutſche Sprache bei und war da munter und fröhlich. Zwei Tage darauf ſaß er Abends noch bei dem Doctor Gödike*) im Kreiſe ſeiner Freunde. Da wurde er unwöhl und dieſe Unbehaglichkeit nahm zu, bis er faſt unbemerkt von einem Schlage getroffen wurde. Noch mit lallender Zunge ſagte er zum ehrwürdigen Dichtergreiſe Göcking, der neben ihm ſaß: mir iſt ſehr wohl. Er wurde in einem Wagen nach Hauſe gebracht und durch ärztliche Mittel zwar wieder ins Leben zurückgerufen, aber nur auf kurze Zeit. Den Freitag lag er ohne Bewußtſeyn. Am Sonnabend, den 8ten, um Mittag, traf ihn ein zweiter Schlag. Schmerzlos waren ſeine letzten Augenblicke; ſanft ſchlummerte er hinüber in einem beſſern, vollkommnern Zuſtand. Dienſtags, den 11ten Januar, wurde ſeine irdiſche Hülle auf dem Louiſen-Friedhofe be-

---

*) Dem Verfaſſer der nachfolgenden Biographie des Dr. C. M. Pauli in Berlin.

Digitized by Google

ſtattet. Sein treuer Freund, Profeſſor Zeune, ſprach vor einer zahlreichen Verſammlung an ſeinem Grabe, und die Zöglinge des Blindeninſtituts, die ihm ſchon oft, wenn der 21ſte Auguſt, ſein Geburtstag, wiederkehrte, ein Geburtslied geſungen hatten, ſangen auch hier einige Strophen aus dem letzten dieſer Lieder.

Die Deutſche Geſellſchaft feierte in ihrer Verſammlung, am 19ten Januar, das Andenken ihres abgeſchiedenen Ehrenälteſten und Mitſtifters Wolke. Herr Profeſſor Zeune, der ſeine Rede am Grabe des Verewigten durch ein Gedicht beſchloſſen hatte, theilte daſſelbe mit. Es lautet ſo:

An Wolke.

Guter Vater, biſt von uns geſchieden,
der zu dieſem Bunde uns vereint;
doch nicht eine Klage ſey geweint,
denn Dein Geiſt wirkt fort im ſel'gen Frieden.

Gleich der Eiche, biſt Du hingeſunken,
deren Schatten Viele einſt erquickt,
eh' der Blitz Dein hohes Haupt geknickt,
und des Lebens Bäche ausgetrunken.

Greiſer Jüngling, der vor zehen Jahren
froh geſchloſſen unſern heitern Bund,
wir geloben, feſt auf Deutſchem Grund
ſoll er ſtehn, wir wollen treu ihn wahren.

Was Du in der Sprache Schacht gewonnen,
edles Erzes Körner blank und rein,
nimmer werden ſie verloren ſeyn,
nur die Schlacken ſind wie Spreu verronnen.

Guter Vater, der vor zehen Jahren
froh geſchloſſen unſern heitern Bund,
wir geloben, feſt auf Deutſchem Grund
ſoll er ſtehn, wir wollen treu ihn wahren.

Auch der Herr Baron de la Motte Fouqué beſchloß eine Abhandlung, über die Verwandtſchaft der Deutſchen mit den Nordiſchen Sprachen, durch folgendes Lied:

Vater Wolke's Heimgang.

Guter, alter Vater Wolke,
Frei nun über jeder Wolke
Ew'ger Jüngling nun; vom Mann,
Der noch wallt im Pilgervolke,
Nimm dies Scheideliedchen an!

Wie vom Segen träuft die Wolke,
Sprühteſt Du dem jungen Volke,
In der Mannes-Jahre Lauf,
Reiche Lehre, treuer Wolke,
Zogſt es keck zu Dir herauf.

Blieb dabei auch Manches Wolke, —
Wer in all' und jedem Volke
Ward von Wolken nie verführt?
Vollends wenn, wie Du, o Wolke,
Raſch er war, und leicht gerührt!

Deinem Sprachlaut, Vater Wolke,
Halfſt Du los von mancher Wolke. —
Führteſt andre Du herein,
Soll Dir doch vom Deutſchen Volke
Heitrer Dank geſungen ſeyn.

Und von uns, dem Forſchervolke,
Dir geſellt, o Vater Wolke,
Fallen Thränen auf Dein Grab.
Send', o Du, hoch ob der Wolke,
Lieb' und Segen uns herab!

In Wolke's Nachlaſſe fand ſich, außer einigen, die Deutſche Sprache und die Wiederherſtellung der

Altrömiſchen und Lateiniſchen Ausſprache betreffenden Schriften, die er noch zu vollenden gedachte, auch ſeine Selbſtbiographie. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß der Herr Profeſſor Zeune, der dem Verewigten Jahre lang als Freund zur Seite ſtand, dieſelbe, wenn auch nicht gerade in Wolke's eigner Schreibart, öffentlich mittheilte, da wahrſcheinlich durch dieſelbe über manche Punkte ſeines Lebens, namentlich über die nicht gewöhnliche Art ſeiner Bildung, Licht verbreitet werden würde.

Nachdem in dem Bisherigen die wichtigſten Momente aus Wolke's Leben dargelegt worden ſind, ſo bleibt uns nur noch eine Charakteriſtik dieſes rühmlichſt bekannten Mannes, ſo wie eine unpartheiiſche Würdigung ſeiner Verdienſte als Pädagog und Sprachforſcher übrig.

Seiner Charakteriſtik mag eine kurze Beſchreibung ſeines Aeußern vorangehen, die ein Mann uns aufbehalten hat, der ihn ſah, als er noch Lehrer am Philanthropin in Deſſau war. Dieſer berichtet darüber Folgendes: „Wolke iſt ein ſchöner, „handfeſter, origineller Deutſcher Mann, groß, ſtark „und knochenfeſt; von edlem, ſehr edlem Anſehen. „Unter dem ſchwarzen, lockigen Haare, welches na„türlich, ohne alle Kunſt, ſein Haupt hinabwallt, „erhebt ſich eine ſchöne, weiße, hohe, majeſtätiſche „Stirn, welche zugleich mit der tiefen Naſenbucht „und dem ſchönen, großen, hervorſtechenden und „tieftreffenden Auge, einen durchdringenden Geiſt, „unüberwindliche Geduld und Beharrlichkeit ver„rathen. Vorzüglich zeichnet die Oberlippe in ſei„nem Profile die ſanften Saiten ſeiner Seele, ſo „wie das volle Kinn Schöpfungskraft und Stärke „kündigt. Der ganze Kopf, im Zuſammenſatze, iſt „ein ſchöner, deutſcher Kopf, obgleich die meiſten „Theile, einzeln genommen, griechiſch erſcheinen.

„Denkender Ernſt und Würde ruhet in dem Geſichte, welches die unbeſchreibliche Liebe für das „Deſſauiſche Erziehungsinſtitut durch Sorge und „ſtille Aufopferung weiß gebleicht hat. Dieſer Ernſt „aber und dieſe kalten Spuren, welche denkende „Anſtrengung und unermüdete Arbeit immer zurücklaſſen, können dennoch einen gewiſſen ſanften, liebreichen Zug aus ſeinem Antlitze nicht wegdrängen, „welcher ſich einem jeden wohlthätig mittheilt. Der „Blick ſeines hohen Auges iſt nicht lebhaft rollend, „aber geheftet, tief und oft ſanft ſchwärmend. Sein „Gang und ſeine Bewegung ſind langſam, bedächtlich und kalt und der ganze Wuchs ſeines Körpers iſt das Urbild eines anſehnlichen, nervigten, „ſymmetriſch=wohlgebauten Deutſchen.“

Bei ſeinem kräftigen Körperbaue beſaß Wolke eine feſte Geſundheit, die er bis an ſeinen Tod behielt und die nur ein einziges Mal, in Petersburg, durch eine bedeutendere Krankheit unterbrochen wurde. In ſeinen ältern Jahren wurde ſein ehrwürdiges Geſicht durch die Röthe ſeiner Augen, von welcher heftige Einwirkung der Kälte und ein gewaltſam entgegenſtoßender Wind in Petersburg die Urſache war, etwas entſtellt, obgleich die Sehkraft ſeiner Augen dadurch nicht geſchwächt wurde.

Alle, die ihn kennen, beſchreiben uns Wolke's Charakter als ſehr liebenswürdig. Er liebte das ganze Menſchengeſchlecht und ſein feurigſter Wunſch und der Zweck ſeines ganzen, oft mühevollen Wirkens, war Menſchenveredelung und Menſchenglück. Er war in der Regel heiter und munter und ein guter Geſellſchafter. Freundſchaftliche Mittheilung war Bedürfniß für ihn. Seine Rede war ſtets überlegt, und ſanft und langſam floß ſie von ſeinen Lippen. In allen ſeinen Handlungen zeigte er große Beſonnenheit. Er las und ſtudirte ſehr viel, beſonders über Erziehung und deutſche Sprache, und was er las, überdachte er kalt und reiflich.

Thätigkeit und Arbeit waren ihm faſt ſo nöthig, als die Luft, die er athmete. Er hat entſetzlich viel gearbeitet, nicht nur in ſeinen jüngern Jahren, ſondern noch im ſpäteſten Alter. Als das Philanthropin errichtet und er ein Jahr lang faſt der einzige Lehrer an demſelben war, war er jeden Tag von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends beſchäftigt, theils mit dem Unterrichte der Zöglinge, theils mit der Verwaltung der Anſtalt, von der ebenfalls ein Theil auf ihm lag. In Petersburg gab er den Tag über Unterricht, oder beſchäftigte ſich mit ſeinem damaligen Lieblingsgegenſtande, der Telegraphik und Paſigraphie und dennoch verwendete er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die halbe Nachtzeit auf die Aufſuchung und Erörterung der Wurzelwörter der Ruſſiſchen Sprache, weil die Kaiſerin Katharina, voll Sinn und Achtung für die menſchliche Sprache, ſtark dazu aufforderte, eine Akademie zur genauern Kenntniß der Ruſſiſchen Sprache ſtiftete, und jede entdeckende Sprachbemühung kaiſerlich belohnte. Noch als Greis arbeitete er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, und verſagte ſich viele Vergnügungen und Freuden des Lebens. Er ſelbſt ſagt in ſeinem Anleite: „Ich habe mit großer Liebe zu der Deutſchen Geſammtſprache, in deren Beſitz einſt, wie „ich hoffe, mein geliebtes Vatervolk ſich ſetzen wird, „mich während 16 Monaten, vom frühen Morgen „bis zum ſpäten Abend, ſo angeſtrengt, als wenn „ich, Zweiundſiebenziger, noch in meinem Kraftalter „wäre und noch ein friſches Gedächtniß hätte.“

Zum Erzieher und Unterrichter der Jugend war Wolke geboren. Selten ſind wohl alle zu dieſem ſchwierigen Geſchäfte nöthigen Eigenſchaften in Einem Manne ſo vereinigt geweſen, als in ihm. Er beſaß eine ſeltene Gabe, mit Kindern umzugehen und ſie zu unterhalten; er wußte geſchickt in ihre kindlichen Gedanken und Gefühle einzugehen; er verſtand es vollkommen, ſich nach ihren Begriffen zu bequemen und ſeinen Unterricht nach den Fähigkeiten, die jedes hatte, einzurichten; er beſaß eine Gedult, die durch nichts ermüdet werden konnte. Mit inniger Liebe hingen ſeine Zöglinge ſtets an ihm.

Wolke's kindliches Gemüth, das ihn ſo ſtark zur Kinderwelt hinzog, war aber auch die Urſache mancher Mißgriffe, die er that. Der glühende Eifer für alles Gute, Große und Schöne, den er in ſeiner Bruſt trug und die Begeiſterung, die für den einmal mit Wärme erfaßten Gegenſtand in ihm glühte, ließen ihm manche Schwierigkeit, die ſeinen Unternehmungen entgegenſtand, entweder gar nicht ſehen, oder ſie ſtellten ihm doch die entgegenſtehenden Hinderniſſe weit unbedeutender dar, als ſie wirklich waren. Er beurtheilte die Menſchen zu ſehr nach ſich ſelbſt; er glaubte, daß Alle ſeine Begeiſterung theilen müßten und daß Alle ſich für ſeine Pläne intereſſiren würden, ſobald er ihnen dieſelben vorgelegt und ſie von den, mit ihrer Ausführung verbundenen, Vortheilen überzeugt hatte. Daher kam es, daß er oft Dinge unternahm, die ans Wunderliche grenzen, z. B. die Verdrängung der Hochdeutſchen Mundart aus Schrift und Umgang und die Einführung ſeiner ſogenannten Deutſchen Geſammtſprache.

Wolke beſaß eine bewundernswürdige Ausdauer und Beharrlichkeit. Ohne dieſe hätte er auch nicht leiſten können, was er geleiſtet hat. Hatte er etwas als wahr und gut erkannt, ſo konnte ihm ſelten Jemand die gewonnene Ueberzeugung rauben. Daher war es natürlich, daß er auch irrige Meinungen und Vorurtheile feſter hielt, als er ſollte. Hatte er irgend eine Unternehmung begonnen, von der er überzeugt war, ſie fördere das Wohl der Menſchheit, ſo ließ er ſich nicht davon abbringen, mochten auch noch ſo Viele gegen ihn ſeyn. So wußte er z. B., daß er, je mehr Mühe er ſich gebe, Fehlern und Schwierigkeiten in der Deutſchen Sprache und Wortſchreibung abzuhelfen, er deſto weniger Dank, deſto mehr Widerſpruch zu erwarten habe: aber das konnte ihn doch von ſeinen mühevollen Sprachforſchungen nicht abſchrecken. Er war zufrieden, wenn nur ein kleiner Theil von Kennern ſeine Bemühungen nicht für vergebens hielt, und er hoffte, daß ſie einſt — vielleicht um das Jahr 1900 — allgemeiner anerkannt werden würden.

Das Deutſche Volk und die Deutſche Sprache liebte er treu und innig, ob es ihm gleich ſchmerzte, daß dieſe Liebe von Vielen verkannt wurde. Er ſelbſt beſchreibt ſie in folgenden Worten:

„Die Deutſchſprache iſt es, welche mehr als die „ſchönſte Schöne in mir einen feurigen, bis zum „Tode getreuen Liebhaber findet. Ich lebe mit ihr „und in ihr an jedem Orte. Um ſie nicht zu verſäumen, entſage ich ſchon ſeit vielen Jahren freiwillig den Freuden der Geſellſchaft, ſelbſt dem „erquickenden, mir höchſt angenehmen Genuſſe im „Schooße der ſchönen Natur. An ſie denke ich „wachend, von ihr unterhält mich der Traumſchöpfer. Nichts wünſche ich mit mehr Wärme, als „daß Millionen Deutſchfreunde ſie genau kennen „und hochachten mögen, als daß ſie Niemandem „anders als liebenswürdig erſcheine, als daß jeder „trachte und wünſche, alles von ihr zu entfernen, „was dem Verſtändigen mißfallen kann. Wer ſolche „Geſinnung gegen die herrliche Deutſche Sprache „mit mir theilt, iſt mein Freund, wer ſolcher Geſinnung ſpottet, iſt mein Gegner. Weder Millionen

„ſprachunkundiger Widerſacher noch drückende Nahrungsſorgen, können meinen Eifer tödten, auf ihre „Verbeſſerung Zeit und Nachdenken zu verwenden. „Das Himmelsgeſchenk meiner Freiheit, ja mein „Leben brächte ich gern ihr zum Opfer, wenn dieſes bewirken könnte, daß ſie in kurzer Zeit zu der „Vollkommenheit und ihr Volk zu dem Glücke gelangte, deren ſie, deſſen es fähig und empfänglich „iſt.“

Ueberhaupt beſaß Wolke eine tiefe und innige Empfindung. Er war ein treuer, theilnehmender Freund ſeiner Freunde; er half gern wo es nöthig war mit Rath und That. Er liebte geſellſchaftliche Unterhaltung, Scherz, Muſik und Geſang; aber er hielt in allen Genüſſen Maaß und Ziel. Eben ſo lieb waren ihm ſtille häusliche Freuden und er beſaß alle Eigenſchaften eines guten Familienvaters. Von denen, die ihm nahe ſtanden, ließ er ſich gerne Vater Wolke nennen.

Bei den vielen erwähnten guten Eigenſchaften, die ihm die Achtung und Liebe derer, die ihn näher zu kennen Gelegenheit hatten, erwarb, war Wolke natürlich nicht frei von Fehlern und Schwächen. Kann ſich doch außer ihm, der den Frieden Gottes und das Himmelsglück der Tugend den Menſchen brachte, kein Sterblicher rühmen, ganz fehlerfrei zu ſeyn, mag er auch durch Tugenden und erhabene Eigenſchaften ſeine Zeitgenoſſen noch ſo weit überſtrahlen. Deshalb kann es auch den verewigten Wolke nicht herabſetzen, wenn hier der hiſtoriſchen Unpartheiligkeit gemäß einiger ſeiner Schwächen gedacht wird.

Seine obenerwähnte Beharrlichkeit in dem, wovon er ſich überzeugt zu haben glaubte, artete zuweilen in Eigenſinn aus. Er hielt oft ſeine Ueberzeugung für die allein wahre und mit dieſem

Vorurtheile konnte er ſich nicht zu freier, unpartheiiſcher Prüfung und Würdigung der Beſtrebungen Anderer erheben. Dies hat er deutlich gezeigt bei ſeinem Urtheil über Peſtalozzi und deſſen elementariſche Unterrichtsweiſe. Er war oft intolerant gegen Männer, deren Anſichten den ſeinigen entgegen waren, das hat er bewieſen durch den abſprechenden, ſeiner nicht würdigen Ton, den er im Anleite gegen andere Sprachforſcher führte. — Er ſprach gern von ſich und ſeinen Verdienſten und er überſchätzte dieſe wohl zuweilen. Mochte dieſes auch großentheils ſeiner wahrhaft kindlichen Offenheit, mit der er ſich, ohne Verſtellung zu kennen, immer gab, wie er war, zuzuſchreiben ſeyn; ſo iſt doch in vielen ſeiner Aeußerungen eine ſtarke Eigenliebe und eine zu große Eingenommenheit von ſich kaum zu verkennen. Ohne dieſe könnte man es ſich faſt nicht erklären, wie er ſo feſt bei ſeiner ſonderbaren Wortbildung und Wortſchreibung hätte beharren können, ohne die vielen ihm gemachten, ſehr begründeten Einwürfe zn beachten.

Das Urtheil, das er in ſpätern Jahren über Baſedow fällte, ſcheint nicht das rechte geweſen zu ſeyn. Mochte er auch vieles von dieſem haben erdulden müſſen, beſonders in den von Baſedow unbeſonnener und ungerechter Weiſe angefangenen Streitigkeiten, ſo berechtigte ihn dies doch keineswegs zu ſo ſchielenden Seitenblicken, als er auf ihn warf und zur Herabſetzung der Verdienſte deſſelben. Zwar wird Wolke dadurch gewiſſermaßen entſchuldigt, daß die Zeitgenoſſen vielfach ſeine pädagogiſchen Beſtrebungen nicht gehörig würdigten, während Baſedow laut als Reformator des Schulweſens geprieſen und mit Lobſprüchen überhäuft wurde. Dies mußte allerdings einen Mann kränken und reitzen, der ſich bewußt war und bewußt ſeyn konnte, daß er nicht gerade unter Baſedow geſtellt zu werden verdiene. Aber dieſer kleine Flecken durfte gerade hier um ſo weniger mit Stillſchweigen übergangen werden, je angelegentlicher ſich mehrere ſeiner Freunde bemühen, ihn auf Koſten Baſedows zu erheben.

Zum Schluße dieſer Charakteriſtik Wolke's, die natürlich nur die Hauptzüge ſeines Characters enthalten konnte, ſtehe hier noch eine Stelle, die er gegen das Ende des Jahres 1810 über ſich ſelbſt niederſchrieb und die wir in ſeiner eigenen Schreibart geben, damit die Leſer auch dieſe kennen lernen.

„Ich bin ein überſechsigjariger Man. Di mich „kennen, halten mich für einen Kinderfreund, Wis„ſenſchafter und Spracher. Seit 50 Jaren spor„net mich ein innerer Trieb ſo gewaltſam zu Kopf„arbeiten, di ich für gemeinnütsig halte, wenn ſi „auch keinen Geldvorteil verſprechen, das ich inen „in der Regel jeden Tag vom Aufſtehen bis zum „Schlafengehen widme, daher ſo vil möglich alle „Zerſtreuungen, geſellſchaftliche Vergnügungen ent„ferne und ſelten eine Erholung oder einen ange„nehmen und ſtärkenden Genus in der ſchönen Na„tur ſuche. Dennoch trotst di Geſundheit und „Stärke meines bald ſiebzigjarigen Körpers jeder „Beſwerde, welche ſo vielen Andern Uebelbefin„den, Swäche oder Krankheit, wen nicht den Tod „zuziht. In meinem Jüngling-, Man- und Greis„alter bin ich gewis nicht mehr Tage krank gewe„ſen, als ich Jare gelebt habe. Das langſame „Gehen iſt mir im Höchstgrade zuwider. Wil ich „in einiger Ferne einen Freünd beſuchen oder ein „Geſchäft beſorgen, ſo beflügelt der Vorſatz meine „Füſe. Mein Gang kündet Eile an. Vor vier, „fünf Jaren noch durfte ich mit jungen Männern

„einen Weg von einigen Meilen antreten. Im „voran, war ich der letste, der ſich ermüdet fühlt „Jetso iſt dieſe Kekheit weniger gros.“

„Seit zwanzig und einigen Jaren wäle i „für meinen Wirktrib ſolche Gegenſtände, die vo „andern Schriftern nur vorübergehend berürt we „den, weil der Zeit- und Mühaufwand dafür kei „Erfüllung irer Wünſche und Abſichten verſprich „keinen Belohn, keinen Ruhm und kaum Dan „bringen kann.“

„Ich kaufe ungern Bücher, die nicht zu de „zwei Fächern dienen, auf welche ich mich ſeit 179 „eingeſchränkt habe. Den Vorrat der Bücher, wel„che ich mir früher angeſchafft hatte und deren ic „nicht glaubte wider zu bedürfen, ſchenkte ich weg „grostteils an die Schule meiner Geburtſtad. Au „ſolche Weiſe bin ich freier und beweglicher, mei„nen Wohnort zu verändern, wozu ich von Zei „zu Zeit Luſt fühle. Wen alſo ein Bedürfnis ent„ſteht, dieſes oder jenes Buch zu haben, oder au „einige Tage zu gebrauchen: ſo leihe ich es, wen’ „möglich, von einem meiner Freünde oder Bekan„ten oder neme es von einem Buchverleiher ode „aus einem grosen oflichen Buchbehalte. Dahe „verzichtete ich auf die Freüden des Landlebens „wen ſi mich dieſer Gelegenheit beraubten un „wohnte an Orten, wo ſolche Büchervorräte vor„handen ſind, wie in Hamburg, Göttingen, Leip„sig, Dresden.“

„Ich libe alle gute Menſchen one Rückſich „auf di Verſchidenheit ires Geburtslandes oder ire „Gotglaubens und freüe mich, ſo oft ſich mir Ge„legenheit darbitet, irgend Einen durch Belehrung, „Rat, Trost, Zurechtweiſung oder Handreichung zu „dinen. Ich bin nicht müde geworden, Undankba„ren mit dem, was ich Jare lang erwarb, beizu-

„ſtehen, ſo das ich dis leider nicht mehr in dem „Grade kan, wie zuvor, vilmehr mich ſelbst knap „behelfen mus. Doch dieſes ſtört nicht meine Gemützufridenheit. Das deütsche Volk ſchätse ich „vor allen andern, weil di Vorſehung wollte, das „ich ein Teilchen desſelben ausmachte, weil ich dessen Denkart, Geſinnung, Sitten, Geist und Kunstwerke, Freiheitſin und Sprache kene und lib habe. „Nicht minder verere ich alles Gute, Edle und „Schöne, was irgend einem Auslande eigentümlich ist und wünſche, das unſere Deütschen es „mit hochachtvoller Dankbarkeit aufnemen und ſich „aneignen.“

Wolke's Verdienſte um die Pädagogik und Deutſche Sprache betreffend, ſo iſt das Urtheil über dieſelben ſehr verſchieden. Wenn ſeine Freunde und Anhänger ihn als Pädagog und Sprachforſcher den beſten Männern in dieſen beiden Fächern an die Seiten ſtellen, oder wohl gar noch über ſie erheben, ſo gibt es dagegen Viele, welche ihm, beſonders als Sprachforſcher, wenige Verdienſte zugeſtehen. Die Wahrheit liegt auch hier, wie anderwärts, in der Mitte.

Wolke hat ſich um die Pädagogik unläugbare Verdienſte erworben. Aber nur diejenigen, welche die Geſchichte der Pädagogik nicht kennen, können ihn entweder zu hoch oder zu niedrig anſchlagen. Uebrigens ſind Wolke's Verdienſte um das Erziehungs- und Unterrichtsweſen von denen Baſedow's nicht zu trennen. Beide Männer waren ſich gewiſſermaßen nöthig, obgleich Baſedow unläugbar weit ſelbſtſtändiger daſteht, als Wolke. Dieſer wäre trotz ſeiner glücklichen Anlagen und Talente, trotz ſeiner ſchon frühe ſich zeigenden großen Liebe zum Jugendunterrichte ohne Baſedow wohl nie das geworden, was er als Pädagog geworden iſt. Durch dieſen erhielt er erſt ſeine beſtimmte Richtung zum Erziehungsfach; durch Bekanntſchaft mit deſſen Anſichten und Ideen über die zweckmäßigſte Methode beim Unterrichte, namentlich bei dem Sprachunterrichte, bekam erſt das, was er ſelbſt ſchon früher darüber gedacht hatte, die rechte Klarheit und Beſtimmtheit. Aber im Gegentheil hätte auch Baſedow ohne Wolke'n ſeine Anſichten nicht ſo hinausführen können, als er es nach Vereinigung mit dieſem that; er hätte ſeine Methode nicht practiſcher proben können. Denn er ſelbſt war gerade hierzu wohl am wenigſtens geſchickt und er würde ohne Wolke's unermüdete Thätigkeit nicht ſo großes Aufſehen gemacht haben, als er mit dem Philanthropin und der darin eingeführten Methode machte.

Wolke's Methode beim Unterrichte iſt übrigens, da ſie mit der Baſedow'ſchen zuſammenfällt, ſchon längſt bekannt. Die Erſtarrung, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Schulweſen, wie im Staatsleben eingetreten war; das zu große Uebergewicht, welches die alten Sprachen, vorzüglich die Lateiniſche, in den öffenttichen Schulen über die eben ſo nöthigen Sachkenntniſſe erhalten hatten, und der mechaniſche, mehr geiſttödtende, als geiſterweckende Schlendrian, der bei allen Unterrichtsgegenſtänden, beſonders wieder bei dem Unterrichte in der Lateiniſchen Sprache, Statt fand: dies Alles mußte denkende Männer reitzen, eine Reform des Schulweſens zu unternehmen. Baſedow war ein ſolcher; er wollte reformiren. Wolke ſchloß ſich an ihn an. Waren vorher die alten Sprachen mehr Zweck geweſen, ſo ſollten ſie jetzt nur als Mittel gelten und die Realkenntniſſe die erſte Stelle im Unterrichte einnehmen; hatte der Unterricht bisher blos in einem mechaniſchen Auswendiglernen unverſtandener Worte und für das

Leben unnützer Formeln beſtänden, ſo ſollte er jetzt von allem unnützen Gedächtnißwerke und Wörterkram geſondert und dem Leben mehr angepaßt werden; waren ſeither die Kinder Jahrelang mit Erlernung der Sprachen durch die grammaticaliſchen Formeln geplagt worden, ohne doch etwas Tüchtiges zu lernen, ſo ſollten jetzt die Sprachen den Kindern ganz unvermerkt, auf eine für ſie höchſt angenehme Weiſe durch bloßes Spielen ſogleich practiſch beigebracht werden. Das waren ungefähr Baſedow's und Wolke's Ideen über Unterricht.

Es lag viel Wahres darin, das iſt nicht zu läugnen. Aber indem ſie ein Extrem vermeiden wollten, fielen ſie in ein anderes. Den Kindern ſollte Alles verſinnlicht werden. Spielend ſollten ſie Alles lernen. Beſonders war Wolke ſehr erfinderiſch in ſolchen Spielen. Er ſuchte durch Vorzeigen und Erklären von Kupfern, durchs Vormalen, durchs Wortverſtecken, durch Spielkarten, durch das Judicir-, Kommandir-, Moquirſpiel u. ſ. w., den Kleinen Sprach- und Sachkenntniſſe beizubringen. Die Kinder lernten in Deſſau spielend Zahlen ausſprechen beim Spaziergang durch wiederholte dreimalige Sprünge. Um den Kindern die Buchſtabenkenntniß beizubringen, wurden Buchſtaben auf Nüſſe, Aepfel ꝛc. geklebt und dieſe Früchte nach und nach zum Genuß gegeben, wenn das Kind die Buchſtaben darauf nach Namen und Kennzeichen angeben konnte. Um von einem Kinde zu erfahren, ob es dasjenige Thier, welches ihm der Lehrer entweder im Kupfer zeigte, oder an die Tafel malte, recht kenne, mußte es des Thieres Stimme nachmachen. Dies geſchah auch beim Examen.

Man wird hieraus Wolke's Verſinnlichungsmethode ungefähr erſehen. Daß aber dergleichen Spielereien beim Unterrichte durchaus unzweckmäßig ſind, weiß jeder verſtändige Pädagog. Jedoch haben ſie bewirkt, daß der allgemeine Grundſatz mehr anerkannt wurde, den Kindern den Unterricht durch Verſinnlichung ſo leicht und angenehm zu machen, als es mit der Würde der Sache ohne Spielereien vereinbarlich iſt.

Wolke machte mit ſeiner Methode, Sprachen zu lehren, zu manchen Zeiten großes Aufſehen. Doch wurde da vieles übertrieben und die Sache nicht aus dem gehörigen Geſichtspuncte angeſehen. Nicht gerade Wolke's beſondere Methode, ſondern vielmehr ſeine große Geſchicklichkeit, zu unterrichten, ſeine raſtloſe Thätigteit, ſeine unermüdliche Geduld verdiente Bewunderung, da ſie der Grund jener glänzenden Erfolge waren, welche das Staunen der Welt erregten. Uebrigens iſt es ja gerade nichts Außerordentliches, daß Kinder und Erwachſene, wenn ſie den ganzen Tag nichts, als eine fremde Sprache hören, leicht dahin kommen, ſich in derſelben nothdürftig auszudrücken. Tauſende, welche die Franzöſiſche oder eine andere Sprache nur durch den Gebrauch lernen, dienen hier zum Beweiſe. Daß übrigens eine ſolche Sprechmethode, wie die Wolke'ſche, bei der Lateiniſchen Sprache angewendet, der gründlichen Erlernung derſelben großen Eintrag thue, und darum zu verwerfen ſey, iſt von den beſten Pädagogen bereits anerkannt worden.

Dadurch, daß Wolke zuerſt in ſeinen Schriften wiederholt und ernſtlich darauf drang, das Buchſtabieren abzuſchaffen und den Kindern das Leſen ohne daſſelbe zu lehren, hat er ſich um die Leſelehrmethode ſehr verdient gemacht. Wenn ihm auch ſelbſt noch nicht Alles, worauf es hier ankommt, ganz klar geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo wurden doch Andere, namentlich Olivier und Stephani dadurch in den Stand geſetzt, die rechte Methode zu finden.

Aus dem bisher Geſagten geht hervor, daß Wolke's, ebenſo wie Baſedows Verdienſte um die Pädagogik nicht gerade darin beſtehen, daß er überall ſelbſt das Wahre und Richtige gefunden hat, ſondern daß ſie vielmehr darin zu ſuchen ſind, daß er Andere in den Stand ſetzte, es zu finden; daß er auf das Unzweckmäßige und Widernatürliche, das bei dem Unterrichte Statt fand, aufmerkſam machte; daß er durch ſeine Methoden und pädagogiſchen Anſichten eine allgemeine Gährung im Schulweſen bewirkte und viele Schulmänner zu Forſchungen im Gebiete der Pädagogik aufregte.

Beſondere Erwähnung verdienen Wolke's Verdienſte um das Erziehungs- und Unterrichtsweſen in Rußland. Für ein Land, wie dieſes, wo es bis auf den heutigen Tag an guten Schulen und Unterrichtsanſtalten mangelt, mußte die Erſcheinung eines Mannes, wie Wolke war, ſehr einfluß- und folgreich ſeyn. Und in der That hat er als Lehrer und pädagogiſcher Schriftſteller viel Gutes geſtiftet. Seine Methode, die doch bei weitem beſſer war, als die Literalmethode, welche damals feſten Fuß in Rußland zu faſſen ſchien, fand in den Unterklaſſen der großen kaiſerlichen Erziehungsinſtitute, in der von Büſching geſtifteten Deutſchen Hauptſchule und in andern Privatunterrichtsanſtalten Eingang; ſeine pädagogiſchen Schriften wurden begierig geleſen und die von ihm errichtete Unterrichtsanſtalt beſtehet noch jetzt.

Ueber das, was Wolke als Deutſcher Sprachforſcher gethan hat, ſind die Meinungen einander gerade entgegengeſetzt. Seine Anhänger, oder ſeine Schule — denn wirklich ſcheint ſich in Hinſicht der

Deutſchen Sprache eine Wolke'ſche Schule entweder ſchon wirklich gebildet zu haben, oder doch bilden zu wollen — kann ihn natürlich gar nicht genug rühmen; ſetzt ihn, wo nicht über, doch neben die erſten Kenner unſerer Deutſchen Sprache und ſtrebt darnach, ſeinen Sprachanſichten immer mehr Eingang zu verſchaffen. Dagegen gibt es Viele, welche ihm gerade hierin alles Verdienſt abſprechen und gegen ſeine Wortbildung und Rechtſchreibung warnen und kämpfen. Und in der That muß ſich der unpartheiiſche Beurtheiler mehr zu den letztern halten.

Es iſt wahr, Wolke hat unendliche Zeit und Mühe auf die Deutſche Sprache verwendet und ſich in ſo fern die Liebe und den Dank aller wahren Deutſchen erworben. Wenn aber dies Verdienſt nicht immer anerkannt wird, ſo liegt die Schuld an ihm ſelbſt, an den Reſultaten ſeiner Forſchungen. Dieſes war irrig.

Es mußte irrig ſeyn, weil Wolke bei ſeinen Unterſuchungen von einer falſchen Annahme ausgegangen war. Er glaubte nämlich, daß die Deutſchen keine Geſammtſprache hätten, während alle andere Völker ſich einer ſolchen erfreuten. Seine wahrhaft zärtliche Liebe zum Deutſchen Vatervolke trieb ihn, demſelben zu einer ſolchen Geſammtſprache zu verhelfen. Er ſuchte daher die Wurzeln der Deutſchen Sprache auf und wollte aus ihnen auf eine gleichmäßige Art die Wörter bilden. Hier verfiel er in einen neuen Irrthum. Er hielt die ſo entſtandenen Wortformen für die wahre Deutſche Geſammtſprache, ohne zu bedenken, daß eine Geſammtſprache nicht von einem einzelnen Individuum, ſondern von der Geſammtheit eines Volkes ausgehen müſſe.

Zu dem Irrthume, daß die Deutſchen keine Geſammtſprache beſäßen, der Manchem wunderlich vorkommen mag, veranlaßte ihn der Umſtand, daß die jetzt in Schriften und den höhern Kreiſen der Geſellſchaft allgemein angenommene ſogenannte Hochdeutſche Sprache urſprünglich nur eine Deutſche Mundart geweſen ſey. Er bedachte aber dabei nicht, daß dieſe aus der Vereinigung der zwei Hauptmundarten der Deutſchen Sprache, der Ober- und Niederdeutſchen, hervorgegangen ſey und ſich in 3 Jahrhunderten, und dadurch, daß eine große Menge der beſten Schriftſteller in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens in ihr ſchrieben, zur wahren und einzigen Geſammtſprache des Deutſchen Volkes geworden ſey.

Eine Beurtheilung von Wolke's Deutſcher Geſammtſprache kann hier natürlich nicht gegeben werden. Es herrſcht aber in ihren Wortbildungen viele Willkühr und ſelbſt Verſchrobenheit und Wolke's Verdeutſchung der Fremdwörter, die er durchaus verbannt wiſſen wollte, iſt ſteif, ſinnentſtellend, unnatürlich und oft lächerlich.

In der Wortſchreibung befolgte Wolke, wie in der Wortbildung, ſeine eigenen Anſichten. Er ſucht die ſchon oft vorgeſchlagene Regel: „Schreibe, wie du ſprichſt“ von Neuem geltend zu machen und dieſer Regel nach entfernte er alle ihm unnöthig ſcheinenden Silben, Buchſtaben und Züge. Er glaubte, durch dieſe Regel werde die ganze Rechtſchreibung ſehr vereinfacht; denn um alle Wörter richtig zu ſchreiben, ſey nichts weiter nöthig, als daß man die Wurzelwörter und die Vor- und Nachſilben (etwa 3000) verſtehen, ausſprechen und ſchreiben könne. Um die verſchiedene Ausſprache der Vocale ſichtbar zu machen, wollte er Accente in die Deutſche Sprache einführen. Schon ſeit 1792 machte er mehrere Verſuche auf eine ſchickliche Art die langen und kurzen Vocale in der Schrift von einander zu unterſcheiden. Der erſte war, ſie durch größere und kleinere Buchſtaben, dann durch Punkte und kleine Striche über oder an den Buchſtaben bemerklich zu machen, oder auch durch eine etwas verſchiedene Geſtalt der Buchſtaben, nach dem Beiſpiele der Griechen. Aber die Ausführung dieſer Bezeichnung fand in den Druckereien ſo große Schwierigkeiten, daß Wolke zuletzt auf die im Anleite angewendeten Accente kam, die aber nicht ganz nach ſeiner Vorſchrift und ſeinem Wunſche ausgefallen ſind, und einſt, wie er hofft, vollkommner hervorgehen werden.

Außer der leichtern Erlernung der Wortſchreibung der Deutſchen Sprache führt er als einen Vortheil ſeiner vereinfachten Rechtſchreibung noch an, daß die Deutſchſchreibenden durch ſie in jedem Jahre 10 Tauſend Jahre zu nützlicher Arbeit und 5 Millionen Thaler erſparen würden. Er nahm nämlich an, daß die Zahl aller Deutſchen in und außer ihrem Vaterlande und der Deutſch verſtehenden Fremden 50 Mill. betrage, daß von ihnen 20 Mill. mehr oder weniger mit Schreiben beſchäftigt ſeyen, und daß jeder derſelben im Durchſchnitt täglich ½ Stunde ſchreibe; er nahm ferner an, daß, um dies Schreibegeſchäft dieſer 20 Mill. zu übernehmen, 1 Mill. fertige Schreiber nöthig wären, welche täglich 10 Stunden ſchrieben; daß jeder derſelben in einer Minute 100 Buchſtaben ſchreiben kann und daß unter 100 nach der Adelung'ſchen Orthographie geſchriebenen oder gedruckten Buchſtaben wenigſtens 1 unnützer ſey. Und hieraus berechnete er nun jene Zeitverſchwendung und jenen unnützen Geldaufwand.

Man kann ſich unmöglich des Lächelns über dieſe mühſame Berechnung, mit der es Wolken vollkommner Ernſt war, enthalten; und ſie gehört unter die Uebertreibungen, die er ſich manchmal zu

Schulden kommen ließ, wenn es darauf ankam, ein für ſich günſtiges Reſultat zu erhalten.

Es iſt wahr, daß in unſerer Rechtſchreibung noch manche Willkühr herrſcht und daß die Erlernung derſelben durch die große Menge der Regeln dem Anfänger allerdings erſchwert wird. Ob aber gerade die von Wolke vorgeſchlagene Rechtſchreibung den Vorzug verdient, iſt eine andere Frage. Bei ihrer Aufſtellung dachte Wolke nicht daran, daß die richtige Ausſprache in ſehr vielen Fällen die Rechtſchreibung der Wörter ganz unbeſtimmt läßt und daß über die Wurzeln der Deutſchen Sprache wohl nie Uebereinſtimmung herrſchen wird. Auch überſah er, daß die vorgeſchlagene Regel ſchon von Adelung und andern als die hauptſächlichſte und einzige aufgeſtellt worden war und daß die andern neben ihr beſtehenden Regeln von der nächſten Abſtammung und dem allgemeinen Gebrauche nur dazu dienen ſollen, in zweifelhaften Fällen jene Hauptregel näher zu beſtimmen. Uebrigens dürfte auch die Einführung von Accenten in unſere Schriftſprache noch weit mehrere Schwierigkeiten verurſachen, als die jetzt gewöhnliche Rechtſchreibung.

Um nun Wolke's Verdienſte um die Deutſche Sprache gerecht zu würdigen, ſo muß allerdings die viele Zeit und große Mühe, die er auf die Erforſchung derſelben wandte, von uns dankbar anerkannt werden; wir müſſen auch eingeſtehen, daß er ſich um die Fortbildung unſerer Sprache nicht unwichtige Verdienſte erworben hat, theils durch Aufſuchung der Deutſchen Wurzelwörter, durch die Vergleichung derſelben mit denen anderer Sprachen und durch manche ſcharfſinnige und treffende Bemerkung; theils dadurch, daß er überhaupt viel zur Belebung des Studiums der Deutſchen Sprache beigetragen hat. Dennoch muß jeder Unpartheiiſche wünſchen, daß er jene Zeit und Mühe nicht einem Irrthume geopfert, ſondern dieſelbe vielmehr dazu angewendet haben möchte, unſere bildſame Sprache auf der Baſis des Beſtandenen und Beſtehenden fortzubilden und ihrer möglichen Vollkommenheit näher zu bringen. Was in den Forſchungen Wolke's richtig iſt, wird gewiß mit der Zeit ſeine Anerkennung finden. Seine willkührlichen und grundloſen Neuerungen hingegen in der Wortbildung und Wortſchreibung werden eben ſo wie die Neuerungen ſo Mancher unbeachtet verklingen. Mögen diejenigen ſeiner Freunde, welche vielleicht aus Achtung, Liebe gegen ihn, ernſtlich daran denken, ſeine Sprachanſichten nach und nach geltend zu machen, ruhig und unbefangen prüfen, und nicht vergeſſen, daß Wolke's ſogenannte Deutſche Geſammtſprache nichts weiter iſt, als die Wolke'ſche Deutſche Sprache.

Schlußbemerkung.

Der Verf. hat ſich bemüht, aus den ihm zu Gebote ſtehenden Materialien, die freilich reichhaltiger, ſo wie die ihm zugemeſſene Zeit länger hätten ſeyn können, Wolke's Lebensumſtände, Character als Menſch und Schriftſteller und Verdienſte unpartheiiſch darzuſtellen. Gewiß wird ein Mann, wie Wolke, der für die edelſten Güter der Menſchheit ſo raſtlos thätig war, ſtets mit Liebe und Dankbarkeit von ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen genannt werden und ſein Name wird in der Geſchichte der Pädagogik und Deutſchen Sprache fortleben. Der Verf. achtet Wolke hoch und hat ihn, ob er ihn gleich nicht perſönlich kannte, lieb gewonnen. Er hält für nöthig, dies ausdrücklich zu bemerken. Schon war ein großer Theil dieſer biographiſchen Skizze niedergeſchrieben, als Wolke's

Lebensgeſchichte von Haſſelbach (Aachen 1826) erſchien. Er hat ſie in den hiſtoriſchen Angaben benutzt und namentlich iſt Wolke's Selbſtſchilderung, die er 1810 niederſchrieb, aus derſelben genommen. In die dort ſich findenden Urtheile über Wolken konnte er aber darum nicht einſtimmen, weil ſie ihm nicht ganz richtig zu ſeyn ſchienen.

Jena. H. Gräfe.

Wolke's Schriften.

1. Größere Schriften.

Beſchreibung der zum Baſedowiſchen Elementarwerk gehörigen und von D. Chodowiecki gezeichneten 100 Kupfertafeln, enthaltend die Methoden, durch welche der Jugend auf eine leichte und angenehme Weiſe Kenntniſſe der Sachen und Sprachen zugleich kann mitgetheilt werden. 1. Lieferung, in 53 Tafeln. Leipzig 1781 gr. 8. 2. Lieferung, 1787 in 47 Tafeln. (Lateiniſch, Lips. 1784, 1789, Tom. III. 8 maj. Franzöſiſch von O et K revue par Mich. Huber, ibid. 1782, 1788. Tom. II. 8. maj.

210 Lieder fröhlicher Geſellſchaft und einſamer Fröhlichkeit. Deſſau, 1782. 8.

Baſedow's und Wolken's gemeinſchaftliche Erklärung ihrer durch Entdeckung vieler Umſtände gänzlich und auf immer geendigten Streitigkeiten. Leipzig, 1783. 8.

Erſte Kenntniß für Kinder von der Buchſtabenkenntniß bis zur Weltkunde. Ebend. 1783. 8.

Nachricht von einem traurigen Zufalle in dem Deſſauiſchen Erziehungsinſtitute. Deſſau. 1784. 8.

Avis sur une maison d'éducation et d'instruction, établie à St. Petersbourg. (St. Petersbourg, 1785 (?) 8. (W. nennt ſich unter der Vorrede.)

Das Buch für Anfänger im Leſen und Denken. Ebend. 1785. 8., mit neuen Titel: Kleine Encyclopädie der nützlichſten Kenntniſſe für Anfänger im Leſen und Denken. Hamburg, 1803. gr. 8. (Franzöſiſch, Leipz. 1785. 8. Hamburg, 1803. 8.

An die von ihm geliebten Kinder, welche gern Rath und Warnung annehmen, um geſund und glücklich zu bleiben. Deſſau, 1785. 8. (Eigentlich ein einzelner Abdruck einer frühern Schrift.)

Hundert und ſechzig in Kupfer geſtochene Bilder, mit Beſchreibung derſelben, zum Vergnügen und Nutzen der Jugend — zu leichter Erlernung der Ruſſiſchen Sprache. St. Petersb. 1786. 8. (Franzöſ. Leipz. 1788. 8.

Welt- und Menſchengeſchichte. Mit 60 Kupfern. Leipz. 1791. 8.

Erklärung, wie die wechſelſeitige Gedankenmittheilung aller cultivirten Völker des Erdkreiſes, oder die Paſigraphie möglich und ausüblich ſey, ohne Erlernung einer neuen beſondern oder allgemeinen Wort-, Schrift- oder Zeichenſprache. Deſſau, 1797. 4.

Bi der Antrowing des Hern I. B. Schiele, Köpmans to St. Petersburg, un der Jumfer R. L. Heyn, am 26. Mai 1799, van C. H. Wolke, enem Fründe der Beden, der Erigen, un der Sassisgen Sprake. Mit Bewilligung der Censur. St. Petersburg, 1799. (½ Bogen.)

Nachricht von dem zu Jever durch die Galvani-Voltaiſche Gehörgebekunſt beglückten Taubſtummen und von Sprengers Methode, ſie durch die Voltaiſche Electricität auszuüben. Oldenburg, 1802. 8.

Anweiſung, wie Kinder und Stumme ohne Zeitverluſt un auf naturgemäße Weiſe zum Verſtehen und Sprechen zum Leſen und Schreiben, oder zu Sprachkenntniſſe und Begriffen zu bringen ſind, mit Hülfsmitteln fü Taubſtumme, Schwerhörige und Blinde; nebſt einige Sprachaufſätzen. Mit 3 Kupfern und einer Leſetabelle Leipz. 1804. gr. 8.

Düdsge or Saſſige Singedigte, Gravſgriften, Leder, ſing bare Vertelſels un wunderbare Eventüre, ſunſt nöm Romanſen un Balladen, mit einer Anwiſing, tet Ho düdsge un dat Düdsge in hël konter Tid rigtig utt ſpreken, to leſen un to ſgriven. In Commiſſion b den Heren Bockhändlern Cruſius in Leipſig, Vieweg Brunswik un Campe in Hamburg. 1804. 8. 2te woh feile Ausg. 1816.

Anweiſung für Mütter und Kinderlehrer, die es ſi oder werden können, zur Mittheilung der allererſt Sprachkenntniſſe und Begriffe, von der Geburt d Kindes an, bis zur Zeit des Leſenlernens. Leipz 1805. gr. 8.

Kurze Erziehungslehre oder Anweiſung zur körperlich verſtändlichen und ſittlichen Erziehung, anwendbar d Müttern und Kinderlehrern in den erſten Lebensjah der Kinder. In Verbindung mit deſſen Anweiſung für Mütter und Kinderlehrer zu Mittheilung aller erſten Sprachkenntniſſe und Begriffe. gr. 8. Ebendaſelbſt,

Worte des Troſtes am Grabe unſers Freundes C. A. G. Albanus. Dresden, am 4ten des Zweitmondes. 1810. gr. 8.

Anleit zur deutschen Geſamtſprache, oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20 tauſend) Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebſt dem Mittel, die Zahllosen, — in jedem Jahre den Deutschſchreibenden 1000 Jahre Arbeit oder die Unkoſten von 50000 Rthlr. verurſachenden ſchreibfehler zu vermeiden und zu erſparen. Den Deutschen und den Freunden ihrer Sprache gewidmet. Dresden, (1812) gr. 8. 2te wohlfeile, doch unveränderte Aufl. Leipz. und Berl. 1816 mit folg. Titel: Anleit zur deutschen Volksſprache, durch Erkennung und Berichtigung einiger 1000 fehlerhaft gebildeten oder meisniſchmundartigen Ausdrücken, nebſt den Mitteln: 1) die noch fehlenden fremden Wörter durch echt deutsche zu erſetzen; 2) alle deutschen richtig (orthografiſch) der geltenden ausſprache und dem Schreibezwecke gemäs zu ſchreiben.

Alexander dem Erſten — den Guten, dem muth- und kraftvollen Vertheidiger ſeiner großen Staten, dem großmütigen Mitbefreier der deutſchen und anderer Völker, im Namen des beglückten Deutſchvolkes, u. ſ. w. (Dresd. 1814, Fol. mit einem Umriſſe, gezeichnet und radirt von Gerh. v. Kügelgen.) (Es gibt noch einige Exemplare mit ausgemalten Umriſſen.)

* Kleine Fibel oder Vorbereit zum Leſen lernen für lehrbegierige Kinder von Anfange bis zum Ende ihres 6ten Jahres. Mit des Kinderfreundes Ch. K. W. Sitte-, Tugend- und Gotlehre. Leipz. und Berl. (1820) 12.

Erſtes Leſebuch für ſechs- bis zwölfjährige Kinder und für ire ſie belerenden und erziehenden Freunde, mit 5 Kupfern. Berl. und Leipz. 1820. 8. (Dieſer Theil hat auch noch folgenden Titel: Erſtes Leſebuch für ſechs- bis zwölfjärige Kinder. ſeid mir willkomm, ihr kentnisſuchenden Kinder!)

Zweites Leſebuch für ſechs- bis zwölfgärige Kinder und für die ſie lerenden und erzihenden Freunde. Ebend. 1820. 8. m. 5 Kupf.

Drittes Leſebuch für ſechs- bis virzehnjärige Kinder, u. ſ. w. Ebend. 1820. 8.

Vortrag, gehalten am erſten Pfingſtfeiertag in der vo
Profeſſor Frid. Wadzeck ſeit 1819 in Berlin geſtiftet
Erzihungsanſtalt für ſchon mehr als 220 theils älter
loſe theils verlaſſene Kinder (1 bis und mehrjärige Kn
ben und Mädchen) ganz armer Aeltern zum Beſten d
Anſtalten. Berl. 1821. 8.

Virtes Leſebuch für ſechs= bis virzehn=järige Kinder.
ſ. w. Berl. und Leipz. 1822. 8. m. 4 Kupf.

Anmerkung. Eine Ausgabe ſeiner Schriften, Berl. 18
6 Bde. 8., iſt ein neuer Abdruck verſchiedener Jugen
ſchriften, den die Verlagshandlung, ohne ſein Vorw
ſen, veranſtaltete.

2. Antheil an fremden Werken.

Joh. Bernh. Baſedow's Elementarbuch für die J
gend und ihre Lehrer in geſitteten Ständen, (Alto
1770 3 Thle. 8.) Hier bearbeitete er die Naturhiſtor

Joach. Heinr. Campen's Wörterbuch zur Erklär
und Verdeutſchung der unſerer Sprache aufgedrunge
Wörter. (Braunſchweig, 1801. 8. 2te umgearbeit
Aufl.) 1813.

Deſſen Deutſches Worterbuch, (ebend. 1807 — 18
5 Bde. gr. 4.)

In Käſtner's Sammlung einiger die Bienenzucht
treffenden Schriften (Göttingen und Gotha 1766)
findet ſich ein Aufſatz von W.: Anmerkungen von
Bienen, beſonders wie Bienen aus einem Stocke in
nen andern ohne merklichen Verluſt zu treiben ſind.

3. Aufſätze in Zeitſchriften.

Aufſätze in den Leſebüchern für die philanthropiſche
gend, (1778 — 1784) in den pädagogiſchen Unterh
lungen für Eltern und Kinderlehrer (Leipz. 1778 —
5 Jahrgänge) in Rud. Zachar. Becker's Zei
für die Jugend und ihre Freunde, (1782 — 1795)
in Joh. Chriſt. Dolz Bildungsblätter für die
gend. (Leipz. 1806 — 1808). Einige Abhandlung
den Jahrbüchern der Berliner Geſellſchaft für De
Sprache. Bd. 1. (1820).

Ein Paar Proben in der Saſſiſchen Sprache; nach
ckings und Andrer Gedichten; in der neuen Be
Monatſchrift, 1799. S. 389 — 400. 1802. S. 3
316. Ueber die Saſſiſche Sprache; 1803. S. 392 —

Beſchreibung einer ſehr in der Nähe beobachteten W
hoſe; in Gilbert's Annalen der Phyſik, B
(1802), S. 482—487. Einige Briefe, (den Apo
Sprenger in Jever betreff.); Bd. 11. S. 380, 504

Wichtige Frage an das Publikum: ob Taubſtumme, die mit dem Gehör beglückt werden, eines Unterrichts bedürfen, um verſtehen und ſprechen zu lernen? im Reichs-Anz. 1803. Nro. 164. Ueber Peſtalozzi und Olivier; Nro. 169, 248, 250, 251. Antwort auf das für und wider der peſtalozziſchen Lehranſtalt im Reichs-Anz. 1804. Nro. 234. Ueber die wunsſchwürdige Gleichförmigkeit in der deutschen Wortſchreibung, 1806. Nro. 184. Erklärung über den wohlgemeinten Vorſchlag, die Schulmeiſter, alle Rechenmeiſter und alle Sprachmeiſter abzuſchaffen, Nro. 198.

Wie lange wollen Aeltern noch Sprachmeiſter bezahlen und behalten? in Chriſt. Weißens und Ernſt Tillichs Beiträgen zur Erziehungskunſt, 1. Bd. III. H. 8. (1805.)

Ueber den Urſprung des Worts: Recht; in den Dresdner Beiträgen zur Belehrung und Unterhaltung, 1809 Nro. 120. Von den Fähigkeiten der Kanarienvögel, Diſtelfinken u. ſ. w. und von den Lehrmitteln, die George Jeantet aus Befant im Elſaß angewendet hat, ſi zu der Kentnis der Buchſtaben und der Ziffern, ſo wi zur Zuſammenſetsung der Wörter zu bringen; 1810 Nro. 136. (auch im Allg. Anz. der Deutſ., 1810 Nro. 293.)

Gegen ein altes Sprachvorurtheil; im allgem. Anz. der Deutſchen, 1810 Nro. 170, 171. Eine böſe Siben; Nro. 186. Der Merſturm; Nro. 191. Ueber die Vernunftähnlichkeit und die Kunstribe der Tire; Nro. 276. Ueber die Sprache der Deutſchen; 1812 Nro. 98.

Ein Wort an meine deutschen Sprachgenoſſen; in Wielands deutſchen Merkur, 1810 Juny S. 130 — 136.

Ueber di Verwerflichkeit der Wörter, in welchen das ſogenannte wohllautige t, nach Adelung das t Euphoniium vorkommt; in der Leipz. Lit. Zeit. 1810 Bd. II. Intell. Bl. Nro. 19.

Beantwortung der Frage: Wird di lateiniſche Sprache von den deutschen Schulmännern ſo gelehrt, wie es der altromiſchen gemäs iſt, oder barbariſch verunſtaltet, geleſen, geſprochen und verundeutlichet? Mit einer Vorerinnerung über die ſehr nachtheilige Ausſprache des v wie f; in der neuen Bibliothek für Pädagogik, Schulweſen und die geſammte pädagogiſche Literatur Deutſchlands; 1810 Juny S. 105 — 144.

Der Geiſt der Deutsſchſprache. An die Deutschen im Jahr 1811 (Bruchſtück eines Lehrgedichts.) In K. Ch. F.

Krauſen's Tageblatt des Menſchenlebens, (Dresden 1811) S. 169 — 172.

Bemerke über einige Ausſprüche im Sprach- und Sittenanzeiger; in Theod. Heinſius Sprach- und Sittenanzeiger der Deutſchen, (Berl. 1817) S. 197, 198, 201, 202. Ueber den Verwechsel des v wie w mit f; S. 205, 206. Wir dürfen hoffen, das di gebildeten Deutschen, und beſonders die Schriftſteller almälig — von Ewe zu Ewe — (mehr als jetst) deutsch denken, ſchreiben und ſprechen werden; S. 229 — 231. * Antwort auf die Frage (S. 196) Wehnſchaften: S. 251. Bemerk zu Vater Unſer, (S. 93) S. 251. Auffalliges Beiſpiel, wie das ohne Regellere wortende Sprachvolk die Sprache oder ire Stamwörter verbildet, verundeutlichet und verderbt; S. 270, 271. Widerleg eines ſprechlichen Behaupts (S. 84) S. 295 — 298. Antwort auf die Frage (S. 128): wie alt mus ein Wort werden, um aus dem Knaben Alter zu kommen? S. 306, 307. Kann das latein. Wort casus durch Fallredung ausgedruckt werden? S. 320. Mus man nach Luther Sprüchworte oder Sprichwörter, oder Spruchwort und Spruchworte ſagen? S. 372. Noch ein Vorſlag zur Beilegung des Streites: ob man Mädchen- oder Töchter- oder, nach Luther, Jungfernſchule ſagen müsse? S. 406, 407. Zuſats: Frauenzimmer, di Freulein, di Freuen, di Innen, S. 407. * Herleitung des Wortes albern; S. 420. Iſt es richtig, fodern oder fordern; erfodern oder erfordern; verfodern oder vorfodern zu ſagen: in J. P. Roſſel's niederrheiniſch weſtphäliſcher Monatsſchrift für Erziehung und Volksunterricht, (Aach. 1824 H. 11. S. 311 — 313.

Ueber das Verbind-s in den mit Eigennamen zuſammen geſetzten Hauptwörtern: in Roſſel's Monatsſchr. Jhrg 1825. Heft 1. S. 51 — 53.

*IV. Peter Carl Wilhelm Graf v. Hohenthal,

Beſitzer der Standesherrſchaft Königsbrück, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Coſſa, Döbernitz, Falkenberg, Schmerkendorf, Teichnitz, Lubachau, Küpper, Städteln und Probſtdeuben, königl. Sächſiſcher Conferenzminiſter und wirkl. Geheimer Rath, Oberſteuerdirector, Großkreuz des königl. Sächſiſchen Civilverdienſtordens, Präſident der königl. Sächſiſ. Bibelgeſellſchaft und Domherr zu Camin.

geb. am 20. April 1754.
geſt. am 15. Januar 1825.

Unter den hohen Staatsbeamten, welche den Thron des gerechten und milden Königs von Sachſen umgeben und den Schmuck ſeiner Krone bilden, nimmt der nun verewigte Graf von Hohenthal gewiß keine der geringſten Stellen ein. Durch raſtloſen Geſchäftseifer, durch erprobte Wahrheitsliebe und Pflichttreue, durch ungeſchminkte Rechtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, durch ſtille Wirkſamkeit und geräuſchloſe Gemeinnützigkeit, endlich durch warme Theilnahme für Menſchenwohl und Armenverſorgung — Tugenden, die insgeſammt auf der feſten Grundlage einer ächten Religioſität beruhen — hat der Verklärte nicht allein die regſte Theilnahme ſeiner Zeitgenoſſen mit ins Grab genommen, ſondern auch ein hohes Vorbild eines gewiſſenhaften Staatsbeamten dargeſtellt, dem die öffentliche Wohlfahrt über Alles am Herzen lag.

Dieſen Standpunkt hier feſt zu halten, und zugleich das reiche und thatenvolle Leben des Verewigten anſchaulich darzuſtellen, iſt die eigentliche Abſicht dieſer ungeſchminkten Charakter- und Lebensſchilderung. Aber der in ſtiller Eingezogenheit lebende Verfaſſer — welcher mit dem Gefeierten in gar keiner Berührung geſtanden hat — bedauert es ſchmerzlich, daß keinem der näher ſtehenden Freunde des Vollendeten, die mit deſſen innern Verhältniſſen genauer bekannt waren, dieſes Geſchäft übertragen werden konnte, und wünſcht nur, daß man dieſe Skizze als ein möglich getreues Abbild ſeiner Lebens- und Handelsweiſe (wozu jedoch die Farben von verſchiedenen Befreundeten des Verblichenen entlehnt ſind) nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen möge. —

Der verſtorbene Graf von Hohenthal, welcher in Troßin bei Torgau geboren ward, war der zweite und jüngſte Sohn des verdienſtvollen Oberconſiſtorialvicepräſidenten, Freiherrn Peter von Hohenthal, deſſen Geſchlecht bei Gelegenheit des Reichsvicariats (1790) in den Grafenſtand erhoben ward, und welcher am 14. Auguſt 1794 verſchieden iſt. Der Verewigte ward im väterlichen Hauſe durch tüchtige Hauslehrer erzogen, die ihm frühzeitig eine Vorliebe für das Studium der alten Claſſiker (die ſich bis in ſein Greiſenalter erhalten hat) einflößten. Ein klarer Beweis davon liegt ſchon darin vor, daß er noch als Student im Jahre 1774 dem Profeſſor Chriſtian Friedrich Petzold zum Antritt ſeines außerordentlichen Lehramts in einer gedruckten lateiniſchen Ode Glück wünſchte. Mit gründlichen Schulkenntniſſen ausgerüſtet, bezog er im Jahre 1771 die Leipziger Hochſchule, betrieb bis zum Jahre 1774 mit dem größten Eifer das Studium der Rechte und beſuchte beſonders die Vorleſungen eines Hommel, Zoller, Seger, Püttmann und Breuning. Hauptſächlich aber verdankte er dem Erſtern (welcher damals Ordinarius der Juriſtenfacultät war) ſeine gründlichen Kenntniſſe in der Rechtskunde. Doch hörte er auch theologiſche und philoſophiſche

Collegia bei den beliebten Profeſſoren Dr. **Cruſius** und Dr. **Morus**, und hatte beſonders mit Letzterm, an den er von ſeinem Vater empfohlen war, einen freundlichen Umgang, der zu ſeiner innern Ausbildung nicht wenig beigetragen hat. Während ſeines akademiſchen Lebens hat er in Allem bloß **zwei** Vorleſungen verſäumt und er lag ſo raſtlos und unermüdet ſeinen Studien ob, daß man nicht ſelten beſorgt war, es möchte das anhaltende Sitzen ſeiner Geſundheit nachtheilig ſeyn. In den praktiſchen Geſchäften ward er von dem damaligen Kreisamtsactuar **Georg Samuel Creuziger** (welcher im Jahre 1801 als Geh. Cabinetsſecretär geſtorben iſt) frühzeitig eingeübt und ſchon im letzten Halbjahr ſeiner akademiſchen Laufbahn erlangte er den Zutritt zu den Sitzungen des Leipziger Oberhofgerichts. Im September 1774 vertheidigte er, mit Unterſtützung ſeines Freundes, **Carl Georg von Raumer** (welcher noch jetzt als wirklicher königl. Preuß. Geheimer Rath in Berlin lebt), ſeine gründliche Diſſertation:

de ambitu politiae ejusque a justitia discrimine,

(die er zwei Jahre darauf völlig umarbeitete) und kurz darauf beſtand er mit dem größten Beifall das juriſtiſche Examen.

Hierauf arbeitete er über 6 Monate unter Anleitung des Oberaufſehers **Chriſtian Gottlieb von Burgsdorf** (welcher im Januar 1807 als Conferenzminiſter ſtarb) im Oberaufſeheramte zu Eisleben und ward im Auguſt 1775 bei der Landesregierung zu Dresden als Aſſeſſor in Pflicht genommen. So trat er nunmehr in den Sächſ. Staatsdienſt ein, mit deſſen Geſchäftsgang er ſich bald vertraut gemacht hatte. Schon im Jahre 1777 ward er zum Supernumerar-, Hof- und Juſtitienrathe ernannt und im folgenden Jahre ihm das wichtige Amt eines Geh. Referendars übertragen. Im Jahre 1779 ward ihm von einem auswärtigen Hofe eine Stelle beim Reichskammergericht zu Wetzlar angetragen, die er aber aus Vorneigung zum vaterländiſchen Geſchäftsdienſte ablehnte. Im Jahre 1781 erhielt er durch ſeine Anſtellung als Geheimer Kammer- und Bergrath eine höhere Wirkſamkeit und ward bei der im folgenden Jahre Statt gefundenen Errichtung des Geh. Finanzcollegiums zum Mitgliede deſſelben ernannt.

Seitdem wurden ihm mehrere wichtige Commiſſionen übertragen, die er alle zur höchſten Zufriedenheit ſeines Landesherrn ausführte und welche den ſicherſten Beweis ſeiner Gewandtheit in Behandlung ſchwieriger und verwickelter Geſchäfte abgaben.

So erhielt er nämlich im Jahre 1781 Sitz und Stimme bei der Polizei- und Armencommiſſion und führte daſelbſt von 1789 — 1809 das Condirectorium. Im Jahre 1782 ward er Mitglied einer zur Reviſion des Etats der drei Fürſtenſchulen niedergeſetzten Commiſſion. Auch ward er um dieſe Zeit zum Mitgliede der Waſſerleitungscommiſſion ernannt. Im Jahre 1788 ward er der zu Beſorgung der Armen-, Zucht- und Waiſenhäuſer angeordneten Commiſſion (jetzt die Commiſſion für die allgemeinen Straf- und Verſorgungshäuſer genannt) beigegeben; führte auch in den Jahren 1807 — 1809 das Directorium. Als im Jahre 1792 im Churfürſtenthum Sachſen eine beſondere Geſetzcommiſſion eingeführt ward, war er einer der erſten Commiſſarien, und hat bis zum Auguſt 1807, wo er dieſem Wirkungskreiſe enthoben ward, dem Staate manchen erſprieslichen Dienſt geleiſtet. Vorzüglich trug er zu Ausarbeitung eines neuen Geſetzbuches bei, und ihm verdankt man hauptſächlich den über die neue Churſächſ. Proceßordnung (Dresden 1803. 2 Bde. gr. 8.) in Druck erſchienenen, aber noch nicht zur Ausführung gebrachten Entwurf. Bei der im Jahr 1795 vorgenommenen Reviſion des Jacobshospitals ward ihm das Directorium der deshalb gebildeten Commiſſion übertragen; und ſeiner Sorgfalt verdankt dieſe Anſtalt eine verbeſſerte Hospitalordnung und den Wiederaufbau der kleinen Kirche. Als endlich im Jahr 1796 mit den Herren Fürſten von Anhalt wegen Ueberlaſſung des Gutes Walter-Nienburg Unterhandlungen gepflogen wurden, war er ebenfalls ein ſehr thätiges Mitglied der diesfalls niedergeſetzten Commiſſion, wohnte auch der in der Folge angeordneten Gränzbereiſung perſönlich bei.

Die größte Wirkſamkeit aber nahm unſern Grafen von Hohenthal in Anſpruch, als er im März 1800 als Präſident an die Spitze des Sächſ. Appellations-Gerichts, eines Tribunals, das ſich durch unpartheiiſche Rechtspflege ſtets auf das Muſterhafteſte ausgezeichnet hat, geſtellt wurde. Ja die Zeit, die er in dieſem Geſchäftskreiſe verlebte, hatte ſich ſeinem Gedächtniſſe als die ſchönſte ſeines thätigen Lebens eingeprägt, weil, umringt von tüchtigen Räthen und erfahrenen Geſchäftsmännern, ſeinen Bemühungen damals die ſchönſten Früchte erblüheten. Doch nach 7 Jahren wurde er dieſem ehrenvollen Poſten, dem er mit Kraft und Würde vorſtand, wieder entriſſen und im Auguſt 1807 in das hohe Conferenzminiſterium aufgenommen, wo ihn ſeitdem unaufhörlich die Sorgfalt für die wichtigen Landesangelegenheiten beſchäftigte. Insbeſondere gehörte das Directorium des Conſiſtorial-Departements in ſein Reſſort und er hat hier des Guten nicht wenig gethan und mit einer beſonderen Vorliebe ſich dieſem Geſchäftskreiſe unterzogen. Uebrigens fiel gerade ſein Eintritt in das Conferenz-Miniſterium in eine bewegte und angſtvolle Zeit, da wenig Monate vorher Franzöſiſche Kriegsheere in Sachſen eingedrungen waren. Ja die proviſoriſche Beſchlagnahme der Landescaſſen erheiſchte manche Aenderung in der Staatsverfaſſung und erſchwerte unſtreitig die Aufgabe, auf der einen Seite, den Anforderungen, welche die Franzöſiſchen Militairbehörden an einzelne Provinzen machten, gerecht zu werden, auf der andern Seite aber die Kriegslaſten nach billigen Verhältniſſen gehörig zu vertheilen und die erforderlichen Geldbeiträge zur Vergütung der Kriegspräſentationen aufzubringen.

Unter dieſen Umſtänden war daher die obere Leitung der im Jahre 1807 neu errichteten Landescommiſſion, an deren Spitze Sachſens weiſer Beherrſcher den umſichtigen Grafen von Hohenthal bis zum Jahre 1815 ſtellte, — keine leicht zu löſende Aufgabe, und nur einem geübten Geſchäftsmanne, den der uneigennützigſte Eifer beſeelte und dem eine vorzügliche Einſicht zu Statten kam, konnte es gelingen, durch dieſes Chaos von Unbilligkeiten und Anmaßungen hindurch zu dringen, und am rechten Orte Hülfe zu bringen. Ueberhaupt war er ein erklärter Gegner Napoleons und manches Project, das unter andern Umſtänden vielleicht zur Ausführung gekommen wäre, ſcheiterte an ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit und ſeinem Deutſchen Bürgerſinne. Im Jahre 1809 ward ihm, nach Abgabe des Directoriums, der für die allgemeinen Straf- und Verſorgungsanſtalten angeordneten Commiſſion, der Vorſitz bei der Oberrechnungs-Deputation übertragen, welchem letztern er aber im April 1820 wieder enthoben ward.

Endlich erhielt er noch 1820 zu den bisher von ihm bekleideten Staatsämtern den wichtigen

Poſten eines Oberſteuer-Directors, worin der ſprechendſte Beweis vorliegt, wie ſehr der Alles erforſchende Landesfürſt ſeine Thätigkeit zu ehren und zu ſchätzen wußte.

Ueberhaupt hing Graf von Hohenthal auch mit einer ſeltenen Anhänglichkeit an ſeinem Monarchen und bewährte auch in den entſcheidendſten Perioden eine unverſehrte Treue gegen das hohe königl. Haus. Als nach des Königs faſt zweijähriger Gefangenſchaft das Schickſal Sachſens ſich endlich zu entſcheiden begann und der Neſtor der Deutſchen Fürſten in Preßburg den Ausſpruch der im Wiener Congreß verſammelten Monarchen und Staatsminiſter erwartete, da eilte Graf von Hohenthal nebſt einigen andern hochbetrauten Vaterlandsfreunden ſeinem Landesherrn und deſſen tiefbekümmerter Familie entgegen, hauptſächlich, um an einer gemeinſamen Berathung zum Beſten des ſo hart mitgenommenen Vaterlandes, Antheil zu nehmen. Daher erregte es auch allgemeine Freude, als bei der erſten Stiftung des Ordens für Verdienſt und Treue (im December 1815) unſerm Grafen von Hohenthal das Großkreuz deſſelben eingehändigt wurde.

Schon ſeine ernſte Beſonnenheit, die jedoch durch herzliche Freundlichkeit gemildert wurde, verlieh allen ſeinen Geſchäftsverhandlungen ein würdevolles Gepräge. Und man muß in der That über ſeine raſtloſe Thätigkeit erſtaunen, womit er einen ſo ausgebreiteten Wirkungskreis bis in das kleinſte Detail verfolgen konnte, ohne irgend etwas von Wichtigkeit zu überſehen. Stets fand er im Arbeiten das reinſte Vergnügen und durch die genaueſte Zeiteintheilung vom früheſten Morgen an, ward die Ausführung ſo mannigfacher und wichtiger Geſchäfte ungemein erleichtert. Wenn ihm ein gutes Werk nach Wunſch gelungen war, ſo freute er ſich innig darüber. Auch ſo oft er auf Urlaubsreiſen ſeine Güter beſuchte, begleiteten ihn dahin Acten zur ruhigen Bearbeitung.

Nicht wenig Mühe machte ihm auch die Regulirung des Nachlaſſes ſeiner jüngſten Schweſter, Henriette Sophie Gräfin von Hohenthal, welche in der Oberlauſitz mehrere Güter beſaß. Die Auszahlung bedeutender Legate, deren er ſich mit großer Bereitwilligkeit unterzog, nahm insbeſondere ſeine ohnehin beſchränkte Zeit ſehr in Anſpruch.

So ſehr übrigens der Verſtorbene dem Dienſte des Vaterlandes ſeine Zeit *) und ſeine Kräfte widmete, ebenſo empfänglich war er auch für die ernſten Wiſſenſchaften: beſonders hegte er für Rechtskunde, Theologie und Philologie die größte Vorliebe. Auch nahmen ihn mehrere gelehrte Vereine in ihre Mitte auf. So ward er 1777 Mitglied der Leipziger ökonomiſchen Societät und 1811 deren Director, 1805 Mitglied der Oberlauſitzer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, 1811 Ehrenmitglied der Märkiſchen ökonomiſchen Societät zu Potsdam und 1814 Präſident der neugeſtifteten Sächſiſchen Bibelgeſellſchaft zu Dresden. Beſonders in dem letzten Poſten zeigte er ſich als einen unermüdeten Beförderer der guten Sache und ſeine freien Vorträge, die er bei dem am 10ten Auguſt ſtattfindenden jährlichen Stiftungsfeſte, ganz im Geiſte des einfachen Bibelſinnes ausſprach und welche in den

---

*) Man kann ſicher annehmen, daß er, beſonders ſeit dem Jahre 1820 täglich gegen 20 Reſolutionen nebſt Unterſchriften zu ertheilen und allein ebenſoviel Briefe zu ſchreiben hatte. Beſonders war er unermüdet, aus wichtigen Actenſtücken und Schriften ſich zweckmäßige Auszüge zu machen. Auch pflegte er alle Wochen etwas zur Uebung des Gedächtniſſes zu memoriren.

gewöhnlichen Jahresberichten abgedruckt ſind, ſchweben gewiß im Andenken vieler ſeiner gerührten Zuhörer. Tief ergriffen ſprach er insbeſondere bei der letzten öffentlichen Verſammlung (am 10ten Auguſt 1824) treffliche Worte: „über das Werk Gottes und ſein ſichtbares Gedeihen" aus und die geheimen Ahndungen eines nahen Todes *) waren darin nicht zu verkennen.

Sein reger Sinn für die Ausbildung der *Rechtskunde* beurkundete ſich nicht allein durch mehrere gründliche (am Ende dieſer Skizze näher bezeichnete) Abhandlungen über wichtige Rechtsmaterien in den von ihm fortgeſetzten Leipziger Intelligenzblättern; ſondern wie ſehr es ihm Ernſt war, zur Vereinfachung und Verbeſſerung des Sächſ. Prozeßganges nach Kräften beizutragen, erhellt ſonnenklar aus dem Umſtande, daß er im Mai 1822 in dem erwähnten Intelligenzblatte *ungenannt*, practiſche Juriſten aufforderte,

> binnen einer halbjährigen Friſt ſchriftliche Ideen zur Verbeſſerung des Proceßganges, gegen eine ausgeſetzte Prämie von 100 Rthlr. — und 50 Rthlr. — einzureichen.

Dieſe Belohnungen wurden auch aus ſeinen Mitteln ausgezahlt und es erhielten, nach ſorgfältiger Prüfung von 8 eingegangenen Schriften, der Gerichtsamtmann *Benedict* in Wittenberg und der Oberamts-Regierungsadvocat D. K. F. C. *Schmidt* in Zittau die ausgeſetzten Preiſe.

Vor Allem aber verdient es hier einer beſonderen Erwähnung, daß lediglich auf ſeine Veranlaſſung die neueſte Fortſetzung des Codicis Augustei ins Leben getreten iſt. Seit dem Jahre 1806 war nämlich keine Fortſetzung dieſes allen Geſchäftsmännern unumgänglich nöthigen Werks erſchienen und es war dieſe Lücke um ſo fühlbarer, da auf der einen Seite in dem Jahre 1813 und 1814 durch das damalige Generalgouvernement von Sachſen theils neuere Geſetze eingeführt, theils ältere aufgehoben oder abgeändert worden ſind, auf der andern Seite aber vom März 1818 an, eine neue Geſetzſammlung für das Königreich Sachſen angeordnet worden iſt, die noch bis jetzt in einzelnen Nummern ausgegeben wird. Graf von **Hohenthal** that nun den Vorſchlag, daß die ſämmtlichen Geſetze von 1801—1813 und von 1815—1818 in einem beſondern, ſich an die letzte Fortſetzung des Codicis Augustei anſchließenden Werke geſammelt und zum Beſten der in Königsbrück *) errichteten Wittwen-Verſorgungsanſtalt in Druck gegeben werden ſollten. Nach erfolgter allerhöchſter Genehmigung dieſes Vorſchlags ward dem Herrn Hof- und Juſtitienrath D. **Gottfr. Ludw. Winkler** die Hauptredaction dieſer neuen Geſetzſammlung (welche 1824 zu Dresden und Königsbrück in 2 Abtheilungen in gr. 4. gedruckt ward) übertragen und es iſt lediglich durch ſeine Fürſorge ein höchſt gemeinnütziges Unternehmen zu Stande gebracht worden.

---

*) Hierher gehört beſonders ſeine Bemerkung über den allmäligen Hintritt der erſten Mitglieder der Bibelgeſellſchaft, wobei er in die denkwürdigen Worte ausbrach: „von den 27 erſten Mitgliedern ruhen ſchon 13 in kühler Erde."

Ein ſeltenes Beiſpiel ſeiner fortwährenden Studien der Rechtswiſſenſchaft und ſeiner Vertrautheit mit den alten Claſſikern legte übrigens der würdige Greis noch dadurch ab, daß er im Juli 1819 ſeinem jüngſten Sohne Peter Wilhelm Grafen von Hohenthal in einer ſolennen Disputation **) op-

---

*) Der daſige Stadtphyſikus D. **Karl Guſtav Schmalz** hat dieſelbe im Jahre 1820 errichtet.

**) Der wichtige Gegenſtand derſelben betraf: exaponirte. Und die ſeltene Fertigkeit und Gewandheit, ſich in einer ungewohnten Sprache auszudrücken, erregte nicht allein allgemeines Aufſehen unter den anweſenden Studirenden, ſondern es ermunterte auch das Ungewöhnliche des Falles, daß ein Staatsminiſter es nicht unter ſeiner Würde hielt, bei einer öffentlichen Disputation als Redner und Opponent aufzutreten, zum Nacheifer. Die Leipziger Juriſtenfacultät ehrte übrigens ſeine bei dieſer Gelegenheit öffentlich ausgeſprochenen juriſtiſchen Kenntniſſe noch beſonders dadurch, daß ſie im Februar 1824 dem biedern Greiſe, bei Gelegenheit ſeines vor 50 Jahren rühmlichſt beſtandenen Examens, das juriſtiſche Doctordiplom zuſendete, — eine Auszeichnung, die von Leipzig aus ſelten Jemanden zu Theil wird.

Große Sorgfalt wendete er übrigens auf Vermehrung ſeiner ausgeſuchten Bibliothek, die er in Dresden aufgeſtellt hatte und welche beſonders im Fache der Rechtskunde und der Staatswiſſenſchaften vortrefflich ausgeſtattet war. Auch hatte er ungemein viel Biographien geſammelt. In Königsbrück ſuchte er ebenfalls die dort befindliche Bibliothek zu vergrößern. Er erkaufte deshalb die beſten Werke aus der ſchönen Bibliothek des vormaligen Beſitzers dieſer Standesherrſchaft des Grafen von Münſter-Meirhöfel mit großen Koſten, und jedem rechtlichen Manne ſtand der Zutritt zu dieſen Büchervorräthen offen.

Sein vorzüglichſtes Beſtreben aber ging dahin, einen reinen Sinn für Religioſität und Tugend allenthalben zu wecken und zu beleben und

---

men quaestionis, utrum administrator jurisdictionis patrimonialis munere suo sine caussae cognitione recte privetur iis quae super ex re in comitiis Saxonicis A. CIƆIƆCCCV disputata sunt adcommodatum.

er hat bis zu ſeinen letzten Tagen noch ſehr häufig den theologiſchen Studien obgelegen, beſonders aber dem Leſen der heiligen Schrift manche Stunden gewidmet. Seine vorzüglichſte Sorgfalt war dahin gerichtet, um (ſeinem eignen Ausdrucke nach) „eine Frucht zu ſchaffen, die da bleibet.“ Mit dem unvergeßlichen Oberhofprediger D. Reinhard hatte er mehrere Jahre hindurch einen höchſt innigen und vertrauten Umgang. Aber auch jeder gebildete Gelehrte konnte bei ihm leicht Zutritt erlangen.

Obſchon er manchen Einrichtungen und Lehrſätzen der Brüdergemeinde ſeinen Beifall nicht verſagte, ſo war er doch nie ein Mitglied derſelben. Aber als ächter Chriſtusverehrer hielt er ungemein viel auf das einfache, ſich in der Lehre von Chriſto, dem Verſöhner, concentrirende Evangelium. Zur Belebung eines reinen Lebenswandels ſuchte er vorzüglich durch die ſeit dem Jahre 1794 begonnene Forſetzung des Leipziger Intelligenzblattes (welches ſein würdiger Vater im Jahr 1763 errichtet hatte) zu wirken. Und da dieſes Blatt von dem gemeinen Manne ſehr geleſen wird, ſo hat er unſtreitig durch die darin hin und wieder angebrachten Fragmente, welche manchen guten Gedanken älterer Theologen und anderer Schriftſteller wiederum zur Sprache brachten, das Gefühl für Moral und Religioſität in den Gemüthern neu angefacht.

Hiernächſt ſorgte er beſonders bei ſeinen zahlreichen Unterhanen unabläſſig für Ausbildung eines frommen Sinnes und Darſtellung der reinen Lehre des Chriſtenthums. Insbeſondere hat er auf der größten ſeiner Beſitzungen, der im Jahre 1803 käuflich an ſich gebrachten Standesherrſchaft Königsbrück weſentliche Verbeſſerungen im Religions- und Schulweſen getroffen, die hier keinesweges mit Stillſchweigen zu übergeben ſind. Im

Jahre 1810 führte er dort die öffentliche Confirmation der Kinder ein und machte das Schulmandat der Erblande (nach welchem unter andern die zweimalige Schulentlaſſung der Kinder zu Oſtern und Michaeli aufgehoben iſt) auch in ſeiner Standesherrſchaft geltend. Im folgenden Jahre verordnete er, daß der Charfreitag einen ganzen Tag gefeiert ward; führte auch zu Michaelis deſſelben Jahres das neue Dresdner Geſangbuch in Königsbrück ein und ließ auf eigne Koſten einen Anhang von 170 Liedern dazu drucken und vertheilen. Im Jahre 1814 errichtete er daſelbſt eine Zweigbibelgeſellſchaft, die ſich allezeit auf den 31ſten Octbr. verſammelt. Ja, als der daſige Ortspfarrer M. **Joh. Friedr. Voigtländer** in den Jahren 1815—1818 bibliſche Vorleſungen hielt, räumte er hierzu mit Freuden ein beſonderes Zimmer in ſeinem Schloſſe ein. Endlich ſtiftete er auch im Jahre 1819 ſtatt der bisherigen, zu allerhand Unfug Anlaß gebenden Chriſtmetten eine Jahresſchlußpredigt und begründete 1821 eine Schullehrerconferenz, womit noch 1825 unter der Oberaufſicht des Oberpfarrers eine Leſegeſellſchaft verbunden ward. Auch auf Verbeſſernng des Schullehrerdienſtes hat er ſehr viel gewendet und meiſtens in Perioden, wo die größte Noth vorhanden iſt, väterlich ausgeholſen. Kaum hatte er von der Standesherrſchaft zu Königsbrück Beſitz genommen, als er nicht nur dem Rector der Stadtſchule eine jährliche Zulage von 40 Rthlr. ausſetzte, ſondern auch allen Schullehrern die Zuſicherung ertheilte:

> „er wolle ihnen und ihrer Familie, ſo lange als
> „der Kornpreis über 4 Rthlr. — ſeyn würde,
> „das benöthigte Korn von ſeinen Vorräthen für
> „4 Rthlr. — ablaſſen.“

Wenn man erwägen will, daß der Preis in

der Umgegend auf 7 Rthlr. — und noch höher geſtiegen war, ſo wird hierdurch ſeine milde Sorgfalt in ein ſchönes Licht geſtellt. — Zu Anfang des Jahres 1805 erklärte er, die Schulcaſſe zu Königsbrück durch willkührliche Beiträge zu erhöhen und beſtimmte davon dem Rector einen monatlichen Zuſchuß von 2 Rthlr. — und dem Mädchenſchullehrer einen dergleichen von 1 Rthlr. — Aber auch für ſeine andern Beſitzungen ſorgte er eben ſo unermüdet. So ſetzte er z. B. in Döbernitz dem Schullehrer einen beſonderen Gehalt aus, erbaute auch vor mehreren Jahren aus eigenen Mitteln ein neues Schulhaus und übernahm in Städteln die Bezahlung der Schulgelder für 24 Kinder armer Eltern (eine Wohlthat, die noch jetzt fortbeſteht). Fanden auf ſeinen Beſitzungen im Predigt- oder Schulamte Vacanzen Statt, ſo verfuhr er bei Wiederbeſetzung einer ſolchen Stelle nach der größten Gewiſſenhaftigkeit. Ja, er wohnte oft den öffentlichen Prüfungen der jungen Candidaten im Oberconſiſtorio und den nachherigen Candidatenpredigten perſönlich bei, um ſelbſt tüchtige Männer zur Verkündigung des göttlichen Worts auszuſuchen.

Als die unglücksſchwangern Jahre 1813 und 1814 über Sachſen hereinbrachen, hatte er beſonders viel zur Erleichterung der ſo drückenden Kriegslaſten gethan und manches gewichtige Opfer auf den Heerd des Vaterlands gelegt. Viele in ihrem Hausweſen zurückgekommene Familienväter weinen ihm eine Zähre des ſtillen Dankes in das kühle Grab nach. Noch in ſpätern Jahren legte er in Köngsbrück ein Getraidemagazin an und errichtete dort eine noch jetzt beſtehende Sparcaſſe, welche als die erſte in Sachſen beſonders merkwürdig iſt.

Aber auch für fremde Noth war er empfänglich und es verdient wohl einer beſondern Erwägung, daß er den von ſeinem Vater im J. 1769 zu Leipzig errichteten Freitiſch *) für junge Studirende fortwährend mit einem jährlichen Aufwande von 300—400 Rthlr. unterhalten hat. — Auch die von ſeinem Vater daſelbſt geſtiftete Freiſchule (worin über 60 Kinder unentgeldlich unterrichtet und mit den nöthigen Schulbüchern verſehen werden) hat er bis zum Jahre 1807 in Thätigkeit erhalten.

Ueberhaupt war ſein vornehmſtes Wirken dahin gerichtet, der Linderung des menſchlichen Elends und drückendſten Armuth nach allen Kräften zu ſteuern.

Den einleuchtendſten Beweis davon liefert die im Novbr. 1797 ſtattgefundene Errichtung eines beſondern Krankenhauſes in der Friedrichſtadt **), welches er an das königl. Armeninſtitut vermachte. Es werden darin gegen 30 Perſonen theils unentgeltlich, theils gegen eine geringe Vergütung gewartet: jetzt können, wegen Vergrößerung des Locals 60 Kranke aufgenommen werden.

Ueberdies war er Mitbegründer der Geſellſchaft zu Rath und That, ***) faßte den Entwurf zu den erſten Statuten ab und ſtand dieſem Vereine mehrere Jahre (wenigſtens ſeit dem Jahre 1803) als Mitdirector vor. Bei der Actiengeſellſchaft, um Dresdner Handwerkern, die unverſchuldet in Nahrungsverfall gerathen, durch unverzinsbare Vorſchüſſe aufzuhelfen, intereſſirte er ſich mit einer Summe von einigen tauſend Thalern.

---

*) Es werden hier gegen 24 Studirende des Mittags mit Suppe und Gemüſe beköſtigt; nur Sonntags und Mittwochs wird dazu Fleiſch gegeben und einen Sonntag um den andern Braten. Dieſer Freitiſch wird in der Regel blos auf ein halbes Jahr vergeben und der Abgehende muß eine kurze Lebensbeſchreibung in Deutſcher oder Lateiniſcher Sprache einreichen.

**) Es beſtehet ſeit geraumer Zeit in Dresden ein unter die Oberaufſicht des Stadtraths geſtelltes, ſehr wohl eingerichtetes Stadtkrankenhaus, welches aber bei dem Umfange der Reſidenz bisweilen nicht alle Kranken aufnehmen und pflegen konnte.

***) Die nähere Einrichtung dieſes höchſt wohlthätigen Inſtituts iſt in den Dresdner gemeinnützigen Beiträgen 1804. No. 52. beſchrieben.

Allein dies unvergänglichſte Andenken an ſeine uneigennützige Wirkſamkeit iſt tief in die dankbare Bruſt der Dresdner Einwohner eingegraben und ſein Denkmal wird auch bei der Nachwelt noch auf viele Jahre in Ehren bleiben, da er der Dresdner Bürgerſchaft als ein Schirmherr ihrer Rechte mit Rath und Hülfe beigeſtanden hat.

Wo nur eine Sache von Wichtigkeit durchzuſetzen oder wo etwas für die Freiheit des evangeliſchen Glaubens (deſſen vorzüglichſter Schirmherr er war) zu beſorgen ſtand; da trat er mit Freimüthigkeit und Unerſchrockenheit als ein Beförderer des unterdrückten Rechts und der guten Sache auf und ſeinem Feuereifer verdankt manche gute, nur erſt ſpät zur Sprache gekommene Einrichtung ihr völliges Gelingen. Ihm verdanken unter andern Dresdens Einwohner, daß ſeit 1824 das Reformationsfeſt als ein voller Feiertag begangen wird. Es war daher auch ein allgemeiner Trauertag für den größten Theil der Einwohner Dresdens, als die Nachricht von ſeinem ſchnellen Ableben ſich verbreitete, indem das Andenken an ſeine zum Beſten des gemeinen Weſens geleiſteten Verwendungen ſich tief in allen Herzen eingeprägt hatte.

Endlich müſſen wir noch mit wenigen Worten ſeines häuslichen Lebens gedenken, obſchon es unbezweifelt iſt, daß ein Mann, der wie der Verewigte ſtets ein Muſter vorzüglicher Frömmigkeit war, ſeinen Pflichten als Ehegatte und Vater

Digitized by Google

treu und pünktlich nachgekommen ſeyn müſſe. Ihm war nie am wohlſten, als wenn er im Kreiſe ſeiner Familie von den drückendſten Geſchäften des Tages ausruhen konnte, und die Freuden des häuslichen Umganges ſchätzte er über Alles. Seine erſte Gemahlin war eine geborne Fräulein von Watzdorf aus einem Voigtländiſchen Geſchlecht, mit welcher er ſich im September 1779 ehelich verband, die ihm aber zu Ende des Jahres 1814 der Tod entriß. Er war ihr mit warmer Innigkeit zugethan und veranſtaltete derſelben in Königsbrück eine eigne Gedächtnißfeier, die ihn ungemein rührte. Am Tage Maria Heimſuchung, den 2ten Juli 1815, feierte er ſeine 2te Vermählung mit der nachgelaſſenen Wittwe des in Lehre und Wandel unvergeßlichen Oberhofpredigers D. Franz Volkmar Reinhardt, der jüngſten Tochter des um den Sächſ. Bergbau hochverdienten Oberberghauptmanns von Charpentier. Ja, die zärtliche Pflege dieſer würdigen Frau gab die nächſte Veranlaſſung zur Verlängerung und Verſchönerung ſeines oft mühevollen Lebenspfades, da dieſelbe den richtigen Takt beſaß, in trüben Stunden ſein Gemüth aufzuheitern und ihm Troſt und Muth zuzuſprechen, wenn er deſſen bedürftig war.

Graf von von Hohenthal genoß in der Regel einer feſten und dauerhaften Geſundheit, wie ſie bei ſeiner Diät und geregelten Lebensweiſe nicht anders zu erwarten war. Nur einmal, im Jahre 1815 ſchwebte er in Gefahr, den Seinigen durch ein Nervenfieber entriſſen zu werden. Im Jahre 1818 unternahm er in Begleitung ſeiner Gemahlin eine Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland und die Schweiz bis nach Genf, die zu ſeiner Aufheiterung nicht wenig beitrug und an Geiſt und Körper gleich geſtärkt, kehrte er in ſeinen anſehnlichen

Digitized by Google

Geſchäftskreis zurück. Es war daher die größte Hoffnung vorhanden, daß der noch ungeſchwächte Greis (der noch wenige Tage vor ſeinem letzten Lebenstage am Arbeitstiſche geſeſſen hat) im Auguſt 1825 das funfzigjährige Jubiläum ſeiner Anſtellung im Sächſ. Staatsdienſte begehen würde; auch ſah er dieſem denkwürdigen Tage mit inniger Freude entgegen. Aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. Am 6. Januar 1825 wohnte er noch dem öffentlichen Gottesdienſt in der Hofkirche bei und beſonders machte die geſungene Strophe des letzten Verſes von No. 104.:

„Führſt Du uns einſt zu Deiner Ruh,
„O wie weit herrlicher wirſt Du
„Den Frommen einſt erſcheinen!"

auf ſein frommes Gemüth einen ſolchen Eindruck, daß er dieſen Vers gleich nach ſeiner Nachhauſekunft auf ein Blatt ſchrieb, um ihn ſeinem Gedächtniſſe beſſer einzuprägen. Kurz darauf zeigte ſich eine ſchnell überhandnehmende Leberentzündung und ſchon wenige Tage nachher ließ er ſich jenes Blatt auf ſein Krankenlager bringen und am 15. Januar ward ſein müder Geiſt der irdiſchen Laufbahn entriſſen, um in jenen lichteren Zonen den Preis zu empfahen, der den reinen und unbefleckten Seelen dort verheiſen iſt.

Er hinterließ zwei Söhne *), Herrn Peter Karl, Graf von Hohenthal, Geh. Finanzrath und Kreishauptmann, Ritter des königl. Sächſ. Civ. Verdienſtordeus zu Dresden, und Herrn Peter Wilhelm, Graf von Hohenthal und 2 Töchter, beide mit 2 Gebrüdern, Grafen von der Lippe vermählt.

---

*) 3 Töchter und 1 Sohn waren frühzeitig geſtorben.

Digitized by Google

Schriften.

Diss. de ambitu politiae ejusque a justitia discrimine. Lips. 1774. 4. (ward nachher unter folgendem Titel umgearbeitet:

Liber de Politia, adspersis observationibus de causarum politiae et justitiae differentiis. Ibid. 1776. 8.)

Gab herans: * Leipziger Intelligenzblatt, Leipz. 1794 —1824. 4. (Von ihm ſind darin, außer den „Fragmenten" folgende Aufſätze: Nekrolog des Geh. Cabinetsſecretairs Georg Samuel Creuziger, 1807. S. 93. 94., Nekrolog des Hof- und Juſtizraths und Geh. Cabinetsſecretairs Carl Auguſt Segnitz, 1807. S. 13. 14. Erinnerung an den verſtorb. Conferenzminiſter und Geh. Rath Chriſtoph Gottlieb von Burgsdorf, S. 46.47.)

* Lebensbeſchreibung des Kurſächſ. Geh. Kabinetsminiſters Freiherrn vou Gutſchmidt. Gotha 1803. 8.

* Anhang zum Dresdner Geſangbuche vom J. 1797., welches in der Herrſchaft Königsbrück und in andern gräflich Hohenthalſchen Ortſchaften eingeführt worden iſt. Dresden (?) 1811. 8.

Franz Volkm. **Reinhardts** Syſtem der chriſtlichen Moral 5. Band, herausgegeben nebſt einer Vorerinnerung. Wittenberg, 1815. gr. 8. (Das Beigefügte iſt vom Archidiac. M. Bentzſch in Pirna und dem Superint. Löſer gemeinſchaftlich gefertigt worden.)

Anmerk. Dagegen iſt ihm in einem kritiſchen Blatte die Apologie de Frederic Auguste Roi de Saxe, mit Unrecht beigelegt worden, die den königl. Sächſ. Legationsrath und Ritter des Civ. Verd. Ord. Georg Auguſt von Grieſinger, ſeiner eignen Augabe nach, zum Verfaſſer hat.

Abhandlungen.

* Kurzer Unterricht der Vormünder, in dem (ältern) Leipz. Intelligenzblatt; 1774. S. 201—205. 210—213.

* Von den Curatoren der Frauensperſonen oder deren Geſchlechtsvormündern; 1775. S. 33—35.

* Vergleichung der Calenbergiſchen und Berliner allgemeinen Wittwenverpflegungsgeſellſchaften; 1776. S. 234—241. * Beantwortung der im 29. St. vom J. 1771 befindlichen Anfrage, den Verfall der Kirchenaerarien in neuern Zeiten betr., ebend. 1776. S. 253—257. 261—268.

* Nachrichten der Calenbergiſchen Brandaſſecuranz-Socie-

tät, aus den dießfalls ergangenen Verordnungen
Geſetze entworfen, nebſt einigen Anmerkungen S.
—459.

*) Gedanken über die Leibrentengeſellſchaft der Rei
ſtadt Nürnberg, 1778. S. 101—103. 231—235.

* Oekonomiſche Betrachtungen über die Wirthſchaft
Herrn Landcammerraths von Schönfeld in Trachen
S. 262—267. * Berichtigung, die curam absent
betr. 1780. S. 226. 227.)

Verſchiedene Reden in den Jahresberichten der kön
Sächſ. Bibelgeſellſchaft, (Dresd. 1814—1824. gr. 8.

Mehrere (größtentheils einzeln gedruckte) Aufſätze in
neuen Allemannia für Recht und Wahrheit. (Sulzb
1816, 1817, 4 Hefte. gr. 8.)

J. W. S.

---

* V. Johann Peter v. Feuerbach,

königl. Würtembergiſcher Staatsrath und Miniſterial
rector im Departement der auswärtigen Angelegen
ten, außerordentliches Mitglied des königl. Gehein
Rathes, Commandeur des königl. Würtemberg.
vilverdienſtordens, Ritter des Ordens der Würtemb
giſchen Krone, des k. k. Oeſtr. Leopold- und des
nigl. Baierſchen Civilverdienſtordens.

geb. den 1. Auguſt 1761.
geſt. den 18. Januar 1825.

Der Mann, deſſen Lebensabriß in dieſen Blätt
des Andenkens an verdiente Deutſche eine würd
Stelle findet, gehörte zu der Zahl derer, welche
niedrigem Stande geboren und mit geringen Hül
mitteln in einer harten Schule der Entbehrung u
des Mangels aufgewachſen, nur durch eigene Kr
und unermüdetes Streben ſich ſelbſt den Weg
einer Stufe bahnen mußten, wie ſie dem Verſtor
nen zum thatenreichen Wirken von der Vorſehu
angewieſen ward.

Mit Rührung und Dank verehrte derſelbe bei allen ſeinen Schickſalen, bei jedem Gelingen oder Mißlingen ſeiner Wünſche ſtets die lenkende Hand der Vorſehung, und jener lebendige Glaube an die letztere, jene Ergebung in den höhern Willen, waren auch die Urſache, daß er dem eigenen Verdienſte das Wenigſte zuſchrieb, in Allem vielmehr das Walten einer höhern Fügung erkannte, auf die er noch in den letzten Tagen ſeiner Auflöſung und unter Schmerzen den Glauben und die Hoffnung der Seinigen zu leiten ſuchte.

Dieſe Grundzüge ſeines Characters finden ſich insbeſondere auch in den eigenhändigen Notizen aus ſeinem Lebenslaufe, welche er vor neun Jahren während ſeines Aufenthalts an einem Kurorte, in prunkloſer Erzählung bloß für ſeine Familie niederſchrieb und welche mit abſichtlicher Vermeidung einer Beſchreibung ſeines öffentlichen Lebens (aus welchem er für die Geſchichte der Zeit manches Intereſſante hätte einflechten können), nie zum Druck beſtimmt, auch erſt nach ſeinem Tode unter den nachgelaſſenen Papieren aufgefunden wurden.

Beſondere Verhältniſſe geſtatten es dem Verfaſſer, aus dieſen Notizen das Meiſte auszuheben, was der nachſtehende Lebensabriß enthält.

Johann Peter von Feuerbach wurde am 1. Auguſt 1761 in Wetzlar geboren und in der evangeliſch-reformirten Religion erzogen. Seine Eltern waren Wilhelm Gottfried Feuerbach, und Judith, geb. Hoch. Der Vater, Bürger und Strumpfweber in Wetzlar, war ein mittelloſer Mann, wurde aber wegen ſeines Fleißes und ſeiner Ehrlichkeit von Allen, die ihn kannten, geſchätzt, und dieſen Eigenſchaften verdankte der Verſtorbene, wie er ſelbſt dankbar bekennt, den erſten Anlaß zu ſeinem Fortkommen. Der Stand und die Vermögensloſigkeit

Digitized by Google

ſeiner Eltern ließen indeſſen den Sohn an nichts anderes, als an die Erlernung einer Profeſſion denken, zu welcher dieſe ihn auch wirklich beſtimmt hatten. „Wie kam es nun (fragt der Verſtorbene in einer Stelle der oben erwähnten hinterlaſſenen Notizen aus ſeinem Lebenslaufe), „wie kam es, „daß der Sohn armer Eltern das geworden iſt, „was er iſt? In meinem ganzen Lebenslaufe tritt „kein außerordentliches, auffallend großes Ereigniß „ein. Schritt vor Schritt geht Alles im Einzelnen „ſtill vorwärts. Ich werde hingezogen, meinen eigenen Kräften kann ich nichts zuſchreiben. Ueberſehe ich das Ganze meines Lebens, ſo muß ich „darin allein die lenkende Hand der Vorſehung erkennen, die ich dankbar tief verehre. Wenn in „meiner bisherigen Laufbahn Umſtände eintraten, „welche mir zuwider und unangenehm erſchienen, „immer zeigte es ſich in der Folge, daß es gerade „ſo zu meinem Vortheile ſeyn mußte, ſey es wegen „meiner äußeren Verhältniſſe oder wegen meiner inneren Beſſerung und Vervollkommnung. Was „auch immer mein Schickſal in meinen noch übrigen Lebensjahren ſeyn wird, ſtets werde ich, durch „meine Erfahrung überzeugt, die allweiſe und allgütige Hand der Vorſehung verehren."

Den erſten Unterricht empfing der Verſtorbene in der Deutſchen Schule zu Wetzlar bis zu ſeiner Confirmation im Jahre 1774, als durch das gute Lernen und die hübſche Handſchrift des Knaben bei dem Vater der Gedanke entſtand, daß ſein Sohn vielleicht eher an ſeinem Wohnorte in einer Schreibſtube, als Copiſt, etwa bei einem Reichskammergerichtsprokurator oder Advokaten, ſein Unterkommen gewinnen könnte. Der Gedanke gefiel dem Knaben, der nun zu dieſem Zwecke auch etwas Latein lernen ſollte. Er benutzte den von ſeinem Vater ihm verſchafften Schul- und Privatunterricht in Wetzlar mit Fleiß und machte ſchnelle Fortſchritte. Mit dieſen entwickelte ſich aber bei ihm auch das Verlangen, noch die höheren Schulen zu durchlaufen und vorbereitende juridiſche Vorleſungen zu hören, wozu es damals in Wetzlar Gelegenheit gab, und bald verband ſich damit der ſehnliche Wunſch, eine Univerſität zu beſuchen.

Die Ausſicht auf eine Erfüllung dieſes Wunſches lag jedoch weit entfernt, und obgleich nach dem im Jahre 1780 eingetretenen Tode des Vaters der Jüngling das Glück hatte, in einem Hauſe die Stelle eines Privatlehrers zu erhalten und dadurch wenigſtens der Nahrungsſorgen enthoben zu ſeyn, ſo ſtellten ſich doch dem nun zum feſten Vorſatze gewordenen Drange zum Studium auf einer Univerſität unüberſteiglich ſcheinende Hinderniſſe entgegen. Indeſſen benutzte er unermüdet ſeine freien Stunden zu Fortſetzung der begonnenen Vorbereitungsſtudien, und endlich führte ein durch Verwendung erhaltener Freitiſch in Göttingen die Möglichkeit einer Ausführung des längſt gefaßten Vorſatzes herbei. Zwiſchen Freude, Furcht und Hoffnung ſchwebend, trat der Jüngling mit einer Baarſchaft von einigen erſparten Louisd'or im Spätjahre 1782 ſeine Reiſe dahin an.

Ein glücklicher Zufall ließ den Fremdling gleich bei ſeiner Ankunft in Göttingen einen eben ſo mittelloſen ehemaligen Mitſchüler auffinden, der ihn nicht nur durch guten Rath unterſtützte, ſondern auch Zimmer und Schlafſtätte mit ihm theilte. Nicht ohne Rührung und mitleidsvolle Theilnahme läßt ſich die nähere Schilderung leſen, welche in den obenerwähnten nachgelaſſenen Notizen des Verſtorbenen von den Entſagungen und Schwierigkeiten gegeben iſt, womit der Jüngling, beſonders in den erſten zwei Jahren ſeines Aufenthalts auf jener Hochſchule, zu kämpfen hatte.

Außer dem freien Mittagstiſche und dem unentgeldlichen Zutritte in die Vorleſungen (welchen er insbeſondere der Empfehlung des Geheimen Juſtizraths Pütter verdankte), blieben noch mancherlei dringende Bedürfniſſe, wie Holz, Licht, Hausmiethe, Bücher, Kleider ꝛc. zu beſtreiten. Abſchreiben von Collegienheften für Studenten, welche in günſtigeren Glücksumſtänden ſich befanden, Repetitionen der Vorleſungen mit andern und Unterricht mehrerer junger Leute, gaben dem eiſernen Fleiße des nebenbei ſein eigenes Studium unermüdet fortſetzenden Jünglings die Mittel an die Hand, jenen nothwendigen Bedürfniſſen Genüge zu leiſten.

Mit dem Vertrauen und der Achtung, welche er bei den Eltern und Verwandten dieſer Studirenden ſich erwarb, verband ſich der günſtig Ruf von ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung. Eben damit verbeſſerte ſich auch allmälig ſeine ökonomiſche Lage und der Aufenthalt in Göttingen wurde ihm ſo angenehm, daß er nach 3½ Jahren nur ungern dieſe Hochſchule verließ. Von mehreren Seiten wurde ihm die Ausſicht vorgehalten, vielleicht in Göttingen ſelbſt oder im Hannöveriſchen ſeine fernere Laufbahn mit Glück fortſetzen zu können. Er folgte jedoch mit Beiſeitſetzung ſeiner eigenen Neigung der Schickung, welche ihm in der Einladung eines durch Göttingen reiſenden Mitglieds des Reichskammergerichts entgegen kam. Er kehrte mit dieſem nach Wetzlar zurück, wo er ſich praktiſchen Arbeiten in den Schreibſtuben von Kammergerichtsprocuratoren und Aſſeſſoren widmete und ſich überhaupt mit der reichskammergerichtlichen Praxis in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen ſuchte. Das Glück ſchien ihm indeſſen hier minder günſtig, als gegen das Ende ſeines Aufenthalts in Göttingen, und beinahe ein Jahr war unter mancherlei harten Erfahrungen dahin gegangen, ohne daß die Bemühungen des jungen Mannes nach einer ſeine Zukunft mehr ſichernden Exiſtenz glücken wollten. In dem Augenblicke jedoch, wo ſich Alles vereinigte, um ihm einen längern Aufenthalt in Wetzlar unangenehm zu machen, trat eine neue Periode in ſeinem Lebenslaufe ein.

Der damalige Kammergerichtsaſſeſſor von Albini, deſſen ganze Familie ſchon früher ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten wohlwollend für den jungen Mann intereſſirt hatte, ward von dem Churfürſten von Mainz zum Geheimen Referendär nach Wien ernannt, und Feuerbach nahm deſſen Antrag, ihn als Privatſecretär dahin zu begleiten, dankbar an. Er reiſte im Aug. 1786 mit Herrn v. Albini nach Wien ab, wo ihm der Aufenthalt bald immer angenehmer wurde, ungeachtet ſein geringer Gehalt ihm fortwährend jede mögliche Einſchränkung gebot und er auch einer geliebten Stiefmutter, welche im Jahre 1788 ſtarb, noch etwas davon abzugeben ſich nicht verſagen konnte. Er ſuchte daher in den freien Stunden, welche ihm ſeine damalige Beſtimmung übrig ließ, noch durch Arbeiten in der Schreibſtube des Reichsagenten von Fichte, ſeines nachherigen vieljährigen Freundes, ſeine Lage zu verbeſſern. Eine Vorbereitung für eine künftige Beſtimmung fand er zugleich darin, daß ihn jene Arbeiten mit der Praxis eines Reichsagenten bekannt machten. Seine Pläne und Wünſche waren nämlich nach und nach faſt einzig darauf gerichtet, mit der Zeit die Stelle eines Reichsagenten zu erlangen, zu welcher indeſſen die Ausſichten ſehr in der Ferne lagen. Unerwartet gab jedoch ein neues Ereigniß ſeinem damals nur auf eine fortdauernde Exiſtenz in Wien gerichtetem Abſehen eine andere tröſtlichere Richtung. „Auch hier" ſagt er in den nachgelaſſenen Notizen, „erkenne ich die leitende Hand der Vorſehung, die „es anders verfügte, als ich wollte."

Um dieſe Zeit wurde nämlich bei dem Schwäbiſchen Rittercantone Kocher eine Conſulentenſtelle vakant und Feuerbach meldete ſich auf Anrathen und mit Empfehlungen ſeines Gönners v. Albini verſehen, um dieſe Stelle. Er erhielt dieſelbe und reiſet ſofort im Auguſt 1789 von Wien nach Eßlingen, als dem Sitze der Ortskanzlei, ab. Dort angekommen, trat er nun als öffentlicher Beamter eine neue Laufbahn an, die ihn zum erſtenmale in ſeinem Leben in eine Lage verſetzte, in welcher er mit keinen Nahrungsſorgen mehr zu kämpfen hatte. Allein in anderer Hinſicht war ſeine Lage ſehr ſchwierig. Es war für den jungen Mann, ohne Kenntniſſe der Localverhältniſſe, ſelbſt ohne beſondere Kenntniß der ſo complicirten ritterſchaftlichen Verfaſſung, welche ein eigenes Studium und praktiſche Uebung vorausſetzte, bei vielen Geſchäftsrückſtänden und laufenden Arbeiten, und zumal bei der damals herrſchenden Spannung im Directorium, keine leichte Aufgabe, den Anforderungen ſeines neuen Wirkungskreiſes Genüge zu leiſten. Sein Eifer und ſeine Kenntniſſe, ſein gerader und offener Character und der Grundſatz, keiner Parthei, ſondern nur dem Rechten und Wahren ſich hinzugeben, erwarben ihm indeſſen bald die Zufriedenheit und das Vertrauen ſeiner Vorgeſetzten und Collegen.

So wie die damaligen Zeiten, ſo war auch ſein Amtsleben unruhig. Die Franzöſiſche Revolution war ausgebrochen und zog bald darauf auch den Ausbruch des Krieges nach ſich. Dadurch nahmen bei der Ritterſchaft die Geſchäfte, die Sorgen und das Gedränge von allen Seiten zu, welches auch nach dem Frieden von Lüneville und dem Reichsdeputationsrezeſſe von 1803, wodurch die ritterſchaftliche Verfaſſung vorerſt noch erhalten ward, nicht aufhörte.

Die Veränderungen, welche dieſe auch nachher noch bedrohten, gaben Anlaß, daß Feuerbach im Jahre 1803 mit der nach Wien abgeordneten ritterſchaftlichen Deputation dahin abreiſte und an den dort eingeleiteten Verhandlungen derſelben Theil zu nehmen hatte.

Mochten ſich auch manche Beſorgniſſe über ſeine Zukunft mit den Veranlaſſungen dieſer Reiſe verbunden haben; ſo erfreute er ſich doch — wie er ſich ausdrückte — derſelben als einer Gelegenheit, ſeine frühere Lieblingsſtadt und ſeine guten Freunde daſelbſt wieder zu ſehen.

Nach ſeiner Rückkehr von Wien, im November 1804, vermählte ſich Feuerbach zu Eßlingen mit der älteſten Tochter ſeines Collegen, Caroline Weinland; eine Verbindung, die ihm das reinſte eheliche Glück zuführte, weil er in Carolinen die zärtlichſte Gattin, die treueſte Mutter und die ſorgſamſte Hausfrau liebte und verehrte. Mit Rührung ſprach ſich der Verſtorbene auch über dieſes Ereigniß aus und erkannte darin die gütige Vorſorge des allmächtigen Vaters, der ſeine Schickſale ſo wunderbar geleitet habe. *)

---

*) Dieſe edle würdige Frau folgte ihrem Gatten ſchon am 13. Auguſt des gegenwärtigen Jahrs (1826) in einem Alter von nicht vollen 47 Jahren im Tode nach. Ihr zum bleibenden Denkmal mögen hier die Worte ſtehen, womit der Verſtorbene ihren Character ſchon im Jahre 1817 in ſeinen Notizen bezeichnete:

„Carolinen verdanke ich mein eheliches Glück und „ihre vorzüglichen inneren Eigenſchaften übertrafen noch „alle äußere Schönheit. In den 13 Jahren, in welchen

Digitized by Google

Im Jahre 1805 brach ein neuer Sturm a politiſchen Horizonte aus. Der Krieg zwiſch Frankreich und Oeſtreich und die damit verbunden bekannten Ereigniſſe zogen als nächſte Folge na und nach die Unterwerfung der Reichsritterſcha unter verſchiedene ehemalige Reichsſtände nach ſi

Hiermit war nun auch das bisherige Verhä niß und das Band zwiſchen dem Schwäbiſchen R tercantone Kocher und den Cantonsdienern gelöſ Der höheren Leitung vertrauend, deren Führung in ſeinem Leben ſo oft erkannte, vermied Feuerba jedoch, Schritte zu thun, welche den Beſtimmung des Schickſals, das nun ſeiner wartete, hätten vo greifen können. Ein großer Theil der Ritterſcha des Cantons, welchem er als Diener angehört hat war zwar unter Würtembergiſche Hoheit gekomme Seine Anſtellung in königl. Würtemberg. Dienſ hing inzwiſchen vorerſt von der Auseinanderſetzun mit Baiern ab, welches gleichfalls ritterſchaftlic Diener zu übernehmen hatte. Ohne weiteres Zu thun von ſeiner Seite wurde Feuerbach jedoch i September 1806 dadurch im königl. Dienſte ve wendet, daß er dem Generalcommiſſär für die durc den Preßburger Frieden erworbenen und in Gemäß

„ich mit ihr in der Ehe lebte, habe ich nicht Einen Zu
„ihres Characters kennen gelernt, welcher mir zuwide
„wäre. Ihre reine ſanfte Seele iſt ganz ~~für mich~~ un
„meinen Character geſchaffen. Ohne Anſprüche, ohne E
„telkeit, nur in dem Kreiſe ihrer Familie und in ihre
„Hausweſen ihr Glück kennend — iſt ſie religiöſen Sin
„nes, über Alles Andere erhaben, was ſonſt Frauen i
„ihrem Alter reizen und unterhalten kann; und ſo wa
„ſie von dem erſten Tage unſerer Ehe an bis jetzt, gleic
„gut, gleich zärtlich gegen ihren Gatten. Meine Kinde
„werden ſie, wenn ich auch nicht mehr am Leben bin, lie
„ben und verehren, wie Sie es um ſie, denen Sie ſic
„ganz aufopfert, verdient hat.“

heit der Rheiniſchen Bundesacte an Würtemberg gefallenen Landestheile, zur Aſſiſtenz in der Eigenſchaft eines königl. Würtembergiſchen Occupationscommiſſärs, jedoch vorerſt ohne förmliche Anſtellung, beigegeben und nach Ehingen geſchickt wurde.

Dieſes trug dazu bei, daß nun eine ſehr günſtige Wendung für ſeine Zukunft begann, und es geſchah hier, was, wie er ſelbſt ſagte, in ſeinem Leben ſo oft der Fall war, daß Ereigniſſe, welche ganz außer ihm lagen, ihn geradezu dahin führten, wohin er kommen ſollte. Sein Aufenthalt in Ehingen hatte ihm Anlaß und Gelegenheit dazu gegeben, möglichſt vollſtändige Notizen über die Canton Donauſchen Ritterorte und deren Localverhältniſſe zum Behufe der Unterhandlungen zu ſammeln, welche demnächſt in Ulm wegen Abtheilung der Ritterorte überhaupt, in Folge der Rheiniſchen Bundesacte, mit Baiern eröffnet werden ſollten.

Bei deren wirklichen Eröffnung ward Feuerbach den dazu ernannten königl. Bevollmächtigten beigegeben.

So ſchwierig die Unterhandlungen theils wegen der Verſchiedenheit der Grundſätze, theils wegen der Objecte ſelbſt waren und ſo wenig anfänglich ſich Ausſicht zu einer Ausgleichung zeigte, ſo gelang es ihm doch, durch ſeine Vorſchläge eine für Würtemberg annehmliche Uebereinkunft zu bewirken.

Mit der Ratification dieſes Vertrags erhielt Feuerbach nun die wirkliche Anſtellung in königl. Dienſten bei dem damaligen Cabinetsminiſterium (Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten) als vortragender Rath mit dem Character eines Legationsraths, eine Anſtellung, die mit ſeinen Wünſchen und ſeinen früheren Dienſtverhältniſſen am meiſten übereinkam. Der neue Wirkungskreis, der ihm nun angewieſen wurde, gab ſeinen Einſichten und ſeiner Thätigkeit reichen Stoff. Der Preßburger Friede und die Rheiniſche Bundesacte, welcher die Auflöſung des Deutſchen Reichs folgte, hatte das Alte aufgelöſt und bei der Geſtaltung einer neuen Ordnung der Dinge ſo Vieles übrig gelaſſen, was mit den benachbarten Staaten noch auszugleichen blieb. Auf allen Seiten mußten Unterhandlungen zu Auseinanderſetzungen, Ausgleichungen und Beilegung der Differenzen angeknüpft und Verträge abgeſchloſſen werden.

In allen dieſen Angelegenheiten arbeitete Feuerbach mit raſtloſer Thätigkeit und die vielen in den Jahren 1808, 1809 und 1810 abgeſchloſſenen Staatsverträge wurden entweder von ihm, als Theilhaber an der Bevollmächtigung, mit unterzeichnet, oder durch ihn im Miniſterium bearbeitet.

Im October 1810 wurde er zum Mitbevollmächtigten für den Vollzug eines mit Baiern in Paris abgeſchloſſenen Landesceſſions- und Purificationsvertrags ernannt, und brachte mit dieſem Geſchäfte zwei Jahre theils an der Gränze, theils in Ulm, theils in München zu. Im Jahre 1812 kam in München der definitive Vollziehungsvertrag zu Stande und ſeine Bemühungen hierbei wurden durch die ihm zu Theil gewordene, unten anzuführende, Auszeichnung erkannt.

Auch auf Anlaß der Unterhandlungen des Pariſer Friedens, vom Mai 1814, war er zu einer Sendung nach der Hauptſtadt Frankreichs beſtimmt. Dieſe verhinderten zwar zufällige Umſtände; als dagegen in Folge dieſes Friedens der Congreß in Wien zu Stande kam, ſo wurde Feuerbach noch im Spätjahre 1815 dahin berufen und hatte ſich bei ſeinem gleichfalls dort anweſenden Regenten deßjenigen beſonderen Zutrauens zu erfreuen, auf welches er als ein treuer und eifriger Diener ſo gegründeten Anſpruch hatte.

Gleichen Schritt mit den ihm anvertrauten wichtigen Geſchäften gingen die Beförderungen und Auszeichnungen, womit ſein König und fremde Monarchen ihn aus eigener Bewegung begnadigten. Schon früher hatte Feuerbach von dem kaiſerl. Oeſterreichiſchen Hofe bei Gelegenheit eines Subſidientractats, zu welchem er mitwirkte, die große goldene Civilverdienſtmedaille erhalten.

Im Jahre 1808 wurde er zum Geheimen Legationsrathe bei dem damaligen Cabinetsminiſterium ernannt und erhielt im Jahre 1809 das Ritterkreuz des königl. Würtembergiſchen Civilverdienſtordens. Im Jahre 1812, nach Abſchluß des obenerwähnten Münchner Vollziehungsvertrags, wurde ihm das Commandeurkreuz dieſes Ordens verliehen, auch im Jahre 1815 von dem kaiſerl. Oeſterreichiſchen Hofe die Auszeichnung zu Theil, daß er zum Ritter des kaiſerl. Leopoldordens ernannt ward. Nach ſeiner Zurückkunft von dem Congreſſe zu Wien, in eben dieſem Jahre, beförderte ihn die Gnade des Königs zum Staatsrathe, wobei ihm zugleich das Directorium der Kanzlei und das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten bei den Deutſchen Expeditionen übertragen wurde. Fünf Monate darauf erhielt er ſeine Ernennung zum königl. Geſandten am Bundestage, eine Stelle, von welcher er jedoch auf ſeine mit individuellen Gründen motivirte Bitte diſpenſirt wurde.

Seit dieſer Zeit arbeitete Feuerbach mit unermüdeter Thätigkeit im Cabinetsminiſterium und wurde zugleich bis zu dem im October 1816 erfolgten Ableben des Königs Friederich Maj. zu den Conferenzen, welche dieſer geiſtreiche Fürſt in Bezug auf die auswärtigen Verhältniſſe hielt, beigezogen, um Vorträge zu halten, ſo wie er auch in mancherlei ihm unmittelbar ertheilten Aufträgen arbeitete.

Bei der Regierungsveränderung blieben unter des jetzt regierenden Königs Wilhelm Maj. ſeine Amtsverhältniſſe, in Anſehung der Geſchäftsleitung in dem königl. Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, dieſelben, auch wurde er im Jahre 1820 zum wirklichen Miniſterialdirector im Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Nachdem die früher beſtandenen perſönlichen Conferenzen aufgehört und der Geſchäftsgang durch die Herſtellung und Organiſation des Geh. Raths, als oberſte berathende Behörde, überhaupt einige Aenderungen erhalten hatte, ſo berief ihn der König im Jahre 1821, als Beweis der Anerkennung ſeiner bisher dem Staate geleiſteten Dienſte, für das laufende Jahr zum außerordentlichen Mitgliede dieſes Collegiums, eine Auszeichnung, die ihm auch in den folgenden Jahren bis zu ſeinem Tode ſtets wieder zu Theil wurde. Im Jahre 1820 hatte ihn der König mit dem Ritterkreuze des neuerrichteten Ordens der Würtembergiſchen Krone begnadigt und im Jahre 1821 wurden Feuerbachs Verdienſte auch von Seiten des Königs von Baiern bei Gelegenheit eines mit der Krone Baiern in dieſem Jahre abgeſchloſſenen Ausgleichungsvertrags durch Verleihung des Verdienſtordens der Baieriſchen Krone ausgezeichnet.

So raſtlos und erfolgreich Feuerbach in ſeinen amtlichen Verhältniſſen arbeitete, ſo thätig und theilnehmend gab er ſich auch noch anderem Wirken hin, wo er glaubte, Gutes ſtiften zu können.

Zu Anfang des Jahres 1823 fiel, in Folge der zu Stuttgart vorgenommenen Wahl eines reformirten Stiftungsraths und Particularbürgerausſchuſſes für die Verwaltung des Heiligen der reformirten Kirche, das Zutrauen ſeiner Mitbrüder der reformirten Gemeinde unter andern auch auf Feuerbach, und er arbeitete in der Eigenſchaft eines erwählten Kirchenvorſtehers (Kirchenälteſten) in ächt chriſtlichem Sinne an der Vereinigung der Stuttgarter und Cannſtadter reformirten Gemeinde mit der lutheriſchen zu Einer gemeinſchaftlichen evangeliſchen Kirchengeſellſchaft. Wenn auch die deshalb gemachten Schritte zu Erreichung des ſchönen Zweckes einer ſolchen chriſtlichen Vereinigung dermalen noch nicht zu dem gewünſchten Reſultate führten, ſo blieb dem Verſtorbenen doch das Bewußtſeyn, nach Kräften und in den reinſten Abſichten hierzu mitgewirkt zu haben.

Mit Anfang des Jahres 1824 fing in Folge einer ſchweren Krankheit, welche ſeine geliebte Tochter befallen hatte, auch ſeine Geſundheit zu wanken an, und dem zärtlichen Vater und Gatten war es nicht vergönnt, ſich der Wiedergeneſung dieſes Lieblings ſeines Herzens lange zu erfreuen. Nach kurzer ſcheinbarer Erholung, während welcher er ſich den gewohnten Berufsarbeiten wieder zu widmen begann, ſtellten ſich früher ſchon entſtandene Unterleibsbeſchwerden und ein heftiger Bruſtkrampf mit erneuerter Kraft ſeit dem Beginn des Jahres 1825 ein, und letzterer machte endlich am 18. Januar ſeinem thätigen Leben ein Ende.

Eine zärtlich geliebte, nun bereits wieder mit ihm vereinte Gattin und vier Kinder weinten an ſeinem Grabe, und eine zahlreiche Menge ſeiner Freunde und die erſten Staatsbeamten ehrten durch die feierliche Begleitung zu ſeiner Ruheſtätte das Andenken an den edeln Hingeſchiedenen.

St. R.

VI. Joſeph Placidus Heinrich,

Phil. et Ss. Theol. Dr., Capitular der hohen Kathedralkirche zu Regensburg, königl. Baierſcher und biſchöflicher geiſtlicher Rath, Mitglied der k. Baierſchen und mehrerer auswärtigen Akademien und gelehrten Geſellſchaften.

geb. den 19. October 1758.
geſt. den 18. Januar 1825.*)

Joſeph Heinrich wurde zu Schierling im Regenkreiſe Baierns geboren. Nachdem er in der dortigen Volksſchule den erſten Unterricht erhalten hatte, brachte ihn ſein Vater, ein Loderer (Wollweber), nach dem benachbarten Regensburg, wo er die aula scholastica ad veterem capellam, eine von dieſem Collegiatſtifte unterhaltene lateiniſche Vorbereitungsſchule beſuchte. Liebenswürdige Aufrichtigkeit und Eingezogenheit, dieſe zwei Schweſtern der holden Unſchuld, begleiteten den kleinen Joſeph an ſeinen neuen Aufenthaltsort, und verließen ihn auch nicht, ſo lange er ſtudirte. Frömmigkeit war das erſte und höchſte Ziel ſeines Strebens, und eben dieſe Frömmigkeit, weil ſie eine ächte war, trieb ihn an zur eifrigſten Anwendung ſeiner vorzüglichen Talente, dieſer edelſten Gaben Gottes. Die Folge war, daß er unter ſeinen Mitſchülern in allen Claſſen des biſchöflichen Gymnaſiums, ſowohl in dem ſittlichen Betragen, als in dem jährlichen Fortgange, die erſten Plätze behauptete. Dieſe ſeine ungeheuchelt frommen Sitten und ausgezeichneten Fortſchritte waren es auch, welche ihm im Jahre 1775 nach abſolvirter Rhetorik die Aufnahme in das damals ſehr blühende Reichsſtift zu St. Emmeram bewirkten. Hier wollte er ſich im heiligen Gehorſame ganz Gott widmen. Wie er in dem Prüfungsjahre oder Noviziate zu Scheuern das Muſter eines folgſamen und frommen Novizen war, ſo war er auch, nachdem er ſich im Jahre 1776 durch Ablegung der feierlichen Kloſtergelübde Gott geweiht hatte, immer das Muſter eines frommen Benediktiners. Seine noch lebenden Mitbrüder und Alle, die ihn kannten, geben hiervon einſtimmiges Zeugniß.

---

*) Nach der bei Rotermundt in Regensburg erſchienenen Gedächtnißſchrift.

Placidus — dieſen ſchönen, ſeinem ſanften und folgſamen Charakter entſprechenden Namen erhielt er in der heiligen Profeſſion — ſtudirte nun im Kloſter mit allem Eifer Philoſophie und Theologie. Frobenius Forſter, damals Fürſt-Abt, ſelbſt ein Gelehrter und eben ſo richtiger Kenner als eifriger Beförderer guter Talente, bemerkte bald bei ſeinem jungen Frater Placidus eine vorzügliche Anlage und auch Neigung zu den mathematiſchen und phyſikaliſchen Studien. Er übergab ihn ſeinem würdigen Mitbruder, Cöleſtin Steiglehner, damit er ſich unter deſſen Leitung beſtens bilden möchte. So geſchah es, daß Placidus, ſchon als Frater und dann auch als Prieſter, bis an das Ende ſeines Lebens alle von geiſtlichen Studien und Verrichtungen freien Augenblicke mit größtem Eifer auf die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften verwendete.

Am 27. October 1782 verrichtete Placidus ſein erſtes Meßopfer, welche heilige Handlung er forthin, ausgenommen im Falle einer Krankheit oder eines unüberſteiglichen Hinderniſſes, täglich mit aller möglichen Andacht und zur heilſamen Erbauung der Gegenwärtigen verrichtete.

Durch fortgeſetztes Studium, geleitet und unterſtützt von den ausgezeichneten Männern Frobenius und Cöleſtin, hatte Placidus bald ſo ausgezeichnete Fortſchritte gemacht, daß er im Jahre

1785—1786 das philoſophiſche Lehramt in ſeinem Kloſter übernehmen konnte. Nicht nur ſeine jüngern Mitbrüder, ſondern auch Religioſen aus andern Klöſtern und weltliche Söhne aus angeſehenen Häuſern zählte er, beſonders bei den öffentlichen Experimentalcollegien, unter ſeinen Zuhörern. Als hierauf am 1. December 1791 Cöleſtin Steiglehner, damals D. D. Profeſſor zu Ingolſtadt, als Fürſt-Abt erwählt wurde, bekam er den ruhmvollen Ruf, als öffentlicher Lehrer auf jener Univerſität die Stelle deſſelben zu erſetzen. Mit Freude wurde er dort aufgenommen, und mit dem philoſophiſchen und theologiſchen Doctorgrade beehrt. Einem Lehrer nachfolgen, wie Steiglehner geweſen, war eben keine leichte Sache; allein bald zeigte ſich Placidus als einen würdigen Zögling und eben ſo würdigen Nachfolger deſſelben. So manche, auch in hohen Aemtern und Würden ſtehende Männer denken noch mit Vergnügen an jene Stunden, in welchen ſie den kleinen und magern Placidus Heinrich doch mit Anſtand und Würde eben ſo faßlich als gründlich lehren hörten und eben ſo gewandt als glücklich experimentiren ſahen. Gegen Ende des Studienjahres 1798 vernahm er den Wunſch ſeines Fürſt-Abtes, daß er, da einige würdige Mitbrüder erkrankt, andere mit Tod abgegangen waren, in ſein Kloſter zurückkehren und daſelbſ das Lehramt übernehmen möchte. Der Wunſch des Vorſtehers war dem frommen Religioſen ein Befehl. Ungern und nur durch die mächtige Verwendung Cöleſtins erhielt er die nachgeſuchte Erlaubniß, Ingolſtadt verlaſſen zu dürfen. Im Kloſter lehrte er nun noch einen ganzen philoſophiſchen Curſus.

Aber bald ſchlug die für geiſtliche Stifter und für Klöſter verhängnißvolle Stunde. Am 1. De cember 1802 wurde die ehemalige Reichsabtei zu St. Emmeram für den Fürſten Primas feierlich in Beſitz genommen. Dem ſelig in dem Herrn entſchlafenen Placidus wird kein empfindſames, kein menſchliches Herz ſeine Thränen der Wehmuth verargen. Er fand, mit ſo vielen andern Mitbrüdern in dieſem Stifte und in andern Klöſtern aller Orten, ſeinen Troſt in dem Bewußtſeyn, bisher nicht unwürdig und nicht fruchtlos gelebt zu haben. In frommer Ergebung betete er Gottes väterliche Fügung an. — Von dieſer Zeit an ſah Placidus ſich ſelbſt und ſeiner Wiſſenſchaft gegeben, und machte ſich ſeinen Lebensplan. Auf ſeinen klöſterlichen Beruf, welchen er mit reifer Ueberlegung und mit herzlicher Zuneigung gewählt und bisher gewiſſenhaft erfüllt hatte und welchen er bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens hochſchätzte und liebte, richtete er vorzüglich ſein Augenmerk. Vorgeſchriebenes und freiwilliges Gebet, Betrachtung, Selbſtprüfung und Leſen geiſtlicher erbauender Schriften nahmen täglich, vom früheſten Morgen angefangen, mehrere Stunden ſeiner Zeit in Anſpruch. An Sonn- und Feſttagen, wie auch an den Vorabenden derſelben, fanden ihn Katholiken aus höhern Ständen bis zur geringſten Volksclaſſe unermüdet arbeitend in dem eben ſo wichtigen als ſchweren Geſchäfte eines erleuchteten und eifrigen Beichtvaters. Oefterer Krankenbeſuch war eine natürliche Folge von der großen Anzahl ſeiner Beichtkinder. Die übrige Zeit widmete er dem fortſchreitenden Studium in dem großen Umfange ſeiner Wiſſenſchaft und der Ausarbeitung nützlicher Schriften, beſonders über das Licht.

Licht, das ſeltſamſte Weſen in der ganzen Natur, überall verbreitet und doch wahrnehmbar, die dichteſten Körper durchdringend und doch unerreichbar, dies beſchäftigte den unermüdeten **Placidus** ſchon in den erſten Jahren ſeines Lehramtes. Es war daſſelbe bis zu dieſem Zeitpunkte mehr als ein anderes Objekt der Phyſik vernachläſſigt und einſeitig behandelt worden. Zwar hatten die mathematiſchen Betrachtungen deſſelben einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht; allein deſto ſchlimmer ſtand es mit den phyſiſch-chemiſchen Unterſuchungen, beſonders als man anfing, die unendliche Erfahrungswelt in naturphiloſophiſchen Träumen umfaſſen zu wollen. Ein deſto glücklicherer Erfolg krönte daher die Bemühungen des Verewigten, der ſtets und ohne Unterbrechung alle Hülfsmittel der Chemie benutzte, die zerſtreuten Wahrnehmungen ſammelte, bereits gemachte Verſuche durch Wiederholung prüfte, neue veranſtaltete, die Beobachtungen vervielfältigte und die von den Akademien d. W. dargebotenen Gelegenheiten auf das Emſigſte benutzte, um durch Zuſammenſtellung ſeiner Erfahrungen die Erkenntniß der Materialität des Lichtes zu befördern. Dafür ward ihm auch von allen Seiten die ehrenvollſte Anerkennung. Die Akademie zu München belohnte ſeine erſte Abhandlung mit einem Preiſe; jene zu Petersburg theilte ſiebenzehn Jahre ſpäter ihren Preis zwiſchen **ihm** und **Link**: die Jablonowsky'ſche Geſellſchaft zu Leipzig beehrte ſeine Concurrenzſchrift mit dem vollen Preiſe; das kaiſerlich Franzöſiſche Inſtitut gab ſeinem Traktate den zweiten Platz, das ſchmeichelhafteſte Zeugniß, und ließ ihn, als er vom December 1809 bis zum April 1810 in Paris verweilte, zwiſchen den ordentlichen Mitgliedern Platz nehmen. Dieſe eben erwähnte Reiſe machte er an der Seite ſeines hohen Gönners, des verewigten Fürſten Primas, **Carl Dalberg**, welcher ſchon bei der Aufhebung des Kloſters eine jährliche Summe von ſechshundert

Gulden zur Fortſetzung und Anſchaffung neuer Werke und zum Ankauf phyſikaliſcher Inſtrumente bewilligt hatte, und — ein beſonderes Wohlwollen für Placidus Heinrich hegend — demſelben nicht allein die im Stifte zu St. Emmeram befindlichen Sammlungen von Apparaten und Naturproducten zum beliebigen Gebrauche überließ, ſondern ihm auch manches neue und koſtbare Inſtrument verehrte, Placidus verwendete aber auch dieſe Wohlthaten auf die edelſte Weiſe. Er hielt wieder in dem Kloſtergebäude Experimentalcollegien, welche nicht nur von den Studirenden des Lyceums zu St. Paul, ſondern auch von vielen andern gebildeten Männern geiſtlichen und weltlichen Standes zahlreich beſucht wurden und beſchäftigte ſich unermüdet mit Verſuchen über die im Dunkeln bemerkbaren Lichtphänomene, welche die Baſis des oben erwähnten Traktates und des ſpäter erſchienenen claſſiſchen Werkes über die Phosphoreſcenz der Körper wurden. Jener war in Deutſcher Sprache und nur auszugsweiſe in der Franzöſiſchen verfaßt, und wohl nur auf dieſe Weiſe läßt ſich erklären, warum Deſſaignes den Preis erhalten konnte.

In dem Zeitraume von 1800 bis 1812 hatte Placidus noch eine nützliche und ſeinem edlen Herzen werthe Nebenbeſchäftigung. Fürſt-Abt Cöleſtin, welcher als Knabe in das Seminar von St. Emmeram gekommen war und da eine ſo ſchöne Ausbildung in der Muſik, in wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und in der Frömmigkeit erhalten hatte, trug immer eine beſondere dankbare Neigung für ſein liebes Seminarium im Herzen und wollte das Aufblühen dieſer nützlichen Anſtalt noch mehr dadurch befördern, daß er den würdigen Placidus Heinrich als Seminarinſpector anſtellte. Placidus bekleidete dieſes Amt von 1800 bis 1802 und dann

Digitized by Google

wieder von 1804 bis 1812, und der Hochwürdige Joſeph Emmerich, welcher ſchon ſeit fünf und dreißig Jahren — als Zögling, als Präfect, und dann als Inſpector — in dieſem Seminare lebt und zum Beſten vieler Jünglinge wirkt, dieſer biedere, aller Schmeichelei ganz abholde Mann gibt uns wörtlich das Zeugniß: „Hier wirkte Placidus auf die geiſtige Ausbildung der Alumnen „nach allen Kräften, indem er ſeine Erholung von „den eigenen höhern Studien darin ſuchte, ſich „ſelbſt mit dem Unterrichte der Kleinen zu beſchäftigen und ſorgte auch wie ein wahrer Vater für „alle Anliegen der ſeiner Obſorge anvertrauten Jugend!“

Als das Fürſtenthum Regensburg unter das Scepter von Baiern verſetzt worden war, erhielt Placidus den Ruf, ſich nach München als ordentliches Mitglied der dortigen Akademie zu verfügen. So ſehr er ſich durch dieſe Auszeichnung geehrt fühlte, ſo fand er ſich doch bewögen, dieſelbe abzulehnen, und ward hierauf — ihm ein erfreulicher Befehl — eingeladen, ſeine Experimentalcollegien und aſtronomiſchen Vorleſungen am königlichen Lyceum zu Regensburg fortzuſetzen. Feſſelte ihn aber auch Anhänglichkeit an den Fürſt-Abt und die übrigen Mitglieder des aufgehobenen Stiftes, ſo wie das Bedürfniß eines milderen Klima an dieſe Stadt, ſo beſtimmte ihn zu jenem Entſchluſſe doch ganz vorzüglich die Gnade, womit der regierende Fürſt von Thurn und Taxis und insbeſondere die regierende Frau Fürſtin, als wirkliche Beſitzerin eines maſſiven Thurmes im fürſtlichen Hofgarten, geruhte, ſogleich nach der im April 1812 erfolgten gänzlichen Auflöſung der ehrwürdigen Emmerama, dieſen Thurm unter der Leitung des künftigen Bewohners in ein aſtronomiſchmeteorologiſches Obſervatorium umſchaffen zu laſſen. Es war nämlich dem unermüdeten Placidus zum Bedürfniß geworden, ſeine vieljährigen Beobachtungen der Witterung fortzuſetzen. Mit dem Mai 1771 beginnt das von Steiglehner geführte meteorologiſche Tagebuch, und zehn Jahre ſpäter übernahm Heinrich dieſe Functionen, und ſetzte ſie — während ſeines Aufenthaltes in Ingolſtadt und ſeiner Reiſen einen zuverläſſigen Schüler ſubſtituirend — ununterbrochen und zwar größtentheils mit den nämlichen Inſtrumenten fort. Wer die Beſchwerden der täglich zehnmal und noch öfter wiederholten Beobachtungen und die Laſt der monatlichen und jährlichen Reductionen und Berechnungen kennt, der wird der rückſichtsloſen Aufopferung des würdigen Placidus Heinrich ſeine volle Achtung nicht verſagen können, und die erfreuliche Bemerkung machen, daß es der beharrlichen Ausdauer zweier Männer gelungen iſt, ein Semi-Saeculum meteorologicum Ratisbonense zu liefern, während manche Geſellſchaft Aehnliches umſonſt beabſichtigte und bald wieder aufhörte. Aber dieſe meteorologiſchen Beobachtungen waren es auch, welche der Verewigte noch eilf Tage vor ſeinem Hinſcheiden ſelbſt in das Journal eintrug; ſeine meteorologiſchen Inſtrumente waren es, von welchen er ſich dann erſt trennte, als ihm die Ueberzeugung von ſeinem herannahenden Ende geworden war.

Das Obſervatorium war zugleich der praktiſchen Aſtronomie geweihet, welcher Placidus ſchon im Kloſter und zu Ingolſtadt gehuldigt hatte, und nun große Opfer brachte. Von dem Fürſten Primas mit einem Repetitionskreiſe von Fortin zu Paris (welcher ſchon bei der Gradmeſſung in Spanien von den berühmten Franzöſiſchen Aſtronomen Delambre und Mechain gebraucht worden war)

Digitized by Google

beſchenkt, kaufte er ſich noch aus eignen Mitteln alle übrigen zu einer guten Sternwarte erforderlichen Inſtrumente der beſten Meiſter des In- und Auslandes. Je weniger er aber irgend eine Anſtrengung oder Entbehrung ſcheute, wenn es darauf ankam, ſein Journal mit neuen Beobachtungen zu bereichern, deſto ſchmerzhafter fiel es ihm, daß dieſe Thätigkeit des Geiſtes durch die Abnahme ſeiner Geſundheit allmählig immer mehr gehemmt wurde, und daher minder bewegt, als zu befürchten war, vertauſchte er im Sommer des Jahres 1822 ſeine Wohnung mit einer andern in der Nähe der Kathedralkirche, zu deren Kanonikus er im vorhergehenden Herbſte ernannt worden war.

Durch dieſe ehrenvolle Auszeichnung fühlte ſich Placidus wieder ſeinem erſten und urſprünglichen Berufe zurückgegeben und widmete ſich mit deſto größerem Eifer den ihm dadurch gewordenen Pflichten. Die geſchäftsfreien Stunden gehörten der Ausarbeitung einer lateiniſchen Ueberſetzung der Pſalmen und dem Genuſſe ſeiner ausgeſuchten und reichhaltigen Bibliothek. Seine aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente überließ er dem königl. Lyceum zu Regensburg auf eine Weiſe, welche deutlich ſeine unveränderliche Anhänglichkeit an die Sammlungen deſſelben, welche ehemals dem Stifte zu St. Emmeram angehört und ſeit dem Jahre 1782 unter ſeiner Aufſicht geſtanden hatten, zu erkennen gab, und die ehrenvollſte und belohnendſte Anerkennung, womit dieſen Ankauf die königliche Regierung des Regenkreiſes begutachtet und das königliche Staatsminiſterium des Innern genehmigte. Aber ſeine ängſtlichen Bemühungen in dieſer Angelegenheit und die an ihm ungewöhnliche Freude über ihre glückliche Beendigung, erſchienen jetzt als eben ſo viele Beweiſe für das Vorgefühl ſeiner letzten Krankheit.

Placidus Heinrich überſtand, wie ſein vieljähriger Freund und Ordinarius Hofrath Dr. Schäffer jun. berichtet, ſchon im Jahre 1800 eine heftige Lungenentzündung, von welcher er, nachdem ſich ein Eiterſack glücklich entleert hatte, zwar langſam, aber doch vollkommen wieder genas. Von dieſer Zeit bis zum Jahre 1821 fanden ſich zwar bisweilen vorübergehende Unpäßlichkeiten, aber keine wichtigen Krankheitsformen ein. Allein in jenem Jahre litt der Verewigte während des ganzen Winters an einer Gattung Bleikolik, welche er, ſo wie den Verluſt aller ſeiner Zähne, durch das Einathmen der Queckſilber- und anderer ſchädlicher Dämpfe bei ſeinen Verſuchen über die Phosphorescenz veranlaßt zu haben vermuthete und eingeſtand. Auch dieſe Uebel wurden allmählig beſchwichtigt, wiewohl ſich bei dem Mangel aller Kauwerkzeuge keine bleibende Wiedergeneſung hoffen ließ. Und im Jahre 1822 kehrten ſie auch nebſt andern Beſchwerden wieder und dauerten insbeſondere während des größten Theils des verfloſſenen Jahres mehr oder minder heftig fort. Sie erloſchen zwar in den letzten Monaten deſſelben, allein nicht auf dem Wege einer Heilung, ſondern einer allmählig eintretenden Erſchöpfung der organiſchen Lebensverrichtungen, als Folge des Unvermögens, Nahrungsmittel nehmen und ſich ſolche aneignen zu können.

Doch die Kräfte des Geiſtes ſchienen weder an der ſtufenweiſe zunehmenden Schwäche des Körpers Antheil zu nehmen, noch von ihr abhängig zu ſeyn, denn immer erhielt ſich das rege Bewußtſeyn und eine heitere, ruhige Stimmung des Gemüths. Dieſer innere Friede des Verewigten, die unmittelbare Folge ſeiner durch frühzeitige, geiſtige und ſittliche Bildung erworbenen und behaupteten Vorherrſchaft der Vernunft über die niedern ſinnlichen Eindrücke, über leidenſchaftliche Aufregungen und diätetiſche Ausgleitungen, dieſer fromme Gleichmuth war es auch einzig und allein, dem er ungeachtet des ſeit der früheſten Jugend ſehr zarten Körperbaues, des beharrlichen Studirens, der ſitzenden Lebensweiſe und der großen geiſtigen Anſtrengungen, die lange Dauer ſeiner Lebenstage zu verdanken hatte; überhaupt ſchien die Natur bei ihm auf die pſychiſchen Kräfte reichlich übertragen zu haben, was ſie nur kärglich an phyſiſchen verlieh.

Obwohl der Selige jeden Tag die vorſchreitende Annäherung ſeiner Auflöſung fühlte und öfters ſelbſt voraus verkündete, ſo befolgte er dennoch beharrlich die ärztlichen Rathſchläge mit Ruhe und Duldung, klagte nur ſelten und leiſe über die Laſt der ihm ganz ungewohnten Unthätigkeit, und entſchlummerte, nachdem er die heiligen Sterbeſacramente wiederholt empfangen hatte, am 18. Januar 1825 Morgens 7¾ Uhr ſanft und ruhig zu jenem beſſern Leben, in welchem er den Lohn ſeines frommen und ſegenreichen Wandels erlangen wird. Die ordentlichen Mitglieder der botan. Geſellſchaft verlieren an ihm einen treuen Freund und geſchätzten Collegen, den ſie herzlich betrauern und deſſen Andenken bei ihnen unauslöſchlich ſeyn wird. Mit Vergnügen theilen wir noch die letzten freundſchaftlichen Zeilen des Verſtorbenen, die ſeiner geübten Feder an unſern eben ſo hochgeehrten als bejahrten Freund, Herrn Profeſſor Duval, entfloſſen, im Nachſtehenden mit:

„Hiermit habe ich die Ehre, mit Bode's aſtro„nomiſchem Jahrbuche für 1825, nach Dero Wunſch „und mündlicher Aeußerung aufzuwarten. Möge „es Ihnen recht viel Vergnügen in heiteren Win-

„ternächten verſchaffen. Für mich iſt der geſtirnte „Himmel, ſowohl meiner Lage als Geſundheit halber, zeitlebens verdunkelt. Seit 2 Monaten habe „ich meine Stube nicht mehr verlaſſen und ſelbſt „dieſes Briefchen ſchreibe ich mit Mühe. Perferit „obdura, dolor hic tibi proderit olim! jenſeits „des Grabes. — — Was ich befürchte, iſt, daß „der Veteran unſerer Aſtronomen, Bode, mit „dieſem 50. Band ſein aſtronom. Jahrbuch ſchließe. „Wer wird es mit ſo vielem Fleiße fortſetzen?“

Regensburg d. 29. November
1824.

Placidus Heinrichs im Drucke erſchienene Schriften, nach chronologiſcher Ordnung.

Abhandlung über die Wirkung des Geſchützes auf Gewitterwolken, 4. — in den neuen philoſophiſchen Abhandlungen der Baier. Akademie der Wiſſenſchaften für 1789. (erhielt den Preis.)

Abhandlung über die Frage: Kommt das Newtoniſche oder das Euleriſche Syſtem vom Licht mit den neueſten Verſuchen und Erfahrungen der Phyſik mehr überein, 4. — in den neuen philoſophiſchen Abhandlungen der Baier. Akademie der Wiſſenſchaften für 1789. (erhielt den Preis.)

Oscillationes Mercurii in tubo torricelliano ingruentibus procellis et tempestatibus observatae in Museo physico Ratisbonae ad S. Emmeramum annis 1788 et 1789 a Plac. Heinrich; 4. — in den neuen philoſ. Abhandlungen der Baier. Akademie der Wiſſenſchaften für 1794.

Abhandlung über die mittlere Kraft und Richtung der Winde; 4. — in den neuen philoſophiſchen Abhandlungen der Baier. Akademie der Wiſſenſchaften für 1797.

Positiones selectae ex Physica et Mathesi. Ratisb. 1791

De sectionibus conicis tractatus analyticus. 8. Ingolstadii 1797.

Positiones physicae et mathematicae. Ratisb. 1799.

De longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae observationibus astron. determinata, cui accedunt Theses selectae ex Physica et Mathesi. 4. Ratisb. 1801.

Pyrometriſche Verſuche über die Ausdehnung des Eiſes und der Holzkohle. 8. München 1803.

Beſtimmung der Maaße und Gewichte des Fürſtenthums Regensburg. 8. Regensburg 1808.

Von der Natur und den Eigenſchaften des Lichtes, eine phyſiſch=chemiſche Abhandlung. 4. Petersburg 1808. (dieſer Traktat erhielt den halben Preis.)

Monumentum Keplero dedicatum Ratisbonae die XXVII Decembris 1806. Fol. (sine nomine auctoris.)

Brevis et dilucida chemicorum effectuum luminis diversorum expositio, addita, quae inde derivatur, variorum luminis phaenomenorum explicatione, adhibitaque experientiae et experimentorum fide; 4. — in actis societ. Jablonov. novis. (erhielt den Preis.)

Die Phosphoreſcenz der Körper nach allen Umſtänden unterſucht und erläutert; in fünf Abhandlungen. 4. Nürnberg 1811 — 1820.

Kurze Lebensgeſchichte des letzten Fürſt=Abts zu St. Emmeram in Regensburg, Cöleſtin Steiglehner. 8. Regensburg 1819.

Viele phyſikaliſche, meteorologiſche und aſtronomiſche Abhandlungen und Beiträge in die von Gehlen, Schweigger, Zach herausgegebenen Zeitſchriften.

Nächſtens wird zu Petersburg das von dem Verewigten in den Jahren 1819 — 1822 verfertigte Sach= und Namenregiſter über die vollſtändige Sammlung der Denkſchriften der k. Ruſſ. Akademie d. W. im Druck erſcheinen. **Placidus Heinrich** war auch ein thätiger Mitarbeiter von Gilberts Annalen der Phyſik.

VII. * Johann Daniel Sander,

Buchhändler in Berlin.

geboren zu Magdeburg, 1759.
geſtorben zu Berlin am 27ſten Januar 1825.

Es iſt gewiß auf dem Kontinente von Europa eine ſeltene Erſcheinung, daß ein im öffentlichen

Leben ſich auszeichnender Mann auch zugleich eine gelehrte Schulbildung erhalten hätte. Wir nehmen ſo viel an von den Brittiſchen Inſulanern; wir führen ihre Induſtrie zum eignen Schaden freundlich bei uns ein; wir verpflanzen ihre Maſchinen auf unſern Boden, preiſen ihre Erfindungen und laſſen von ihren Schiffen uns beherrſchen; wir freuen uns, wenn unſre Künſtler und Gelehrte bei ihnen Anerkennung finden und tragen die Producte ihres Geiſtes gern zu uns herüber; ja wir tragen ſogar den gegenſeitigen Unterricht über das Meer und verbinden doch nicht das Practiſche mit dem Intellectuellen, trennen doch, kaſtenartig, den Geſchäftsmann von dem Gelehrten.

Es iſt höchſt traurig, wenn man, und beſonders in Deutſchland, das Treiben ſieht und erkennt, wie ein höchſt oberflächliches Wiſſen meiſt hinlänglich iſt, um die einträglichſten Aemter zu erhalten; ja, wie oft gar kein Wiſſen nöthig iſt, um ſich unter uns wahrhafter Sinecuren zu erfreuen. Wenn Beiſpiele Zeit und Raum hier erlaubten, ſo würden ihrer viele gegeben werden können; man darf nur die ſubalternen Regierungsbeamten der meiſten Staaten Europas anſchauen und man wird unter ihnen hinreichende Beweiſe dafür finden. Und dieſe Aemter, welche, ohne große Kenntniſſe zu erfordern, viele Familien ernähren könnten und doch nur einen geringen Aufwand in der Geſellſchaft nöthig machen, ſtehen im ſchneidendſten Kontraſte mit denjenigen, welche wiſſenſchaftliche Bildung erheiſchen, für den Unterricht der Jugend und für die Veredlung des Volkes ſorgen ſollen und deren Inhaber doch meiſtens mit äußerer Noth kämpfen müſſen.

Es iſt noch immer eine fehlerhafte Einrichtung der Staaten, daß diejenigen ihrer Mitglieder, welchen ſie das höchſte Vertrauen ſchenken, von welchen ſie Alles fordern, im Aeußern am geringſten ausgeſtattet ſind; es iſt noch immer ein großer Fehler unſerer Staaten, daß dem ſtudierenden Jünglinge die practiſche Laufbahn nicht angewieſen wird, ehe er zu ihr gelangt; ja, es iſt ihr höchſter Fehler, daß wahre wiſſenſchaftliche Bildung nicht alle diejenigen ergreift, welche auch in den niedrigſten Zweigen der Verwaltung am Wohle des Staates arbeiten.

Wie ganz anders war es im Alterthume! warum konnte damals derjenige, welcher, als Intendant für die Bedürfniſſe eines ganzen Heeres geſorgt hatte, bald darauf zum Oberaufſeher aller öffentlichen Bauten, zum Miniſter der Rechtspflege, zum Feldherrn, zum regierenden Konſul ernannt werden und in allen dieſen heterogenen Zweigen der Verwaltung beifallswürdig auftreten? Warum vermochte ein Gracchus heut Quäſtor und morgen Volkstribun zu ſeyn? warum konnte Cäſar Oberprieſter, ſiegreicher Feldherr und Alleinherrſcher werden? Die Bildung war eine allgemeine; nicht für den beſondern Stand beſtimmt; ohne zu fragen, was aus dem Knaben werden würde, wurde ſeine Erziehung und ſein Unterricht geleitet, als ſollten einſt die höchſten Staatsämter ihm zu Theil werden!

Das iſt der Unterſchied zwiſchen alter und neuer Erziehungskunſt! Faſt ſcheint es, als wolle Europa die alten Kaſten Aegyptens wiedergebären und abpflöcken die Grenzſcheide der Kenntniſſe, das menſchliche Wiſſen in eine Wechſelwirthſchaft verwandeln. Faſt ſcheint es, als wäre die Wiſſenſchaft, welche Sokrates vom Himmel auf die Erde führte, heimathlos unter uns und hätte ſich aus dem irdiſchen Treiben wieder zurückgezogen in die düſtern Dachſtuben der Gelehrten, um dem Him=

mel neu ſich zu vermählen; wehe uns dann! Aber leider tragen Staat und Kirche ſchon die wirklichen Folgen einer Begebenheit an ſich, welche uns gutmüthig nur noch als Schein ſich darſtellt, und wohl denen, welche in einer vielbekümmerten Zeit das Höhere retteten für die Erde und neu durch ihr thätiges Leben es ihr wieder zu erwerben ſuchten!

Unter ſolchen Heroen unſerer Zeit erblicken wir den verewigten Sander und müſſen mit hoher Achtung den ſtillen Kreis ſeiner raſtloſen Thätigkeit verehren.

Die Theologie ſollte nach der Eltern Willen der Beruf ſeines Lebens ſeyn! ein glückliches Loos war ihm gefallen, denn nur von Theologen verlangte man damals gründliche Kenntniſſe. Und er erwarb ſie ſich in hohem Grade unter dem berühmten Funke, deſſen ehrenwerthes Andenken nicht nur in ihm, dem Verewigten, nicht nur in allen Zöglingen der Domſchule zu Magdeburg, ſondern auch in jedem wahren Jugendfreunde beſtändig fortleben wird.

Vorzüglich durch klaſſiſche Bildung genährt, bezog Sander ſchon in ſeinem 17ten Jahre die Univerſität Halle, entfernte leicht von ſich, was an wildem Sinne Friedericiane damals an ſich trug und weihte emſig ſich den ernſten Studien. Nach faſt vierjährigem Aufenthalte folgte Sander im Jahre 1780 einem Rufe an die Realſchule *) zu Berlin, an deren Pädagogium er fünf Jahre, meiſt in den höchſten Klaſſen arbeitete und Geſchmack und gründliches Wiſſen thätig be-

---

*) Realſchulen wurden damals die Zwittergeburten genannt, welche dem Zeitgeiſte huldigend, ein oberflächliches Wiſſen verbreiteten und doch gern für gelehrte Schulen gelten wollten.

förderte. Die große Anhänglichkeit ſeiner Schüler an ihn beweiſt eben ſo ſehr, wie freundlich er die Schätze des Alterthums mitzutheilen verſtand, als wie empfänglich ſeine Zuhörer dafür waren.

Iſt das Leben des Schulmannes auch practiſch wirkſam für die Welt und von den heilbringendſten Folgen für die menſchliche Geſellſchaft, ſo gehört ſeine Thätigkeit doch nur einem kleinen Kreiſe an, und leider erkennt ſelten der Staat, was hier im Stillen Gutes geſchieht; aber Sander trat aus der Verborgenheit hervor und im Jahre 1785 ins öffentliche Leben über, indem er die Herausgabe der Berliner Zeitung von Haude und Spener übernahm und dieſelbe mit geiſtvoller Thätigkeit und freier Umſicht leitete. Wer es weiß, mit welchen Schwierigkeiten eine ſolche Arbeit verbunden iſt; wer jemals ſelbſt ein Tagblatt und beſonders ein politiſches leitete, und ehrlich von den Anforderungen, welche man an ihn zu machen berechtigt iſt, von der Bedeutſamkeit ſeiner Stellung und von den faſt unvermeidlichen Klippen ſich überzeugt fühlte: der wird Sandern um ſeinen neuen Wirkungskreis nicht beneiden, wird ſich vielmehr wundern, wie ein Mann aus dem ruhigen und geachteten Schullehrerſtande ſich in das vielbewegte und gefahrvolle Leben der Politik wagen konnte, da er gewiß auch hier nicht an Muße gewann. Wenn wir auf ſein ſpäteres Wirken jetzt ſchon einen Blick werfen wollen, ſo wird es uns erklärbar, warum Sander ſeinen Stand wechſelte, wir werden aber auch mit herzlichem Bedauern erkennen müſſen, wie ſehr er ſich in dieſer Wahl täuſchte. Ausgedehnte literariſche Plane, reiche Ideen lagen in Sanders Geiſte und warteten nur auf den Zeitpunkt, wo ihr Herr und Meiſter frei ſeyn würde von drückenden Geſchäften, um aus ihrer geiſtigen Geburtsſtätte zu einem ſchönen Daſeyn hervorzugehen. Das war der Lebensplan Sanders! wenn der Schulmann ihn nicht auszuführen im Stande geweſen war: wie vermochte der Zeitungsſchreiber es zu bewirken?

Nicht ohne Schwierigkeiten ſcheint Sander ſich aus ſeinem politiſchen Wirkungskreiſe herausgeriſſen zu haben, und wenn ich gerade auch nicht behaupten kann, als hätten dieſe Schwierigkeiten außer ihm gelegen: ſo muß ich um ſo mehr meine Meinung feſthalten, daß dieſelben in ihm gelegen haben. Ohne auf ſeine Individualität hier Rückſicht nehmen zu wollen: ſo gibt es überhaupt für jeden gebildeten und thätigen Mann keine ihn mehr feſſelnde Beſchäftigung, als die Politik; ſie iſt eine verführeriſche Gefährtin unſres Lebens und umgarnt uns ſo eng mit ihren Netzen, daß wir ohne Thränen und Herzblut ſie ſelten verlaſſen können.

Was bleibt dem Manne, wenn er nicht gerade in der Rüſtkammer des Alterthums leben, ſondern in der Gegenwart wirken will, wol anders übrig, als der Umgang mit der Politik, mit dieſer eben ſo gefährlichen, als geiſtreichen und reitzenden Freundin? und je mehr ſie ſich neidiſch verbirgt und ihre Reitze in den Schleier der Kabinette hüllt, deſto mehr feſſelt die Schlaue uns an ſich, deſto ängſtlicher mühen wir uns, den Schleier zu lüften und ihre Reitze zu ſchauen. So ging's wol auch unſerm Sander und gewiß um ſo mehr, je ſchneller ſich in dem jugendlichen Manne der Geiſt und das Leben entwickelten, je mehr ſeine geſammte Wirkſamkeit keineswegs der alten Literatur, ſo innig er auch mit ihrem Geiſte vertraut war, zugewendet, ſondern vielmehr dem thätigen Leben der Gegenwart gewidmet erſchien.

Google

Wenn **Sander** aber auch, wie jeder, welcher gern Theil nimmt an den Begebenheiten des Tages und beſonders jener großen Zeit, in welche ſein kraftvolles Mannesalter fiel, der Politik nie ganz entfremdet wurde: ſo lag ſie, nachdem er die Herausgabe der **Berliner Zeitung** aufgegeben hatte, doch **nie mehr** in dem Bereiche ſeines literariſchen Wirkens. Ein ſchöner Beweis ſeiner männlichen Stärke! ſchwer war ihm die Trennung von ihr geworden und doch zerbrach er plötzlich ihre Ketten; aber ſie mußte ihn ſchwer beleidiget haben, daß er ſo kräftig und auf immer ſich von ihr losſagte.

Sander trat nun im literariſchen Fache an die Spitze der **Voſſiſchen** Buchhandlung zu **Berlin**, entſchied nicht nur über Annahme oder Rückſendung der ihr dargebotenen Manuſcripte, ſo wie über die aus ihrem eignen Antriebe hervorgegangenen literariſchen Unternehmungen, ſondern arbeitete auch fleißig ſelbſt an mehreren Werken, welche ſie herausgab. Hier ſcheint er es gefühlt zu haben, daß, wenn er auch wirklich ſich in ſeiner Sphäre noch nicht befand, ſich doch derſelben bedeutend genähert hatte; aber noch immer war er zu beſchränkt in ſeiner Wirkſamkeit und vermochte nicht, den Kaufmannsgeiſt dem höheren Intereſſe der Wiſſenſchaft unterzuordnen. Er wollte nicht **Buchkrämer** (mit Recht verdienen Alle dieſen Namen, welche den ſtarren Kaufmannsſinn **allein** in ihren Geſchäften herrſchen laſſen, ſollten ſie auch Tonnen Goldes beſitzen) ſondern **Buchhändler** im edelſten Sinne des Wortes ſeyn; er wollte nur erwerben durch den **Rabatt**, aber nicht durch den **Verlag**; er wollte in dieſem nur die Wiſſenſchaft bereichern, das aufkeimende Talent aus dem

Dunkel hervorziehen, ſeinem Volke Ehre bringen, aber ſich dadurch nicht zum reichen Manne machen.

So ſchied er denn aus einer Verbindung, deren Feſſeln ſein freier Geiſt und ſein uneigennütziger Sinn nicht länger ertragen konnten und beſchloß eine eigene Werkſtatt für ſeine literäriſchen Ideen zu gründen. Es gelang ihm bald, ſeine Wünſche zu erfüllen und ſich durch Kauf in den Beſitz der Arnold-Weverſchen Buchhandlung zu ſetzen. Den kaufmänniſchen Theil ſeines nunmehr eigenen Geſchäfts überließ er zwar nicht geradehin ſeinen Gehilfen, indem er eine genaue Oberaufſicht führte, band ſich aber auch nicht an Kleinigkeiten und arbeitete in dieſem rein-merkantiliſchen Zweige nur ſo viel, als die Stellung eines Prinzipals nothwendig machte. Seine Hauptbeſchäftigung blieb das Literariſche; und mit welch' freiem Sinne, mit welch' inniger Freude, mit welch' glücklichem Erfolge hat er ſich ihm nicht gewidmet!

Man kann ſeine literäriſche Thätigkeit von einem dreifachen Standpunkte aus betrachten: Kritik, Ueberſetzung und Schöpfung. Wenn man an Rammler und Andere denkt, welche mit ihrem kritiſchen Meſſer bis zum innerſten Geiſte ihrer unglücklichen Schlachtopfer drangen: ſo muß man eben ſo große Vorurtheile gegen dieſes Wort hegen, als wenn man der oft ſinnloſen Hudeleien unſrer neuſten kritiſchen Blätter ſich erinnert: aber davon war Sander weit entfernt; davor ſchützte ihn ſeine hohe Achtung vor dem fremden Eigenthume, ſeine ſtrenge Liebe zum Rechtſeyn, ſein fein und richtig fühlender Sinn und ſeine klaſſiſche Sprache. Es iſt wahr, daß er oft mit großer Strenge ſeine Kritik walten ließ und die Werke, welche in ſeinem Verlage erſchienen, mit ſcharfer Feile prüfte; aber er wagte ſich nie an den Geiſt des Autors, verlöſchte nie deſſen Individualität und hob durch oft unmerkliche Züge und kleine Epitheta die Schönheit deſſelben; und dankbar erkannten ſeine literäriſchen Freunde den richtigen Takt und den freundlichen Ernſt ihres Verlegers.

Es iſt gewiß eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, welcher wir an Sandern begegnen, daß die Kritik ihm größere Ehre gebracht und reifere Früchte getragen hat, als die eigene Schöpfung; daß er glücklicher zu verbeſſern, als ſelbſt zu ſchaffen verſtand; aber theils mochten wohl ſeine vielſeitigen Geſchäfte, theils die Leichtigkeit, womit er arbeitete, theils das Selbſtgefühl, welches ihn von ſeiner Meiſterſchaft im Deutſchen Style nicht unrichtig belehrte, dazu beitragen. Nicht Tadel will ich damit ausſprechen, denn Vieles in ſeinen Schriften, und beſonders ſeine Privatbriefe, tragen den Stempel der reinſten Kaſſizität in der Deutſchen Sprache an ſich; ſondern nur zur Warnung und Aufmunterung ſey es hier geſagt. Warnen möge uns Sanders Beiſpiel, nicht ſtrenger gegen Andere, als gegen ſich ſelbſt zu ſeyn; aufmuntern möge es uns, vor Allem unſre Sprache auszubilden, ſie jedem andern Wiſſen vorzuziehn und ihr die ſchönſten Stunden unſers Lebens zu weihen! Wer edel, richtig und ſchön ſpricht, muß nothwendig vorher auch ſo gedacht haben; ohne Beides iſt kein klaſſiſcher Schriftſteller möglich, und vertrauensvoll reichen wir demjenigen die Hand, welcher dieſen Geiſt in ſeinen Werken offenbart, denn er kann auch im bürgerlichen und freundſchaftlichen Leben uns nicht täuſchen *).

---

*) Auch ohne Wielands meiſterhafte Vertheidigung wird Salluſtius uns gewiß kein frivoler Menſch

Eine Anektote, welche mir, dem Jünglinge, als ich an den Stufen des Friedrichstempels zu Halle die Lehren der Weisheit vernahm — eine Zeit, welche **Sanders** Thätigkeit grade am kräftigſten hervorrief — mitgetheilt wurde, deren Aechtheit ich aber nicht verbürgen will, ſtehe noch hier, da ſie vielleicht **Sanders** Freunden unbekannt, ein herrliches Licht wirft auf die verſtändige Thätigkeit des Verewigten und, ächt oder unächt, immer wenigſtens Zeugniß gibt von dem lebendigen Vertrauen, welches die Deutſche Leſewelt in **Sanders** klaſſiſche Sprache ſetzte.

Ein bekannter Romanendichter jener Zeit, deſſen Werke in **Sanders** Verlage erſchienen, hatte, ohngeachtet ſeiner großen Schreibſeligkeit, nicht Zeit genug, die immer neuen und heißen Wünſche ſeines leſeluſtigen Publikums zu erfüllen. Als **Sander** ihn von dieſen drängenden Wünſchen in Kenntniß geſetzt und häufig ermahnt hatte, die Erwartungen der Leſewelt nicht länger hin zu halten: ſo ſandte jener Dichter ihm endlich ein großes Paket voller Zettel, welche mit einzelnen Gedanken, oft aus andern Werken entlehnt und mit Planen zu Romandichtungen beſchrieben waren, ihn fragend, ob er aus dieſem Quodlibet, da ihm die Zeit dazu fehle, etwas ſchaffen könne *), und **Sander** ſchuf aus dieſem Wirrwar der heterogenſten Bruchſtücke die allgemein geleſenſten Romane; ſchuf ſie, ohne ſei-

---

ſeyn, wie alberne Mährchen ihn dafür ausgegeben haben, wenn wir ſeine köſtlichen Monographien ſtudierten. Auch ohne gegenwärtigen biographiſchen Verſuch wird **Sander** uns liebenswürdig erſcheinen, wenn wir ſeiner klaſſiſchen Sprache begegnen.

*) Sollten wohl andere, geiſtvollere Männer unſerer Literatur, wie eine hoffentlich leere Sage geht, ſich eines ähnlichen Mißbrauchs des öffentlichen Vertrauens ſchuldig gemacht haben, oder noch ſchuldig machen?

Digitized by Google

nen Namen zu nennen, die eigne, natürlichſte Eitelkeit unterdrückend, den Namen des Vielgeliebten an ihrer Stirn.

Im vertrauteſten Kreiſe, im freundſchaftlichſten Briefwechſel mit den erſten Pilaſtern unſrer Literatur, einem Leſſing, Engel, Jean Paul, Forſter und Rammler, auch mit Lafontaine in lebendiger Berührung, hatte Sander jetzt einen neidenswerthen Wirkungskreis.

Es war die alte Schule der Deutſchen Sprache, welche die Wiederherſteller unſerer Literatur gegründet und würdigen Zöglingen hinterlaſſen hatten; aus dem Wuſte der Meiſterſängerei, aus dem franzöſirenden Elemente eines Lohenſteins und Hofmannswaldau hatte ſie ſich glücklich durchgearbeitet bis zu Klopſtocks genialer Kraft und Leſſings kritiſchem Sinne: da erhob ſich — noch lebten die alten Meiſter — eine neue Schule, gebildet auf fremdem Boden, erzogen in der Myſtik des Katholizismus, klingend mit auswärtigen Schellen und verführt durch eines Ehrwürdigen (Johann Heinrich Voß) gewaltige Kraft, des Alterthums heilige Geſänge in urſprachlicher Form auf Deutſchem Boden zu verpflanzen, und forderte in der Fülle ihrer jugendlichen Kraft Anerkennung ihres noch nicht gewürdigten Verdienſtes.

Eine herrliche Erinnerung bietet ſich mir dar, um, was ich in Saalathen damals erfuhr und empfand, hier mitzutheilen! Die Heroen dieſer Schule mit ihren Jüngern um mich in weitern und engern Kreiſen verſammelt, boten alles auf, ihrer neuen Weisheit größern Anhang zu verſchaffen und nützten jedes Mittel, was ſich ihnen darbot. Vorleſungen, Tageblätter, Kunſtvereine in ihrem Geiſte und Alles wurde verſucht, um ihren Zweck zu erreichen (es wäre intereſſant, das Treiben jener Schule im Anfange dieſes Jahrhunderts näher zu beleuchten, wenn der Raum es hier nicht verböte). Viele unter uns, welche der Jugend rege Phantaſie bewegte, ſchworen zu ihrer Fahne und um ſo inniger, je näher ſie wußten, ihre Anſicht mit den ehrwürdigen Veteranen unſerer Literatur zu verbinden. Aber bald fiel ihr künſtliches Gebäude zuſammen — ihre Meiſter wendeten ſich dem Katholizismus zu und wir Jünger fühlten lebhaft die Gefahr, womit auf Koſten des Verſtandes unſere Sinne, ja unſer reiner Proteſtantismus bedroht wurde. Wenn Knaben, wenn Jünglinge der neuen Lehre abtrünnig wurden: wie hätte ein Sander mit ſeinem klaren Sinne, mit ſeiner kritiſchen Einſicht ihr huldigen ſollen? — So verband er ſich mit Kotzebue, um im Freimüthigen gegen jene neue Schule anzukämpfen! Man kann dieſe Verbindung einen Mißgriff des ehrlichen Sanders nennen; hier hatte einmal ſein biederes Herz ſeinen hellen Verſtand beſiegt und nicht ihn erkennen laſſen, wie falſch der ſchlaue Kotzebue ſeine Freunde zu behandeln pflegte. Dem Chamäleon gleich, änderte jener gewandte und ſchreibſelige Mann ſeine Farbe leicht nach ſeinen Umgebungen, ſtach als Biene das Ungeheuer, was er im literariſchen Wochenblatte bis an die Wolken erhob, und während er im Freimüthigen jene neue Schule mit beißender Satyre angriff, that er auch ehrenwerthe Männer, ſeines Verlegers nähere Freunde, in den Bann. Dieß — wie konnte auch ein Leben lange dauern, deſſen Pole ſich feindſelig abſtießen? — und daß der Freimüthige im October 1803 unter Garlieb Merkels Redaktion kam, welcher an die Stelle des Witzes gröbliche Schimpfreden gar ſetzte und in ihrem brüsken Tone ſchon zufrieden ſich dünkte, wenn ſie, wie der Herr Doctor zwei Jahre vorher in einer mißlungenen Vorleſung zu Frankfurt an der Oder das große Reſultat, daß Herder ein Dichter ſey, ſeinen erſtaunten Zuhörern verkündet hatte, die Blätter ihrer Wochenſchrift nur mit leeren Ausfällen gegen ihre vermeintlichen Feinde *) gefällt hatte: Beides bewog unſern Sander, die ſchöne Idee eines Freimüthigen im Deutſchen Geiſterreiche aufzugeben. Und wie hätte auch ein ſolch' gründlicher und biederer Mann, wie unſer Sander, mit dergleichen Ephemeren lange ſtimmen können! Längſt iſt verhallt, womit Merkel die Welt zu beſchenken glaubte und, außer einigen gelungenen Theaterſchnurren, wird auch Kotzebues nur noch gedacht, um einen Gegner Deutſchen Geiſtes und Deutſchen Lebens zu bezeichnen **). Solche Leutchen konnten Sandern nie gefährlich werden, aber gefährlicher wohl in damaliger Zeit ein Feßler und Werner ***), doch welche Kraft übt nicht die lebendige Ueberzeugung des ſelbſtſtändigen Mannes aus! Mit beiden Männern, welche damals ſchon auf der ſchwindelnden Höhe des ſinnloſeſten Myſtizismus herumgaukelten, oder in den tiefſten Abgründen religiöſen Abgerglaubens verſunken waren, im vertraulichſten Umgange, wurde er dennoch nicht von ihren Schwärmereien angeſteckt.

---

*) Feindſelig dachtet ihr freilich jener Schule euch gegenüber; glaubt aber nur, ſie hat euch für ſo gefährlich nicht gehalten: dem Witze wußte ſie Geiſt, den Schimpfreden verächtliches Stillſchweigen entgegenzuſetzen.

**) Die weitere Verantwortung dieſer Behauptung überläßt der Herausgeber dem Herrn Referenten ſelbſt.

***) Die Söhne des Thales, welche freilich ſchon in einzelnen Zügen ahnen ließen, wohin Werner auf dieſem Wege gelangen müßte, welche aber doch des Schönen zu viel enthielten, als daß man einen ſo retrogaden Saltomortale ihres Verfaſſers hätte fürchten dürfen, erſchienen zuerſt in Sanders Verlage.

Weit zahlreicher, als die eignen Schöpfungen Sanders, waren ſeine Ueberſetzungen aus fremden Sprachen: eine Erſcheinung, welche um ſo mehr auffallen muß, je größer die Anſprüche ſind, welche wir an Sanders Geiſt und klaſſiſche Sprache zu machen uns berechtigt fühlen.

Seine natürliche Beſcheidenheit, welche doch in ſeinen kritiſchen Arbeiten von ſeinem richtigen Selbſtgefühle beſiegt wurde, kann uns allein dieſe Erſcheinung nicht erklären; ſo laßt uns denn einen andern Grund davon aufſuchen! Es mußte Sandern wohl bange werden, mit eigenen Geiſtesprodukten hervorzutreten, wenn er die große Anzahl Deutſcher Klaſſiker erwog, deren Werke er theilweiſe ſelbſt ins Publikum einführte; nicht Beſcheidenheit, nicht drückende Berufsarbeiten, — ſein Selbſtgefühl wieß ihn in ſeine Grenzen: ein großes Verdienſt mehr für den Verewigten, da er ſich ſelbſt das Ziel vorzeichnete, deſſen ſein Geiſt fähig war und es beſtändig feſthielt. Wie beſchämt auch darin der thätige, gebildete Mann ſo viele unter uns, welche in ihrem eingebildeten Wiſſen ſogleich eine kecke Aufforderung finden, in jedem Fache zu glänzen! Wie weit hat er in dieſem beſcheidnen Selbſtgefühle viele ſeiner Zeitgenoſſen hinter ſich gelaſſen, welche nach Einem gelungenen Theatercoup ſogleich auch wähnten, in der Biographie und in der Hiſtorie mit Glück auftreten zu können!

Aber dieſes Selbſtgefühl, welches in ihm herrſchte, machte ihn auch oft reitzbar, wenn er fürchtete, nicht genug erkannt, oder gar verkannt worden zu ſeyn und zog ihm auf der gefahrvollſten Altersſtufe des Mannes hypochondriſche Zufälle zu. Nur ſeine leidenſchaftliche Liebe zur Muſik, wo Gluck und Händel ſeine Lieblinge waren und ſeine eben ſo gediegene, als geſchmackvolle Kenntniß davon, zerſtreuten ihm ſeine Grillen und erheiterten die letzten Jahre ſeines Lebens.

Männer von ſolcher Wirkſamkeit pflegen bei herannahendem Alter auszuruhen auf ihren Lorbeeren, nur ſchön und trefflich zu finden, was in ihrer Zeit erſchien und wenig ſich um das zu härmen, was die geiſtige Welt ſpäter ergreift. So nicht Sander! ſein Geiſt nahm den innigſten Theil an allem Neuen, was in der Literatur ſich geſtaltete und ſeine Kunſtliebe ergriff mit herzlicher Freude die neuen Geburten der Zeit. Wie ſchmerzlich fiel es ihm, daß lähmende Krankheit ihm nicht erlaubte, das raſche Aufblühen des Königsſtädtiſchen Theaters zu Berlin mit Augen zu ſchauen! wie klagte er noch in den letzten Tagen ſeines Lebens, daß er ſich nicht auf diejenige Linie habe emporſchwingen können, welche ihm von ſeinem thätigen Geiſte ſey angewieſen worden! So ſtarb er, nachdem er ſchon mehrere Jahre gekränkelt — ein Leiden, welches ihm auch vielleicht das Preußiſche Unglücksjahr, wie vielen andern biedern Patrioten, welche die Zeit hoffnungslos verkannten, zugeſchickt — und ein wiederholter Schlagfluß ihn gelähmt hatte, mit freiem, regem Geiſte, gepflegt von ſeiner Gattin und von zwei Söhnen und zwei Töchtern, welche, erwachſen, des Vaters ſchönſte Freude waren, im Kreiſe inniger, kenntnißreicher Freunde den ſanften Tod, der ihm als Lebensengel des ewigen Friedens Hoffnungspalme reichte. Der Superintendent Küſter ſprach am 31ſten Januar an Sanders Grabe kräftige Worte über des Verewigten große Verdienſte und der königliche Chordirector Leidel feierte aus eignem Antriebe in der Aufführung geiſtlicher Geſänge das Andenken des beſonders für Muſik lebenden, verewigten Kunſtfreundes auf eine zarte Weiſe.

Ein vielbewegtes und dennoch ſtilles Leben haben wir zu Grabe getragen! Welch Lob kann höher ſeyn, als was er ſelbſt ſich, der Verewigte, erworben hat! Thätig in ſeinem Berufe, wirkſam mit glücklichem Erfolge für die Wiſſenſchaft, kräftig befördernd das erwachende Talent, Strenge übend gegen mißlungene Verſuche, beſcheiden fühlend, was ihm noch fehlte, mit regem Eifer Alles ergreifend, was Kunſt und Wiſſenſchaft erzeugten, geachtet von ſeinen Zeitgenoſſen, geliebt von ſeinen Freunden, ſank er, mit dem freimüthigen Geſtändniß: *noch nicht genug geleiſtet zu haben*, in die düſtre Gruft und ſchaute hoffnungsreich auf das Licht, welchem er im Leben ſo kräftig entgegen geſtrebt hatte!

Es bleibt uns jetzt noch übrig, Sanders zahlreiche ſchriftſtelleriſche Arbeiten aufzuführen; wir theilen ſie in *ältere* von 1777 — 1795 und in *neuere* bis 1810. Sie mögen chronologiſch hier ſtehen:

Das Leiden Jeſu, eine Cantate zu einer Paſſionsmuſik von Rolle. Halle, 1777. 8. — Friedrich Wilhelm der große Churfürſt, ein Vorſpiel, 1782. — Verſchiedene Erzählungen in den von Mylius herausgeg. kl. Romanen, Erzählungen u. Schwänken. — Einzelne Gedichte in Almanachen u. ſ. w. — Orpheus u. Euridice nach Glucks Muſik. Magdeb., 1786. — In der 1ſten Ausgabe d. hinterl. Werke Friedrichs II. hat er die Gedichte u. die Briefe an Voltaire überſetzt; die 2te Ausg. hat er, 4 Bde ausgenommen, revidirt u. z. Theil umgearbeitet. Freundſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen Friedrich II., König von Preußen und U. T. v. Suhm; a. d. Franz. überſetzt, 2 Th. Leipzig, 1787. — Friedrichs II. Werke, bei ſeinen Lebzeiten herausgeg. 1—3r Bd. A. d. Franz. — Magazin von Reiſebeſchreibungen, 1 - 5r Bd. überſ. (Die folgenden Bde ſind von ihm revidirt und zum Theil überſetzt worden.) —

Iphigenia in Tauris, nach Glucks Muſik. Magdeb. 1790. — Aufs Neue gedruckt zum Behuf der Aufführung. Berlin, 1795. —

Iphigenia in Aulis, lyr. Tragödie in 3 Aufz., in Muſik geſ. von Gluck. Frei überſ. u. in e. Ausz. z. Singen bei dem Pianof. gebracht von J. D. Sander. Mit Deutſchem u. Franz. Text. I. Akt. Fol. — Iphigenia in Aulis, lyr. Tragödie in drei Aufz. N. d. Franz. des Bailly du Rollet und nach der Muſik des Ritters Gluck, von J. D. Sander. gr. 8. 1809. — C. W. Koch, Gemählde der Revolutionen in Europa. A. d. Franz. überſ. von J. D. Sander. 3. Th. gr. 8. 1807—1809. — Die heilige Cäcilia. Geiſtliche Lieder, Oden, Motetten, Pſalmen, Chöre u. andere Geſänge. Erſter Jahrgang in 4 Lieferungen. Querfolio. —

Lacretelle, des Jüngern, Geſchichte von Frankreich während des 18ten Jahrh. Aus d. Franz. überſ. 2 Thle. 8. 1810.

Waſchke,
bei Bojanow, (Großherzogth. Poſen) im Octbr. 1826.

Karl Wunſter.

* VIII. Chriſtian Ludwig Auguſt Philipp Heimreich,

Adjunct und Pfarrer zu Tiefenort.

geb. den 1. December 1754 zu Creuzburg.
geſt. am 27. Januar 1825 zu Tiefenort.

Dieſer im Betracht ſeines vielſeitigen Wiſſens und Wirkens für das allgemeine Beſte merkwürdige und verdiente Mann ſtammt aus einem adelichen Geſchlecht, obgleich derſelbe nie dieſe Würde mit einem Wort erwähnt hat und die Nachrichten davon nur erſt in ſeinen hinterlaſſenen Papieren gefunden worden ſind. Der Mitverfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung hat das urſchriftliche Adelsdiplom vom 31ſten Mai 1737 vor ſich und es wird für die zahlreichen Freunde und Zöglinge unſeres Heimreichs intereſſant ſeyn, einige Stellen herauszuheben und ſie zur öffentlichen Kunde zu bringen. Mittelſt dieſes Adelsdiploms wurde der Großonkel unſeres ſeligen Freundes, der kaiſerl. Hof- und Legationsrath Ernſt Friedrich Juſtus Heimreich, ein in Geſchäften und kaiſerlichen Aufträgen ſehr erprobter Mann, für ſich, ſeine Deſcendenten, auch deſſen ſämmtliche Geſchwiſter in den Adelſtand erhoben und es kam darin unter andern Folgendes vor:

„Wenn Wir denn angeſehen, wahrgenommen „und betrachtet die Ehrbarkeit, Redlichkeit, adliche „Sitten und Qualitäten, ſonderbare Tugenden, „Gaben, Vernunft, Wiſſenſchaften und Gelahrtigkeit, womit Ernſt Friedrich Juſtus von Heimreich begabet, welches uns auch bewogen, Ihn „bereits vor drei Jahren in die Zahl der Comitum Palatinorum zu ſetzen und einzuverleiben; Anbei Uns auch vorgeſtellet und mit „ſonderbarer Glaubwürdigkeit beigebracht iſt, daß „deſſen Geſchlecht laut unterſchiedener Adels- „und Turnierbücher, Chroniken, an Kirchen und „Gebäuden gefundenen Epithaphien und Monumenten ſchon vor Seculis Edel geweſen, allermaaſen Heimricus ſchon im achten Seculo am „Rheinſtrohm gelebet und das Kloſter Lorſch fundiren helfen, Wolfgang im Jahr 1209 zu Worms, „Wilhelm im Jahr 1337 zu Ingelheim und Georg allerſeits Edle von Heimreich im Jahr 1403 „zu Darmſtadt auf den Turnier- und Ritterſpielen gegenwärtig geweſen, nach der Zeit in Franken das Rittergut Dirnſtein beſeſſen, von dannen dieſes Geſchlecht endlichen in Niderdeutſchland und auf die Inſel Nordſtrand ſich ausgebreitet, bis zur Zeit des dreiſigjährigen Krieges

„ſich wieder einige nach Oberdeutſchland gewendet, „in alle Wege aber die Vorfahren obbeſagten Comitis Palatini im Kriegs- und Civildienſte ſich rühmlich vor das Deutſche Vaterland gebrauchen laßen, er auch ſelbſten durch „ſeine in Wien gemachten Cameral-Propoſitionen „das Intereſſe Ihro Römiſch Kaiſerl. Majeſtät „und Dero Erblande zu befördern, ſich beflißen; „demnächſt in mancherlei Affairen und Verſchickungen, ſowohl an Churfürſtliche Höfe des Heil. „röm. Reiches als auch nach den Niederlanden „und dem Königreich Pohlen ſich diſtinguirt, anbei nicht weniger von Uns als andern in- und „ausländiſchen Fürſten den Characteur eines Hof- „und Legationsrathes zu führen, ſich meritirt gemacht, auch Unſerm Fürſtl. Hauße treu und „hold und dienſtbar geweſen und hierinnen allſtets zu continuiren verſprochen hat. Solchemnach haben wir mit wohlbedachtem Muth, guten Rath und reifer Betrachtung in Krafft obgedachten Kaiſerlichen Freiheitsbriefes und darinnen empfangenen vollkommenen Gewalt und „Macht obenerwähnten Ernſt Friedrich Juſtus, „wie auch deſſen leibliche Geſchwiſter Johann „Chriſtian und Johann Friedrich, nicht weniger „Chriſtinen Johannetten und Sophien Wilhelminen allerſeits Heimreich, gleichergeſtalt ſowie „auch alle deren eheliche Leibeserben und ſämmtliche Erbeserben und Deſcendenten beiderlei Geſchlechts, Manns- und Weibsperſonen für und „für zu ewigen Zeiten, in den Stand des Adels „beſtätiget und in den Grad des Ritterſtandes „des Heil. röm. Reichs und der Kaiſerl. Erbkönigreiche, Fürſtenthümer und Lande als Rittermäßige und Turnier-Genoßleute erhöht, dazu „gewürdigt, geſchöpft, bekräftigt und Sie der

Digitized by Google

„Schaar, Gemeinſchafft und Geſellſchafft des Ritterbaren Adels zugefügt und verliehen, allermaßen und dergeſtalt, daß ſie hinführo nebſt „dem Prädicat Edel von Heimreich ſich Ritter „des Heil. Röm. Reichs von und zu Heimenthal nennen, ſchreiben, und ſolches Ehrenwort „ewiglich führen ſollen und mögen ꝛc.

„Hannibal Fürſt von Portia.“

Der im Jahre 1705 geborne, zugleich mit in den Adelſtand erhobene Bruder des obenerwähnten Hof- und Legationsrathes war der Vater unſers Adjunct Heimreichs, ein ſehr eifriger und kräftiger Mann, welcher zuerſt die Pfarrei zu Einsdorf in der Diöces Alſtädt erhielt, aber ſolche nach ſechs Jahren mit der Pfarrei zu Helmershauſen in der Diöces Oſtheim vertauſchte. Auch da blieb er nur kurze Zeit, indem ihn der höchſtſelige Herzog Ernſt Auguſt von Sachſ. Weimar nach Masbach verſetzte, wo zwar ſeine Energie ſehr kräftig wirkte, aber wo ſeine Heftigkeit auch bald eine weitere Verſetzung nach Madelungen zur Folge hatte, welche Stelle er jedoch ſchon nach einem halben Jahre mit der Inſpectorſtelle zu Creuzburg vertauſchte. Doch auch hier konnte er nicht bleiben und nachdem bei dem großen Brande im Jahre 1765 mit ſeinem eigenthümlichen Hauſe auch der größte Theil ſeines Vermögens verbrannt war, wurde er als Superintendent nach Kaltennordheim verſetzt, wo er am 29. Mai 1771 mit Tode abging. Zu Creuzburg wurde am 1ſten December 1754 unſer Adjunct Heimreich geboren, wo er neben dem väterlichen Unterricht bis zum Jahr 1765 die daſige Stadtſchule beſuchte und nachdem im Jahre 1771 ſein Vater als Superintendent zu Kaltennordheim geſtorben war, begab er ſich mit ſeiner Mutter zu ſeinem Schwager, dem Pfarrer Bindheim zu Aſchenhauſen, welcher ihn zu weiterer wiſſenſchaftlicher Bildung vorbereitete. Im Jahr 1772 beſuchte er das Lyceum zu Meiningen, wo er jedoch nur ein Jahr verweilte und dann die Univerſität Jena bezog, wo er das Studium der Theologie wählte, dabei die Vorleſungen der Profeſſoren Polz und Zikler benutzte und als ein fleiſiger, aber munterer Student daſelbſt lebte. Sein geringes Vermögen erlaubte ihm nicht, den gewöhnlichen akademiſchen Curſum auszuhalten, ſondern nach drei Semeſtern verließ er ſchon die Univerſität, nachdem er vorzüglich die Franzöſiſche und Engliſche Sprache gründlich erlernt hatte. Vom Jahre 1775 an bekleidete er mehrere Hauslehrerſtellen in Franken, Sachſen, auf der Inſel Rügen und nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland, in dem Städtchen Tann an der Rhöne und endlich in Farnrode unweit Eiſenach, wo er ſich vorzüglich mit Erziehung und dem Unterricht junger Leute beſchäftigte, mit welchen er Reiſen in entfernte Gegenden, z. B. in die Niederlande, machte, wobei er ſich viele Sach-, Welt- und Menſchenkenntniß erwarb.

Im Jahr 1790 traf ihn die Reihe, die geiſtliche Collaboratur bei dem geiſtlichen Miniſterium zu Eiſenach zu übernehmen; da aber damals mit dieſer Vorbereitungsſtelle gar kein Gehalt verbunden war und Heimreich deshalb ſeine Hauslehrerſtelle aufzugeben genöthiget war, ſo errichtete er zu Eiſenach ein Erziehungsinſtitut, welches zunächſt auf junge Engländer, Franzoſen und Schweizer berechnet war, welche daſelbſt Unterricht in der Deutſchen Sprache und andern vorzüglich Kaufleuten nöthigen Wiſſenſchaften, erhielten. Er verband ſich zu dem Ende mit mehreren Hülfslehrern, unter welchen beſonders der bekannte Schriftſteller und Mathematiker Hoßfeld, jetzt zu Dreiſigacker und der um die vaterländiſche Geſchichte verdiente Eiſenachiſche Gymnaſiumslehrer May genannt zu werden verdienen.

Dieſes Inſtitut hatte einen ſo glücklichen Fortgang, daß Heimreich zwei Jahre nach deſſen Eröffnung die Entlaſſung von der Collaboratur ſuchte und erhielt, um ſich ausſchließlich dieſem ſeinem Lieblingsſache zu widmen; doch wurde er auch da bald durch politiſche Ereigniſſe vertrieben. Es hatten nämlich die Folgen der inzwiſchen eingetretenen Franzöſiſchen Revolution eine Menge Franzöſiſche Emigranten mit ihren Familien aus dem Reiche vertrieben, deren viele nach Eiſenach kamen und die geräumigſten Häuſer einnahmen, ſo daß Heimreich kein paſſendes Lokal für ſein Inſtitut daſelbſt fand. Er ſuchte daher um die Predigerſtelle zu Neuſtadt im Amte Gerſtungen nach und erhielt ſie. In dieſem in einer reizenden Gegend des Werrathales gelegenen und von einem gutmüthigen Landvolke bewohnten Dörfchen, welches er daher ſein Paradies zu nennen pflegte, verlebte er die glücklichſten Tage im Kreiſe ſeiner Zöglinge und Lehrer, von denen allen er als ein guter Vater geliebt und verehrt wurde. Dieſes Dörfchen war ihm noch in der letzten Periode ſeines Lebens ſo lieb, daß er oft enthuſiaſtiſch davon ſprach und verſicherte, daß, wenn er nicht gleichſam mit Gewalt von da weggeriſſen und nach Franken verſetzt worden wäre, er nie dieſes Plätzchen verlaſſen haben würde; aber diplomatiſche Verhältniſſe riefen ihn aus dieſer ſchönen Lage in ein Feld, wo er zwar vielfache Beweiſe ſeines Patriotismus und ſeiner Anhänglichkeit an ſeine Landesherrſchaft zu geben Gelegenheit hatte, aber wo er auch manche harte Prüfungsſtunde aushalten und Weltklugheit ſich zur Aegide in häufigen critiſchen Ereigniſſen dienen laſſen mußte. Seinem Regenten, dem Herzog von Weimar ſtand nämlich das Patronatrecht auf eine Pfarrei zu Masbach in Franken und der größte Theil dieſer von Roſenbachiſchen Beſitzung als Mannlehn zu: auch ſtand dieſe anſehnliche Herrſchaft wegen Mangel männlicher Deſcendenten auf dem Heimfall. Theils häufige zwiſchen den untermiſchten katholiſchen und proteſtantiſchen Einwohnern vorkommende Reibungen, theils die Folgen der Deutſchen Staatsumwälzung und daraus zwiſchen benachbarten Fürſten ſich bildenden Colliſionen, überdies der Mangel an einem von den Deutſchen Fürſten anerkannten Gericht, machten die Lage eines Pfarrers zu Masbach überaus ſchwierig und die Auswahl deſſelben bedenklich. In unſerm Heimreich glaubte man alle Eigenſchaften zu finden, welche zu dieſer Stelle unentbehrlich waren und man hätte ſich nicht getäuſcht; ſeine Paſtoralklugheit und diplomatiſche Umſicht und Gewandtheit ließen ihn durch vielſeitige Verlegenheiten durchſchlüpfen und wirkten vortheilhaft für die höchſte Lehnsherrſchaft, ohne der Gutsherrſchaft nachtheilig zu werden. Doch bei aller ſeiner Vorſicht und äußerſt umſichtigen und delicaten Verhalten hätte ihn doch beinahe ein öffentlich ausgeſprochener Beweis ſeiner unbeſchreiblichen Anhänglichkeit an ſeine ihm ſo theure Landesherrſchaft ſeine Laufbahn zertrümmert, hätte er ſich nicht mit Würde und Offenheit gegen die ihm gemachten Anſchuldigungen zu verheidigen gewußt. Es möchte bedenklich ſeyn, jenes Ereigniß, welches übrigens in dem Kirchſpiel des Seligen allgemein bekannt iſt, hier umſtändlich aufzuführen, da es in manche diplomatiſche Verhältniſſe eingreift und manche Saiten unangenehm berührt, aber ſo viel iſt bekannt genug, daß unſer Heimreich vorgeladen und hart angelaſſen, aber nach ſeiner eben ſo anſtändigen als freimüthigen, vor der hohen Behörde ausgeſprochenen Vertheidigung, nicht allein von aller Strafe freigeſprochen, ſondern ihm noch eine der erſten proteſtantiſchen Stellen angetragen wurde, die er jedoch, weil er ſich dazu zu ſchwach und zu ſehr abgeſtumpft fühlte, verbat.

Auch in Masbach ſetzte Heimreich ſeine Lehranſtalt fort, konnte aber wegen ſeinen vielen Amtsgeſchäften nur wenige Zöglinge aufnehmen, die ſich endlich durch die vielfachen, auch Franken betroffenen Kriegsbedrängniſſe, gänzlich verloren.

War nun Heimreich durch die vieljährigen Kriegscalamitäten genöthiget worden, ſeine Lieblingsgeſchäfte, die Bildung junger Zöglinge aufzugeben, ſo gewann er dadurch auf der andern Seite in geſelliger Hinſicht, da er in jener ganzen Umgegend von allen benachbarten Beamten und Geiſtlichen proteſtantiſcher und catholiſcher Confeſſion ſehr geſchätzt wurde.

Endlich aber, von mancherlei Conflicten ermüdet, ſehnte er ſich wieder nach einer vaterländiſchen Stelle, und als im Jahre 1805 zu Tiefenort im Fürſtenth. Eiſenach der Adjunct Köhler geſtorben war, ſuchte er dieſe ihm längſt vor allen erwünſchte Stelle, die ihm auch vor der Hand zugeſichert, aber noch zur Zeit, weil man ſeine Entfernung von Masbach noch nicht wünſchte, bis zu ſeinem Abgang von dort, durch Vicarien beſorgt wurde. Erſt im Jahre 1817, im 63. Jahre ſeines Lebens, trat er ſeine letzte Wanderung nach Tiefenort an, um da den Abend ſeines ſtets thätigen und gemeinnützigen Lebens zu beſchließen. Er fand hier eine freundliche Aufnahme und Aufheiterung durch den geſelligen Umgang mit gebildeten Männern, die ihm in allen Perioden ſeines thäti-

Digitized by Google

gen Lebens ein wahres Bedürfniß waren, und er würde in dieſer längſt gewünſchten ruhigen Stelle um ſo mehr einen ſichern Zufluchtsort und Erholung von ſeinen vielfachen Duldungen gefunden haben, da durch ein gutes Dienſteinkommen ſeine vorhin durch Gutmüthigkeit und Gaſtfreiheit etwas geſtörten Vermögensumſtände für ſein häusliches Bedürfniß geſichert waren, aber mehrere traurige Verhängniſſe ſtörten auch hier den Herbſt ſeines ſchönen gemeinnützigen Lebens, indem er ſein Gehör faſt gänzlich verlor und eine vieljährige treue Haushälterin, die Schullehrerwittwe Avemark, deren verwaiſte zwei Söhne er erzogen hatte, und welche ſeit ſeinen Erziehungsanſtalten ſein Hausweſen treulich beſorgt hatte, durch einen Schlagfluß mehrere Jahre völlig gelähmt wurde und ihm kurz vor ſeinem Ableben vorausging. Nach einem anhaltenden Krankenlager, welches in Altersſchwäche ſeinen vorzüglichſten Grund hatte, ſtarb er am 27ſten Januar 1825, im 71ſten Jahre ſeines Alters, mit der Beruhigung, daß aus ſeinem Nachlaß die wenigen Gläubiger völlig befriediget wurden und keine Witwe und Kinder ſeinen Verluſt betrauerten, ob er gleich die Liebe und Achtung ſeiner Gemeinden mit in das Grab nahm.

Unſer Heimreich beſaß einen hellen und wiſſenſchaftlich gebildeten Verſtand und einen ungeſuchten aufheiternden Witz, welcher ſeinen Umgang ſehr anziehend und unterhaltend machte. Franzöſiſche und Engliſche Sprachkunde war in den jüngeren Jahren ſein vorzüglichſtes Studium, welches er bei den mancherlei Erziehungsinſtituten ſehr vortheilhaft benutzte. Mehrere ſeiner fremden Zöglinge aus Frankreich, der Schweiz und England ſuchten ihren alten treuen Lehrer auf, und in dem letzten Jahre ſeines Lebens beſuchte ihn noch ein Engländer, der früher in ſeinem Inſtitut gelebt, nachher in Aegypten gegen Napoleon gefochten und denſelben endlich nach St. Helena gebracht hatte. Sein Herz war von der wärmſten Menſchenliebe beſeelt, die keine Aufopferungen jeder Art achtete, wenn es darauf ankam, zum Beſten Anderer wirkſam zu ſeyn. Sein reines Gemüth war die Quelle ſeiner ſtets frohen, muntern Laune, die ihn ſogar in den letzten Tagen ſeines Lebens nie verließ und ihm noch manche Scherze über Gegenſtände erlaubte, worüber andere in die bitterſten Klagen ausgebrochen ſeyn würden. Eigennutz war ihm fremd und ein Beweis von dieſer ſchönen geiſtlichen Tugend gab er dadurch, daß er nie das gewöhnliche Beichtgeld anzunehmen, ſich entſchließen konnte. Sein Character war offen und frei von aller Heuchelei; ohne den Anſtand zu verletzen, den er ſehr in Ehren hielt, verachtete er alles leere Ceremoniel als leeren Tand. Er war in ſeinem geiſtlichen Amt ein treuer, aber aufgeklärter Lehrer, dem Finſterling ging er offen entgegen und gegen die ihm anbefohlene Gemeinde handelte er wie ein liebreicher theilnehmender Vater gegen ſeine Kinder. Nicht aus Eigennutz, ſondern aus reiner Neigung wurde er Erzieher und liebte ſeine Zöglinge mit der innigſten Anhänglichkeit. Er ſorgte nicht allein für ihre geiſtige Bildung, ſondern eben ſo ſehr lag ihm die phyſiſche Erziehung derſelben am Herzen, ſo daß mancher, in ſeinem Inſtitute aufgenommene Schwächling, mittelſt der ihm gegebenen geregelten Leitung, es als kraftvoller Jüngling verließ: ſo machte er ſich die moraliſche, wie die phyſiſche Bildung dieſer zarten Pflanzen, deren ihm das Ausland ſo manche anvertraute, zur heiligſten Pflicht, und viele dieſer Zöglinge, die durch ihn auf die Bahn der Tugend, der Weisheit und nützlicher

Digitized by Google

Wiſſenſchaften geleitet worden ſind, werden ſtets das Andenken an dieſen achtungswerthen Mann in ihrem Herzen bewahren.

J. u. E. T. u. R.

* IX. Johann Ludwig Klohß,

der Medizin und Chirurgie Doctor, Inhaber des königl. Preuß. allgemeinen Ehrenzeichens erſter Klaſſe, herzogl. Anhalt-Deſſauiſcher Hofmedicus, Stadtphyſikus und Stadt- und Land- Accoucheur zu Zerbſt.

geb. den 20. November 1770.
geſt. den 28. Januar 1825.

Wenn raſtloſes, redliches Streben, in einem nicht kleinen Wirkungskreiſe nach Kräften zu nützen, wenn der regſte Eifer für ſeine Wiſſenſchaft, die treueſte Pflichterfüllung in dem gewählten Berufe und mannichfache, während eines langen Zeitraums dem Vaterlande und der Menſchheit mit ſeltner Uneigennützigkeit und rühmlicher Selbſtaufopferung von Geſundheit und Leben geleiſtete Dienſte, einen Mann der Auszeichnung würdig machen, in dieſem, dem Gedächtniß edler Dahingeſchiedener aus dem Deutſchen Volke geweihten Buche, auch für ſeinen Namen einen Platz zu erhalten, ſo gehört der Verſtorbene unſtreitig unter die Zahl derer, deren Verdienſte und ganzes Leben ihnen ein hohes Anrecht an dieſer Ehre und den vollgültigſten Anſpruch ertheilen, der Vergeſſenheit entriſſen und dem ehrenden Andenken der Mit- und Nachwelt erhalten zu werden.

Seine Vaterſtadt war Zerbſt, wo ſein Vater Beſitzer einer Wachsbleiche und einer der wohlhabendſten und angeſehenſten Bürger war. Den erſten

Unterricht erhielt er im älterlichen Hauſe, theils durch Privatlehrer, theils ſpäterhin auf dem dortigen Gymnaſio bis zum 11ten Jahre, wo ihn ſein Großvater mütterlicher Seite, der Rath und Stadtphyſikus Dr. Jacobi, welcher vor allen ſeinen übrigen Enkeln ihm die meiſte Liebe und Sorgfalt ſchenkte, ganz zu ſich in ſein Haus nahm und 3 volle Jahre darin behielt, während welcher Zeit er noch das Gymnaſium der Stadt beſuchte. Dann ward er, hauptſächlich auch auf Anrathen des letztern nach Schulpforte gebracht, welche er nach 3jährigem Aufenthalte mit dem Gymnaſio zu Gotha vertauſchte, das er aber nur auf 1 Jahr noch beſuchte und dann im 18ten Lebensjahre die Univerſität zu Jena bezog, um ſich der Heilkunde zu widmen, zu der ihn ſchon früh eigne Neigung, nicht minder aber auch Beiſpiel und Aufmunterung ſeines Großvaters hinzogen, deſſen Liebling er war. Ohne den Freuden des akademiſchen Lebens zu entſagen, die ihm vielmehr gern zuſagten, und deren er in ſpätern Jahren ſich immer mit vieler Wärme erinnerte, verabſäumte er indeß keineswegs das ernſtere Studium ſeiner Wiſſenſchaft und widmete ſich mit Eifer und Fleiß der Medizin in ihrem ganzen Umfange, worin ihm Männer, wie Loder, Gruner, Stark, Nicolai u. ſ. w., den trefflichſten Unterricht ertheilten. Wie unermüdet ſein Fleiß, wie rege ſeine Wißbegierde und wie groß ſein Eifer waren, davon zeugt nicht nur ſein ſpäteres praktiſches Leben, ſondern auch die ehrenvollſte Anerkennung von Seiten ſeiner Freunde und Lehrer, von der noch jetzt Beweiſe vorliegen. So findet ſich in dem, von ihm nachgelaſſenen Denkmale akademiſcher Freundſchaft folgende Stelle, die ein Freund einſchrieb: „Guter Klohß! ich muß dir das rühmliche Zeugniß geben, du wärſt der Biene gleich; du

Digitized by Google

kamſt nach Jena und gehſt beladen mit Wiſſenſchaften ins Vaterland zurück.“ Noch mehr aber als dieſer, von einem Commilitonen gewiß ſeltne Ausſpruch, zeugt dafür das Lob und die Liebe ſeiner Lehrer, unter denen Loder insbeſondere ihn vorzugsweiſe auszeichnete, ſo daß er in der, ſeiner Diſſertation angehängten Einladungsſchrift, von ihm rühmte: „er habe durch vorzüglichen Fleiß und gute Sitten ſich vor vielen andern ſeinen Lehrern empfohlen, weshalb denn auch er ſelbſt insbeſondere Freundſchaft für ihn gehegt habe.“

Nach beendigtem akademiſchen Triennio beſtand er summa cum laude das mediziniſch-chirurgiſche Examen und ward dann unter Loder nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation: De paracentesi vesicae urinariae per intestinum rectum, zum Doctor der Medizin und Chirurgie promovirt.

Er verließ hierauf im Herbſte 1791 Jena, um noch auf ein halbes Jahr die kliniſchen Anſtalten von Berlin und hauptſächlich die Charitè zu beſuchen und kehrte dann nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Durch Anleitung und Beihülfe des ſchon erwähnten Raths Jacobi, eines vielbeſchäftigten und damals ſchon hochbejahrten Arztes, der ihn mit väterlicher Liebe umfaßte und 7 Jahre im eignen Hauſe wohnen, an ſeinem Tiſche und täglicher Geſellſchaft Theil nehmen ließ, nicht minder aber durch eigne Anſtrengung und Geſchicklichkeit gelang es ihm hier bald, das Vertrauen des Publikums zu erwerben und binnen kurzer Zeit zum Beſitz einer nicht unbedeutenden Praxis zu gelangen. Da er mit beſonderer Neigung auch der Geburtshülfe ſich gewidmet hatte, die, wie das Hebammenweſen überhaupt, ſich damals in Zerbſt in ſchlechter Verfaſſung und ausſchließlich nur in den Händen wenig unterrichteter Hebammen befand, ſo gelang es ſeinen wiederholten Vorſtellungen, die Behörden auf dieſe Gebrechen nicht nur aufmerkſam zu machen, ſondern auch dahin zu vermögen, zu deren Abſtellung ihn mit einem namhaften Gehalte zum Stadt- und Landaccoucheur zu ernennen, in welcher Eigenſchaft er bei ſchweren Geburten Unvermögender aus der Stadt und den dieſſeits der Elbe gelegenen Dörfern, Deſſauiſchen Antheils, unentgeldlich Hülfe zu leiſten und außerdem die Aufſicht über die Hebammen zu führen und deren Unterricht zu beſorgen hatte. Glück und Zufall, zwei Umſtände, die mehr oder weniger in dem Leben jedes Menſchen, hauptſächlich aber in dem eines Arztes, zumal in dem erſten Auftreten eines Anfängers, eine Rolle ſpielen, begünſtigten ihn in der ärztlichen und faſt noch mehr in der geburtshülflichen Praxis, ſo daß er gar bald als Arzt und insbeſondere als Geburtshelfer in der Stadt und Umgegend einen bedeutenden Ruf gewann und meilenweit zu Kranken und Kreiſenden gerufen ward. Von Jahr zu Jahr vergrößerte ſich ſo ſein Wirkungskreis, wie ſeine Einnahme und beide wurden noch bedeutender, als durch den im Jahre 1804 erfolgten Tod des Raths Jacobi der größte Theil von deſſen Praxis nicht nur, ſondern auch das dadurch erledigte Stadtphyſikat ihm, wenigſtens zur Hälfte, zufiel, indem Beſoldung ſowohl, als Geſchäfte deſſelben, zwiſchen ihm und dem damaligen Hofrath Henning getheilt wurden.

Unter keinen andern Abwechslungen, als denen, welche ein vielbeſchäftigtes praktiſches Leben darbietet, vergingen ihm ſo bei ungeſchwächter Geſundheit mehrere Jahre, als er im Sommer 1813 einer der erſten war, die von dem ſich damals entwickelnden bösartigen Typhus ergriffen wurden. Mit großer Heftigkeit hatte die Krankheit ihn befallen, mehrere Tage ſchwebte er, beſonders wegen ſehr hervorſtechender, der Gehirnentzündung nahe ſtehender, Affektion des Kopfes, in bedeutender Lebensgefahr; doch eine im Uebrigen geſunde Körperbeſchaffenheit, die ſorgſamſte Pflege und Abwartung und der treue ärztliche Beiſtand ſeiner Collegen retteten für diesmal noch das bedrohte Leben und er genaß, zwar langſam nur, aber doch vollſtändig. Ein mehrtägiger Aufenthalt auf dem Lande und von da ein kurzer Ausflug nach dem damals vielbewegten und ſehr lebendigen Berlin (es war gerade die Zeit des Waffenſtillſtandes), vollendeten durch Ruhe und Erholung anfänglich, ſpäterhin durch rege, alle Thätigkeit in Anſpruch nehmende Theilnahme an den damaligen großen Zeitereigniſſen, die vollkommene Wiederherſtellung und ſchon Ende Auguſts war er wieder im Stande, nach wie vor ſeine Geſchäfte zu beſorgen. Selbſt als in Folge des zu Ende 1813 und faſt das ganze Jahr 1814 hindurch graſſirenden Typhus auch Zerbſt von dieſer mörderiſchen Seuche heimgeſucht ward, als ſich die Zahl von Kranken täglich mehrte und ſogar zu dieſem Allem noch ein großes Militairlazareth, das faſt ein Jahr lang in Zerbſt blieb, hinzukam, an deſſen Beſorgung er gleichfalls thätigen Antheil nahm und endlich mehrere ſeiner Collegen gleichfalls am Typhus erkrankten und ihre Kranken ihm größtentheils überlaſſen mußten, litt weder ſeine Geſundheit bei dieſen überhäuften Geſchäften, noch ſein Eifer in der Ausübung ſeines, unter damaligen Verhältniſſen, gewiß höchſt ſchweren, höchſt beſchwerlichen Berufs. Im erhebenden Gefühl des edlen Zweckes dieſes Berufs, der ſich da bei der allgemein verbreiteten Noth, bei dem Mangel guter ärzlicher Hülfe, bei der ſtets zunehmenden Maſſe von Kranken, bei der Höhe einer ſchrecklichen Epidemie und bei den unterdeß immer fortſtürmenden Schreckniſſen eines verheerenden Krieges recht deutlich in ſeiner ganzen Wohlthätigkeit und Erhabenheit zeigte, und im Vertrauen auf eigene, durch die einmal überſtandene Krankheit nicht mehr gefährdete Sicherheit, unterzog er ſich allen Geſchäften, beſuchte ohne Unterſchied eben ſo die mit Kranken angefüllten Gemächer der Reichen, wie die ſchmutzigen Hütten der Armen, ging früh und ſpät, bei Tag und Nacht, eben ſo in die Privathäuſer, wie in die von armen Kriegern mehrerer Nationen wimmelnden Säle des großen, anfangs kaum mit dem Allernöthigſten verſehenen Lazarethes, ſuchte zu helfen und zu retten, wo er vermogte, um dem Fortſchreiten der tödtlichen, verheerenden Krankheit nach Kräften Einhalt zu thun. Seine Verdienſte in dieſer ſchweren Zeit um die Behandlung kranker Militairs in den Bürgerhäuſern, als hauptſächlich um die thätige Theilnahme an der Beſorgung des, größtentheils mit Preußen angefüllten Lazareths, wurden auch von Sr. Maj. dem König von Preußen durch die 1817 erfolgte Verleihung des allgemeinen Ehrenzeichens zweiter und ein Jahr ſpäter, erſter Klaſſe anerkannt und von der Lazareth-Verwaltungscommiſſion durch Befreiung von den Laſten der Einquartirung und einer Remuneration an Geld belohnt. Auch ſein Fürſt erkannte ſeine dem Staate geleiſteten Dienſte dadurch an, daß er nach dem im Jahre 1823 erfolgten Tode des Hofraths Dr. Henning ihn zum Hofmedicus ernannte und der Stadtrath zu Zerbſt nicht minder, indem derſelbe das eine Zeit lang getheilte Phyſikat der Stadt wieder vereinigte und ihm als alleinigem Stadtphyſikus übergab.

Ein ſo ausgezeichnet thatenvolles, ſo ganz dem Dienſte der leidenden Menſchheit geweihtes Leben iſt die treueſte Schilderung, die beſte Lobrede des Mannes. Bei einer großen Geiſtesthätigkeit beſaß Klohß einen geſunden, klaren Verſtand, eine richtige Urtheilskraft, viel Beobachtungsgabe und einen ächt praktiſchen Takt. Ohne irgend einem Syſtem zu huldigen, deren er in ſeiner Laufbahn mehrere entſtehn und wieder verſchwinden ſah, nahm er bei der Ausübung ſeiner Kunſt die Natur zu ſeiner Führerin und die gediegenen Beobachtungen der beſten Aerzte aller Zeiten und Völker und ihr Thun und Handeln zum Vorbilde an. Unermüdet in ſeiner Thätigkeit, gleich bereit, bei Nacht, wie bei Tage, zu Hülfe heiſchenden Kranken zu eilen, beſaß er in einem hohen Grade die einem Arzte ſo nöthige, ſo unentbehrliche Geduld und dabei eine ſo große Uneigennützigkeit, daß ſie ſehr oft gemißbraucht ward. Eben ſo leutſelig, gefällig und freundlich, wie gegen ſeine Kranken, war er auch gegen ſeine Kollegen und ſelbſt bei manchem Anlaß zur Beſchwerde und Unzufriedenheit über des Einen oder des Andern Betragen gegen ihn, war er unfähig, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und zu Eines Nachtheil ſich ſelbſt Vortheil zu ſtiften, wenn auch, wie nicht ſelten, er ſelbſt dazu Veranlaſſung durch Andere erhielt.

Bei dieſen Eigenſchaften, die ihn als Menſch und Arzt gleich hoch in der Achtung Aller ſtellten, konnte es nicht fehlen, daß er das Zutrauen und die Liebe ſeiner Kranken in einem hohen Grade beſaß, wie er denn auch in der That eine eben ſo ausgebreitete, als ausgezeichnet glückliche Praxis die ſeinige nennen konnte. Was er als Arzt geleiſtet, darüber ſpricht die einmüthige Stimme einer ganzen Stadt und die der Tauſende, denen er Geſundheit und Leben gerettet hat: was er als Menſch geweſen, das bezeugten bei ſeinem Tode die Thränen der Seinigen, ſeiner Freunde und aller derer, welche durch nähere Bekanntſchaft ſeine ſeltne Herzensgüte, ſein freundliches Wohlwollen gegen Jedermann, ſeine Gutmüthigkeit und die Weichheit ſeines edlen Charakters kennen gelernt hatten.

Er war nur einmal verheirathet, indem er ſich im Jahr 1799 mit Auguſte Gelbecke, Tochter des nun verſtorbenen Kaufmanns Gelbecke in Zerbſt, verband. In dieſer glücklichen Ehe wurden ihm 3 Töchter und ein älterer Sohn geboren, der gleichfalls Arzt, wenn auch nicht Erbe ſeiner Aemter und Würden, doch eines großen Theils ſeiner Praxis geworden, ſeinem verklärten Vater nachfolgt im Eifer für ſeine Wiſſenſchaft, in treuer Pflichterfüllung ſeines Berufs und im Streben nach all dem Guten und Edlen, worin er ihm Muſter und Vorbild geweſen iſt.

Der gelehrten Welt iſt er durch keine literariſche Arbeiten, außer einer kleinen Schrift bekannt geworden, die unter dem Titel: Mediziniſche Bemerkungen über den Gebrauch und die Wirkſamkeit der ſalzſauren Schwererde, 1793 zu Zerbſt herauskam. Ueberhäufte praktiſche Geſchäfte und das Beſtreben, mit den Fortſchritten der Medizin immer gleichen Schritt zu halten, daher eine vielfache Lectüre der beſten neuern Schriften, raubten ihm die zu eignen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten erforderliche Zeit, zu denen ſonſt ſeine langjährige, ausgebreitete Praxis reichlichen Stoff dargeboten haben würde.

Eine Balggeſchwulſt an der rechten Seite des Halſes, mit einer Anlage zum Kropfe, die ſich ſchon in ſeinen Jünglingsjahren entwickelte, in den ſpätern, unbeachtet von ihm, immer mehr, und beſonders durch häufige Anſtrengungen bei geburtshülflichen Operationen, zunahm, war der Grund vielfacher Sorgen und Bekümmerniſſe in den letzten Jahren ſeines Lebens und endlich die Urſache ſeines, noch in der Blüthe des männlichen Alters erfolgten Todes. Schon ſeit den letzten Monaten des Jahres 1824 litt er mehr, als ſonſt, an Congeſtionen des Blutes nach dem Kopfe, an Mangel an Luft, ſchwerer, beſonders beim ſchnellen Gehen und Treppenſteigen bemerklicher Reſpiration und an unruhigem Schlafe. Auch ſeine ſonſtige Heiterkeit litt hierunter beträchtlich und nur mit Mühe verbarg er den Seinigen die Beſorgniſſe, welche dies Uebel, deſſen Unheilbarkeit und endlichen traurigen Ausgang er nur zu gut ſelbſt fühlte, ihm verurſachte. Mit den erſten Tagen des Januar 1825 nahmen alle obengenannte Symptome um ein Bedeutendes nicht nur zu, ſondern es geſellte ſich ihnen noch eine Betäubung des Kopfes und eine unbezwingliche Schläfrigkeit hinzu. Nichts deſtoweniger fuhr er immer noch fort, ſeine Kranken zu beſuchen, obgleich ihm Jeder leicht ſeine große Angſt und Hinfälligkeit anſehen konnte und die Seinigen Alles aufboten, ihn von den Geſchäften zurück und zu Hauſe zu halten. Erſt als das Uebel noch bedeutender ward, gab er nach vielem Widerſtreben den vereinten Bitten ſeiner Familie nach und ging am 10ten Januar, wie ſeine Freunde glaubten, nur für einige Zeit, wie es aber das Schickſal beſchloſſen hatte, für ſeine Lebenszeit, den letzten Gang ſeines Berufs. Sein Kopf ward nun immer eingenommener, immer größer Schläfrigkeit und Betäubung, unruhiger der Schlaf, beſchwerlicher die Reſpiration, häufiger die Phantaſien. Aderläſſe, wiederholte Anlegung von Blutegeln, kalte Umſchläge auf den Kopf, äußere Ableitungsmittel und innerlich die zweckmäßigſten Arzneien: Alles blieb fruchtlos und brachte höchſtens eine vorübergebende Erleichterung hervor. Zwei Tage vor ſeinem Ende war ſein Zuſtand ſo leidlich, daß er eine Spatzierfahrt unternehmen konnte und Tags darauf ſogar wieder, was er lange nicht gethan, mit Appetit aß. Aber nur trügeriſch war dieſe Hoffnung! Am 28ſten Januar früh kehrten alle Symptome mit neuer Heftigkeit zurück. Ein nochmaliger Aderlaß blieb ganz fruchtlos und ein ſchrecklicher Todeskampf mit unnennbarer Beklemmung auf der Bruſt und der mühſeligſten Reſpiration ſtellte ſich ein. Gefaßt und in ſein Schickſal ergeben, ſah er mit ſeltner Reſignation und wahrer Seelengröße dem Tode entgegen, tröſtete ſelbſt noch die neben ihm troſtlos weinende Gattin und Kinder und empfahl dieſe, wenige Stunden vor ſeinem Ende, noch ſeinem ihn beſuchenden Schwager mit zwar mühſam ausgeſprochenen, aber kräftigen, herzzerreißenden Worten. Dann ließ er vor den Spiegel ſich führen, beſah in ihm noch einmal ſein bereits bleifarbenes, dem Tode ſchon halb verfallenes Antlitz, ſtarrte noch einmal mit ſchon halb verdunkelten Augen die Seinigen an, die zu verlaſſen ihm ſo ſchwer ward, und tröſtete ſie über ſein nahes Ende mit einer Kraft und Erhabenheit des Geiſtes, deren in den letzten Augenblicken des Lebens, bei dem entſcheidenden Schritt in jenes unbekannte Jenſeits, kaum Einer unter Tauſenden fähig ſeyn dürfte. Darauf ſchien ihn das Bewußtſeyn zu verlaſſen; es trat gegen 3 Uhr, bei der geſunden Beſchaffenheit der innern Theile und ihrem kräftigen Widerſtreben, ein ſo ſchrecklicher Todeskampf ein, daß die Seinigen ſelbſt Gott um das baldige Ende dieſer Leiden anflehten, das endlich um 5 Uhr Abends erfolgte.

Wie theuer und werth er ſeinen Mitbürgern geweſen, das ſprach ſich bei ſeinem Tode auf das

Digitized by Google

Lebhafteſte und Unzweideutigſte aus. Noch an demſelben Abend durchlief die Nachricht davon die ganze Stadt und ward allenthalben mit trauernder Theilnahme, mit Schmerz und Kummer aufgenommen, ſein Tod ſelbſt aber als ein wahrer, gemeinſam erlittener Verluſt bedauert. Schon ſtundenlang vor der Beerdigung ward der Sarg, der die entſeelte Hülle des Entſchlafenen barg, von Hunderten umlagert, die noch einmal den ſehen, noch einmal eine Thräne des Dankes und der Rührung dem zollen wollten, der im Leben ein und mehrmals ihr helfender Retter von Krankheit und Tod, von Schmerz und Jammer geweſen war. Als er den letzten Weg zur ewigen Ruhe getragen ward, da folgte, außer mehreren Wagen, eine lange Reihe ſeiner Freunde zu Fuß ihm nach, und eine zahlreiche Volksmenge ſchloß ſich ernſt und feierlich dem Zuge an. Auf dem Friedhofe angelangt, ward, ehe die Hülle in die Gruft der Väter ſank, von Mehreren ein Choral angeſtimmt, den in der ringsum herrſchenden Stille nur einzelne Thränen und Seufzer, Zeugen des tiefen Schmerzes, des regen Antheils der Verſammlung, unterbrachen.

Deckt gleich kein Leichenſtein das Grabmal des Verklärten, preißt keine Inſchrift die Thaten ſeines Lebens und ſpricht kein Monument zu ſeinem Gedächtniß: ſein Andenken wird fortleben in den Herzen ſeiner Mitbürger und in der Erinnerung Aller, die ihn in ſeinem ſegensreichen Wirken gekannt! —

* X. Johann Theodor Reinke,

Grenz-Aufſeher und Strom- und Kanalbau-Director in Hamburg.

geb. den 10. April 1749.
geſt. den 30. Januar 1825.

Sein Vater lebte in Hamburg und hieß Johann Heinrich und ſeine Mutter Engel Dorothea Möller, welche die zweite Frau ihres Mannes war. Unſer Reinke verlor ſeinen Vater, als er noch nicht das dreizehnte Jahr erreicht hatte, alſo in einem Alter, in welchem das jugendliche Gemüth ſolchen Verluſt ſtark fühlt, ohne ſchon die Geiſtesſtärke zu beſitzen, ihn ſtandhaft und mit Ergebung in göttliche Schickung ertragen zu können, und gewiß wäre er auch wegen dieſes unerſetzlichen Verluſtes untröſtlich geweſen, wenn nicht die Vorſehung, die ihn zu einem würdigen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft erſehen hatte, es ſo gelenkt hätte, daß er von nun an Sonnin, den Erbauer der Hamburgiſchen Michaeliskirche, gleichſam als ſeinen zweiten Vater anſehen konnte. Zu dieſem nämlich war er, ſchon zwei Jahre vor dem Ableben ſeines Vaters, ins Haus gekommen. Der Vermittler dazu war der geſchickte Zeichner Möller, ſein Oheim und Sonnins Freund und Genoſſe, welcher ſchon früher es veranlaßt hatte, daß Sonnin die ältere Schweſter unſers Reinke als Haushälterin zu ſich nahm. Sonnins Gunſt wußte er ſich in einem ſo hohen Grade zu erwerben, daß er nicht nur der Zögling, ſondern auch der Liebling deſſelben genannt werden kann; weshalb er auch ſeinen Lehrer und Wohlthäter bis an deſſen Ende mit großer Liebe anhing und ſelbſt ſeine Großmutter vermochte nicht, durch Bitten und Vorſtellungen das Gegentheil zu bewirken, als ſie ihn für ihren Sohn Möller zu gewinnen ſuchte, da dieſer und Sonnin ſich trennten.

Schon im 13ten Jahre gab er Unterricht in den Anfangsgründen der Mathematik und im Zeichnen und empfing für die Stunde 6 Schilling (drei Groſchen), einen, für damalige Zeit anſehnlichen Preis. Die dazu erforderlichen Kenntniſſe verdankte er nur Sonnin, der ihn in der Mathematik unterwieſen und auch etwas mit der Lateiniſchen Sprache vertraut gemacht hatte. Denn ſein Vater, ein Lohgerber, war nicht im Stande geweſen, viele Sorgfalt auf die Erziehung ſeiner Kinder zu verwenden, weshalb auch ſein jüngerer Bruder, der nicht das Glück hatte, nach dem Tode ſeines Vaters eine ſo kräftige Hülfe zu finden, als die, welche dem Bruder zu Theil geworden war, das Zimmerhandwerk erlernte und auf die Wanderſchaft ging, endlich aber ſich nach Batavia einſchiffte, wo er wahrſcheinlich geſtorben iſt.

Nach dem Tode ihres Mannes ſetzte ſeine Mutter deſſen Geſchäft eine Zeitlang fort, aber mit geringem Glücke; ja bald mußte ſie es, hauptſächlich wegen Untreue der Untergebenen, aufgeben und ſie gerieth ſogar in Schulden, welche aber, ſo wie die ſeines Bruders, die dieſer in der Fremde gemacht hatte, Reinke alle, obgleich ſie über 1000 Mark betrugen, bezahlt hat. Die Mutter ſtarb, als dieſer 35 Jahr alt war.

Bis zum 29ſten Jahre ſeines Alters war er Lehrer der theoretiſchen und angewandten Mathematik und er gab Unterricht im Planzeichnen, in der Perſpectivzeichnung und in der Baukunſt. Nebenbei beſchäftigte er ſich auch mit mechaniſchen Arbeiten, wodurch er ſeine Erwerbsquelle anſehnlich vergrößerte, und namentlich waren die damals viel geforderten Tambourinnadeln ein Hauptgegenſtand ſeiner Geſchäftigkeit. Jetzt aber, im Jahre 1778, übernahm er, auf Anrathen einiger Cämmereibürger, auch Geſchäfte für den Staat, und betrieb dieſe, beſtehend in wirthſchaftlichen Aufmeſſungen, Anfertigung von Charten und gutachtlichen Meinungen, bis zum Jahre 1787, ohne beeidigt zu ſeyn, für welche Arbeiten er die letzte Zeit eine jährliche Belohnung von 300 Mark erhielt. Dieſe Dienſte waren aber bis zu dieſem Jahre nur Nebenſache für ihn, denn hauptſächlich war er mit Geſchäften von Privatleuten beauftragt, welche ihm auch ſeine Haupteinnahme lieferten. Unter dieſen Verrichtungen verdient beſonders die Anlegung einer Kupferſchmiede- und Walzmühle in Poppenbüttel, einem Dorfe, 2 Meilen von Hamburg, angeführt zu werden. Ein gewiſſer Kaufmann Olde hatte aus England, durch eingezogene Berichte, einige Kenntniſſe von der Einrichtung eines ſolchen Gewerkes erlangt, auf welche geſtützt, Reinke das Werk ausführen ſollte. Da aber der Erfolg nicht den Erwartungen entſprach, ſo machte er auf Oldens Koſten im Sommer 1782 eine Reiſe nach England, in der Abſicht, die Einrichtung der dortigen Gewerke der Art, ſo viel möglich, ſelbſt zu erforſchen; nebenbei erhielt er aber auch den Auftrag, das Beſchlagen der Schiffe mit Kupfer ſorgfältig zu beobachten, weil Olde, wenn die Erkundigung genügend ausfallen ſollte, Willens war, ſein Schiff, unter Reinkes Leitung, mit Kupfer beſchlagen zu laſſen, von welcher Unternehmung er ſich, da es das erſte Schiff der Art in Hamburg ſeyn würde, viel Aufſehn verſprach. Er kehrte aus England, nach einem dortigen Aufenthalte von zwei Monaten, zurück, und verbeſſerte darauf jenes angeführte Gewerk. Man fand indeß bald die Schneidewalzen, um Kupfer von $\frac{1}{8}$ Zoll dick, zu Streifen von $\frac{5}{8}$ Zoll breit zu ſchneiden, nicht vortheilhaft, ſondern die gewöhnlichen Scheeren dienlicher; zum Walzen des Kupfers aber wurden die Walzen aus England verſchrieben. Dieſe Kupfermühle muß damals eine noch unbekannte Erſcheinung bei Hamburg geweſen ſeyn, denn Olde war mit der Einrichtung derſelben ſo geheim, daß ſelbſt den Arbeitern ein Eid abgenommen wurde, nichts von derſelben zu offenbaren. Auch des zweiten Auftrages, anlangend die Beſchlagung der Schiffe mit Kupfer, hatte er ſich beſtens entledigt und unter ſeiner Anleitung ließ nun Olde ſein Schiff, genannt Poppenbüttel, im Herbſt 1782 mit Kupfer beſchlagen, das erſte, welches in Hamburg dieſe Bekleidung empfing. Nachher gab er noch die Anweiſung zur Beſchlagung eines andern Schiffes, wovon Olde die Beſorgung übernommen hatte. Ueberhaupt hatte er für dieſen Mann viele Arbeiten zu verrichten, mußte z. B. von deſſen Beſitz Riſſe anfertigen, auch ihm ein Haus zimmern laſſen, welches nach der Inſel St. Thomas geſchifft und dort aufgeſetzt wurde.

Für den Staat wichtig und heilſam wurde ein Vorſchlag, welchen er demſelben in einem Promemoria vom 27. December 1785 vorlegte, des Inhalts: daß es in vieler Hinſicht, unter andern für Waſſerbauten, von außerordentlichem Nutzen ſey, die Zeit des Eintritts der Ebbe und Fluth und deren jedesmalige Höhe genau zu wiſſen, und man müſſe daher wünſchen, daß ein Mann beordert würde, der obiges ſowohl, als auch den Wind, der dabei ſtatt gefunden habe, beobachte und aufzeichne, und geſchähe daſſelbe, fügte er hinzu, auch beim Zollenſpiker, ſo würde man, da ſolche Beobachtungen ſchon ſeit einiger Zeit zu Curhaven geſchähen, eine genaue Kenntniß von dem Waſſerſtande der unteren Elbe erlangen. Hierauf erfolgte ſchon am 2ten Januar 1786 ein Beſchluß des Senats, wodurch dem

Unteroffizier beim Blockhauſe und dem beim Niedernbaum, obiges zu beobachten, aufgetragen und ihnen anbefohlen wurde, Reinke um ihr Verhalten dabei zu befragen. Am 19. Januar deſſelben Jahres fingen die Beobachtungen an und ſind ſeit der Zeit ununterbrochen fortgeſetzt und durch die Hamburgiſchen Addreß-Comtoir-Nachrichten bekannt gemacht worden. Vom Monat Mai 1787 wurden ſie an einem neuerrichteten Fluthmeſſer angeſtellt, deſſen Nullpunkt das gewöhnlich niedrige Waſſer bezeichnete, da hingegen an dem verworfenen Fluthmeſſer eine andere Waſſerhöhe unzweckmäßig durch Null angedeutet geweſen war. Der Erfolg dieſer Beobachtungen war, daß die voraus berechneten und in den Kalendern bemerkten Angaben für die Zeit des Eintretens der Ebbe und Fluth von nun an viel genauer und zuverläßiger waren, als früher, obgleich ſie ſich nur auf 15monatliche Aufzeichnung gründeten. *) Eine Mittelzahl aus den Beobachtungen, welche in den Jahren 1798, 1799 und 1800 angeſtellt worden waren, ergab, daß bei Voll- und Neumond 5 Stunden 18 Minuten und zur Zeit des erſten und letzten Viertels 4 Stunden 1 Minute nach dem höchſten Stande des Mondes am Himmel, das höchſte Waſſer ſey oder die Ebbe eintrete. Nur durch die richtigen Fluthmeſſer wurde es möglich, daß folgende, für Hamburg ſehr wichtige, Polizeianſtalt entſtehen konnte, welche verordnet hat, daß bei einer gewiſſen Waſſerhöhe, die der Fluthmeſſer durch 13 Fuß über den Nullpunkt angiebt, den Einwohnern der Stadt, die für viele derſelben eintretende Gefahr, durch Kanonenſchüſſe angezeigt werde. Dieſe Verordnung nun hat Reinke,

---

*) Man ſehe hierüber Reinkens Aufſatz in den Hamburg. Addreß-Comtoir-Nachr. v. 7. Mai 1787. S. 281.

wenn gleich nicht in Vorſchlag gebracht, wenigſtens doch ausgearbeitet. Auf Veranlaſſung der hohen Waſſerfluth am 22ſten März 1791, erfolgte ein Vorſchlag der Commerzdeputation: wie künftig große Waſſerfluthen der Stadt weniger ſchädlich gemacht werden könnten. Auf dieſen erwiederte Reinke in einem eingereichten Gutachten vom 23ſten Mai 1791: es käme bei demſelben darauf an, daß man die Leute, welche der Wache die Anzeige von dem Grade der Gefahr machen ſollten, in den Stand ſetze, auf eine ſichere und bequeme Art die Waſſerhöhe zu jeder Zeit bemerken zu können, und ferner, daß ſie mit deutlichen und genauen Verhaltungsbefehlen verſehen würden. Um erſteres möglich zu machen, ſchlug er vor, beim Blockhauſe und bei der Wache am Baumhauſe Fluthmeſſer zu errichten, an denen 20 Fuß über dem Nullpunkte ein horizontales Bret angebracht würde, von welchem ab man mit einem Maaßſtabe den Abſtand des Waſſers meſſen und ſo deſſen Höhe über dem Nullpunkte bequem finden könne und ſicherer, als an den gewöhnlichen Fluthmeſſern, zumal bei der Nacht, wo die an letzteren bemerkten Zahlen nicht geſehn werden könnten. Dieſer Vorrichtung gab er der, durch den Klang einer Glocke die Waſſerhöhe anzuzeigen, den Vorzug, weil ſolche künſtliche Einrichtung leicht ins Stocken gerathen könne. In Anſehung der Inſtruction ſchlug er vor: bei 12 Fuß Höhe und noch ſteigendem Waſſer die Aufmerkſamkeit angeſtrengter werden zu laſſen und die Gefahr zu beurtheilen, bei 13 Fuß Höhe der Wache Anzeige zu machen, und bei 14 Fuß die Andeutung der größern Gefahr zu geben. Das Mandat vom 28ſten Oktober 1791 verordnete die Ausführung des erſten Punktes und änderte den zweiten dahin ab, daß erſt bei 15 Fuß Waſſerhöhe geſchoſſen werden ſollte. Das Mandat aber vom

2ten September 1801 beſtimmte (wie es auch nothwendig iſt), daß ſchon, wenn der Fluthmeſſer 13 Fuß Waſſerhöhe anzeige, geſchoſſen werden ſollte, und ſo iſt es bis jetzt mit der Einrichtung geblieben. So ordnete alſo Hamburg, durch Reinkes Vorſchlag zu Fluthbeobachtungen dazu veranlaßt, eine Einrichtung an, die für das Leben vieler Einwohner größere Sicherheit ſchaffte.

Seinem Fleiße verdankt man es auch, daß von den früher in Hamburg vorgefallenen Fluthen jetzt die Höhen bekannt ſind, denn er ſuchte die Zeichen davon an alten Gebäuden auf, und führte jene auf den Fluthmeſſer zurück. Die Angabe z. B. der Höhe des Waſſerſtandes am 8ten Oktober 1756, beruht auf einem Zeichen in der Waſſerkunſt beim Graskeller, das der derzeitige Kunſtmeiſter angemerkt hatte.

Ob nun aber die auf der Elbe angeſtellten Fluth- und Ebbebeobachtnngen zur Erlangung einer allgemeinen und gründlichen Einſicht der merkwürdigen Naturerſcheinung der Ebbe und Fluth tauglich wären, das ließ er dahin geſtellt ſeyn, glaubte aber nicht viel daran, weil die Strömung des Fluſſes, ſo wie Winde und andere Dinge, ihre Brauchbarkeit zu ſolcher Abſicht ſehr verminderten; aber in Anwendung auf Deich- und Waſſerbauten fand er ſie tauglich, ja unentbehrlich. Er nahm ſich daher dieſes Gegenſtandes auch ſo ſehr an, daß er und Herr Nuppeau, der den Hamburgiſchen Kalender ſchrieb, 1812 monatlich die Vergütung dem Baumſchreiber für die Beobachtungen bezahlten, weil in dem Jahre die Franzöſiſche Behörde nichts dafür ausgab.

Im Jahre 1787 lernte ihn der Syndikus Sillem kennen, der ihn bald ſo lieb gewann, daß er ihn wöchentlich zwei Mal bei ſich ſpeiſen ließ; ja er brachte es bald dahin, daß Reinke noch in demſelben Jahre durch Rath- und Bürgerſchluß zum allgemeinen Grenzaufſeher, mit einem jährlichen Gehalte von 900 Mark, erwählt wurde. Er hatte ſich um dieſe Stelle nicht im geringſten beworben; nur keine Abneigung gegen dieſelbe hatte er bei dem Syndikus Sillem blicken laſſen. Da er aber, mit dieſem Dienſte beauftragt, unmöglich von ſolchem Gehalte anſtändig leben konnte, zumal jetzt die Geſchäfte, welche zu verrichten ſein Amt forderte, ihm wenig Zeit übrig ließen, daſſelbe durch Nebenerwerb zu vermehren; ſo erſetzte die Kammer ſeinen Mangel durch freiwillige Vergütungen und Geſchenke, woraus am Ende eine beſtimmte jährliche Zulage von 900 Mark entſtand. Die Kammer fügte bald jährlich noch 300 Mark für einen Gehülfen bei und noch andere 300 Mark für Reiſekoſten. Letztere Zulage hatte ein Unglück veranlaßt, indem er in Geſchäften mit einem Miethpferde geſtürzt war.

Gleich in dem erſten Jahre ſeines Amtes lieferte er, auf Verlangen des Commerziums, die erſte richtige Charte von der Mündung der Elbe, der Weſer und einem Theile der Nordſee, wie auch eine andere von Helgoland.

Thätig zeigte er ſich auch bei der Arbeit am Ochſenwerder-Deichbruche im Jahre 1792, welche dem Kapitain Barmann aufgetragen worden war, der ſich aber dabei viel Verdruß von den Landleuten zuzog, weshalb manches verkehrt ging und unnöthige Geldſummen verſchwendet wurden. Reinke unterſuchte nun, wiewohl unberufen, dieſen Gegenſtand näher, gab ſeine Meinung an und wurde darauf dem Kapitain Barmann beigegeben. Noch nicht ſicher, rieth er auch, das Urtheil des Herrn W. aus Ritzebüttel einzuholen, welches denn auch erfolgte und mit ſeiner Meinung übereinſtimmte. Nach der Angabe von Reinke und W. wurde die Arbeit ausgeführt. Reinke indeß hatte von derſelben viel Verdruß und Mühe, wenig Belohnung. Zwar wurde er auch als Buchhalter über das Geld geſetzt, welches die Kammer dem Lande vorgeſchoſſen hatte und von welchem jährlich ein Gewiſſes für jeden Morgen Landes abbezahlt wurde, aber er empfing für dieſe neue Mühe jährlich nur 36 Mark.

Die Begierde, ſagt er in einem ſeiner Papiere, meiner Vaterſtadt nützlich zu bleiben und noch nützlicher zu werden, vermochten mich, den ehrenvollen Ruf, welchen der Graf von H. im Jahre 1792 an mich ergehen ließ, die Stelle eines Oldenburgiſchen Ober-Deich-Grafen, mit einem Gehalte von 1000 Rthlr., anzunehmen, nicht zu folgen; ja, weit entfernt, hieraus für mich Vortheil zu ziehen, wie andere in ſolchen Fällen gethan haben, ließ ich die Aufforderung nicht einmal bekannt werden.

Eine deſto größere Ehre widerfuhr mir zwar, als ich 1796, obgleich ich mich dagegen ſträubte, feierlich zum Strom- und Canalbau-Director erwählt wurde; allein meine Einnahme vermehrte ſich mit der Ehre nicht in gleichem Maaße, denn dieſes neue Amt brachte mir nur 300 Mark Zulage und ich behielt alle meine frühern Beſchäftigungen bei. — Aus dieſem Berichte iſt wohl abzunehmen, daß er lange Zeit eine nicht hinreichende Einnahme gehabt habe; dennoch wußte er ſie nach und nach ſo zu vergrößern, daß er im Jahre 1810 insgeſammt 4460 Mark in feſtem Gehalte von den vielerlei Behörden zu heben hatte. Zu dieſer Einnahme geſellte ſich noch ein Anſehnliches an Nebenverdienſt, da mehrere Arbeiten von Privatleuten noch beſonders bezahlt wurden. Nun ſollte man denken, und viele Leute haben es wirklich geglaubt, bei einer ſolchen Einnahme und bei der kleinen Wirthſchaft (er hatte eine Frau aber keine Kinder), müßte er großen

Digitized by Google

Reichthum hinterlaſſen haben; allein das war aus folgenden Gründen nicht möglich. Zwar ſchaffte er ſich viele gute Bücher und koſtbare Inſtrumente an, die große Summen koſteten, aber theurer kam ihm ſeine ausgezeichnete Mildthätigkeit zu ſtehen. Nicht zufrieden, ſeinen Verwandten beiſtehen zu müſſen, half er auch vielen Freunden und ſelbſt weniger Bekannten mit Geld, oft ungebeten: ein traurig ausſehendes Geſicht brachte ihn leicht zum Mitleiden, ſo daß er ſeine Hülfe anbot. Dadurch verlor er zwar oft große Summen, weil er nicht immer an dankbare oder redliche Menſchen ſeine Güte verwendet hatte, aber der Verluſt ſchmerzte ihn wenig. Wichtig war die Einbuße, welche er durch die Franzoſen erlitt. Denn als 1811 unſere Stadt dem Franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt wurde, erhielt er, mit dem Titel Ingénieur ordinaire des ponts et des chaussées angeſtellt, nur einen Gehalt von 3300 Franken, welcher ihm noch dazu nicht gehörig ausbezahlt wurde; ſo daß er vom 1ſten Jan. 1812 bis zum Juli 1813 nur 800 Franken erhalten und alſo ſchon 4150 Franken zu fordern hatte. Da die Bezahlung nun noch immer nicht erfolgte, ſo wurde er in ſo große Noth verſetzt, daß er die ihm als erſtes 6tel der Strafabgabe auferlegten 280¼ Franken, nur mit Mühe zur Hälfte bezahlen konnte und auch ſelbſt dann noch nicht die andere Hälfte aufzubringen vermögend war, als er ſchon durch zwei Zwangsbefehle zur Abtragung derſelben ernſtlich ermahnt und angehalten worden war. Er hatte ſich inzwiſchen angelegen ſeyn laſſen, indem er viele Gründe dazu anführte, von den Strafgeldern befreit zu werden, und dieſe Gründe mögen denn auch wohl einſtweilen als triftig und gültig angeſehen worden ſeyn und bewirkt haben, daß der Zwangsbefehlsträger ſich nicht wirkſam einſtellte, obgleich er erſt im Auguſt 1813 in der Steuerliſte ausgeſtrichen wurde. Das Nichtbezahlen der Steuer war aber keineswegs ein bloßes Armthun, ſondern der Geldmangel war bei ihm ſo groß, daß er nicht nur den Ingenieur en Chef, Jouſſelin, um einen Vorſchuß bitten mußte, welchen dieſer ihm auch leiſtete; ſondern er war auch genöthigt, mehrere Inſtrumente zu verkaufen oder zu verſetzen. Am Ende blieb ihm die Franzöſiſche Regierung bei ihrer Auflöſung 3500 Mark ſchuldig.

Nach der Befreiung der Stadt trat nun eine andere Ordnung und Vertheilung der Aemter ein; Reinke blieb nur noch Grenzaufſeher, ſein ſonſtiger Geſchäftskreis wurde mit anderen Männern beſetzt, doch wurde er noch bis an ſein Ende auch in dieſen ſeinen frühern Verrichtungen, ſobald ſie wichtige Gegenſtände betrafen, vom Staate benutzt und zu Rathe gezogen.

Die Beſchäftigungen und Arbeiten, welche er im Dienſte des Staates zu verrichten hatte, anzuführen, würden die, dieſem Abriſſe geſteckten Gränzen überſchreiten und auch eigentlich wenig hierher gehören, da offenbar ein vom Staate beſoldeter Mann, pflichtgemäß das eifrig zu beſorgen ſich angelegen ſeyn laſſen muß, wofür er beſoldet wird, und in dieſer Hinſicht verdient Reinke alle Achtung. Bei Verpachtungen und Vermiethungen, bei Eintheilung von Gemeinweiden, bei Forſtangelegenheiten und bei andern Aufträgen, denen er ſeine Meinung beifügen ſollte, war er beſtändig beſtrebt, daß der Vortheil der Kammer oder einer andern Behörde bezweckt würde, und in den Gutachten, die er bei ſolchen Gelegenheiten einzureichen hatte, entwickelte er oft nicht geringe Kenntniſſe der Landwirthſchaft, die er auch ſchon früher einmal öffentlich bewährt hatte. *) Es

---

*) Man ſehe: Zwei von der Hamburgiſchen Geſell-

mag in dieſer Hinſicht angeführt werden, daß er, als das Pachtweſen auf den Hamburgiſchen Elbinſeln ſo ſehr in Verfall gerathen war und man ſchon davon ſprach, dort einen Erbpacht einzuführen, einen verbeſſerten Zeitpacht vorſchlug, welcher auch genehmigt, eingeführt und ſo vortheilhaft befunden wurde, daß man ihn hin und wieder in den Nachbarſtaaten ebenfalls ſoll angenommen haben. Der Staat iſt bei dieſer Pachteinrichtung aller Deich- und Baulaſt überhoben.

Um nichts von Wichtigkeit unangeführt zu laſſen, bemerke ich noch, daß er mit unter den Männern war, welche von einer Entfeſtigungscommiſſion erſehen waren, ihre Meinung und ihren Rath über die für die Stadt in jeder Hinſicht rathſamſte Entfeſtigungsweiſe, einzureichen, und in Uebereinſtimmung mit jenen Männern hat er auch den Plan, nach welchem jetzt wirklich die Entfeſtigung größtentheils vorgenommen wird, für den ausführbarſten und dienlichſten erachtet.

Einer Meinung, welcher er faſt ſein ganzes Leben hindurch feſt anhing, und die er erſt in den letzten Jahren aufgegeben hat, muß hier um ſo mehr Erwähnung geſchehen, da ſie zum Theil Veranlaſſung wurde, daß andere Männer in ſchriftlichen Streit geriethen und von der einen Seite das als unmöglich, unausführbar, nachtheilig oder wenigſtens als unvortheilhaft ausgegeben wurde, wovon von der andern Seite, geſtützt auf wirkliche

---

ſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe im Jahre 1787 gekrönte Preisſchriften, über die Beförderung des Land- und Gartenbaues im Hamburgiſchen Gebiete. — Die erſte iſt von R. Woltmann, damals Conducteur beim Stackweſen zu Ritzebüttel, und von J. T. Reinke, Grenzinſpector, gemeinſchaftlich bearbeitet und abgefaßt worden.

Meſſungen, nicht nur die Möglichkeit gezeigt und bewieſen, ſondern welches auch als rathſam und dienlich anempfohlen worden war. Die desfalls gewechſelten Streitſchriften, welche von beiden Parteien Reinken zugeſchickt wurden und mit denen er auch während des Streites im Briefwechſel ſtand, wurden zwar alle von ihm geleſen, aber an dem Streite ſelbſt nahm er nicht Theil, obgleich die Sache von ihm nicht unbeachtet blieb, da ſie einen Gegenſtand betraf, welchem er von Jugend auf viele Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, nämlich die Verbindung der Oſtſee mit der Niederelbe. Er hielt durch Sonnins Unterſuchungen und durch eigene Beobachtungen geleitet und verleitet, nur die Stör zur genannten Verbindung für den einzig tauglichen Fluß, und wie dieſe ausgeführt werden könne, darüber legte er ſeine Meinung öffentlich dar;*) daß aber eine ſolche Verbindung vermittelſt der Alſter, der Beſte und der Trave möglich zu machen ſey, dies ſchien ihm deshalb nicht ausführbar, weil man den Kanal, welcher die Alſter mit der Beſte verbinden müßte, durch einen zu hohen Landrücken zu führen hätte. Dies ſagt er umſtändlich in der von Gudme herausgegebenen Schrift**) Seite 35, welchen Aufſatz ich hier den ſeinigen nenne, da es doch den Leſern jener Schrift und dieſer Lebensbeſchreibung ohnehin klar werden wird. Er überreichte denſelben einem Kaufmanne in Kiel zum beliebigen Gebrauche, aber ſchon im Jahre 1815, und dieſer theilte ihn dem Herrn Gudme mit, welcher den Aufſatz 1821 drucken ließ, alſo zu einer Zeit, wo dieſes nicht mehr hätte geſchehen dürfen. Denn er konnte kein Gewicht mehr haben, da Reinke ſelbſt, indem er eine andere Schrift,*) welche ſeine Anſicht von der Sache als irrig darſtellte, nicht nur gelobt, ſondern ihr auch, da ſie eine Preisſchrift war, den Preis zuerkannt hatte, offenbar ſeine frühere Meinung, nun anders belehrt, zurück nahm. Sicher würde der Herr von Juſti ſeine beißende Beurtheilung jenes Aufſatzes nicht niedergeſchrieben haben, wenn er gewußt hätte, daß der Verfaſſer derſelben, durch ſeine dargelegte Zeichnung, gerade von jener Meinung abgeführt worden, und derſelbe ſey, der, daß ihm der Preis zuerkannt würde, ſeine Stimme gegeben habe; vielmehr hätte er ſich um ſo mehr geehrt fühlen müſſen, da Herr Dr. Lorentzen ſelbſt ſagt, daß der Anhang zur Preisſchrift dieſer einen höhern Grad von Autorität beilege. Reinke konnte ſich daher auch nicht durch die Aeußerungen des Herrn von Juſti beleidigt fühlen, da ſie eine Meinung angriff, die er nicht mehr hatte, und weil er überdies den Frieden liebte, ſo hat er auch nie etwas auf dieſelben erwiedert.**) Hier

---

*) In den Hamburgiſchen Addreß-Comtoir-Nachrichten von 1818, Stück 69.

**) Iſt der Oldesloer Kanal zu berückſichtigen? Nebſt einer Geſchichte des Stader Zolles und authentiſchen Nachrichten über die frühere Waſſerfahrt zwiſchen der Alſter und Trave. Von A. C. Gudme. Schleswig 1821. 8.

---

*) Dieſe Schrift führt den Titel: Ueber eine Kanal-Verbindung zwiſchen der Elbe und Oſtſee vermittelſt der Alſter und Trave. Mit zwei Charten. Eine, von der Hamburg. Geſellſchaft z. Beförd. d. Künſte und nützlichen Gewerbe gekrönte Preisſchrift von F. A. Lorentzen u. H. Juſti. Nebſt einer Vorrede und einem Anhange. Hamb. 1820. 4. — Dieſer Schrift haben die beiden Beurtheiler derſelben, der Herr Director Woltmann und Reinke den bemerkten Anhang beigegeben und dadurch die Schrift in manchen Dingen berichtigt.

**) Es wird manchem vielleicht lieb ſeyn, die Schrift des Herrn von Juſti ſelbſt kennen zu lernen; zu dem Ende ſteht hier der Titel: Prüfung und Würdigung der beiden im diesjährigen Februar-Stück des politiſchen Journals ſo betitelten merkwürdigen Schriften des geographiſchen will ich nur den Schluß daraus ziehen, daß Reinke ſelbſt noch im hohen Alter keine Meinung eigenſinnig zu behaupten ſtrebte, ſobald ſie durch triftige Gründe wankend gemacht worden war.

Zuweilen ſcheint er bei gewiſſen Gelegenheiten, wo es ſich um eine ins Große gehende Veränderung des Beſtehenden handelte, mit ſeiner Meinung nicht öffentlich aufgetreten zu ſeyn, woran aber wohl ſeine überhäuften Beſchäftigungen die Urſache mögen abgegeben haben, da die Beurtheilung einer ſolchen Sache in der Regel viele Vorſicht und viele Zeit erfordert. So z. B., um nur eins anzuführen, gab er über den Vorſchlag des Herrn Profeſſors Büſch, „man ſolle die Stadt eindeichen" ſeine Meinung nicht öffentlich ab, obgleich mehrere Männer dafür oder dawider aufgetreten waren; doch ſcheint er mehr gegen die Eindeichung, als für dieſelbe geweſen zu ſeyn, vielleicht wegen zu großer Anhänglichkeit an ſeinen Lehrer Sonnin. Einige wenige Beiträge, die er dem Director Woltmann, zu deſſen Gutachten darüber, einlieferte, findet man in dem 4ten Bande der Verhandlungen und Schriften der Hamburg. Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe.

Die Dienſte, welche er dem Staate leiſten mußte, raubten ihm zwar faſt alle Zeit, ſo daß er ſich in große ſchriftliche Bearbeitungen ſolcher Gegenſtände, die nebenher ſeine Lieblingsbeſchäftigungen ausmachten, nicht einlaſſen konnte; jedoch ließ er ſich nicht gänzlich abhalten, auf die eine oder die andere Weiſe ſeiner Neigung nachzuhängen. Er verſuchte ſich in vielen Dingen, beſonders nahm er ſolche vor, die ins Leben eingriffen und augenblicklich von Nutzen

---

und ökonomiſchen Landinſpectors Herrn Gudme, über die neuerlich in Anrege gekommenen Kanalangelegenheiten von H. v. Juſti. Schleswig 1821. 8.

Digitized by Google

ſeyn konnten; aber in tiefſinnige Unterſuchungen, deren Nutzen etwa nur darin beſtand, den Scharfſinn des Erfinders zu zeigen, ließ er ſich nicht ein, und er konnte es auch nicht, theils wegen Mangel an Zeit, theils weil ihm die nöthigen Vorkenntniſſe fehlten, die er in ſeiner Jugend ſich nicht hatte aneignen können. In der Aſtronomie konnte er es daher, wie begreiflich, nicht weit bringen, obgleich er dieſe Wiſſenſchaft mit Recht hoch erhob, ſie liebte und ſie zu ſeinen angenehmſten Beſchäftigungen rechnete. Weil er aber nur wenige Bücher benutzen und mit der Geſchichte der Aſtronomie nicht genugſam bekannt werden konnte, war er leicht geneigt, manches, das vielleicht wirklich ſeine Erfindung war, für die erſte der Art zu halten; er wagte es aber nachher nicht mehr, mit einer ſolchen hervorzutreten, nachdem er gleich das erſte Mal, als er eine ſolche ankündigte und drucken ließ,*) in einer Beurtheilung derſelben, welche von Zach lieferte, ſehr übel mitgenommen worden war. Hierüber hat er ſich oft beklagt, und er war von nun an nicht leicht geneigt, wieder irgend etwas drucken zu laſſen, obgleich er zur Schriftſtellerei einen großen Hang hatte. — Kurz vorher hatte er: „Ein Paar Worte über Hamburgs geographiſche Lage" drucken laſſen, *) um die Meinung einiger zu widerlegen, welche behaupteten, die geographiſche Länge und Breite von Hamburg gehöre zu den Dingen, welche man nicht wiſſe, indem er zeigte, daß ſchon Sonnin die Breite von Hamburg ziemlich genau beſtimmt und auch wegen der Länge Beobachtungen angeſtellt habe. Endlich ſetzte er ſelbſt, als das Ergebniß ſeiner und anderer Beobachtungen, Hamburgs geographiſche Breite 53° 32′ 40″, die Länge 28° 15′ von Ferro. Seit dieſer Zeit hat er ſich ferner nur mit kleinen aſtronomiſchen Arbeiten, gleichſam zur Erhohlung, beſchäftigt, beſonders mit ſolchen, die mehr oder minder mit der mathematiſchen Geographie im Zuſammenhange ſtanden. Er beobachtete aber auch und berechnete Sonnen- und Mondfinſterniſſe. Einſt aber verlor er bei der Beobachtung einer Sonnenfinſterniß, indem er einen künſtlichen Horizont gebrauchte, ſein rechtes Auge, welches wenige Tage nach der Beobachtung erblindete und ihn für immer ſeinen Dienſt verſagte. Anzuführen iſt noch eine chronologiſche Arbeit von ihm, ein immerwährender Kalender, ſeine Erfindung, die gewiß ſowohl ſinnreich als brauchbar zu nennen iſt, dennoch aber wenig bekannt geworden zu ſeyn ſcheint, da der Kalender nicht in den Buchhandel gekommen iſt. Er ſcheint zu ſeinen frühern Arbeiten zu gehören; die kleine, dazu gehörige, auf einem halben Bogen befindliche Beſchreibung führt keine Jahrzahl.**)

---

*) Die Schrift führt den Titel: Anweiſung aus einer beobachteten Diſtanz des Mondes von der Sonne, oder einem Fixſterne die geographiſche Länge zu findrn, wobei der Gebrauch des engliſchen Nautual-Almanak und der dazu gehörigen Tables requisite etc. erfordert wird. Von J. T. Reinke. Hamburg 1803. 8. 33 Seiten. — Die Beurtheilung dieſes Buches findet man in von Zachs monatlicher Correſpondenz im 9ten Bande, Seite 162. Sie behauptet, daß ſchon im Jahre 1766 in der erſten Ausgabe der Tables requisite, S. 65., dieſelbe Methode, welche genau die Dunthorneſche ſey, bekannt gemacht worden, und daß ſie in der zweiten Ausgabe dieſer Tafeln, Lond. 1781, S. 32, von Maskelyn verbeſſert, anzutreffen ſey.

---

*) In den Hamb. Addreß-Comtoir-Nachrichten vom 13. Januar 1803.

**) Er hatte dieſe kleine, wahrſcheinlich im Jahre 1784 verfertigte Arbeit ſelbſt in Verlag genommen und verkaufte das Stück für 1 Mark. Er brachte zwar ſeine Koſten wieder heraus, gewann aber nichts dabei, indem ihm eine Menge Exemplare liegen blieben.

Unſtreitig eine der wichtigſten Arbeiten, welcher er zum Nutzen für den Hamburgiſchen Staat ſich unterzogen hat, iſt ſeine Dreiecksmeſſung des Hamburgiſchen und angränzenden Gebietes. Dieſe Meſſung iſt freilich nicht ſo gerathen, daß ſie nicht künftig von Andern, welche ſolche Arbeit weniger als Nebenbeſchäftigung betrachten können, wiederholt werden dürfte; aber ſie iſt doch ſo brauchbar, daß, auf dieſelbe geſtützt, Landmeſſer eine hinreichend genaue Karte vom Hamburgiſchen Gebiete liefern können. Die nur geringe Unterſtützung, welche man ihm auf ſein Anſuchen ertheilte, ſeine überhäuften Geſchäfte, die ihn nur immer kurze Zeit dazu frei ließen, ſein Alter und dann ſeine nur mittelmäßigen Inſtrumente waren Urſache, daß ſeine Dreiecksmeſſung weder ſo vollkommen ausfallen konnte, als gleiche von der Regierung in andern Staaten begünſtigte und kräftig unterſtützte Meſſungen von viel größerem Umfange; noch daß ſie die Ausdehnung erlangte, welche er beabſichtigte, indem er als Gränzen derſelben Lüneburg und Ritzebüttel feſtgeſetzt hatte. Paſſender wäre freilich für ihn die Arbeit in ſeinen jüngern Jahren geweſen, allein damals waren die Schwierigkeiten, welche er zuvor überwinden mußte, weit größer, als nachmals, und beſonders war eine brauchbare, genau gemeſſene Standlinie, die Grundlage der ganzen Arbeit, ein Erforderniß, welches er nicht erlangen konnte. Dieſe Schwierigkeit hätte gewiß die Ausführung ſeines Planes, den er ſchon in frühern Jahren entwarf, gänzlich vereitelt, wenn nicht durch ein ſonſt für Hamburg ſehr trauriges Ereigniß, eine Standlinie gebaut worden wäre, zuverläſſig die koſtbarſte, die je einer ſolchen Meſſung gedient hat. Wir wollen ihn nun ſelbſt reden laſſen: „Die Wilhelmsburger „Brücke, welche die Franzoſen errichtet hatten, bot

„eine vortreffliche Gelegenheit dar, auf derſelben, „ganz nahe bei der Stadt, mit wenigen, kaum dem „fünften Theil der Koſten, als ſonſt irgendwo erfordert würden, eine Standlinie, beinahe achtehalbtauſend Fuß lang, ausmeſſen zu können. „Hierzu geſellte ſich ein anderer, für meine Operation ſehr günſtiger, in jeder andern Rückſicht freilich höchſt trauriger Umſtand, nämlich dieſer: Marſchall Davouſt hatte in der Nähe von Hamburg „und vorzüglich in den Marſchgegenden, faſt alle „Bäume weghauen, auch eine große Anzahl von „Gebäuden demoliren laſſen. Dadurch war der Geſichtskreis in der Nähe und Ferne ganz ungemein „frei geworden. Dieſe aus dem Kriegsunglück hervorgegangenen, für mein Vorhaben ſo günſtigen „Umſtände, ſpornten mich aufs Neue an, mit meiner „Operation entweder jetzt oder nie zu beginnen. „Mit Muth ging ich an die Arbeit, die während „der beiden Monate September und October des „Jahres 1814, durch ſchönes und helles Wetter ungemein begünſtigt wurde.“ Reinke brauchte zur Meſſung der Winkel einen Theodoliten von Adams, den er ſich angeſchafft hatte. Die Ergebniſſe der Meſſung legte er in einer eigenen Schrift dar, betitelt: Darſtellung und Reſultate von der im Jahre 1814 angefangenen trigonometriſchen Meſſung im Hamburgiſchen Gebiete und in den zunächſt angränzenden Gegenden. Mit Kupfern. Hamburg 1815 8. Was Reinke, als Privatmann, für eine genaue Karte vom Hamburgiſchen Gebiete thun konnte, hat er gethan, ſagt Herr Profeſſor Schuhmacher von ihm, bei Gelegenheit der Anzeige jenes Werkes in No. 134 des Orients, vom 9ten Nov. 1815, und fügt hinzu: Ohne unbeſcheiden zu ſeyn, darf ich vielleicht den Wunſch äußern, ſeine Vaterſtadt möge ihn, zur Vollendung ſeines Planes, mit einem Reichenbach'ſchen Theodoliten unterſtützen, und dadurch einer Arbeit das Siegel des bleibenden Werthes aufdrücken, deren größter Nutzen doch auf Hamburg ſelbſt zurückfällt. Für dieſe günſtige Beurtheilung ſtattete Reinke ſeinen Dank ab in dem Nieder-Elbiſchen Mercur von 1816, S. 407, wo er auch zugleich Rechenſchaft gibt, warum er das Büchelchen herausgegeben habe. In dem Jahrbriefe von 1819 der Hamburgiſchen mathematiſchen Geſellſchaft, nennt er die Herausgabe jenes Büchelchens etwas zu voreilig, weil er nachher gefunden habe, daß ſein Theodolit das nicht leiſten könne, was er anfänglich von ihm erwartet habe. Deßhalb gibt er in dem genannten Jahrbriefe, nachdem er von dem Herrn Profeſſor Schuhmacher mehrere, von dieſem gemeſſene Winkel bekommen hatte, eine Tabelle der trigonometriſchen Punkte, welche bis dahin in und um Hamburg gemeſſen und beſtimmt worden waren. Dieſe Tabelle iſt das Endreſultat ſeiner trigonometriſchen Arbeit und das allein Brauchbare derſelben.

Eine andere für Hamburg wichtige Sache, die er in Ordnung brachte, iſt folgende: Das Aichen der Weinfäſſer (welches in Hamburg Weinroyen genannt wird) wurde vor ihm ſicherlich mit weniger Genauigkeit ausgeübt, und man darf wohl behaupten, daß erſt durch ſeine Bemühungen, das Weinroyen in Hamburg jetzt mit Genauigkeit und Sicherheit verrichtet wird. Die drei letzten hieſigen beeidigten Weinroyer, von denen noch zwei leben, waren ſeine Schüler und haben die zu ihrer Verrichtung nöthigen Kenntniſſe von ihm erhalten. Er hat zu dem Ende mit der Theorie des Royen, beſonders nach Lamberts Anleitung, ſich viel beſchäftigt; aber auch eigene Meſſungen vieler Faßarten oder Gebinde angeſtellt, nach welchen er weitläuftige praktiſch-brauchbare Tabellen ausarbeitete, die aber nicht gedruckt worden ſind. Weil man ſeine Kenntniſſe in dieſer Hinſicht kannte, ſo wurde er, als vor einigen Jahren das Thranroyen, welches bis dahin mit großer Ungenauigkeit verrichtet wurde, mit derſelben Sicherheit, wie man den Inhalt von Weinfäſſern angeben könnte, ausgeführt werden ſollte, erſucht, eine hinreichend genaue Methode dazu anzugeben, welche er denn darauf in einem eignen Gutachten vortrug.

Da Reinke nach und nach in ſeinem Leben ſich mit mancherlei Dingen theils hatte abgeben müſſen, theils auch die Begierde, ſo viel als möglich zu lernen, ihn zu allerlei antrieb; ſo iſt es begreiflich, daß er manche Sache vornahm und anfing, die entweder nicht vollendet wurde, oder mißrieth. So hatte er z. B. den Einfall, Tafeln der Logarithmen der Sinus versus, die er dem Schiffer ſehr nöthig erachtete, für beide Quadranten von 15 zu 15 Stunden auf 7 Decimalſtellen zu berechnen, oder von ſeinen Schülern berechnen zu laſſen. Dieſe Arbeit trug er wirklich ſeinen Schülern auf, die in müßigen Nebenſtunden ſich derſelben unterziehen ſollten. Allein, wer ſolche Rechnungen nur einigermaßen kennt, wird ſich wohl denken können, daß die Schüler eine ſolche mechaniſche Arbeit, die ihnen noch dazu jede Zeit zum Selbſtſtudium raubte, mit Widerwillen vornahmen, und daß ſie alſo ſchwerlich immer mit der Genauigkeit vollführt wurde, die man von ſolchen Tabellen verlangen muß. Auch war die Methode, nach welcher ſie berechnet wurden, ſchlecht, denn wegen der Eile, womit man die Arbeit betrieb, wurde ſo lange eingeſchaltet, ſo weit ſchon von Minute zu Minute berechnete Tafeln der Art die Grundlage hergaben, und darauf wurde erſt nach einer Formel gerechnet. Fertig ſind zwar die Tafeln geworden, auch ins Reine geſchrieben, allein da Reinke zuletzt einſah, daß ſie nur bis auf 5, höchſtens 6 Decimalſtellen Sicherheit gewähren konnten, ſo unterblieb der Druck derſelben; auch wohl deshalb mit, weil dieſer zu viele Koſten verurſacht haben würde.

So wollte er ferner eine kleine Abhandlung über den Rösſelſprung im Schach herausgeben, für welchen er, wie es ſcheint, vielleicht eine, bei einem gegebenen Anfangsfelde, allgemeine Regel aufgefunden hatte; allein es iſt unterblieben und die Abhandlung verloren gegangen.

In den letzten fünf Jahren ſeines Lebens ſchrieb er den Hamburger Kalender, wie auch noch einige auswärtige.

Die letzte größere literariſche Arbeit des thätigen Mannes, war die Lebensbeſchreibung ſeines berühmten Lehrers Sonnin. Sie erſchien im Jahre 1824 *) und iſt eine, auf vieles Bitten ſeiner Freunde veranſtaltete, Umarbeitung und Erweiterung eines früher von ihm in Schlichtegrolls Nekrolog **) gelieferten Aufſatzes deſſelben Inhalts.

Im Jahre 1790 wurde er von der in Hamburg befindlichen Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe zum aſſociirten Mitgliede aufgenommen. Den Verſammlungen dieſer Geſellſchaft wohnte er faſt unausgeſetzt bei. Er wurde 1813 von derſelben zum Vorſteher ihrer Zeichnenſchulen erwählt; auch war er Vorſteher des Land- und Gartenbaues bei derſelben. Im Jahre 1790 trat er auch der hieſigen mathematiſchen Geſellſchaft als ordentliches Mitglied bei und war für dieſe äußerſt thätig, ſo daß er von derſelben immer als eins ihrer vorzüglichſten Mitglieder angeſehn wurde.

---

*) Lebensbeſchreibung des ehrenwerthen Sonnin, Baumeiſters und Gelehrten in Hamburg u. ſ. w. Hamburg, a. Koſt. d. Verf. u. in Comm. bei Herold, 1824. 8.

**) Jahrg. 1794, Bd. 2, S. 1 ff.

Seit der Einrichtung der neuen Steuermannsſchule in Hamburg, gehörte er mit zu den vier Examinatoren, die nach angeſtellter Prüfung den Schülern jener Schule die Beſcheinigung ihrer Brauchbarkeit als Steuermann, wenn ſie dieſe im Examen bewährt hatten, ausſtellten.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß er in Geſchäften eine Reiſe nach London machte; eine gleiche Veranlaſſung hatte eine Reiſe nach Copenhagen und Berlin in den Jahren 1783 und 1784. Zum Vergnügen machte er 1809 und 1821 eine Reiſe nach Göttingen und bereiſete das letzte Mal einen Theil des Harzes. Von Göttingen aus war ich bis auf den Brocken und von dort zurück nach Clausthal ſein Begleiter. Von Oderbrück bis auf den Brocken gingen wir zu Fuß, und als wir oben angekommen waren, verwunderten ſich alle Leute, welche gerade da waren und ſelbſt der Brockenwirth, einen ſo bejahrten Mann in ihrer Geſellſchaft zu ſehen, der den Brocken erſtiegen hätte. Er wollte anfänglich ſogar bei Clausthal in einen Schacht fahren; allein durch den Führer, der die Sehenswürdigkeiten in und bei Clausthal uns gezeigt hatte, beſorgt gemacht, ließ er bald von ſeinem Vorſatze ab. Nachher hat er noch kleine Reiſen ins Holſteiniſche und Mecklenburgiſche unternommen. Auf der Reiſe in Holſtein kam er auch nach Meldorf, wo er früher den berühmten Reiſenden Carſten Niebuhr kennen gelernt hatte, wie er dieſes ſelbſt in den Hamburg. Adr.=Comtoir=Nachrichten vom 21. Mai 1823 umſtändlich anführt. Sogleich erkundigte er ſich dort bei Niebuhrs Tochter nach den von ihrem Vater gebrauchten aſtronomiſchen Werkzeugen, die ihm auf ſeinen Reiſen gedient hätten. Er fand nun den

Digitized by Google

Vollkreis, von dem berühmten Aſtronomen Tobias Meier eigenhändig verfertigt, noch vor, wie auch einen von John Bird verfertigten Octanten. Dieſe Werkzeuge und eine ſilberne Taſchenuhr von Mudge, welche Niebuhr auf ſeiner Reiſe getragen hatte, beſonders aber den Vollkreis, wünſchte er aus Achtung für Tobias Meier und für Niebuhr gerne käuflich an ſich zu bringen und bot einen anſehnlichen oder vielmehr hohen Preis für das Kreisinſtrument. Aber er hat dies ſo wenig, als eins von den andern erhalten können, weil Niebuhrs Nachkommen dieſe Sachen ſelbſt zum Andenken bei ihrer Familie laſſen wollten.

Reinke war mittlerer Größe, hager und von blühender Geſichtsfarbe. Seine vielen Geſchäfte machten ihn oft etwas zerſtreut und er zeigte daher nicht ſelten ein finſteres und mürriſches Geſicht. Wer ihn nicht näher kannte und zu ihm irgend einer Urſache wegen kam, wurde gewöhnlich anfänglich abgeſchreckt, zumal, wenn er eine Bitte vorzutragen hatte, ſein Anſuchen vorzubringen. Wer ihn aber kannte, wußte, daß er in Wirklichkeit ein eben ſo freundlicher und gefälliger Mann ſey, als ſein Geſicht unfreundlich und abſtoßend ſchien. Er konnte zuweilen recht munter und ſpaßhaft ſeyn, beſonders auf dem Felde beim Landmeſſen und des Abends, wenn er ſeine Tagsgeſchäfte beſeitigt hatte. Seit vielen Jahren, bis an ſeinen letzten Abend, pflegte er, nach vollendeten Geſchäften, in ein bürgerliches Wirthshaus zu gehen, wo er manche Freunde antraf, mit denen er ſich bald wiſſenſchaftlich, bald auf andere Weiſe in munteren Geſprächen unterhielt. Nebenbei ſah er auch wohl einer Schachpartie zu und nahm dann lebhaftes Intereſſe an jedem Zuge. In jeder Witterung ging er nach dem weit entlegenen Wirthshauſe, ſelbſt als Altersſchwäche ſich ernſtlich einſtellte, allein, ohne Begleitung, und dieſe würde er auch, bei dem geringſten Anſcheine von Hülfe, übel aufgenommen haben. Dabei hatte er gewöhnlich den Stock, welcher ihm als Stütze hätte dienen müſſen, unter dem Arme. Sein Geſchäft brachte es mit ſich, daß er gegen jede rauhe Witterung abgehärtet wurde. Wenn er an einem Herbſttage beim Landmeſſen vom Regen ganz durchnäßt wurde, ſo arbeitete er doch, wenn es ſeyn mußte, den ganzen Tag fort, ohne Schnupfen oder ſonſtige Erkältung zu befürchten. Ungeachtet er nur ein Auge hatte, ſo konnte er doch mit dem geſunden ſehr gut in die Ferne ſehen und nur in beſondern Fällen gebrauchte er eine Fernbrille. Beim Zeichnen aber, und überhaupt, um nahe und kleine Gegenſtände auf dem Papiere deutlich unterſcheiden zu können, hatte er beſtändig eine Brille nöthig. Er ging ſpät zu Bette, ſelten vor 12 Uhr, ſtand aber auch in der Regel ſpät auf, gewöhnlich gegen 8 Uhr; er legte ſich aber, wenn er nicht durch beſondere Vorfälle davon abgehalten wurde, jeden Tag des Nachmittags, gleich nach dem Eſſen, anderthalb bis zwei Stunden zum Schlafen nieder, nicht bloß im Alter, ſondern dieſe Gewohnheit beobachtete er ſchon in ſeinen frühern Jahren. Er hielt hierauf ſehr viel und gab Gründe an, welche beweiſen ſollten, daß die Geſundheit des Menſchen dadurch erhalten würde. Beim Frühſtück und des Abends trank er gewöhnlich ein Glas Branntwein, allein zuletzt war eins für ſeine ſchwindenden Körperkräfte ſchon zu viel, und daher iſt es gekommen, daß manche ihm nichtige Beſchuldigungen angedichtet haben.

Was ſeine religiöſen Vorſtellungen anbetrafen, ſo war er hierin ſehr freidenkend; der Glaube galt ihm wenig. Er las viele Schriften, ſowohl die, welche für, als welche gegen die Kirche geſchrieben waren. Er ſprach jedoch über Gegenſtände der Religion nur ungern und nie ohne äußere Veranlaſſung, und dann nur mit verſtändigen Männern, aber frei und ohne Rückhalt. An hohen Feſttagen genoß er mit ſeiner Frau das Abendmahl.

Seine Hauptttugend war Arbeitſamkeit; die Trägheit haßte er von ganzem Herzen. Machte ein geſchickter Mann von ſeinen Kenntniſſen nicht thätigen und raſtloſen Gebrauch, ſo wurde er von ihm nicht geachtet, ja er ſtand ſelbſt deſſen weiterer Beförderung im Wege, wovon ſich Beiſpiele anführen ließen. Dagegen empfahl er den Mann allenthalben, der, wenn auch nur mit mittelmäßigen Kenntniſſen ausgerüſtet, dieſe eifrig ins Leben treten ließ und ſich nützlich machte. Er war ferner gleichgültig gegen jede Beleidigung; faſt nie wurde von ihm etwas darauf erwiedert, und an dem Beleidiger nahm er nicht die geringſte Rache. Aerger, ſagt er, untergräbt am erſten die Geſundheit; ich möchte nun gern alt werden und daher will ich mich nicht ärgern. Dieſen Vorſatz ſuchte er ohne Ausnahme durchzuführen und er iſt ihm ſelbſt in ſolchen Fällen treu geblieben, wo man ſeine Gutmüthigkeit für Schwachheit anſah und wo mancher, der zum Theil von ihm abhing, durch Forderungen und lächerliche Anmaßungen ſeine Nachſicht und Geduld auf die äußerſte Probe ſtellte. Hatte er zu Jemandes Gunſten etwas gethan, ſey's nun durch Geld oder durch Fürſprache, ſo erfuhr man von ihm nie etwas über ſeine geleiſteten Dienſte; nur gelegentlich von ſeiner Frau wurde vielleicht deſſen erwähnt. Danken konnte man ihm eigentlich faſt gar nicht, denn fing man an, ihm ſeinen Dank abzuſtatten, ſo gebärdete er ſich dabei ganz ſonderbar und man that am beſten, augenblicklich ſtill zu ſchweigen.

Er hat ſich zwei Mal verheirathet. Die erſte Ehe war eine Mißheirath und dauerte auch nur etwa ein halbes Jahr. Er ſah ein Mädchen, das ihm dem Aeußern nach gefiel, welches er aber weiter nicht kannte; dies heirathete er, als er 28 Jahr alt war. Indeß, ſehr bald bemerkte er, daß der Charakter ſeiner Frau ihrem Aeußern gar nicht entſprach, ſondern daß ſie eine ſchlechte, nichtswürdige Perſon ſey. Er ließ daher ſogleich durch einen Eheſcheidungscontract, welchem die Frau ſich fügen mußte, die Verbindung auflöſen. Vierzig Jahr alt, im Jahre 1789, verheirathete er ſich zum zweiten Male. Er wählte zur Frau Maria Sophia, die Tochter eines Wundarztes, Namens Wedell. Mit dieſer Frau lebte er bis an ſeinen Tod in ſteter Eintracht und glücklich; doch blieb die Ehe kinderlos. In ſeinem Teſtamente hat er dieſe, ſeine Ehefrau, zur alleinigen Erbin ſeines ganzen Nachlaſſes eingeſetzt, welcher ihr auch geworden iſt. Sehr bedeutend war freilich ſein Nachlaß nicht, aber doch von der Art, daß die Wittwe, bei vernünftiger und vorſichtiger Lebensweiſe, davon unbeſorgt leben kann.

Eigentlich krank iſt er nie geweſen und nie hat er einen Arzt gebraucht; kleine Unpäßlichkeiten vertrieb er durch gewiſſe Eſſenzen, von denen er das Recept beſaß. Doch iſt er weniger geſund geweſen, als er manchen glauben machen wollte, denn viele Jahre hat er an einem heimlichen Bruche gelitten, der erſt bei ſeinem Tode deutlich hervortrat. Der Anfang dieſes Uebels iſt vielleicht ſchon in ſeiner Jugend aufzuſuchen und wohl ſeiner Begierde, ſich in allen, ſelbſt eben nicht nützlichen, Dingen auszuzeichnen, zuzuſchreiben. So z. B. übte er ſich in Taſchenſpielerkünſten, im Seiltanzen, als Schauſpieler u. ſ. w., beſonders eifrig aber betrieb er es, ſich im Springen Fertigkeit zu erwerben. Er hat mir erzählt, daß in ſeinen Jünglingsjahren ein bekannter Herr Sch. eine horizontale Weite von 21 Fuß habe überſpringen können; er aber habe, trotz aller Anſtrengung, es nur dahin zu bringen vermogt, daß er 17 Fuß weit habe ſpringen können. Dieſes Springen war ihm freilich bei ſeinen Geſchäften oft dienlich, wenn er im Felde auf Gräben traf, die ihm nun kein großes Hinderniß ſeyn konnten; allein vielleicht hat die Uebung darin ihm den Bruch verurſacht.

Er behielt bis an ſein Ende eine große Meinung von ſeinen, wie er glaubte, noch wenig geſchwächten Körperkräften und dieſe war Urſache, daß er die letzten Jahre manchen Unfall erlitt, da er jede angebotene Hülfe, die ihm wirklich nöthig war, mit Unwillen abwieß. So z. B. ließ er ſich durchaus nicht vom Wagen helfen, ſondern er ſtieg allein herab.

Am letzten Abend ſeines Lebens ging er, wie gewöhnlich, aus. Auf dem Rückwege fiel er nieder, oder er wurde, wie andere behaupten, von einem Wagen umgeſtoßen. Genug, man fand ihn bald, äußerſt hülfsbedürftig, auf der Straße liegen: ein Schlagfluß hatte ihm ſchon die Sprache geraubt. Wenige Stunden darauf ſtarb er an den Folgen des Schlagfluſſes.

Der Tod hat den Faden ſeines unermüdeten Fleißes gewaltſam zerriſſen, zerſtört das lebendige Archiv von mehr als 50jährigen Urkunden des Hamburgiſchen Staates, geführt ihn aus dem Kreiſe ſeiner Freunde, die mit Achtung auf ihn ſahen, getrennt ihn von ſeinen Zöglingen, deren einige ſeiner Hülfe noch lange bedurft hätten. O, mögen doch dieſe und vorzüglich die, welche durch ihn ihr gutes Fortkommen gefunden haben und ſchon ähnliche Stellen, als er hatte, bekleiden, beſtändig ſich ihres

Lehrers erinnern, ihm nachahmen in Fleiß, Beſcheidenheit, Gutmüthigkeit, Wohlthun! — Daß mehrere ſeiner Schüler ihm Vieles, ja faſt ihr ganzes Wohl zu danken haben, bezeuge ich um ſo lieber, da meine Verbindlichkeiten gegen ihn nicht geringe ſind.

Hamburg. J. C. H. Gebauer.
Dr. phil.

* XI. Dr. Johann Friedrich Neidhart,

Rector und Profeſſor am Gymnaſium zu Wertheim a. M., Ritter des großh. Bad. Zähringer Verdienſtordens.

geb. den 16. October 1744.
geſt. den 31. Januar 1825.

> „Quaerenti mihi multum et diu cogitanti, quanam re possem prodesse quam plurimis, ne quando intermitterem consulere reipublicae, nulla major occurrebat, quam si optimarum artium vias traderem meis civibus.... *Quod enim munus reipublicae majus afferre meliusve possumus, quam si docemus atque erudimus juventutem?*“ —
>
> Cicero de divinat. II., 1.

Verdienſtvoller Männer Leben beſchreiben, iſt eine angenehme Pflicht gegen die Menſchheit, welche ſich ſichrer durch Beiſpiele als durch Lehren veredelt, und zu einer öffentlichen Anerkennung der Tugend ſind die Zeitgenoſſen um ſo mehr verbunden, je anſpruchloſer dieſelbe in ſtiller Verborgenheit wirkt. Freilich wird die Menge Weniger durch die geräuſchloſe Wirkſamkeit des beſcheidenen Verdienſtes, als durch den äußern Glanz und außerordentliche Ereigniſſe, welche die Neugierde befriedigen, angezogen; aber wenn ſich die geprieſene That dem prüfenden Wahrheitsforſcher oft in eitlen Schimmer auflößt und die aufgedrungene Verehrung zur Gleichgültigkeit herabſinkt, ſo wächſt die Achtung des Menſchenfreundes, je länger er den Segen des beſcheidenen, raſtlos wirkenden Verdienſtes betrachtet, und das ruhige Gefühl der Billigung erhebt ſich zu gerechter Bewunderung.

Johann Friedrich Neidhart wurde in Wertheim geboren, wo ſein Vater damals dritter Prediger war, nachher Stadtpfarrer wurde und endlich als Superintendent von ſeiner Gemeinde geliebt und verehrt, 1787 ſtarb. Seiner Mutter, einer Tochter des Hofraths Schaller zu Gaildorf in Schwaben, wurde er ſchon als ein Kind von 5 Jahren beraubt. Den erſten Unterricht empfing er von ſeinem Vater und in der Deutſchen Schule zu Wertheim, beſuchte hierauf die lateiniſche Schule daſelbſt bis zur erſten Claſſe, worauf ſein Vater, mit der Einrichtung der Schule unzufrieden, es für rathſam hielt, ihn mit einigen andern Knaben dem Privatunterrichte ſeines Oheims, eines geſchickten jungen Theologen, anzuvertrauen, bis der damalige Regierungspräſident von Hinkeldey ſich erbot, ihn an dem Unterrichte ſeines ältern Sohnes bei ſeinem geſchickten Hauslehrer Antheil nehmen zu laſſen. Dieſen fand er an **Chr. Gottfr. Böckh**, einem jungen kraftvollen Gelehrten, welcher in der Folge Conrector an dem Gymnaſium zu Wertheim, dann Rector in Eßlingen und zuletzt Archidiaconus in Nördlingen, ſeiner Vaterſtadt, wurde; ein Mann, welcher ſich auch durch pädagogiſche Schriften bekannt und verdient gemacht hat. *)

---

*) Chr. Gottfr. Böckh ſtarb den 31. Januar 1792 zu Nördlingen, 59 Jahre alt. Seine Erziehungsbibliothek

Digitized by Google

Mit dankbarer Verehrung erneuerte Neidhart noch oft das Andenken an dieſen trefflichen Jugendlehrer. Den ſechzehnjährigen Jüngling nahm hierauf das damals häufig beſuchte Gymnaſium in Idſtein, im Naſſauiſchen, als ſeinen Zögling auf, wo er ſich namentlich an zwei vorzügliche Lehrer der erſten Claſſe, Stritter und Schellenberg, dankbar erinnerte. Früh von 6 Uhr an wurden in jeder Jahreszeit die Morgenſtunden (eine Viertelſtunde um 8 Uhr zum Frühſtücke ausgenommen), bis 10 Uhr, einigemal in der Woche auch bis 11 Uhr, durch den öffentlichen Unterricht ausgefüllt. Der Nachmittagsſtunden waren in der Regel nur 2, und der fleißige Neidhart hatte es bald an ſich ſelbſt erfahren, daß, wer auf dieſer Schule ſeine künftige Beſtimmung ſtets vor Augen hatte, ſich in wenigen Jahren gründliche Schulkenntniſſe erwerben und zu den höhern Wiſſenſchaften tüchtig vorbereitet auf eine Univerſität übergehen könnte. So rühmte der Greis oft den alten, jetzt nicht ſelten überſehenen Gebrauch jener Schule, ſchöne und wichtige Stellen aus den Klaſſikern auswendig lernen zu laſſen und dadurch dem Gedächtniſſe, ohne beſondern Zeitverluſt für den Unterricht, außer den Sprachkenntniſſen zugleich einen Schatz des Schönen und Guten für das ganze Leben anzuvertrauen. Kurz nach der Schulfeier des Hubertsburger Friedensfeſtes, welches der Jüngling in einem Deutſchen Gedichte: „Ueber die Na-

---

(Nordl. 1773—1786, 11 Bde.), ſeine Wochenſchrift zum Beſten der Erziehung (Stuttg. 1777. fg. 4 Bde. cf. Archiv v. Seebode 1825 Nro. I. S. 57 ff.), ſeine Predigten für die Jugend, ſeine Kinderzeitung, ſeine Jugendchronik und zuletzt ſein Rathgeber junger Leute beiderlei Geſchlechts, haben viel Gutes geſtiftet und dem Verfaſſer in der Geſchichte der Erziehung ein ehrenvolles Denkmal geſtiftet. Auch an dem erſten Bande von Gräters Bragur nahm der gelehrte Böckh noch Antheil.

tur des Friedens“ beſungen hatte, nahm derſelbe, nach einem dritthalbjährigen Aufenthalte, in einem lateiniſchen Gedichte in Hexametern: „De grati animi officio“ von dieſer Anſtalt, welche ihm durch die Liebe ſeiner Lehrer und Jugendfreunde werth und theuer geworden war, Abſchied, um über ſeine Vaterſtadt zurück auf die Univerſität Halle abzugehn, wo er im October 1763 anlangte. Hier beſchränkte er ſich nicht bloß auf die Erwerbsſtudien, ſondern bezweckte eine allſeitige und gründliche Menſchen- und Gelehrtenbildung. Er beſuchte vorzüglich die Vorleſungen eines Meier und Förſter in der Philoſophie, eines Semler und Nöſſelt in der Theologie, eines Eberhard in der Mathematik und Naturlehre, eines Klotz in der alten Literatur, und verband mit der gewiſſenhaften Benutzung der Vorleſungen ein ſorgfältiges Privatſtudium. Unter ſeinen Univerſitätsfreunden erinnerte er ſich noch vorzüglich gern an den nachherigen berühmten Volksdichter Gottfried Auguſt Bürger, welcher mit ſeinem Muſenfreunde v. Göckingk gerade damals von dem Halliſchen Pädagogium auf die Friedrichsuniverſität übergegangen war. Um ſich zum Unterrichte der Jugend auch praktiſch vorzubereiten, übernahm Neidhart auf dem Waiſenhauſe wöchentlich einige Stunden in der zweiten Hebräiſchen Claſſe unentgeldlich, und verdankte dieſer wohlthätigen Anſtalt, wie ſo viele andere angehende Lehrer, die erſten Uebungen im Vortrage. Einige Wochen vor ſeinem Abgange von der Univerſität legte er noch einen rühmlichen Beweis von den Früchten ſeines akademiſchen Studiums öffentlich ab, indem er über die Leſearten eines Helmſtädter Hebräiſchen Codex der h. Schrift eine Abhandlung ſchrieb und darüber als Reſpondent unter dem Adjunct der philoſophiſchen Fakultät, G. J. L. Vogel, diſputirte. *) Mit vorzüglichen Kenntniſſen bereichert, von allgemein verehrten Lehrern, wie Röſſelt und Semler, geſchätzt, und an Leib und Seele geſund, verließ Neidhart nach drei Jahren dieſen für ihn unvergeßlichen Muſenſitz ſehr ungern, um nach dem Wunſche ſeines Vaters ſeine Studien noch auf der Univerſität Tübingen fortzuſetzen. Hier benutzte er noch ein Jahr lang die Vorleſungen des Kanzler Reuß und der Profeſſoren Cotta und Bauer, widmete aber die meiſte Zeit dem Privatſtudium, welches er auch nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt fortſetzte, außerdem aber ſeine jüngern Geſchwiſter unterwies und ſich zuweilen im Predigen übte.

Sein Wunſch, ſich zu dem öffentlichen Unterrichte auf einer Lehranſtalt noch länger praktiſch vorzubereiten und zugleich vor ſeiner feſten Anſtellung noch mehr Menſchen- und Weltkenntniß einzuſammeln, wurde bald erfüllt, indem er 1768 mit dem Antrage einer Hofmeiſterſtelle in dem Hauſe des Darmſtädtiſchen Geheimen Raths und Kreisgeſandten, Herrn von Barkhauſen-Wieſenhütten, überraſcht wurde, um den Unterricht ſeines einzigen Sohnes zu übernehmen. Er fand in dieſer angeſehenen Familie zu Frankfurt a. M. Alles vereinigt, was ihm einen eben ſo angenehmen als bildenden Aufenthalt darbot, und er würde ſeine Stelle nach drittehalb Jahren nicht freiwillig verlaſſen haben, wenn ihn nicht die Vorſehung durch den Ruf zur Uebernahme des Rectorats in Wertheim einen ausgedehntern und ſeiner Beſtimmung völlig angemeſſenen Wirkungskreis angewieſen hätte.

---

*) Observationes criticae in varias quasdam Lectiones Codicis ebraei scripti Bibliothecae Academiae Helmstadensis etc. Halae 1766.

Digitized by Google

Den 10. Julius 1771 wurde er als Rector in ſein neues, ſchon ſeit 6 Jahren unbeſetzt gebliebenes Amt eingeführt, bei deſſen Antritt er ſogleich den in der Folge nie abgeänderten Entſchluß faßte, ſein ganzes Leben dem Schulſtande zu widmen, weshalb er auch ſpäterhin die ihm einigemal angetragenen Predigerſtellen ablehnte, wiewohl ſie ihm ein reichlicheres Einkommen und anlockende Bequemlichkeiten anboten. Sechs und zwanzig Lehrſtunden in der erſten Claſſe und noch einige Privatſtunden wöchentlich, machten ihm bei einem jährlichen Einkommen von nicht ganz 500 Fl. nicht muthlos, *) da er ſich von Jugend auf in der Entbehrung überflüſſiger Bedürfniſſe geübt und mit Wenigem zufrieden zu leben gewöhnt hatte.

Was und wie der Rector Neidhart nun 50 Jahre hindurch in ſeinem Amte wirkte, das bezeugt das dankbare Gefühl einer großen Anzahl geſchickter und edler Männer in der Nähe und Ferne, welche die Vorſehung in ihrer Jugend ſeinem Unterrichte und ſeiner Leitung anvertraute. Mit herzlicher Theilnahme deutet einer unſerer erſten Pädagogen, der Kanzler Niemeyer zu Halle, bei ſeiner Anweſenheit zu Wertheim im Herbſte 1820 den Segen dieſer wohlthätigen Wirkſamkeit in folgenden Worten freundlicher Erinnerung an:

„Auf meiner Reiſe in das Frankenland,
Sah ich gar viel der Heil'genbilder,
Die man für fromm gewähnten Müſſiggang
Mit einer Glorie umkränzte.
Hier aber ſah ich, wie Dein greiſes Haupt,
Ehrwürd'ger Mann, die beſſ're Glorie, —

---

*) Mit der neuen Organiſation des Gymnaſiums 1809 wurde die Rectoratsbeſoldung um 300 Fl. und 10 Jahre vorher um 100 Fl. jährlich erhöht.

Ein großes Chor von Männern, Jünglingen,
Die Du durch Lehr und Beiſpiel bildeteſt, —
Mit Dank und Ruhm umgibt.
Sie werden ſegnend Dich dereinſt begleiten
Ins Land der Ruh, zu deſſen höhrer Schule,
Du ſie, und auch Dich ſelbſt erzogen haſt."

Neidhart blieb dem Entſchluſſe bei dem Antritte ſeines Amtes, alle ſeine Kräfte und Zeit demſelben bis an die Gränzen des Lebens zu widmen, treu. „Laßt uns Gutes thun und nicht müde werden, denn zu ſeiner Zeit werden wir auch ärnten ohne Aufhören," (Gal. 6, 9.) ſchrieb der hochverdiente Dr. Nöſſelt zu Halle ſeinem geliebten und von der Univerſität abgehenden Schüler zur Erinnerung, und dieſer hat die Worte der Schrift zu erfüllen geſucht und des Segens und der Freuden einer treuen und frommen Amtsführung viel geärntet.

Das Gymnaſium zu Wertheim war bei ſeinem Antritte des Rectorats in ſo tiefen Verfall gerathen, daß diejenigen Schüler, welche ſich nur wiſſenſchaftlicher Bildung widmen wollten, genöthigt waren, ſich zum akademiſchen Studium auf andern Schulen vorzubereiten, wie Neidhart zu dieſem Zwecke zuvor die Schule zu Idſtein beſuchen mußte. Groß und mühevoll war daher die Arbeit, welcher ſich Neidhart zur Verbeſſerung der Schule unterziehen mußte. Nach der damaligen Schulordnung mußte er in allen Lectionen der erſten Claſſe ſelbſt unterrichten. „Er mußte *) nicht nur bei dem Unterrichte in der lateiniſchen Sprache ſeine Schulen oft auf die erſten Elemente derſelben zurückweiſen, —

---

*) Worte aus der handſchriftlichen Jubiläumsrede eines der erſten Schüler des Rect. Neidhart, des Hrn. Rath Kolb, königlich Baierſchen Herrſchaftsrichters zu Kreuz-Wertheim.

Digitized by Google

ſondern auch in andern Wiſſenſchaften, wie z. B. in der Griechiſchen und Hebräiſchen Sprache, in der Mathematik, Geſchichte und Geographie den Anfang machen und dieſe Wiſſenſchaften bis zu dem zum Beſuche einer Akademie erforderlichen Grad der Vollkommenheit fortſetzen.

Die in den Händen der Schüler befindlichen Lehrbücher waren ermüdend für die Lehrer und abſtoßend für die Schüler. Wie weit, um nur einige Beiſpiele anzuführen, wie unendlich weit läßt ein, den Verſtand und das Herz anſprechendes, Lehrbuch eines Kanzlers Niemeyer in der chriſtlichen Religion das ſaft- und kraftloſe ſyſtematiſche Skelett eines Dietrichs hinter ſich zurück, und wie weit ſind die Ausgaben der alten Claſſiker der neuen Philologen von denen eines Minellii entfernt? Mit ſolchen zweckloſen Schulbüchern war eine gleiche zweckloſe Lehrart verbunden, ſo daß es ſchwer zu ſagen iſt, ob die ſchlechten Schulbücher die ſchlechte Methode, oder dieſe jene veranlaßt habe. Denn dieſe beſtand darin, das Gedächtniß nur mit Wörtern, Paradigmen und Phraſen anzufüllen und den Vorrath derſelben zu der Kunſt, ſchlecht lateiniſch zu reden und zu ſchreiben, zu verwenden, und alles dies durch die härteſten und erniedrigendſten Zwangsmittel zu bewirken."

„Aller dieſer Hinderniſſe ungeachtet, legte er ohne Prahlerei, ohne Ruhmredigkeit und verächtliche Seitenblicke auf andre Schullehrer, jedoch mit Muth Hand ans große Werk einer gänzlichen Reform des Wertheimer Gymnaſiums. Ging der Zweck der ältern Schule auf trockenes Gedächtnißwerk, ſo war ſein Zweck, den Verſtand zu ſchärfen, das Gedächtniß mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, das Gefühl zu veredeln, den Geſchmack zu verbeſſern und die Sitten zu verfeinern. Den Religionsunterricht ertheilte er mit Wärme, theils nach ſeinen eignen ſchriftlichen Aufſätzen, theils nach Sprüchen aus der heiligen Schrift, mit dem größten Eifer, ſeine Schüler im Glauben an Gott und Unſterblichkeit und in chriſtlichen Tugenden zu befeſtigen. Sein Religionsvortrag athmete ganz den Geiſt des großen Kirchenlehrers Auguſtin, welchen derſelbe in den ſo ſchönen Worten ausſprach: „in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“

„Bei dem Leſen der Claſſiker bemühte er ſich nicht nur den Sinn der Worte aus der Etymologie, ſondern auch aus der Römiſchen Staatsverfaſſung, Geſchichte, den Alterthümern und der Geographie zu erklären und ſeinen Schülern verſtändlich und deutlich zu machen; ferner den Ideengang des Schriftſtellers zu entwickeln, auf die Schönheiten aufmerkſam zu machen, zu zeigen, worin ſie beſtehen, ſie dem Gedächtniß derſelben einzuprägen und ihnen die Regeln der Alten zur Lebensweisheit, zur Nachahmung zu empfehlen, auch durch zweckmäßig eingerichtete Stylübungen Anleitung zu einer guten lateiniſchen Schreibart und zum leichtern und beſſern Verſtehen der Claſſiker zu geben. Außer den Schulſtunden, die zum Unterricht in der Religion, in der Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen Sprache, zum Leſen des alten und neuen Teſtaments in ihren Urſprachen und zur Geſchichte und Geographie beſtimmt waren, ertheilte er in Privatſtunden den Unterricht in der Mathematik, mathematiſchen Geographie, und las in denſelben mit ſeinen obern Schülern Xenophons Cyropädie, die Memorabilien des Sokrates und den Homer. Wiewohl damals in dem Gymnaſium zu Wertheim weder in der Deutſchen Sprache noch in der Botanik öffentlich Unterricht ertheilt wurde: ſo verwendete er doch etliche Stunden in der Woche zur Deutſchen Sprache, worin er vorzüglich gute Deutſche Schriften leſen, das Geleſene wieder entweder ſchriftlich oder mündlich vortragen ließ und dabei ſeine Schüler auf die Regeln der Deutſchen Sprache aufmerkſam machte. Auf Spaziergängen in ſehr frühen Morgenſtunden ließ er Gedichte über die Schönheiten der Natur vorleſen, an den Sonnabenden Nachmittags gab er auf Spaziergängen Unterricht in der Pflanzenkenntniß und in den ſpäten Stunden der Nacht bei geſtirntem Himmel Anleitung zur Kenntniß der Sternbilder. Zu jeder Zeit und Stunde ſtand ſeinen Schülern der Zugang zu ihm offen, um ſich Belehrung und Aufſchlüſſe über Anſtände in den Wiſſenſchaften von ihm auszubitten. Sein Vortrag war deutlich und leicht zu faſſen. Seine Bibliothek und ſein Studienzimmer waren für ſeine Schüler ein wahres Muſeum in dem urſprünglichen Sinne des Wortes, wo ſie die Abendſtunden bis über die Mitternacht hinaus mit Leſen einer Komödie des Terenz, oder einer Elegie, oder eines Briefes des Ovid, oder einer Ecloge des Virgil, auf die angenehmſte Weiſe zubrachten. Gab er in ſeiner Wohnung eine muſikaliſche Unterhaltung, welches damals, außer bei dem Herrn Grafen zu Löwenſtein-Wertheim, nirgends geſchah, ſo lud er ſeine Schüler auch dazu ein. Er machte mit denſelben auch bisweilen kleine Fußreiſen in benachbarte Gegenden. Kurz, der würdige Neidhart ſuchte auf alle Weiſe ſeinen Schülern zu nützen und lebte ganz für ſie.

Neidhart war nüchtern und mäßig im Genuß, einfach und prunklos in ſeinem Aeußern, bei ſeinen Geſchäften ernſt, ohne finſter, in Geſellſchaften fröhlich und heiter, ohne ausgelaſſen zu ſeyn. Nur die Schönheiten der Natur und Muſik waren ſeine lieb-

Digitized by Google

ſten Vergnügungen, und daher das tägliche Beſuchen und die Beſchäftigungen in ſeinem Garten und die Begleitung ſeines Clavierſpiels mit dem Geſang eines geiſtlichen Liedes ſeine häufigſten Erholungen. Wer hat aus ſeinem Munde je ein die Sitten beleidigendes oder unwahres Wort vernommen? Wer hat ihn nicht jederzeit als einen Mann befunden, der aller Leidenſchaften Herr, der aufrichtig, gerade und gerecht war? als einen Mann, der Niemand beleidigte und wenn er ſelbſt beleidigt wurde, mit Zuvorkommen die Hand zur Verſöhnung bot? welcher Niemanden anmaßlich und nachtheilig beurtheilte, noch weniger Jemand verläumdete oder verfolgte, ſondern vielmehr die Fehler Anderer gern entſchuldigte? Wie theilnehmend war er nicht an den Leiden Anderer? Wer hat ihn je im Glück übermüthig und im Unglücke verzagt geſehen? Wie gewiſſenhaft und pünctlich war er in ſeinem Amte? Waren ſeine Schüler nicht Augenzeugen von der pünctlichen Beobachtung der Lehrſtunden und war er nicht jederzeit beinahe immer der erſte in der Schule? Und alle dieſe Tugenden krönten ſeine ſtille Beſcheidenheit. Ich kann Neidhart nicht beſſer ſchildern, wie er war, als mit den Worten Quinctilians II. 2., wo er einen Lehrer ſchildert, wie er ſeyn ſoll: „Praeceptor sumat ante omnia parentis erga discipulos suos animum, ac succedere se in eorum locum, a quibus sibi liberi tradantur, existimet. Ipse nec habeat vitia nec ferat, non austeritas ejus tristis, non dissoluta sit comitas, ne inde odium, hinc contemtus oriatur. Plurimus ei de honestio ac bono sit sermo, nam quo saepius monuerit, hoc rarius castigabit. Minime iracundus, nec tamen eorum, quae emendanda erunt, dissimulator.“ —

Ueberzeugt, daß der Schulmann nur durch

Digitized by Google

fortgeſetztes Privatſtudium über ſein geregeltes und einförmiges Leben den Reiz der Neuheit verbreiten und ſich vor gefährlichem Mechanismus bewahrend, ſeinem Geiſte diejenige Friſchheit und Kraft, welche die Jugend zugleich anzieht und belehrt, verleihen und erhalten könne, fuhr Neidhart bis an das Greiſenalter fort, für ſich nicht blos die alten Griechiſchen und Lateiniſchen Claſſiker zu leſen und Horazens goldne Regel: Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna (A. P. 269.) bei ſeinen faſt täglichen Arbeiten des Abends bis nach Mitternacht recht eigentlich und im Uebermaße zu beobachten, ſondern er benutzte, außer ſeinen eignen Erfahrungen, auch die vorzüglichſten Erziehungsſchriften und den Rath bewährter Schulmänner und ſuchte mit ſeinem Zeitalter fortzuſchreiten.

Seinen Schülern blieb er ſtets mit Wohlwollen nahe und hoffte der Strenge der Zucht bei nicht ganz verwahrloſeten Gemüthern entbehren zu können. Die natürliche Milde und Weichheit ſeines Characters erleichterte es ihm, dieſe Geſinnungen feſt zu halten, und wenn es ihm auch nicht immer gelang, den eingewurzelten Leichtſinn und die Fehler der früheren Erziehung oder des böſen Beiſpiels durch nachſichtsvolle Geduld auszurotten; ſo hat er ſich doch durch ſeine unveränderliche Güte und Herzlichkeit das Vertrauen aller ſeiner Schüler erhalten, die Liebe der Beſſern für immer gewonnen und ſich aus guten Schülern treue und dankbare Freunde erzogen. Sein Wirken als Erzieher wurde reichlich geſegnet, denn er begann Alles mit Gott und leitete in der Ueberzeugung, daß alle wahre Menſchen- und Geiſtesbildung erſt durch die Religion geweiht und für das Leben beglückend werden könne, die ihm anvertraute Jugend auch wieder zu Gott.

Er lehrte nicht blos Religion, ſondern that auch ſelbſt, was ſein Mund als heilſam empfahl, und bemühte ſich, ſeinen Schülern das Vorbild eines wiſſenſchaftlichen und religiöſen Lebens zu werden. Jeden Tag begann er mit chriſtlichen Betrachtungen und pflegte ihn, nach frommer Väter Sitte, mit einem andachtsvollen Geſange am Claviere zu beſchließen. Bei ſeinem Unterrichte leitete ihn überall der Grundſatz: non scholae, sed vitae discendum est, ohne den Werth der Wiſſenſchaften nach dem Maßſtabe gemeiner Nützlichkeit abzumeſſen. In dieſem Sinne erklärte er auch ſeinen Schülern die alten Claſſiker und verweilte am liebſten bei den Stellen, welche ſich durch Schönheit der Form und Wichtigkeit des ſittlichen Inhalts auszeichneten. Seine körperliche und geiſtige Erholung ſuchte und fand er, außer der täglichen Beſchäftigung in ſeinem Garten, hauptſächlich in dem liebevollen Umgange mit ſeinen Freunden und Anverwandten, welche er in der Nähe und Ferne jedesmal in den Ferien beſuchte. Solcher, bis in die letzten Jahre größtentheils zu Fuß unternommenen Reiſen, zählte er über hundert. Ungeſtört pflegte er ſeinen Weg, auch bei dem ſtürmiſchten Wetter, täglich bis auf 10 bis 12 Stunden fortzuſetzen, denn er hatte ſeinen an ſich ſchwächlichen Körper durch Uebung ſo abgehärtet, daß er ſich, auch ohne Nachtheil für ſeine Geſundheit, harten Strapatzen unterziehen konnte. Dieſer öftern Bewegung auf Reiſen und im Garten, einer regelmäßigen einfachen Lebensart, der Befreiung von heftigen Leidenſchaften, der Vorliebe zu einem thätigen Leben, verdankte er hauptſächlich den Genuß ſeiner faſt ununterbrochenen Geſundheit und das Glück eines heitern Alters. So bewährte Neidhart die alte Wahrheit auf's Neue, daß ein mäßiges, thätiges und frommes Leben nicht blos das ſicherſte Mittel zu einem hohen Alter ſey, ſondern daſſelbe auch zugleich mit der Kraft des Geiſtes ausrüſte, um den reichen Segen eines langen und wohlthätigen Lebens vollkommen genießen zu können.

Den 10ten Julius 1821 feierte Neidhart ſein 50jähriges Amtsjubiläum und erfuhr dabei eine allgemeine und öffentliche Anerkennung ſeiner bewährten Verdienſte auf eine eben ſo ausgezeichnete als liebevolle Weiſe. Se. königliche Hoheit, der Großherzog Ludwig, deſſen huldvolles Vaterauge auch das beſcheidene Verdienſt nicht überſieht, ließ den Jubelgreis mit dem Ritterkreuze des großherzogl. Bad. Zähringer Verdienſtordens ſchmücken, die hochfürſtl. Löwenſt. Werth. Standesherrſchaften verherrlichten das Jubelfeſt durch die gnädigſte Theilnahme und Mitwirkung, und die phil. Fakultät zu Heidelberg ertheilte dem Jubelgreiſe das Ehrendiplom eines Doctors der Philoſophie. Zu der Feier des Feſtes lud der Director des Gymnaſiums, Dr. Föhliſch, in einer beſondern Schulſchrift ein, worin unter dem Titel: „Beitrag zur Geſchichte des Wertheimer Gymnaſiums", außer einer kurzen Darſtellung des Lebens und der Amtsführung des Jubelgreiſes bis dahin, die Mitlehrer deſſelben, während ſeines 50jährigen Rectorats, genannt und ein Verzeichniß der von demſelben in Prima während dieſer Zeit gebildeten Schüler beigefügt wurde. Eine ausführliche Beſchreibung der Jubiläumsfeier iſt kurz nachher bei C. Brönner in Frankfurt a. M. erſchienen. Die gefällige Anordnung des Feſtes, die allgemeine herzliche Theilnahme daran, welche ſich auch in mehreren angemeſſenen Gedichten und Reden von Freunden, Collegen und dankbaren Schülern des Jubelgreiſes, namentlich in der oben erwähnten handſchriftlichen Rede des Herrn Rath Kolb, welcher die Verdienſte ſeines ehemaligen Lehrers aus eigner Erfahrung in dem erſten Decennium ſeiner amtlichen Wirkſamkeit darzuſtellen ſuchte, ausſprach, — gereichte nicht blos dem Jubelgreiſe, ſondern auch den zahlreichen Verehrern deſſelben und den Einwohnern Wertheims zur beſondern Ehre und bewies auf's Neue, wie man auch in unſerer Zeit die Verdienſte des Schulmannes auszuzeichnen und zu würdigen weiß. So wurde der Tag ſeiner Jubelfeier der ſchönſte Tag ſeines raſtlos-thätigen und frommen Lebens, an welchem ſich Liebe und Dankbarkeit, Freundſchaft und Wohlwollen um ihn in frohem Kreiſe verſammelten; um das Ehrendenkmal, was er ſich ſelbſt durch eine lange Reihe unvergänglicher Verdienſte errichtet hatte, mit herzlich-freudiger Theilnahme auszuſchmücken.

In dem Geiſte, in welchem der Verewigte bis dahin gewirkt hatte, fuhr er auch nach der Jubelfeier fort, thätig zu ſeyn. Ein unbegränzter Pflichteifer, welcher auch die letzten Kräfte der Schule widmete — denn er ließ ſich die letzten zwei Jahre, nach einem unglücklichen Falle, auf ſeinen Stab und die Arme ſeiner Schüler geſtützt, in die Schule begleiten und hielt ſeine Lehrſtunden, die er nie ganz aufgab, zuletzt in ſeiner Wohnſtube, bis er die Sprache verlor, — eine muſterhafte Pünktlichkeit „in der ſtillen, ununterbrochenen, unbemerkten Ausübung des ganzen Heeres ſogenannter kleiner Pflichten, worüber uns kein Menſch und kein Buch lobt „und der wir ganz unbemerkt ſo manches Opfer „bringen müſſen, — welches mehr ſagen will, als „die Ausübung einer einzelnen, in ihren Folgen oft „ſehr fruchtbaren Tugendhandlung, wozu uns doch „wenigſtens ein liebenswürdiger Enthuſiasmus für „die Jugend mit zu handeln beſtimmen darf; — *)“

---

*) Worte aus einer Handſchrift Neidhart's.

eine durch keine Art ſchmerzlicher Erfahrungen zu beſchränkende Güte gegen ſeine Schüler, eine unerſchütterliche Geduld und Gemüthsruhe im Glücke und Unglücke, welche weder in laute Klagen noch bittere Heftigkeit überging, ein tiefer frommer Sinn, welcher alles Irdiſche auf ein höheres Walten der väterlichen Vorſehung bezog und ſich noch in den ſchon gebrochenen Worten des Sterbenden, „ich weiß an wen ich glaube,“ bewährte; — dies waren die hervorſtechendſten, trefflichen Eigenſchaften des Verewigten, wodurch er während ſeiner langen Amtsführung in den Herzen und im Geiſte ſeiner zahlreichen Schüler, die er für den Staat und die Kirche erziehen half, reichlichen Samen der Tugend und Wahrheit ausſtreute.

Montag den 31. Januar 1825, Vormittags um 10 Uhr, ſtarb der allgemein verehrte Neidhart, alt 80 Jahr, 3 Monat und einige Tage, nach einer 53jährigen, verdienſtvollen Führung des Rectoramts. Zur Ruheſtätte begleiteten ſeinen Leichnam, welchen Mittelſchüler trugen, den 3ten Febr. früh um 8 Uhr alle Schüler der 4 obern Claſſen, die Lehrer ſämmtlicher Schulen, die evangel. und kathol. Geiſtlichkeit, der wohllöbliche Stadtmagiſtrat und auf hohe Veranſtaltung die Livreebedienten der hochfürſtlichen Standesherrſchaften zu Wertheim in ihrer Hoftracht im feierlichen Zuge. Am 5. Febr. wurde gegen Abend in dem größten Lehrzimmer der Schule, in welchem dem Eingange gegenüber das wohlgetroffene und von Künſtlerhand ſchon früher gefertigte Bildniß des Verblichenen, von Epheukränzen umgeben, aufgehängt worden war, eine beſondere Gedächtnißfeier veranſtaltet, wobei, nach Abſingung einiger Strophen aus einem von dem Verſtorbenen ſelbſt verbeſſerten Kirchenliede *), der

---

*) Nro. 243. des Werth. Geſangbuches, „Seele! was

erſte Schüler in Prima, L. v. Jan, in einem von einem Mitſchüler verfertigten Gedichte die dankbaren und ſchmerzlichen Empfindungen der Jugend auszuſprechen ſuchte, worauf nach Fortſetzung deſſelben Geſanges der Religionslehrer der Schule, Herr Diaconus und Pfarrer Bauer, ein ehemaliger Zögling des Seligen, eine der Würde des Gegenſtandes angemeſſene Gedächtnißrede hielt, welcher ein feierlicher und vierſtimmiger Schlußgeſang folgte. Unter den zahlreichen Anweſenden befanden ſich auch der reg. Fürſt Georg und der Prinz Wilhelm zu Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg. Friede der Aſche des Vollendeten! Sein Segen ruhe fernerhin auf der Anſtalt, welcher er ſein langes und thätiges Leben widmete, und ſein frommer Geiſt bleibe ihr Schutzengel für jetzt und immer dar! —

„Nie wird von uns Dein Angedenken weichen,
Auch nach dem Tode wirkſt Du fort und fort,
Ein Muſter uns im Leben und Erbleichen,
Erhabner Lehrer noch im letzten Wort;
Auch unſer Schickſal wird uns bald erreichen,
Allein wie ſchnell auch und an welchem Ort —
Nach Deinem Grab wird unſre Hoffnung blicken,
Und unſre Furcht verwandeln in Entzücken!“ *)

---

kann Beſſers ſeyn,“ worin ſich in jeder Strophe die Worte wiederholen: „Alles was die Welt enthält, iſt vergänglich und zerfällt. Schwing dich zu Gott!“

*) 9te Stanze aus dem im Wertheimer Intelligenzbl. Nro. 6. 1825 abgedruckten Gedicht von Hrn. Ch. Plaz, vormaligem Zögling und jetz. Prof. an der Mittelſchule; Stanzen, geweiht dem Andenken des Herrn Rector Neidhard. Mit dem Motto:

— — — — Er ſchlummert im Grabe
Heiligen Schlaf; nicht Tod nenne der Seligen Ruh.
Kallimachos.

Verzeichniß der Schulprogramme und einiger andern Schriften des Rector Neidhart.

1) Ein Geſpräch von der guten Anwendung der Jugendjahre. Wertheim, 1772. 2) Kurzgefaßte Geſchichte des Kurfürſten von der Pfalz, Friedrich des Siegreichen, Stammvater des Hauſes Löwenſtein-W. 1774. 3) Das Leben des Cicero nach dem Plutarch. Erſte Hälfte. W. 1775. 4) Zweite Hälfte. W. 1777. 5) Moraliſche Gedanken aus den Betrachtungen des Kaiſers Marc. Aurel. Anton. des Philoſophen. Erſte Hälfte. Werth. 1779. 6) Zweite Hälfte. W. 1789. 7) Ueber die Nothwendigkeit einer genauen Verbindung der Privaterziehung mit der öffentlichen. W. 1784. (Dieſe Abhandlung iſt auch in einer zu Hildburghauſen herausgekommenen Sammlung mehrerer Programme abgedruckt worden.) 8) Beitrag zur Schulgeſchichte der Stadt Werth. W. 1790. 9) Topographiſch-ſtatiſtiſche Nachrichten von der Stadt Wertheim. Nürnberg b. Raw, 1793, auch abgedruckt von Bundſchuh in deſſen Topographie des Frankenlandes. 10) Geſchichte Ludwigs, Grafen zu Löwenſtein-Wertheim. W. 1794. 11) Programma scholasticum, loca selecta e Fabulis Terentii ad institutionem et formationem juventutis pertinentia illustrans. W. 1799. 12) Diatribe scholastica, memoriae Huldrichi Buchneri, A. M. poetae illustris, praeceptoris olim ac Cantoris de republ. Wertheim bene meriti, dedicata. W. 1800. 13) Ermahnungsrede des Iſokrates an den Dämonikus, aus dem Griech. überſetzt. Erſte Hälfte. W. 1801. 14) Die zweite Hälfte. W. 1802. 15) Album Lycei Wertheim. seu Catalogus Auditorum primae Classis per XXX. annos. W. 1803. 16) Dialogen für ſtudirende Jünglinge auf Gymnaſien und lateiniſchen Schulen. Frankf. a. M. bei Herman, 1804. 17—20) Das Leben des ältern Cato, nach dem Plutarch. Vier Abtheilungen. W. 1804, 1806, 1807, 1808. 21) Luthers Verdienſte um das Schul- und Erziehungsweſen in Deutſchland. W. 1809. 22) Der Geiſt aus den 6 erſten Büchern der Betrachtungen des Kaiſers Marc. Aurel. Antonius über ſich ſelbſt, gezogen. W. 1810. 23) Ueber einige Mängel der häuslichen Erziehung, beſonders in Rückſicht ihres Einfluſſes auf die öffentlichen Bildungsanſtalten. W. 1813. 24) Hiſtoriſche Notizen zu der Lebens- und Regierungsgeſchichte der Grafen von Wertheim, aus der Vorzeit. W. 1816.

W. Dr. F. S.

* XII. Heinrich Karl Roſenſtiel,

Ritter der Ehrenlegion, Mitglied des Conſiſtoriums der lutheriſchen Gemeinde in Paris, früher im Franzöſiſchen Staatsdienſt.

geb. zu Mietesheim *) im untern Elſaß am 28. October 1751.
geſt. zu Paris am 4. Februar 1826.

Mit der Zerſtörung der Baſtille hatte am 14ten Julius 1789 die Revolution in Paris begonnen; es war der Kampf eines erbitterten Volkes, gegen Druck und Aberglauben eingeleitet, und die gebildete Welt ſah mit freudigem Erſtaunen eine neue Menſchheit aus geiſt- und charakterloſen Trümmern emporſteigen. Aber die kleinen Folgen überwogen die großen Urſachen und was alle hochherzig hofften, wurde niedrig vereitelt.

So gehts aber immer, ſo wird es immer gehen, wenn das erregte Volk nicht Führer hat, welche ohne Ehrgeiz und Eigennutz ſeine Stürme regeln, ſeine gerechten Anſprüche einer geſetzlichen Freiheit unterordnen und mit taktiſcher Weisheit und mit Heldenkraft es führen gegen alle, welche der neuen Ordnung **) der Dinge feindſelig ſind!

---

*) Mietesheim gehörte nach den brieflichen Mittheilungen, welche dieſer Lebensbeſchreibung theilweiſe zu Grunde liegen, ehemals zur Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, und in ihr zum Amte Ingweiler. Nach Büſching aber gibts nur ein Mietersheim ohnfern Lahr im Breisgau und ein Mietersheim im untern Elſaß, welches aber nicht zum Amte Ingweiler, ſondern zu den ehemaligen Gütern der freien Ritterſchaft gehörte. Wo wurde alſo Roſenſtiel geboren? —

**) Unter neuer Ordnung verſtehe ich hier eine ungewohnte Ordnung; denn gewiß kann eine alte Ordnung, wenn ſie nicht auf die ewigen Prinzipien des

Mochten auch vom Staube geboren, die Helden im neuen Frankreich herrlich hervorglänzen: ſo erniedrigten Partheien, erkaufte Führer und blutige Verſchwörungen die herrlichſten Keime des Beſſern im niedergebeugten, hirtenloſen Volke zu den ſchrecklichſten Greuelſcenen. Da ging der heilige Eifer in eine verzehrende Flamme über; da ſtürzten ſich Tauſende in unverſchuldetes Verderben; da wurde die Opferflamme der Freiheit zu einem flüchtigen Strohfeuer und unter härterem Drucke ſank das Volk zu Boden.

So lehrt es uns Frankreich! aber anders tönt die Stimme der Freiheit im wiedererwachten Griechenlande! Denkt an die Heroen der Vorzeit, deren würdige Enkel jetzt verlaſſen, ja ſogar verfolgt von ihren chriſtlichen Mitbrüdern, dennoch mit ausdauerndem Muthe um Ehre, Freiheit und Leben kämpfen; denkt an die Helden Griechenlands, welche bei Marathon fochten, bei Thermopylä fielen, bei Mantinea bluteten; denkt an den edlen Phocion, an den letzten Griechen Philopömen! *).

Helden, uneigennützige **) Vaterlandsfreunde ſind in ihren Enkeln neu erſtanden! Aber hier liegt

---

Rechts und der Freiheit gegründet iſt, keine Ordnung heißen.

*) Jawohl, aber nur des Alterthums; denn aus ſeiner Aſche hat ſich Hellas neu erhoben und wird auch im unglücklichſten Falle, ganz nach den unſterblichen Muſtern ſeiner großen Tragiker, ein Drama aufführen im ſiegreichen Kampfe und, ſelbſt ausgeſtrichen aus der Reihe der Völker, ewig leben bei der Nachwelt und im Elyſium die Palme der Unſterblichkeit von ſeinen Vätern erhalten.

**) Freilich möchten dies ihre Gegner in Smyrna, u. a. a. O. gern leugnen, wenn ihnen die herrliche Thatſache nicht widerſpräche.

nicht das edle Volk unter in Zwieſpalt und Blutgier; hier zerſtören nicht Herrſchſucht und Habgier der Partheien, was Herrliches geboren wird; hier richten nur die Ungläubigen ein Blutbad an unter den Chriſten auf dem klaſſiſchen Boden; hier verlaſſen oder zerſtören, wol gar die Mächtigen der Erde, was der kräftige Wille des Volks hervorgerufen hat.

Iſt's auch ſchwer und mißlich, jetzt ſchon über Frankreichs und Griechenlands Auferſtehungsprozeß zu urtheilen: ſo wird es gewiß einſt intereſſant ſeyn, beide Begebenheiten mit plutarchiſchem Geiſte neben einander zu ſtellen. Wie ſehr wird das reiche und große Frankreich gegen das arme, ſo lange erniedrigte Griechenland bei einer ſolchen Darſtellung verlieren!

Männer, welche Augenzeugen waren ihrer großen und ernſten Zeit, ſollten der Nachwelt in lebendigen Zügen das Gemälde ihrer Tage zurücklaſſen; denn auch der fleißigſte Sammler, auch der geübteſte Forſcher wird nicht vermögen, der Nachwelt vor die ſtaunenden Augen wieder zu zaubern, was geſchehen iſt, ſobald die Scenen jener Tage der Hiſtorie werden überwieſen worden ſeyn. Wie ein Xenophon ſeinen berühmten Rückzug, ein Cäſar ſeine Kriege, ein Salluſt ſeinen Katilina geſchildert hat; wie zahlloſe Memoiren aus Frankreichs vielbewegter Zeit uns, aber freilich nur im Geiſte des Franzoſen, jene Begebenheiten wieder hervorgerufen haben: ſo hoffte ich auch, von der andern Seite, mit Deutſchem Sinn und Gemüthe unterrichtet zu werden, über jene Zeit von einem Manne, deſſen Stellung und langes Leben ihm die geheimſten Triebfedern kund machen und wol zu jeder großen Begebenheit den Schlüſſel darreichen mußten; aber leider — Roſenſtiel hat nichts Schriftliches hinterlaſſen! *)

Roſenſtiels Vater wurde auf der Univerſität zu Jena zu einer Zeit gebildet, wo Walch, Buddäus und Andere ſich durch kritiſchen Sinn, helle Anſichten und großen Fleiß auszeichneten. Als Prediger zu Mietesheim heirathete er die Tochter des Franzöſiſchen Hofmalers Lutherburg, **) welche in Straßburg geboren und erzogen war; darauf wurde er Special (Superintendent) über mehrere benachbarte Pfarreien und blieb es bis zum Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution.

Die erſte Bildung erhielt Heinrich Roſenſtiel mit ſeinem jüngern Bruder, dem jetzigen Herrn Geheimen-Oberfinanzrath Roſenſtiel zu Berlin, gemeinſchaftlich im elterlichen Hauſe von ſeinem kenntnißreichen Vater; darauf bezogen beide Brüder das damals blühende Gymnaſium zu Buchsweiler. ***) Ausgezeichnet war dieſe Bildungsanſtalt damals ſowohl durch ihre trefflichen Lehrer

---

*) Er hat auch außer ſeiner Inauguralſchrift und einem kleinen geographiſchen Büchlein ohne Bedeutung nichts drucken laſſen. Meine Beſchreibung ſeines Lebens mußte ſich daher nur auf wenige Quellen beſchränken, welche in einigen brieflichen Mittheilungen ſeiner Verwandten in Berlin und obendrein in ſehr magern Skizzen beſtanden. Da, wo ſein Leben die großen Begebenheiten ſeiner Zeit berührte, war ich gezwungen, aus hiſtoriſchen Aktenſtücken zu ſchöpfen und vermochte über ſeinen öffentlichen Charakter nur in ſo fern zu urtheilen, als es mir vergönnt war, von ſeiner Theilnahme an jenen Begebenheiten auf denſelben zurückzuſchließen.

**) Sie war die Schweſter des berühmten Landſchaftsmahlers in London, welcher ſich durch ſein Eidophyſikon auszeichnete.

***) Dieſe Stadt gehörte ehedem zur Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, deren Hauptort ſie war; gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts kam dieſe Grafſchaft durch Heirath an Ludwig VIII., Landgrafen von Heſſen-

und eben ſo kenntnißreichen, wie tüchtigen Rektor, **Johann Philipp Chriſtian Baſt**, *) als auch dadurch, daß die Landgräfin **Henriette von Heſſen-Darmſtadt**, die Großmutter des jetzt regierenden Königs von **Preußen**, eine ſehr gebildete und thätige Beförderin der Wiſſenſchaften und des Jugendunterrichts, hier reſidirte.

Sieben Jahre lang blieben die Brüder auf dieſem Gymnaſium, dann bezog **Heinrich** mit ſeinem Bruder die Univerſität **Straßburg**, wo ſie vier Jahre lang emſig ſtudierten. Wer kennt nicht die berühmten Männer, welche dieſe Univerſität damals aufzuweiſen hatte? Ein **Ehrlen** in der Rechtskunde, ein **Schöpflin**, **Koch**, **Lorenz**, **Oberlin**, **Schweighäuſer**, **Schérer** in der lateiniſchen und griechiſchen Literatur, in der Geſchichte und Diplomatik, in der Mathematik und Phyſik! Zu einem gründlichen Studium forderte auch der Umſtand noch auf, daß die meiſten, beſonders die juriſtiſchen Vorleſungen, in lateiniſcher Sprache gehalten wurden. Aber noch wirkte der ſchöne Verein junger geiſtreicher Männer, welche

---

Darmſtadt, welcher das vom Grafen **Johann Reinhard** geſtiftete Gymnaſium im Jahre 1750 erneuerte.

*) **Baſt** iſt auch als Schriftſteller und beſonders in der theologiſchen Literatur nicht unbekannt, aber gewiß mehr noch ausgezeichnet durch ſeine 30jährige treue und erfolgreiche Leitung jenes Gymnaſiums und durch die gründliche Bildung, welche er ſeinem noch berühmtern Sohne ertheilte. Dieſer **Friedrich Jakob Baſt**, bekannt durch ernſten Fleiß und ungemeine Beleſenheit und durch gründliche Kenntniß der griechiſchen Literatur, ſtarb leider zu früh für ſein Studium, nach kaum erreichtem 40ſten Jahre, als Heſſendarmſtädtiſcher Legationsrath, plötzlich am Schlage, auf öffentlicher Straße zu **Paris** im Jahre 1811, eben im Begriff nach **Darmſtadt** zurückzukehren, um ſeine ſchöne Muſe der Vollendung vieler und großer Vorarbeiten daſelbſt zu widmen.

ihr Glücksſtern damals in Straßburg zuſammenführte; wir ſehen Roſenſtiel in dem vertrauten Umgange mit Göthe, Herder, Jung-Stilling, Lenz, Bleſſig *) und Andern. Nach vollendeten Studien ging Roſenſtiel nach Buchsweiler zurück, nachdem er vorher in Staßburg promovirt hatte, um Doctor juris, Licencié des lois zu werden. Seine Inauguralſchrift widmete er dem Landgrafen Ludwig IX. von Heſſen-Darmſtadt: ſie handelte de remediis impugnandi sententiae summorum Imperii tribunalium.

---

*) Roſenſtiel wohnte in dem Hauſe des Vaters von Bleſſig und mit deſſen berühmten Sohne unter einem Dache, wodurch die Jünglinge, welche ein gleicher Eifer für die Wiſſenſchaften ſchon verbunden hatte, ſich noch näher an einander ſchloſſen. Obſchon einige Worte über Bleſſig nicht hierher zu gehören ſcheinen: ſo fordert die Berühmtheit deſſelben und der Einfluß, welchen er auf alle ſeine Umgebungen und auch auf Roſenſtiel hatte, mich dazu auf. Bleſſig, welcher 1816 im 69ſten Jahre ſtarb, war als akademiſcher Lehrer, als Prediger und Seelſorger und als edler Mann ausgezeichnet. Mit wie vielen Schwierigkeiten hatte er nicht während ſeiner Amtsthätigkeit zu kämpfen! als Proteſtant ſchon vor der Revolution, als Freimüthiger in ihr und durch ſie, würdevoll und kunſtreich, wenn er über Napoleons Feſte predigen ſollte, kräftig wenn die Verfolgungen der Jakobiner ihn trafen, und ſelbſt dann thätig, wenn ſeine Kanzel ihm verſchloſſen wurde, ſein Hörſal profanirt war. Unter allen ſeinen öffentlichen Reden hat die Gedächtnißpredigt auf den Marſchall von Sachſen, 1777, in der Thomaskirche zu Straßburg, gewiß den größten und ſeltenſten Ruf erhalten; denn, als der Marſchall Contades und die Sächſiſche Prinzeſſin Chriſtine das Signal dazu gegeben hatten, ertönte in der Kirche ein allgemeines Beifallklatſchen.

Auffallend iſt mir nur ein Umſtand! Roſenſtiel lebte in Bleſſigs Hauſe, und doch war bekanntlich Bleſſigs Vater ein mit drückenden Umſtänden immer kämpfender, armer Fiſcher: dies ſcheint mir, ſich nicht recht vereinigen zu können.

Aus ſeinem Advokatenſtande an der Darmſtädtiſchen Regierung zu **Buchsweiler**, rief ihn 1776 *) ſein jüngerer Bruder, welcher dem Preußiſchen Miniſter **Heynitz** nach **Berlin** gefolgt war, in die diplomatiſche Laufbahn. Es war demſelben nämlich von dem damaligen Chef du Bureau des Interprètes aux affaires étrangères, Herrn Genêt de Charmontot, **) die Stelle eines Secretaire interprète angetragen worden, welche er ſeinem Bruder überließ.

Es iſt nicht nur überhaupt erfreulich für den jüngern Bruder, dem ältern eine angemeſſene Laufbahn eröffnen zu können, es mußte auch ihm als Proteſtanten, eine noch größere Frende ſeyn, daß der ehrwürdige Graf von **Bergennes** ***), in **Fontainebleau** unſern **Heinrich** ohne weitere Formalitäten durch einen bloßen Handſchlag verpflichtete und dadurch auf eine kluge Weiſe die in jener Zeit wichtige Frage, ob er katholiſch oder evangeliſch ſey, umging.

Kurze Zeit darauf verließ **Pfeffel**, ein Bruder des berühmten Dichters, den Dienſt des Königs von Frankreich und **Roſenſtiel** wurde an ſeine Stelle zum Jurisconsulte du roi erhoben.

---

*) Falſch ſteht in **Becks Repertorium** ſtatt dieſes Jahres ſeiner Abreiſe von **Buchsweiler** das Jahr 1780.

) Wenig bekannt iſt derſelbe, aber in unſerer Zeit mehr es geworden durch ſeine Tochter Mde. Campan und ihre Denkſchrift auf die Königin **Antoinette von Frankreich.

***) So ſchädlich derſelbe durch ſein Zaudern und durch ſeine Theilnahme am nordamerikaniſchen Kriege war, ſo ſtreng war auch ſeine Rechtſchaffenheit, ſo beliebt ſeine Humanität. Ein ſchönes Denkmal hat er ſich durch einen Brief an den Franzöſiſchen Geſandten **Breteuil** in **Wien** geſetzt.

Dieſes Amt verwaltete er bis zum Ausbruch der Revolution, wo er mit dem Könige aus Verſailles nach Paris ging und ſich daſelbſt mit ſeiner Familie aufhielt, aber entfernt von allen Geſchäften und allem Antheile an dem wilden Partheikampfe jener Zeit. Es gehörte gewiß viel Muth dazu, unter ſolchen Umſtänden und in einer ſo tief bewegten Zeit Paris nicht zu verlaſſen; aber gewiß zeigt es von eben ſo viel Klugheit, daß Roſenſtiel nicht nur niemals verdächtig, ſondern auch mit dem Sturze des Terrorismus (27ſten Julius 1794) bald wieder zu wichtigen Aemtern berufen wurde.

Als am 5ten April 1795 der Friede zu Baſel mit Preußen geſchloſſen worden war und die jugendliche Republik aus ihren Stürmen zu einem herrlichen Leben hervorzugehen ſchien: da war es nöthig, die friedlichen Verhältniſſe mit den Mächten Europas, deren Stellvertreter in Baſel verſammelt geweſen waren, durch Geſandte und Konſuls dauernd zu befeſtigen. Die dritte Konſtitution, welche die Franzöſiſche Republik durch die Directorialregierung erhielt, rief unſern Roſenſtiel aus ſeiner Verborgenheit wieder hervor und ſandte ihn als Konſul *) nach Elbing. Die Abſicht der Regierung dabei ging hauptſächlich darauf hin, den Handel mit Preußen einigermaßen wieder in Gang zu bringen und vorzüglich den Wein- und Holzhandel wieder zu heben, eine Abſicht, welche Roſenſtiel durch ſeine Thätigkeit und Umſicht theilweiſe auch wirklich erreichte. Er ſelbſt aber ſcheint aus einem andern Grunde gerade dieſe Stellung gewählt zu haben, nämlich um ſeinen Kindern einen feſtern Unterricht zu verſchafſen und ſie ohne Störung, welcher man in ſeinem neuen Vaterlande damals ſo oft ausgeſetzt war, erziehen zu können. Leider aber dauerte ſein Aufenthalt in Elbing nicht lange, da neue und große Ereigniſſe ihn zurückriefen.

---

*) Consul de la république française pour la Baltique.

So ſiegreich Frankreichs Heere in Italien fochten, ſeitdem Buonaparte an der Spitze derſelben ſtand (am 30ſten März 1796); ſo kräftig Moreau, gleichzeitig mit jenem, im ſüdlichen Deutſchland auftrat: ſo traurig wendete ſich für Frankreich das Siegesglück, nachdem Buonaparte (am 19ten Mai 1798) von Toulon abgeſegelt war, um Aegypten zu erobern. Beide Begebenheiten hatten einen wichtigen Einfluß auf Roſenſtiels Leben und hätten es ihm leicht in der beſten Mannesblüthe rauben können.

Durch die ans Wunderbare gränzenden Siege des vom unbedeutenden Artillerielieutenant zum Obergeneral der Franzöſiſchen Heere in Italien erhobenen Buonaparte, wurde Oeſtreich zum Frieden von Campo-Formio (17ten October 1797) und zu bedeutenden Abtretungen, Deutſchland zum Kongreß von Raſtadt (9ten December 1797) und zur Sekulariſation ſeiner geiſtlichen Güter gezwungen; dort entſtanden viele kleinere und größere italieniſche Republicken, hier mußten die Deutſchen Fürſten des linken Rheinufers entſchädigt werden. So kräftig Buonaparte als Feldherr aufgetreten war, ſo durchgreifend ſprach und handelte er als Friedensvermittler zu Raſtadt, wo ſich auch Roſenſtiel, als Franzöſiſcher Geſandſchaftsſecretär befand. Sobald aber der Franzöſiſche Held auf dem Mittelmeere ſchwamm, ſiegreich bei den uralten Piramyden focht, da war die Seele gewichen aus dem Franzöſiſchen Staatskörper. In Raſtadt ſchlichen die Verhandlungen unter Albini den gewohnten Schneckengang leerer und ſchwerfälliger Förmlichkeit; Mißtrauen und Uneinigkeit ließ die Delegirten meiſt im Finſtern tappen und überall auf Hinderniſſe ſtoßen. Die ganze Verhandlung ſelbſt war nur ein kleinlicher Kampf mit verborgenen Intereſſen der Deutſchen Mächte und mit dem Trotze des republikaniſchen Stolzes. Seit Buonapartes Entfernung war man von Seiten Deutſchlands gar nicht mehr zum Frieden geneigt, weil man von den Franzöſiſchen Heerführern nichts zu befürchten glaubte und der Partheikampf im Innern Frankreichs ſich ſchon wieder erhob. So entſtand die zweite Koalition wider Frankreich und rechtfertigte die Hoffnung der europäiſchen Mächte; denn die Franzöſiſchen Republikaner wurden überall geſchlagen, Oeſterreich und Rußland eroberten Italien und zwangen die Franzöſiſchen Heere im November 1799 daſſelbe zu räumen; aber einen Monat vorher war Buonaparte bei Frejus *) ans Land geſtiegen! Schon am 23ſten April 1799 erklärte ſich der Friedenskongreß von Raſtadt für ſuſpendirt und die Franzöſiſchen Geſandten Roberjot, Bonnier und Jean de Bry verließen Raſtadt mit churmainziſchen Päſſen am 28ſten April des Abends. Die trüglichen Verhandlungen endigten ſich mit einem ungeheuren Frevel! Noch waren die Franzöſiſchen Geſandten kaum 200 Schritte von Raſtadt auf dem

---

**) Frejus hieß früher Forum Julii und war der Geburtsort des Römiſchen Feldherrn Julius Agrikola, welcher die alten Britannier beſiegte. Aus dieſer hiſtoriſchen Zuſammenſtellung prophezeihete man auch ſpäter dem ausdauernden Napoleon den Sieg über ſeine Erbfeinde, da er zu Frejus für Europa gleichſam wieder neu geboren worden war. (auch 1815?) Ein neuer Beweis, wie gewagt und unſicher alle hiſtoriſche Parallelen ſind!

Wege nach Plittersdorf gefahren, als ſie von einem ſtarken Trupp Szekler Huſaren *) überfallen, die beiden erſten derſelben ſchrecklich ermordet, ihre Leichname geplündert und ihre Legationspapiere geraubt wurden. Der Erzherzog Karl ließ die Sache ſtreng unterſuchen: aber warum ſchlug man ſpäter die Unterſuchung nieder? Es iſt kaum glaublich, daß Oeſterreich Theil an dieſem Geſandtenmorde ſollte gehabt haben, und noch unglaublicher, daß die Franzöſiſchen Directoren ihn durch Meuchelmörder veranſtaltet haben ſollten; ob die Emigrirten die Hand im Spiele gehabt haben, läßt ſich nicht entſcheiden: es ſcheint Privatrache geweſen zu ſeyn, und die blinde Wuth eines Subalternen, ſtatt bloßen Raub, Mord zu begehen, das Schreckliche zu Tage gefördert zu haben *).

Roſenſtiel ſaß in einem der hinterſten Wagen, ließ, durch den Lärm aufgeſchreckt, von ſeinem Diener die Wagenthür öffnen, um zu dem vorderſten Wagen zu eilen, wo er die aus Sprachunkunde, wie er glaubte, entſtandenen Mißverhältniſſe heben zu können hoffte; aber ſein Diener hatte das Angſtgeſchrei der Ermordeten ſchon vernommen, ſah alſo auch ſeinen Herrn, in augenſcheinlicher Lebensgefahr und ſchob ihn ſofort in den waſſerfreien, ziemlich tiefen Chauſſéegraben, aus welchem ſich nun Roſenſtiel durch ſumpfige Wieſen flüchtete und über die Mauer in den Schloßgarten entkam. Die Preußiſche Geſandtſchaft und beſonders ſein vieljähriger Freund von Dohm, gewährte ihm allen Schutz und die ſo ſehr nöthig gewordene Pflege. Sein Wagen wurde geplündert, die ge-

---

*) verkapter?

**) Man leſe über dieſen Vorfall den merkwürdigen Bericht des Herrn von Dohm.

ſammtem Legationspapiere, jedoch nur Duplikate, ſchwammen auf der Murg nach Landau, wo ſie aufgefiſcht wurden *). Aus dem Preußiſchen Geſandtſchaftshauſe eilte Roſenſtiel über Straßburg nach Paris.

Den Juriſten hatte man damals in Frankreich nicht nöthig, das Schwert ſollte erſt entſcheiden über die neue Ordnung der Dinge und der Werth der Feder wurde nur in Proklamationen und Verhandlungen anerkannt; auch mochte wol Roſenſtiels Geſundheit durch jenen Vorfall bedeutend gelitten haben. So kam es denn, daß er im Archive des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten angeſtellt wurde. Hier hatte er die Freude, mit dem eben ſo gebildeten, als anſpruchsloſen Caillard wieder zuſammenzukommen. Er hatte dieſen Mann, welcher der erſte republikaniſche Geſandte am Preußiſchen Hofe geweſen war, in Berlin bei ſeiner Durchreiſe nach Elbing kennen gelernt, und dieſe intereſſante Bekanntſchaft gewährte ihm in Paris Freude und Vortheil.

So hat Roſenſtiel denn 24 Jahre lang alles Große, was Frankreich in dieſer Zeit unter Napoleon erzeugte, aber auch alles Unglück, was einen Mann, was ein ganzes Land immer getroffen hat und immer treffen muß, wenn ſie über ihren Kulminationspunkt hinausſtreben, unter ſeinen Augen ſich geſtalten ſehen, mag viele geheime Triebfedern der Begebenheiten, welche vielleicht ewig uns verborgen bleiben werden, klar durch ſeine Stellung erkannt haben und iſt doch grauſam genug geweſen, Nichts davon der Nachwelt zu entdecken.

---

*) Wenn dieſer Geſandtenmord politiſche Machination und nicht Privatrache geweſen ſeyn ſoll: warum hat man ſich nicht beſonders jener Geſandtſchaftsdocumente bemächtiget?

Im 73. Jahre ſeines Alters nahm er unter König Ludwig XVIII. ſeinen Abſchied mit Penſion und erhielt das Ritterkreuz der Ehrenlegion, genoß aber nur kurze Zeit das, ihm zu ſpät gegönnte, Glück eines ruhigen Alters.

Außer ſeinen öffentlichen Dienſtverhältniſſen war er auch Mitglied des lutheriſchen Konſiſtoriums und gehörte zu den ſogenannten Anciens.

Roſenſtiel verheirathete ſich mit Louiſe Weyland, Tochter des vormaligen Heſſendarmſtädtiſchen Leibarztes in Buchsweiler und Schweſter des großherzoglich Sächſiſchen Präſidenten, Herrn Weyland in Weimar; ſie hat ihn, ſo wie ſeine drei Kinder überlebt. Sein Sohn iſt Franzöſiſcher Vicekonſul in Amſterdam, ſeine beiden Töchter ſind verheirathet; die älteſte an den Profeſſor Kieffer, Secretaire interprète und jetzigen Beſorger des Bibeldrucks in Türkiſcher Sprache, für Rechnung der Brittiſchen und ausländiſchen Hauptbibelgeſellſchaft, und unter Mitwirkung der Bibelgeſellſchaft zu Paris, bei welcher Kieffer auch als Secretär arbeitet.

Roſenſtiels reiches und wichtiges Leben liegt nun vor uns ausgebreitet und viele Erinnerungen knüpfen ſich daran. Seine erſte Jugend und ſein kräftiges Mannesalter ſahen vorbereiten die großen Gräuel, welche Frankreich, welche Europa während mehr als dreißig Jahren verheerten; ſein ſpäteres Leben ſah den Mann des Jahrhunderts glänzen und ſtürzen, ſah Deutſchlands Freiheit wieder erobern und das Alte zurückkehren in Frankreichs Religion und Politik: wie viele Betrachtungen drängen ſich hier uns nicht auf! Tief gegründet im Charakter des Franzöſiſchen Volkes, brach die Flamme der Empörung, durch geiſtlichen und weltlichen Druck angefacht, wild lodernd aus, zerſtörte die heiligſten Intereſſen, trat das Ehrwürdigſte mit Füßen, erzeugte auf den Trümmern einer wahren Freiheit eine Militärdespotie, welche im Eiſe der riphäiſchen Gebirge erſtarrte und auf Deutſchlands freien Gauen unterging.

Beneidenswerther Mann, daß du das alles ſehen, alles in der Nähe ſehen, ja oft Theilnehmer der großen Begebenheiten ſeyn konnteſt! Geſehen haſt du, wie Ludwig XV. ſchwelgte und im ſinnloſen Kriege gegen Friedrich den Großen ſich und ſein Heer erniedrigte und ſein Reich der Auflöſung nahe brachte; geſehen haſt du, wie Ludwig XVI. Nordamerikas Freiheit auf Franzöſiſchen Boden verpflanzte, und zu ſchwach, dem wiedergebornen Gefühle ſeines Volkes und dem ſchrecklichen Partheienkampfe der Nächſten um ſich die königliche Stirn zu bieten, Thron und Leben verlor; geſehen haſt du, wie, aus der Dunkelheit hervortretend, Männer an der Spitze der Franzöſiſchen Heere unglaubliche Siege erfochten, dem vereinigten Europa widerſtanden und eine neue Kriegskunſt es lehrten; geſehen haſt du, wie unter allen ihnen der Mann aus Korſika hervorleuchtete, wie er den Staaten Europas neue Geſetze gab, den fürchterlichen Kampf mit Albions Dreizack begann, ſeine Adler faſt in allen Hauptſtädten aufpflanzte, den Halbmond an den Ufern des Nils in Schrecken ſetzte, den erſten Thron des Kontinents, als Kaiſer beſtieg, ſein Blut mit dem Blute der älteſten Deutſchen Fürſten vermiſchte, aber ſchwindelnd von der unermeßlichen Höhe herabſtürzte!

Das haben Tauſende mit dir geſehen, aber wohl Keiner in einer ſolchen Nähe und mit Deutſchem Sinn und Herzen; darum berührte dich auch nicht mit phantaſtiſcher Bewunderung, was ſich vor deinen Augen ereignete. Deine Seele wurde mit Schmerz erfüllt bei den Wunden, welche die fremde Herrſchaft deinem Vaterlande ſchlug! Abhelfen und Widerſtehen iſt nicht des Einzelnen Sache; aber mit unbeſtechlicher Redlichkeit, mit unermüdeter Treue dem Berufe folgen, wenn er auch ſchwer wird, und im häuslichen Kreiſe, in den Erinnerungen einer ſchönen Jugend, Ruhe und Troſt finden: das, Roſenſtiel! war der Zweck deines Lebens, das Ziel deines eifrigen Wirkens!

Ueberall, wo deine ausgebreitete Thätigkeit nur hinreichte, haſt du dir Achtung und Liebe erworben; in jedem Verhältniſſe, in jeder Periode deines Lebens haſt du die Edelſten unter der Zahl deiner Freunde geſehen! Nicht in Buchsweiler und Straßburg allein, wo noch die Deutſche Zunge klingt; ſondern auch in Elbing, wo der Name des Konſuls Roſenſtiel noch immer mit Herzlichkeit und wohlerworbener großer Hochachtung ausgeſprochen wird, haſt du deinen ſchönſten Nachruhm gegründet; und ſelbſt in Paris, in der Hauptſtadt eines bald zügelloſen, bald ſich kraftlos beugenden, bald ausſchweifenden, bald bigotten Volkes, haſt du durch deinen edlen Charakter, durch deine loyalen Geſinnungen, durch deine geprüfte Erfahrung, durch deine mannigfaltigen und gründlichen Kenntniſſe dir Liebe und großes Anſehen erworben! Wenn im großen Staatsleben auch dein Name einſt nicht mehr gehört; wenn ſelbſt dein treuer Diener, welcher aus Liebe zum beſten Herrn ſich der eignen Lebensgefahr freudig hingab, vergeſſen werden ſollte: ſo wird im ſtillen Kreiſe deiner Kinder und Enkel, im Herzen deines liebenden Bruders und deiner Freunde dein Andenken noch lange im Segen bleiben; ſo wird dein eignes hohes Bewußtſeyn dich jetzt, Verklärter, in den Wohnungen des ewigen Friedens reichlich belohnen! 1. Joh. II., 17.

Waſchke, bei Bojanow. Karl Wunſter.

---

* XIII. Chriſtian Moritz Pauli,

Dr. der Philoſophie und königlicher Profeſſor zu Berlin,

geb. zu Lübben den 9. Januar 1785,
geſt. zu Berlin den 5. Januar 1825.

Wenn ein Mann, der ſich durch hohe Sittenreinheit, große Geiſtesgaben und eine umfaſſende gründliche Gelehrſamkeit vortheilhaft ausgezeichnet, zu früh dieſer Erde entrückt wird, dann kann man nur Troſt in dem feſten Glauben finden, daß, ſo unerforſchlich uns auch hienieden die Wege der Vorſehung ſind, uns dereinſt volles Licht in dieſer Dunkelheit leuchten werde. Aber dennoch wird es der menſchlichen Natur ſchwer, ſich des wehmüthigſten Gefühles in ſolchen Fällen zu enthalten, und Alles, was ſie zu erreichen vermag, iſt nur, nicht ganz dem Schmerze zu erliegen. Oft ſchon traf Deutſchland das harte Geſchick, ſeine beſten Köpfe vor der Zeit zu verlieren und auch das frühzeitige Hinſcheiden des geiſtreichen Mannes, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, iſt ein wahrer Verluſt für die gelehrte Welt, da er, wäre ihm ein längeres Wirken vergönnt geweſen, noch Vieles und Bedeutendes zur Förderung der Wiſſenſchaften geleiſtet haben würde.

Chriſtian Moritz Pauli wurde zu Lübben

geboren. Nach einem Grundſatze ſeines Vaters, daß in den erſten Lebensjahren eines Kindes keine Verkünſtelung ſtattfinden müſſe, blieb er bis zum achten Lebensjahre ſeiner eigenen Entwickelung überlaſſen und machte von dieſer Zeit an, wo ihn zuerſt ſein Vater, dann Privatlehrer unterrichteten, deſto ſicherere Fortſchritte. Sein künftiges Streben verrieth ſich ſchon früh; gern mochte er ſich mit der Bücherſammlung ſeines Vaters beſchäftigen und vorzüglich zog ihn **Kant's** Kritik der reinen Vernunft an, weil er in dieſem Werke viel Wiſſenswerthes zu finden hoffte, was ihm zwar jetzt verſchloſſen wäre, jedoch es nicht für immer ſeyn würde. Aber nicht nur ſeine geiſtigen Anlagen entwickelten ſich ſchnell, auch ſein gerader biederer Sinn trat immer ſichtbarer hervor und wurde durch Beiſpiel und Lehre ſeiner trefflichen und chriſtlich geſinnten Eltern genährt und gekräftiget. So vorbereitet beſuchte er ein Jahr lang die gelehrte Schule ſeiner Vaterſtadt, deren damaliger Rector Dr. **Suttinger**, noch gegenwärtig lebt und nie aufgehört hat, für ſeinen geweſenen Zögling und nachherigen Kollegen die lebhafteſte Theilnahme zu hegen, ſo wie auch dieſer hinwiederum des ehemaligen Führers und ſpätern Amtsgenoſſen oft mit Liebe gedachte.

Noch war er kaum 14 Jahre alt, als ihn ſein Vater auf die gelehrte Schule zu Gotha brachte. Raſtloſe Liebe zum Wiſſen und ein rein ſittliches Gemüth begleiteten ihn dahin und wie wohl er ſich hier gefühlt hat, beweiſt, daß er gern von ſeinem dortigen Aufenthalte ſprach und mit freudigem Danke ſich an den Einfluß erinnerte, den Männer wie **Jakobs**, **Döring**, **Lenz** u. a. m. auf den Gang ſeiner Bildung gehabt hatten. Unter ſeinen Mitſchülern in Gotha gewann er einen Freund *), der ihm an Alter, Geiſt und Gemüth gleich ſtand und ihm, während eines Zeitraumes von 25 Jahren unerſchütterlich treu blieb, obgleich ihre verſchiedenen Berufswege es ihnen nicht geſtatteten, an einem Orte beiſammen zu leben.

Nach einer Anweſenheit von drei Jahren verließ er Gotha und bezog die Univerſität zu Wittenberg, wo er ſich 1½ Jahre verweilte und Philologie und Rechtswiſſenſchaft ſtudierte. Indeſſen war letztere ſeiner Neigung wenig angemeſſen und er hatte ſich bei der Wahl dieſer Wiſſenſchaft von einem äußeren Antriebe leiten laſſen; als er ſich daher im Jahre 1804 zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Leipzig begab, beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit dem Studium der Philoſophie und nur bedauernswerthe ungünſtige Umſtände verhinderten ihn ſpäterhin, ſich dem philoſophiſchen Forſchen ausſchließlich zu ergeben. Nachdem er die philoſophiſche Doctorwürde erlangt hatte, nahm er eine Hauslehrerſtelle in Hamburg an, blieb aber in dieſem Verhältniſſe nur einen Monat, weil er ſich von einer ſchwermüthigen Stimmung befallen fühlte und zog ſich nach Eutritzſch bei Leipzig zurück. Hier hielt er ſich ein Jahr lang auf und entſagte während dieſer Zeit, nach dem ärztlichen Rathe, aller anſtrengenden Beſchäftigung. Was er ſelbſt oft und laut anerkannte, darf um ſo weniger übergangen werden und ſo ſey hier der Sorgfalt gedacht, mit welcher die Frau Wittwe Geyſer, Tochter des bekannten Malers Oeſer, ſich müt-

---

*) Carl Friedrich Göſchel, jetzt Oberlandsgerichtsrath zu Naumburg a. d. S., bekannt durch mehrere gehaltvolle Werke, unter denen hier nur ſeine geiſtreiche Schrift: „Ueber Göthes Fauſt, Leipzig 1824" erwähnt werden ſoll.

terlich ſeiner annahm und dadurch ſeine Herſtellung beſchleunigte.

Aus Liebe zum Wirken bewarb er ſich nach ſeiner Geneſung um ein Schulamt und wurde im Jahre 1809 als Conrektor in Lübben angeſtellt. Wie ſegensreich er in dieſer Stellung gewirkt hat, davon zeugen ſeine Schüler und es möchte ſich unter dieſen auch nicht Einer finden, der ſich des geſchätzten Lehrers nicht mit Dank und Liebe erinnerte. Als dieſe Anſtalt im Jahre 1817 in eine Bürgerſchule umgeſchaffen werden ſollte, wurde er als Conrektor nach Brandenburg verſetzt; allein der Wunſch, ſeinen bisherigen Schülern zuletzt noch recht nützlich zu ſeyn, veranlaßte ihn zu einer übergroßen Anſtrengung ſeiner Kräfte, ſeine Geſundheit litt, und körperlich unwohl und leidend langte er in Brandenburg an. Bei ſeiner zarten Gewiſſenhaftigkeit quälte ihn der Gedanke, daß er in dieſem leidenden Zuſtande nicht ganz ſeinem neuen Wirkungskreiſe werde genügen können, ein anderer ihn gleichfalls ehrender Umſtand geſellte ſich dazu, und ſo faßte und vollführte er den Entſchluß, ſein Amt niederzulegen. Er begab ſich hierauf zur Herſtellung ſeiner Geſundheit nach Karlsbad und als der Gebrauch des Brunnens ihn völlig wieder gekräſtiget hatte, wählte er Berlin zu ſeinem künftigen Aufenthalte, aus einer gewiſſen Ahnung, wie er wiederholt äußerte, daß er hier finden werde, was ihm Noth thue, anerkennendes Wohlwollen. Er hat es im vollſten Maaße gefunden und ſeine innere Ahnung ihn alſo nicht getäuſcht. Wie kurz nach ſeiner Ankunft in Berlin (im Spätſommer 1817) der Verfaſſer dieſer Zeilen ihn kennen lernte, wie gleiche Geſinnungen und Grundſätze eine Freundſchaft entſtehen ließen, welche über dieſes kurze Erdenleben hinausreicht, möge hier nur angedeutet werden.

Alle ſeine Wünſche waren jetzt auf Erlangung eines akademiſchen Lehramtes gerichtet, wozu ihn innerer Beruf und eine unbezwingbare Sehnſucht hinzog und ſchon von Lübben aus hatte er ſeine Wünſche zu erkennen gegeben. Er ſtand der Erfüllung derſelben nahe; aber ſeine zu große Beſcheidenheit bewog ihn, erſt noch eine neue gelehrte Schrift auszuarbeiten und bereits waren fünf Bogen davon abgedruckt, als er im Jahre 1821 an einem hitzigen Nervenfieber erkrankte und dem Tode ſich nahe fühlte. Er genaß wieder, allein nur langſam ſtellten ſich ſeine Kräfte ein und in dieſem Gefühle körperlicher Schwäche war er nicht zu bewegen, ſeine Wünſche aufs neue in Anregung zu bringen, ſondern nahm ſich vor, das, was ihm ohne ſein beſonderes Zuthun oder ohne beſtimmt geäußerten Wunſch zu Theil werden würde, als göttliche Fügung anzuſehen, der ſich freudig zu unterwerfen ihm Pflicht ſeyn ſollte. Indeſſen vertraute er dem Freunde an, wie er noch immer ein akademiſches Lehramt jedem andern Verhältniſſe vorziehe, weil er dann Gelegenheit haben werde, ſeine Neigung zu philoſophiſchen Forſchungen zu befriedigen. So ſehr es nämlich auch ſchien, als ob ſprachwiſſenſchaftliche Unterſuchungen ſein Lieblingsfach wären, ſo blieb ihm doch philoſophiſches Forſchen ein wahres Bedürfniß und es war ſein feſter Vorſatz, ſo bald Zeit und Umſtände ihn begünſtigten, mit einem neuen Syſteme der Urforſchung, wie er Philoſophie zu benennen pflegte, aufzutreten. Leider hat ihn ſein frühzeitiger Tod an der Ausführung verhindert.

Im Jahre 1822 erhielt er die Zuſicherung einer Anſtellung bei einer der hieſigen gelehrten Schulen und übernahm vorläufig, von Michaelis 1822 bis Oſtern 1823, wöchentlich einige Lehrſtunden auf dem Franzöſiſchen Gymnaſium. Mit welcher Umſicht und mit welchem Erfolge er ſich dieſes Auftrages entledigte, iſt von dem Director der Anſtalt, Herrn Conſiſtorialrath Palmié, öffentlich anerkannt worden; und dieſes ehrenvolle Zeugniß veranlaßte den Director des Friedrich-Werderſchen Gymnaſiums, Herrn Dr. Zimmermann, ihm gleich darauf einige Lehrſtunden wöchentlich in den beiden oberen Klaſſen der gedachten Anſtalt zu übertragen. Auch in dieſem neuen Verhältniſſe gelang es ihm bald, ſich die liebevolle Zuneigung ſeiner Schüler zu erwerben und ſo ſah er es nicht ungern, als er, auf den Vorſchlag des Herrn Director Zimmermann, zum Oberlehrer an dieſer Anſtalt erwählt wurde.

Nur kurze Zeit war ihm noch zu wirken vergönnt. Sein öfteres und plötzliches Uebelbefinden und eine gewiſſe Unbehaglichkeit deuteten auf eine nahe Krankheit hin; allein ſein Widerwille vor allen Arzneien, aus dem Grundſatze hervor gegangen, daß man die Natur ſich ſelbſt überlaſſen und in ihren Wirkungen nicht ſtören müſſe, hielt ihn ab, einen Arzt zu befragen, ſo lebhaft auch deshalb in ihn gedrungen wurde. Seit dem Anfange des Jahres 1824 nahm ſein Unbehagen zu, aber noch immer hielt er es für ein zufälliges, bald vorübergehendes Uebel; bis endlich eine ſich im Rücken bildende Geſchwulſt ihn vermochte, ſich nach ärztlichem Beiſtande umzuſehen. Es koſtete ihn viele Ueberwindung, für eine Zeit lang ſeinen Amtsgeſchäften zu entſagen, ſo ſchwer ihm auch bei ſeinem leidenden Zuſtande jede Anſtrengung wurde, und nur auf vielfältiges Andringen gab er endlich nach. Was menſchlicher Kunſt möglich iſt, was die freundſchaftlichſte Sorgfalt vermag, wurde zu ſeiner Rettung verſucht; aber alle Bemühungen ſcheiterten, denn Gott hatte ihn auserſehen zu einem höheren Wirkungskreiſe. Er gab indeſſen der Hoffnung zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung Raum, nicht, weil er den Tod fürchtete, ſondern weil er noch nützlich zu ſeyn und noch manche Vorſätze auszuführen wünſchte. Seine Kräfte ſchwanden mit jedem Tage ſichtbar dahin; am 14ten Januar 1825 ging er zum letztenmale aus, vier Tage darauf traten beunruhigende Anzeichen ein und nachdem er die letzten Tage noch ſchwer und hart gelitten hatte, entſchlief er am 5. Februar Abends 8½ Uhr im vollen Vertrauen auf Gott und in der feſten Ueberzeugung eines Chriſten. Das hohe Miniſterium des Unterrichts und der kirchlichen Angelegenheiten hatte ihm noch eine ehrenvolle Auszeichnung zugedacht und ihn zum Profeſſor ernannt. Ein zahlreiches und theilnehmendes Gefolge begleitete ihn am 9. Februar zu ſeiner Ruheſtätte; ſein geſchätzter Kollege, Herr Profeſſor und Prediger Brunnemann hielt am Grabe eine anſprechende Rede und ſchilderte die Verdienſte des Verewigten treffend und wahr.

Ohne Widerſpruch zu befürchten, darf geſagt werden, daß das Leben des Verewigten rein und fleckenlos war. Keiner einzigen ſeiner Handlungen hatte er Urſache, ſich vor Gott und ſeinem Gewiſſen zu ſchämen, ſtets wollte er nur das Rechte und Gute und wenn er dennoch hin und wieder verkannt wurde, ſo tröſtete er ſich mit ſeinem innern Bewußtſeyn. Wer ihn genauer kannte und ſein ſinniges Gemüth verſtand, mußte ihn achtend lieben. Was als Sonderbarkeit an ihm auffallen mochte, war Folge ſeiner zu großen Beſcheidenheit, die es ihm nicht erlaubte, ſeinen innern Werth zu entfalten und geltend zu machen. Eine ihn zuweilen befallende trübe Stimmung hatte ihren Grund in ſeinem körperlichen Zuſtande, und in ſolcher Stimmung ſah er es gern, wenn ihm etwas Freudiges und Aufheiterndes mitgetheilt wurde, weil er Freude und Erheiterung als das mächtigſte und anpaſſendſte Beförderungsmittel des körperlichen Wohlſeyns erkannt hatte. Es hielt daher nicht ſchwer, ſein augenblickliches Leid in Freude zu verwandeln und wenn er gegen Troſtgründe anzukämpfen, ſie gleichſam von ſich zu weiſen ſchien, ſo geſchah dies nur, um ſie ſich durch Für und Wider deſto gewiſſer anzueignen. Freilich konnte man, wenn trübe Gedanken in ihm aufſtiegen, bei einem Geiſte wie der ſeinige war, nichts durch Gemeinſprüche ausrichten, er wollte durch vollgültige Gründe überzeugt ſeyn; konnte man ihm dieſe geben und ſeine Zweifel beſeitigen, ſo verſchloß er ſich ihnen nicht. Strenge Pflichttreue, Wahrheitsliebe und Beſtändigkeit waren ſo hervorleuchtende Züge ſeines Charakters, daß ſie auch denen nicht verborgen blieben, die in keinem vertrauteren Umgang mit ihm ſtanden. Er glaubte und hoffte, ſein Glauben und Hoffen iſt nun zum Schauen geworden.

Was er als Schriftſteller geleiſtet hat, kann nie in Vergeſſenheit übergehen. Er ſchrieb aus einem innern Drange, ſich mitzutheilen, und wer Gedankenfülle und geiſtreiche, eigenthümliche und gründliche Behandlung eines Gegenſtandes zu würdigen weiß, dem werden ſeine Schriften volle Befriedigung gewähren. Seine erſte Schrift: die Sprachreinigkeit von Seiten ihres förderlichen Einfluſſes auf Sprachbereicherung, Leipzig 1811, ging hauptſächlich aus dem Gedanken hervor, daß zu einer Zeit, wo ein fremder übermüthiger Eroberer Deutſchland durchzog, es doppelte

Pflicht ſey, ſich der vaterländiſchen Sprache nach Kräften anzunehmen und ſie von fremdartigen Beſtandtheilen ſo viel als möglich zu reinigen. Er bewieß, daß verhältnißmäßig nichts in dem hohen Grade den Reichthum oder jede Art von Bildſamkeit einer Sprache beſchränke, als willkührliche Bemengung derſelben mit ausländiſchen Zeichen; jenes Entlehnen demnach aus fremden Sprachen, woraus man gemeinhin einen Hauptgewinn für Sprachbereicherung zu hoffen pflegt, gerade die entgegengeſetzte Wirkung habe, wenn es nicht mit beſtändigem Ermeſſen des Beſten der Sprache und der Geſetze geſchieht, auf welche alles Sprachwohl beruhet. Mehrere öffentliche Stimmen haben ſich zum Lobe dieſer kleinen Schrift ausgeſprochen und doch ſcheint ſie noch nicht ſo bekannt geworden zu ſeyn, als ſie es ihrem ganzen Inhalte nach zu ſeyn verdiente. Möchte die gehaltvolle Schrift ſich der Aufmerkſamkeit Aller erfreuen, denen die vaterländiſche Sprache kein gleichgültiger Gegenſtand iſt.

Nicht mit Unrecht kann man ſeine zweite Schrift: "Beiträge zur Sprachwiſſenſchaft, 1. Heft. Leipzig 1812", eine der gelungenſten und durchdachteſten Arbeiten dieſer Art nennen. Er hielt ſelbſt etwas auf dieſes Werk und bedauerte nur, daß er ſich eine fremdartige Sprachform in demſelben erlaubt habe. Dies rügt auch der Beurtheiler dieſes Werkes in den Ergänzungsblättern der Jenaiſchen Literaturzeitung No. 32. vom Jahre 1816, rühmt aber nach Verdienſt den wiſſenſchaftlichen Werth der Schrift, die einen ſehr tiefforſchenden Sprachkenner beurkunde und bemerkt am Schluſſe: "Jeder Deutſche, dem daran gelegen iſt, tiefer in den Geiſt der Sprachen und zunächſt der Mutterſprache einzudringen, wird dieſes Buch ſtudiren müſſen. Sollte das Gewand auch anfangs mehr zurückſchrecken, als einladen — man wird bald mit demſelben vertraut und für die leichte Mühe, ſich mit dem freundlichen Aeußern bekannt gemacht zu haben, durch das gehaltvolle und körnige Innere reichlich belohnt werden."

Unter demſelben Titel: „Beiträge zur Sprachwiſſenſchaft", gab er im Jahre 1817 einen ſtarken Band heraus, der vorzüglich gegen das noch immer übliche Lateinreden und Lateinſchreiben gerichtet iſt, welches er als eins der größten Hinderniſſe nicht nur einer völkergemäßen Entwickelung der neuweltlichen Menſchheit, ſondern auch einer unentſtellteren und tieferen Auffaſſung des Römiſchen und Griechiſchen Alterthums ſelbſt, mit ſiegenden Gründen bezeichnete. Er iſt dieſer Behauptung wegen von mehreren Seiten her angefochten worden, widerlegt aber hat ihn bis dieſen Augenblick noch Niemand. Immer wird ihm das Verdienſt bleiben, eine höchſt wichtige Sache zur Sprache gebracht und auf allen Punkten beleuchtet zu haben, ſelbſt wenn ſeine Bemühungen ohne allen Erfolg geweſen ſeyn ſollten; doch läßt ſich das Letztere kaum annehmen und es ſteht zu erwarten, daß das, was er mit frohem Muthe begann, weiter beſprochen und wohl am Ende anerkannt werden möchte. Uebrigens enthält dieſes Werk noch viele andere ſchätzbare philoſophiſche und ſprachwiſſenſchaftliche Bemerkungen von bleibendem Werthe, und ſo kann es auch in dieſer Hinſicht allen denkenden Leſern empfohlen werden. Nur muß man ſich auch hier nicht an die äußere Geſtalt des Buches ſtoßen, ſondern ſich mehr an den innern trefflichen Kern halten; indeſſen iſt dieſe äußere Geſtalt, wegen welcher der verewigte Verfaſſer ſeine Schrift die ſonderbarſte nannte, welche das Jahrhundert geſehen, doch keineswegs von ſo abſchreckender Art, um das Leſen beſchwerlich zu machen, und damit dieſes Werk die äußere Geſtalt jedes andern Buches habe, iſt nur erforderlich, ſich das Wort: Vorrede, im Anfange deſſelben hinweg zu denken. Es möge vergönnt ſeyn, aus dieſem gediegenen Werke folgende wenige Zeilen anzuführen: "Die Sprache muß die Geiſtesgeſchichte des Volkes mitleben, und es hat ſeinen großen Werth, wenn ſie auch Abdrücke eines Denkens und Lebens aufſtellt, das noch in den erſten Anfängen ſeiner Entwickelung begriffen iſt; wie viel höher muß es geachtet werden, wenn ſie das Bild eines verfeinerten Lebens aufnimmt, wenn ſie Verſuchen nicht widerſträubet, wodurch man bemühet iſt, das im Geiſte des Volkes erwachte Bewußtvollere eines unterſcheidenden Denkens, auch in ſie, die vom Geiſte zeugen ſoll, einzuführen. Man hat gegen Sprachverbeſſerungen ſo viele Vorurtheile, weil man zwiſchen Beſſerungen, wie ſie gemeiniglich ausfallen, und Beſſerungen überhaupt nicht unterſcheidet, die meiſten Sprachbeſſerungen aber Verſchlimmerungen, wohl gar allererſt Verſchlimmungen ſind. Unſere Sprachverbeſſerer verkennen gewöhnlich die Rechte des Sprachgebrauches als eines ſolchen, noch öfter aber die Feinheiten und wahren, meiſtens in einem tiefen Bedürfniſſe ruhenden Gründe des Sprachüblichen. Dem Sprachgebrauche ſteht als Gebrauche nicht das kleinſte Recht zu, außer da, wo er das größte hat; er hat aber das größte, ſo oft durch Gebräuchlichkeit das Verſtändniß bedingt iſt; und das Verſtändniß hangt vom Gebrauche überall ab, wo Wörter und ihre Verbindungsarten die Bedeutung, welche erfordert wird, erſt mittelſt des Gebrauches annehmen können. Wer ohne Rückſicht auf dieſe Gränzſetzung behaupten kann, daß es bei einer üblichen, dem Scheine nach unrichtigen Redweiſe nicht nö-

Digitized by Google

thig wäre, den Grund anzugeben, warum ſie dennoch ſtatthaft ſey, der macht das kunſtreichſte Gebilde des Menſchengeiſtes, die Sprache, zu einem Werke des Zufalles, macht alles Bemühen um ihre Ausbildung und Erforſchung zu einem undankaren Geſchäfte und raubt dem Sprachgebrauche ſelbſt jene Achtung, die ihm bleiben muß, wenn nicht die Sprache dem Gutdünken jedes Einzelnen überlaſſen ſeyn und in kurzer Zeit alle Ständigkeit verlieren ſoll."

Bei ſeiner wahrhaft ſittlich-chriſtlichen Geſinnung mußten ihm die irrigen und ſchädlichen Anſichten des Tages, welche unter dem Namen „Zeitgeiſt" ſich einzuſchleichen begannen, herzlich zuwider ſeyn und er benutzte daher jede Gelegenheit, ſich dagegen zu erklären. Noch ehe irgend Jemand ſich auf eine gründliche und genügende Weiſe über die Turnübungen hatte vernehmen laſſen, griff er in dem eben beſprochenen Werke das Turnweſen in ſeinen Grundfeſten an und erwieß mit einleuchtenden Gründen den Nachtheil deſſelben, nämlich Unverhältnißmäßigkeit der Mittel und Zwecke, Maßloſigkeit, Hohlheit, Zwang, Unterdrückung der Ideenanfänge im Menſchen, Losreißung von dem Leben in der häuslichen Welt, Verbildung des Körpers. Einige Zeit darauf trat auch Steffens als Beſtreiter des Turnweſens auf, zuerſt in den Zerrbildern des Heiligſten und dann in einer beſonderen kleinen Schrift, ſprach aber über das, was ſchon vor ihm Pauli darüber geſagt hatte, ohne es geleſen zu haben, faſt vornehm ab und veranlaßte dieſen, in einer eigenen Schrift: „Turnſachen. In einem Schreiben an Steffens, Berlin, 1819", den Beweis zu liefern, daß er aus denſelben Gründen, wie ſpäter Steffens, das Turnweſen früher beſtritten habe. Steffens ſchrieb hierauf an ihn einen herzlichen anerkennenden Brief und erwähnte die Sache in der Vorrede zum 2ten Theile der Zerrbilder des Heiligſten mit dieſen Worten: „In einem Streite, den ich hier keinesweges zu erneuern wünſche, hat der geiſtreiche biedere Pauli bewieſen, daß ich ihm Unrecht that, daß er, was ich angriff, mit den männlichen Waffen ſchon bekämpft hatte. Er hat es bewieſen, und die Art, wie es geſchah, hat mich einem Manne nahe gebracht, den ich hochſchätze."

Es darf nicht unbemerkt gelaſſen werden, daß die erwähnte Schrift des verewigten Freundes über das Turnweſen, mehr als eine gewöhnliche Gelegenheitsſchrift iſt. Es finden ſich darin die trefflichſten Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände, wovon hier nur die folgende zum Belege ausgehoben werden ſoll: „Die Wiſſenſchaft der Griechen, hörte ich vor einiger Zeit Schleiermacher ſagen, ging von ihrer Dichtung aus. Wenn ich mich recht entſinne, fand Schleiermacher in der Dichtung die Löſung des Zirkels, daß es kein Wiſſen ohne Kunſt des Wiſſens und doch hinwiederum keine Kunſt des Wiſſens ohne Wiſſen gebe. Für mich hat der Zirkelſatz und ſeine Auflöſung nur Sinn, wenn ich mir die Sache ſo denke: Es gibt ein Wiſſen ohne eine Kunſt des Wiſſens, nur wiſſen wir nicht, daß es ein Wiſſen ſey, und es gibt eine Kunſt des Wiſſens, ohne ein Wiſſen, nur wiſſen wir nicht, daß es eine Kunſt des Wiſſens ſey. Mit anderen Worten: Es iſt vorausgehend allem Wiſſen als einem ſolchen und aller Kunſt des Wiſſens als einer ſolchen, die unbeſtimmte Empfindung eines Wiſſens, ſo wie eines Wiſſenkönnens, einer Weiſung zum Wiſſen. Zwiſchen beiden Empfindungen herrſchet urſachliches Verhältniß, wir müſſen der Weiſung zum Wiſſen gefolgt ſeyn, bevor wir die unbeſtimmmte Empfindung des Wiſſens erhalten können. Aber, wie ſoll es nun zu einem Wiſſen kommen, von dem ich weiß, daß es ein Wiſſen ſey, wie zu einer Kunſt, von der ich weiß, daß es eine Kunſt des Wiſſens ſey? Hier bedarf es mehr, als *urſachlichen* Verhältniſſes, es iſt *Wechſelverhältniß* erforderlich. Denn, um zu wiſſen, daß ich weiß, muß ich wiſſen, daß ich zu meinem Wiſſen auf dem Wege, der zum Wiſſen führet, alſo durch die Kunſt des Wiſſens gelangt bin, und wieder, um dieſes zu wiſſen, muß ich ſchon *wiſſen*. Beides (wir wollen von jetzt an unter Wiſſen immer das Wiſſen, um das ich weiß, unter Kunſt des Wiſſens immer die Kunſt des Wiſſens, um die ich weiß, verſtehen), alſo Beides, Wiſſen und Kunſt des Wiſſens müſſen gleichzeitig ſeyn, keines kann aus dem anderen hervorgehen. Folglich iſt ein Drittes nöthig, welches die unbeſtimmte Empfindung des Wiſſens und die unbeſtimmte Empfindung von einer Kunſt des Wiſſens, beide mit einem Male zu einem Wiſſen und einer Kunſt des Wiſſens ſteigert. Dieſes Dritte kann nur Dichtung ſeyn. Daß nämlich meine unbeſtimmte Empfindung von einer Kunſt des Wiſſens in der That eine Kunſt des Wiſſens, meine unbeſtimmte Empfindung von einem Wiſſen in der That ein Wiſſen ſey, davon kann ich nicht anders überzeugt werden, als daß mir ein unendliches Vermögen zu Gebote ſtehet, welches frei umherblicket und *Kraft ſeiner Unendlichkeit* mit völliger Sicherheit gewahret, daß es im ganzen Umkreiſe möglicher Empfindungen neben der Empfindung einer uns inwohnenden Kunſt des Wiſſens und der Empfindung eines durch dieſe Kunſt erlangten Wiſſens keine gebe, die mit jenen Empfindungen einen gleich großen Gehalt von Zuverläßigkeit in ſich ſelbſt trüge. Das frei umherſchauende und ſelbſt über die Schranken des inneren ſowohl, als äußeren Sinnes, mit ſicherer Ahnung ins Unendliche hinausdringende Vermögen aber iſt das Dichtungsvermögen. Es iſt der wahre Empfindungsmeſſer in uns, daher auch die Wiſſenſchaft, die es mit ihm zu thun hat, ſehr bedeutungsvoll Empfindungswiſſenſchaft (Aeſthetik) heißet. An ſein Maaß halten wir jede Wahrheit, von der wir unterſuchen wollen, ob ihr unmittelbare Gewißheit zukomme und wie man fortfahren mag, Wahrheit der Dichtung entgegen zu ſetzen, ſo darf man doch in keinem Falle Wahrheitsſinn und Dichtungsvermögen, ſondern nur Wahrheitsſinn und Erdichtungsſinn als Gegenſätze aufſtellen. Das Dichtungsvermögen folget überall einem tiefen Zuge der Wahrheit. Es darf daher keinem Urforſcher fehlen, deſſen Geiſteshandlungen ja eben von der Spähſamkeit dieſes Vermögens ſpekulativ genannt werden. Der Urforſcher hat das Augendeutliche (Evidente) oder unmittelbar Gewiſſe auszufinden und zu zeigen, wie das mittelbar Gewiſſe damit verbunden ſey. Alle Augendeutlichkeit aber iſt einerlei mit der zum Wiſſen geſteigerten urſprünglichen Empfindung des Wiſſens, und dieſe Steigerung, haben wir geſehen, iſt lediglich durch Dichtungskraft möglich."

Unverkennbar beurkundet ſich auch der philoſophiſche Geiſt des biedern Freundes in ſeinen „Gedanken; drei Sammlungen, Berlin 1819 und 1824." Dieſes Werk, deſſen erſter Band in der früheren Ausgabe vom Jahre 1818 den zweiten Titel: Karlsbader Zeitkürzungen, führte, iſt als eine wahre Bereicherung unſerer Literatur anzuſehen, da wir, außer Klingers Gedanken und Betrachtungen und Lichtenbergs Bemerkungen, eben nichts Gediegenes dieſer Art aufzuweiſen haben;

Digitized by Google

und alle diejenigen, denen es um mehr als eine augenblickliche Tödtung der Zeit zu thun iſt, werden den verewigten Verfaſſer nicht ohne hohen Genuß auf ſeinem Gedankengange begleiten. Was man übrigens in dieſem Werke zu ſuchen hat, ergibt der Titel, Gedanken über verſchiedene Gegenſtände, die aber für den aufmerkſamen Leſer einen Zuſammenhang in und unter ſich haben. Nirgends ſtößt man auf einen ſchiefen oder halbwahren Satz, nirgends auf etwas Bekanntes oder ſchon Geſagtes, und auf jeder Seite dieſer drei Bände zeigt ſich der Verfaſſer als Menſch und als Denker gleich achtungswerth. Was er ſich ſelbſt unter Gedanken dachte, drückte er in der zweiten Sammlung alſo aus: Das Seyn der Gedanken iſt von dem der Körper ſehr beſtimmt unterſchieden, zwar nicht dadurch, daß der Gedanke nur in der Zeit, der Körper *in* Zeit und Raum zugleich ſey, aber auf folgende zweifache Weiſe: 1) der Körper iſt jederzeit im Raume, der Gedanke kann in, kann außer dem Raume ſeyn; 2) Körper ſetzet dem Körper, nicht gleichergeſtalt dem Gedanken Undurchdringlichkeit entgegen, weil wirklich den Raum, worin ſich ein Körper befindet, auch ein Gedanke einnehmen kann. Dieſen Unterſchied zum voraus feſtgeſetzt, verhalten ſich doch die bloßen Gedanken eben ſo zu den Aeußerungen einer höheren Seelenkraft, wie der Körper zum Gedanken. Der eine bloße Gedanke iſt gegen den andern bloßen Gedanken undurchdringlich, er kann aber von einer Art höherer Gedanken, die zugleich Willen ſind, durchdrungen werden. Wie demnach Des Cartes die Sinnen der empfangenen Eindrücke, die ſich beim Denken erneuern, materielle Vorſtellungen (ideas materiales) nannte, ſo dürften wir wohl die bloßen Gedanken mit noch größerem Rechte materielle Vorſtellungen, im Gegenſatze der durch den Willen beſeelten, nennen. Sodann hat ein bloßer Gedanke auch dadurch Aehnlichkeit mit dem Körperlichen, daß er nicht für ſich, ſondern lediglich für ein Anderes da iſt. Die mit Willen durchdrungene Vorſtellung iſt ein Weſen für ſich, wenn ſchon mit Weſen ähnlicher Art in einem höheren Selbſtweſen verbunden. Wenn der Hylozoismus dem Materialismus in der Art entgegenſteht, daß jener alles belebe, dieſer alles tödte, ſo wird er auch alles bewillen müſſen, weil es kein eigentliches Leben ohne Willen giebt.

Was der redliche Pauli über Carové und Görres, bei Gelegenheit ihrer Aeußerungen über den an Kotzebue verübten gräßlichen Meuchelmord, Wahres und Herrliches niedergeſchrieben hat, findet ſich in Cölln's freimüthigen, literariſchen Blättern vom Jahre 1819, und in Kuhn's Freimüthigem vom Jahre 1820. Die beiden Jahrgänge der Berliniſchen Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Literatur (1824, 1825), verdanken ihm viele ſchätzbare Beiträge, namentlich auch eine philoſophiſche Abhandlung über das Daſeyn Gottes. Was ſich aus ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe zum Abdrucke eignet, ſoll noch gelegentlich mitgetheilt werden.

Wie der Verewigte hier geſchildert worden, ſo war er wirklich, treu, offen und wahr. Kein Verhältniß irgend einer Art hat auf ihn, ſeine Geſinnungen und Grundſätze den geringſten Einfluß gehabt. Er ging von einem rein ſittlichen Standpunkte aus, und ſo mußten ihm natürlich viele Dinge anders erſcheinen, als ſie von der Befangenheit dargeſtellt zu werden pflegen. Wohl ſchwerlich möchte es für ein gutes Zeichen der Zeit anerkannt werden, bei jeder Abweichung von der Tagesmeinung ſogleich ſelbſtſüchtige Beweggründe zu vermuthen. Pauli war ſolcher Beweggründe unfähig; und bei Allem, was er that, dachte er nie an die Folgen, die es für ihn ſelbſt haben könnte.

Berlin, im September 1826.

Dr. Friedr. Wilh. Goedicke.

* XIV. Friedrich IV.

Herzog von Sachſen-Gotha-Altenburg.

geb. den 28. November 1774.
geſt. den 11. Februar 1825.

Herzog Friedrich war der dritte von den vier Söhnen des Herzogs Ernſt II. und der Herzogin Charlotte Amalia, Tochter des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen. Als ihm der vierte Sohn geboren wurde, rief der Herzog freudig aus: „Gottlob! nun ſteht mein Haus auf vier feſten Säulen!“ Doch nur von kurzer Dauer war dieſe Freude, denn der jüngſte ſtarb ſchon in den erſten Lebensjahren, der älteſte im 13ten Jahre.

Mit der Sorgfalt, mit der Herzog Ernſt II. für das Wohl ſeines Landes wachte, ſorgte er auch für die Erziehung ſeiner Söhne. Friedrichs Charakter war von dem ſeines ältern Bruders, des Erbprinzen Emil Leopold Auguſt, ſehr verſchieden. Sein Geiſt glich mehr einem ruhig und mildſtrahlenden Sterne, als einer heftig lodernden Flamme. Durch Sanftmuth gewann er die Herzen, und früh ſchon zeigten ſich die Merkmale eines trefflichen Gemüths. Von ſeinem Vater geliebt, hing er an ihm mit gleicher Zärtlichkeit. Mit ſeinem ältern Bruder, dem Erbprinzen, wurde Friedrich unter der Aufſicht des Herrn von der Lühe und andern Lehrern zu Gotha, und 1788 bis 1790 zu Genf unterrichtet, In ihr Vaterland zurück gekehrt, wurde den fürſtlichen Brüdern in den Jahren 1791 und 1792 von dem damaligen Regierungsrath Herrn von der Becke das Staatsrecht des Deutſchen Reichs, von dem Jenaiſchen Profeſſor Ulrich Philoſophie und von dem geheimen Archivar Welker Vaterlandsgeſchichte gelehrt.

Schon im Jahre 1785 war Friedrich von ſeinem Vater zum Oberſten bei dem Gothaiſchen, in Holländiſchem Dienſte ſtehenden Regiment ernannt worden. Damit er ſich aber zum Krieger bilden und die Stelle eines Oberſten ausfüllen könne, machte ihn König Friedrich Wilhelm II., nach dem Wunſche des Herzogs Ernſt II., 1792 zum Hauptmann bei dem zu Magdeburg ſtehenden Infanterie=Regimente von Kalkſtein. Hier begann Friedrich ſich dem Studium der Kriegskunſt thätig zu widmen, und kaum darin erſt eingeweiht, gehörte er ſchon zu denen, welche gegen die Franzoſen an den Rhein ziehen ſollten. Da aber der König von Preußen keine Freiwilligen bei dieſen Truppen zulaſſen wollte und Ernſt II. dieſes erfuhr, rief er ſeinen Sohn zurück. Doch dem Prinzen behagte dieſer Verzug, dieſe Unthätigkeit nicht, und er ging mit dem Beginn des Frühlings 1793 nach den Niederlanden ab, um den Befehl über das Herzoglich Gothaiſche Dragoner=Regiment ſelbſt zu übernehmen. Als Begleiter und Rathgeber ward ihm der einſichtsvolle Oberſt Friedrich Carl Ernſt von Haake, der ſich in Amerika und in den Franzöſiſchen Feldzügen zu einem ſehr erfahrnen Offizier gebildet hatte, beigegeben. Mit anerkannter Thätigkeit und Tapferkeit wohnte Friedrich den Schlachten bei, welche in den Jahren 1793 und 1794 gegen die Franzoſen in den Niederlanden gefochten wurden. Aber das Glück krönte ſeinen kriegeriſchen Sinn und Muth nicht. Mit großer

Digitized by Google

Tapferkeit führte er in dem Treffen zwiſchen Ypern und Cortryk bei Menin, welches ſich den 8. September zwiſchen einer Holländiſchen Heerabtheilung unter dem Erbprinzen von Oranien und den Söhnen der Revolution entſponnen, an der Seite des Oberſten von Haake, ſein Regiment gegen den Feind, als während des fürchterlichen Donners der Geſchütze ein Pulverwagen umfiel, den Prinzen verwundete und mit dem Pferde zu Boden warf. Dieſer verhängnißvolle Tag, von welchem man theils das Uebel herſchreibt, welches ſpäter kein Arzt zu heben vermochte, von welchem wir weiter unten ſprechen werden, war der 13te September 1793. Doch noch zeigten ſich die Folgen jenes Unfalls nicht und er war abermals thätig in dem Treffen bei Wattigni, den 15ten und 16ten October. Aber auch hier nöthigte die Uebermacht der Franzoſen, unter Jourdan, den Prinzen von Koburg, über die Sambre zurück zu gehen, worauf Friedrich die Oberſtenſtelle gegen die eines Generalmajors vertauſchte. Gegen Ende des Jahres traf Holland das traurige Schickſal, eine Beute der eroberungsſüchtigen Neufranken zu werden. Die Holländiſche Kriegsmacht löſte ſich auf und Friedrich begab ſich nach Bremen, Hamburg und Ludwigsluſt. An den Höfen ſeines Vaters und anderer Fürſten, die er nun beſuchte, war er ein angenehmer Gaſt.

Im Sommer 1796 ging er, zur Befeſtigung ſeiner Geſundheit, nach Karlsbad. Im October 1797 begleitete er ſeinen Bruder, den Erbprinzen, nach Ludwigsluſt, als dieſer ſich mit Louiſe Charlotte, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, vermählte.

Noch erfreute ſich Friedrich ſeiner völligen Geſundheit, noch blühete ſein Körper, noch war ſein Geiſt ungeſchwächt, als 1803, in Folge einer frühern Verletzung, von welchem ſich bisher keine Spur gezeigt hatte, ſein Nervenübel begann. Aber zu keiner ungelegeneren Zeit konnten dieſe Leiden ſeinen Vater betrüben, der eifrig auf die Nachfolge ſeiner Söhne bedacht war. Die erſte Gemahlin des Erbprinzen Auguſt ſtarb im Januar 1801, vierzehn Tage nach der Geburt ihrer Tochter, der nachmaligen Gemahlin des Herzogs von Koburg. Die zweite, den 24ſten April 1802 mit der Prinzeſſin Caroline Amalia von Heſſenkaſſel geſchloſſene Ehe Auguſts, zeigte keine Hoffnung zur Nachfolge. Sein Vater wünſchte daher, daß auch ſein jüngerer Sohn, Friedrich, ſich vermähle. Der Gothaiſche Leibarzt Grimm ward bei der Krankheit des Prinzen zu Rathe gezogen. Friedrich beſuchte die Heilquelle zu Wiesbaden und ging dann nach Frankfurt a. M., denn ſein liebreicher Vater ließ ihm gern willfahren, bei Heilung ſeiner Krankheit lieber ſeiner Natur, als der Vorſchrift der Aerzte zu folgen.

Prinz Friedrich liebte und übte die Tonkunſt; er ſang vorzüglich ſchön; war aber auch ein Freund der andern ſchönen Künſte. Große Kenntniß hatte er von den ältern und neuern Werken des Pinſels, des Meiſſels und des Grabſtichels; vorzüglich ſpäter zeigte ſich dieſe Vorliebe, als er Italien durchreiſt, die Alterthümer Roms mit eignen Augen geſehen und ſich durch eignen Ankauf in Beſitz von vielen Kunſtſchätzen geſetzt hatte.

Als Herzog Ernſt ſich immer ſchwächer fühlte, ſein Ende herannahen ſah, ſprach ſich die Sehnſucht nach dem geliebten Sohne lebhaft aus. Friedrich kehrte nach Gotha zurück, und ſchon nach einigen Monaten, den 20. April 1804, ging der würdige fürſtliche Vater in jene Welt hinüber.

Bedeutend waren die für Friedrich angewieſenen Einkünſte, aber an dem frohen Genuſſe derſelben verhinderte ihn ſein vermehrtes Nervenübel. Bewegungslos lag er oft, vorzüglich in den Morgenſtunden, an dem Todtenkrampfe (Starrſucht) darnieder, der immer regelmäßig zu derſelben Zeit eintrat und mehrere Stunden anhielt. Der Leibarzt Grimm, die Größe der Gefahr erwägend, berathſchlagte ſich mit mehrern der ausgezeichnetſten Aerzte, dem leidenden Prinzen Hülfe zu ſchaffen. Vergebens erſchöpfte man alle Mittel, alle Verſuche der Heilkunſt, — ihm konnte nicht geholfen werden. Im Juli 1804 beſuchte er, in Begleitung des Herrn von Haake und des Arztes Sulzer, die Bäder von Spaa und mehrere andere zur Aufheiterung ſeines Geiſtes geeignete Orte. Im Auguſt und September 1804 verweilte er in Paris. Die Franzoſen, einen hohen Grad von eitler Selbſtſucht beſitzend, ſich ſelbſtgefällig für das liebenswürdigſte Volk der Welt haltend, konnten nicht umhin, Friedrichs herrliche Geſtalt und einnehmende Eigenſchaften zu bewundern, denn wie eine Eiche über niedere Weiden, ragte des ſchönen Deutſchen Prinzen erhabener Wuchs an den Verſammlungsplätzen hervor. Von Paris wendete er ſich nach Montpellier.

Die berühmteſten franzöſiſchen Aerzte, Corviſart, Pinel, Chreſtien u. a. wurden conſultirt, aber wider Willen des Prinzen, der der Kunſt der Deutſchen Aerzte mehr Vertrauen ſchenkte. Von Chreſtien — doch vorzüglich, weil Sulzer es anrieth — ließ er ſich zum Gebrauch trockner Bäder,*) und deßhalb zu einer Reiſe nach Marſeille, bewegen. Doch nicht hier, ſondern erſt in Nizza, wo er ſieben Monate, vom November 1804 bis Juni 1805, verweilte, gebrauchte er dieſe. Die Munterkeit ſeines Geiſtes fand ſich wieder ein, und Sulzer, um den wiedergefundenen Keim des Wohlſeyns bei dem Prinzen durch geſunde Luft, durch Veränderung des Clima und durch andere Kuren weiter zu entwickeln, begleitete ihn über Genua, wo Friedrich den Kaiſer Napoleon beſuchte, nach Turin über den Mont-Cenis, durchwanderte mit ihm die Schweiz, und machte in der Stadt Gais, im Canton Appenzell, Halt. Die Molkenkur, die er hier genoß, war ohne Erfolg, und an die traurige Einſamkeit in Gais, dachte Friedrich noch in ſpätern Jahren wie an ein Exil zurück. Von da eilte er über Inſpruck durch Tyrol nach Italien, und hielt ſich den Winter 1805 und einen Theil des Jahres 1806 zu Florenz, Rom und Neapel auf. Der kunſtliebende Prinz bildete hier, vorzüglich in der Tonkunſt, ſeine herrlichen Anlagen aus, und brauchte zu Neapel die Seebäder.

---

*) Abgang ausgepreßter Oliven.

Nach einem faſt zweijährigen Aufenthalte zu Rom, ging er über Teramo, Loretto, Bologna nach Mailand und von da, im Oktober 1806, nach Venedig. Von da begab er ſich nach Wien, wo er ſich eine Zeit lang aufhielt, und kehrte dann nach Gotha zurück, um die reiche Erbſchaft zu beſehen, die ihm ſein Vatersbruder, Auguſt, der im Oktober 1806 verſtarb, hinterlaſſen hatte. Bis zum Juli 1807 hielt Prinz Friedrich ſich zu Gotha auf, begleitete dann ſeinen Bruder, den Herzog Auguſt, nach Dresden, um Napoleon zu ſprechen, der von Tilſit dahin gereiſt war, und da der Prinz von ſeinem Uebel noch nicht befreit war, ging er zum zweiten Male nach Karlsbad. Der vaterländiſche Himmel ſchien ſeiner Geſundheit nicht zuzuſagen; aufs Neue erwachte ſeine Neigung für Italien; er ging zuerſt nach Wien und dann nach Rom zurück. Um Denkmäler der alten Kunſt unter ſeiner Leitung und auf ſeine Koſten ausgraben zu laſſen, kaufte er in der Nähe Roms ein Stück Land. Dieſer Aufenthalt in Rom war das goldne Zeitalter Friedrichs. Nach drei Jahren, 1810, kehrte er, zur allgemeinen

Digitized by Google

Freude, mit ziemlich hergeſtellter Geſundheit, in ſein Vaterland zurück. Der Starrkrampf zeigte nur noch, und zwar des Morgens, geringe Spuren. Bei ſeiner Ankunft in Gotha kamen ihm Vornehme und Geringe mit offnen Armen entgegen. Alle, die das Glück hatten, ſich ihm zu nahen, verſichern und wiſſen es nicht genug zu rühmen, wie vortheilhaft ſie den Prinzen verändert fanden, wozu der Aufenthalt an größern und kleinern Höfen beigetragen hatte. Wenn er redete, waren ſeine Ausdrücke eben ſo edel, ſchön und gut gewählt, als wenn er ſchrieb. An Allem nahm er den lebhafteſten Antheil und Aller Herzen kamen ihm entgegen. Man wünſchte, er möchte ſich vermählen, um dem Lande einen Thronerben zu ſchenken, da man die Hoffnung aufgegeben, aus der Ehe ſeines Bruders ihn zu erblicken. Aber Friedrich konnte ſich zu einer Vermählung nicht entſchließen, und im Herbſte 1814 ging er zum dritten Male nach Rom, aber leider ohne ſeine alten Rathgeber und Freunde, nur in Begleitung des Kammerherrn von Herda, der nach zwei Jahren nach Gotha zurück kehrte, und der Prinz war nur noch von ſeinem Kammerdiener und der übrigen Dienerſchaft umgeben. Er lebte größtentheils zu Rom in der Geſellſchaft der Fürſtinnen **Dietrichſtein** und **Fiano**, der Gräfinnen **Schuwalof** und **Sacrati**, ſo wie einiger Cardinäle und anderer Geiſtlichen, die ihn zu einem Religionswechſel geneigt machten. Prinz Friedrich verließ, zu Folge ſeiner zu großen Willfährigkeit und Herzensgüte, den Glauben und die Kirche ſeiner Väter, die Religion ſeiner erhabenen Ahnen, von der **Johann Friedrich den Großmüthigen** keine Leiden der Gefangenſchaft abtrünnig machen konnten, als deren Vertheidiger und Pfleger ſich **Bernhard** den Beinamen des **Großen**, **Ernſt** den Beinamen des

Digitized by Google

Frommen erworben hatten, und trat zur Römiſch-katholiſchen Religion über. Doch ſo weit gewannen die Ausländer nicht Einfluß über ihn, daß er auch ſeine Deutſche Einfachheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Treue aufgegeben hätte. In dieſer Beziehung blieb er der Alte; aber durch die Behandlung der Italieniſchen Aerzte verſchlimmerte ſich ſeine Geſundheit. Gotha wurde durch dieſe traurige Nachricht ſehr beunruhigt, und im Jahre 1818 Herr Ettinger, ſpäter, 1820, Herr Geh. Legationsrath von Bridell nach Rom geſchickt, der dem Papſt Pius VII. und dem Cardinal Conſalvi ein Schreiben des regierenden Herzogs Auguſt überreichte, um die Abreiſe des Kranken, der 1819 auch Livorno und die nahen Bäder von Piſa beſucht hatte, zu beſchleunigen.

Friedrich kehrte bald darauf, im Auguſt 1820, in Begleitung Ettingers, des Geh. Legations-Raths von Bridell, eines katholiſchen Geiſtlichen, Monſign. Renazzi und deſſen Neffen, M. Viconti, nach Gotha zurück. Nicht nur die alte Krankheit hatte ihn mit aller Macht wieder befallen, auch ein neues Uebel hatte ſie noch empfindlicher gemacht. Nur mit großer Schwierigkeit vermochte er zu ſprechen, und Alle, die den Prinzen früher gekannt, wurden von tiefer Wehmuth ergriffen, denn kaum vermochte man die zutraulichen Worte zu verſtehen, mit welchen er den Bewillkommnungsgruß erwiederte. Durch Miene und Gebärden drückte er ſeine Meinung, ſeinen Willen aus und machte ſich ſo ſeiner Umgebung verſtändlich.

Welchen Grund und Urſprung dieſe fürchterliche Krankheit gehabt, darüber waren die Aerzte zweifelhaft, bis Friedrichs Kopf nach ſeinem Tode geöffnet ward. Auf der rechten Seite des Kopfes, zwiſchen der dicken Hirnhaut, oder dem Hirnfell und dem Spinnewebenhäutchen, entdeckte man eine, mit Waſſer gefüllte, Sack- oder Balggeſchwulſt, welche 8 Loth wog. Dieſe Sackgeſchwulſt hatte den Kehlkopfnerv angegriffen, und durch Zuſammenpreſſung der übrigen Nerven ſo auf das Gehirn gewirkt und es zuſammen gedrückt, daß daraus die Leiden des Prinzen zu erklären waren. Nach ſehr wahrſcheinlicher Vermuthung iſt dieſe Sackgeſchwulſt durch jenen heftigen Fall mit dem Pferde in der Schlacht bei Menin, oder wie andre ſagen, durch einen Sturz vom Pferde bei den Waffenübungen zu Magdeburg herbeigeführt worden. Da die Regimentsärzte damals nur eine geringe Hautverletzung an der bezeichneten Stelle des Kopfes wahrnahmen, erklärten ſie, daß die erlittene Contuſion keine nachtheiligen Folgen haben werde. Daraus erzeugten ſich aber alle die ſpätern Leiden des Prinzen, die kein Arzt zu ergründen vermochte.

Friedrichs kräftiger Geiſt und rüſtiger Körper hatte lange Zeit die Rieſenlaſt dieſes Uebels ertragen. Die Reiſen hatten von Zeit zu Zeit wohlthätig auf ihn gewirkt. Auch zu Anfang des Winters 1820 reiſte er nach Lyon, beſuchte dann, auf Anrathen ſeiner Aerzte, Marienbad, aber nach ſeiner Rückkehr nach Gotha litt er nur noch mehr; höchſt traurig ward ſein Geſundheitszuſtand, den jeder neue Frühling noch durch einen heftigen Catarrh verſchlimmerte.

Den 17. Mai 1822 ſtarb ſein Bruder, Herzog Auguſt. Zärtlich hatte er ihn geliebt. Er trat die Regierung an und reiſte ſeitdem nicht mehr. Den ſtillen Aufenthalt in der Vorſtadt, den Pallaſt, den er von ſeinem Vatersbruder, Auguſt, geerbt, behielt er auch als Regent bei. Obgleich ihn ſchwere Krankheit gebrochen, ſo ſchmückte ihn doch als Herzog noch dieſelbe Beſcheidenheit, Höflichkeit, Gütigkeit, Leutſeligkeit und einfache Lebensweiſe, daß er von ſeinen Unterthanen wahrhaft geliebt, und nichts ſehnlicher, als die Erhaltung ſeines Lebens gewünſcht wurde. Die Hofhaltung, das Pageninſtitut, die Leibgarde, wurden während ſeiner Regierung aufgelöſt. Die Ausübung ſeiner geiſtlichen Hoheitsrechte überließ er dem Geheimen-Rathscollegium. Die Staatsgeſchäfte wurden von ihm, nach Leitung ſeiner trefflichen Miniſter, geführt, doch wie wohlthätig ſie gewirkt und nach des Herzogs Tode noch wirkten, ſcheint nicht ſowohl in dieſe Lebensbeſchreibung, als in die beſondere Geſchichte dieſer herrlichen Männer und in die allgemeine Gothaiſche Geſchichte zu gehören.

Die letzte Handlung des Herzogs Friedrich IV. war die Feier des dritten Jubelfeſtes des Gothaiſchen Gymnaſiums, den 21. December 1824.

Sein Körper vermochte, zu Anfang des Februar 1825, dem Starrkrampfe nicht länger zu widerſtehen, ein Lungenſchlag endete das Leben des unglücklichen Friedrichs, den 11ten Februar drei Viertel auf ſieben Uhr Morgens, und ſein Leichnam ward am Morgen des 17. Februar auf der Inſel des Parks, neben ſeinen Brüdern, beigeſetzt.

Friedenſtein. *)

Seht ihr das Haus voll hoher Prunkgemächer?
Es glänzt ſo ſchön im gold'nen Sonnenſchein!
Weit ſchaun ins Land die Zinnen ſeiner Dächer,
Und gaſtlich lud's den Sohn des Glückes ein
Zu Herrlichkeit, zu Spiel und Tanz und Becher:
Kennt ihr das Schloß? — Es iſt der Friedenſtein!

---

*) Friedenſtein iſt bekanntlich der Name des, durch das Erlöſchen ſeines Fürſtenſtammes damals verwaiſeten Reſidenzſchloſſes zu Gotha. Der Verfaſſer dieſes Gedichts iſt der Collaborator Welker daſelbſt.

Ach! Schweigen wacht nun an den öden Thoren,
Und ewig iſt ſein Fürſtenſtamm verloren.

Sucht ihr den Ort, wohin auf ſtillen Wogen
Ein Kahn zu Moos und Friedensbäumen führt?
Ihn grüßen Mond und Stern' am Himmelsbogen.
Kennt ihr den Ort, von keinem Sturm berührt?
Die Inſel iſt's! von Stille nur umzogen,
Wo Liebe weint, mit Blumen Gräber ziert:
Vier Fürſten hält ſchon da die Ruh umfangen;
Der letzte Fürſt iſt auch dahin gegangen.

Seht ihr das Land, wo, friſch durchſtrömt von Lüften,
Ein Wälderkranz die blauen Höh'n umzieht?
Wo Blüth' und Frucht in ſchönen Thälern düften,
Wo Bürgerglück auf tauſend Wegen blüht?
Wo ſingend zog der Landmann auf den Triften? —
'S iſt Gotha's Flur und Altenburg's Gebiet!
Doch kennt ihr auch des Landes Trauertöne?
Um Fürſten klagt's, um die geliebten Söhne.

Kennt ihr das Volk, auf dem ein Seegen ruhte,
Wenn wilder Sturm den Himmel rings getrübt?
Das ſeinem Herrn gedient mit Gut und Blute,
Und fromm und treu die ſchwerſte Pflicht geübt?
Kennt ihr das Volk? — Es ſchaut mit neuem Muthe
Zum Friedenſtein; es hat ja heiß geliebt —
Dort hofft es Troſt für ſpäte Tage wieder,
Dort herrſche bald ein freundlicher Gebieter.

Jena, 1826. Dr. Wachter.

XV. Franz Peter Rick,

Doctor und Profeſſor der Theologie an der Univerſität Freiburg im Breisgau.

geb. d. 27. Oct. 1772.
geſt. d. 11. Febr. 1825.*)

Er wurde geboren zu Winnweiler, dem Hauptorte der Grafſchaft Falkenſtein. Sein Vater, Beamter daſelbſt, bemerkte beſonders an zweien ſeiner heranwachſenden Söhne eine ſehr erfreuliche, geiſtige Lebendigkeit. Der jüngere, welcher ſpäter ſich der Heilkunde widmete, erwarb ſich in unſerm Jahrzehend einen ruhmvollen Namen als Mitarbeiter des Archivs für den thieriſchen Magnetismus. Der ältere war unſer Franz Peter. Seine Knabenjahre verfloſſen unter den Augen ſorgfältiger Eltern; und beſonders war es die zärtliche Mutter, welche dem frohen, jugendlich lebendigen, zuweilen zu raſchen Sohne ausgezeichnete Aufmerkſamkeit widmete, deren er in ſpätern Jahren, unter Freunden, oft dankbar erwähnte. Seine Gegenliebe zu ihr zeigte ſich noch auf eine ſchöne Weiſe kurz vor ſeinem Tode. Vier Monate zuvor beſuchte er dieſelbe in einer Abſicht, die ſeinen Zartſinn ehrenvoll beurkundet. Damit ſie ganz unbekümmert und froh den Reſt ihrer Tage zubringen möge, bat er ſie, bei ihm ihren Wohnſitz zu nehmen und über ſeine häuslichen Verhältniſſe mütterlich zu wachen; dadurch werde es ihm — wie er vorgab — möglich, ſich ganz ungetheilt dem neuangetretenen Lehrberufe zu widmen. Ein Zug des Zartſinns und Wohlwollens, der ihm immer, und gegen Alle eigen war, mit denen ihn das Leben näher verband.

---

*) Aus der Gedächtnißrede des Herrn Profeſſors Dr. Buchegger entnommen.

Der elterlichen Erziehung entwachſen, begann er ſeine Studien auf dem Gymnaſium zu Freiburg, wo ihn ſeine Lehrer der ſchnellen Auffaſſung der Lehrgegenſtände und — bei aller Jovialität — ganz tadelfreien, ſittigen Art des Benehmens wegen nicht weniger ſchätzten, als liebten. An der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau ſtudirte er ſodann die Philoſophie und die humaniſtiſchen Lehrgegenſtände; — letztere mit beſonderer Vorliebe. Nachdem er auch die theologiſchen Studien begonnen hatte, ward ihm der ehrenvolle Antrag, zu Konſtanz im gräflich von Biſſingiſchen Hauſe die Erziehung der jungen Grafen zu leiten. Während der zwei Jahre, die er dort zubrachte, zeigte ſich auffallend die ihm ganz eigene Gabe, mit Menſchen gewandt umzugehen; und er erwarb ſich dadurch die Liebe des gräflichen Hauſes in gleich hohem Grade, als durch die Heranbildung der jungen Familie deſſen Verpflichtung.

Darauf bedacht, durch Fortſetzung ſeiner theologiſchen Studien ſich auf ſeinen Lebensberuf näher vorzubereiten, ward er durch höhere Verwendung in das kaiſerliche Collegium in Pavia aufgenommen. Dieſe Anſtalt, früher das Collegium der Hungariſchen Nation zu Rom, von Joſeph dem II., Oeſtreichs großem Herrſcher, nach dem eignen Staate zurückgezogen, erweitert und zur Bildungsanſtalt für Zöglinge des geiſtlichen Standes aller Erbſtaaten erhoben, war in jeder Hinſicht ſo kaiſerlich bedacht, daß es zweifelhaft war, ob darin reichlicher für den Körper oder für den Geiſt geſorgt ſey. Jedes theologiſche Fach wurde von mehrern Lehrern und zwar verſchiedener Schulen und Orden erläutert, ſo, daß die Zöglinge, wenn ſie in einer Stunde nach dem auguſtinianiſchen Lehrſyſteme die Entwicklung eines Gegenſtandes vernommen, in der folgenden den nämlichen Lehrtheil von einem Lehrer durchführen hörten, welcher dem Molinismus, oder den thomiſtiſchen Anſichten mit ganzer Seele huldigte. Dadurch ſollten dieſe Formen in den Gemüthern der jungen Zöglinge ſich von ſelbſt aufreiben und die theologiſche Wiſſenſchaft neue Keime treiben, welche nicht in den Formen, ſondern im Weſen der Theologie ſelbſt ihre Wurzel hätten. Was beabſichtiget wurde, geſchah. Die Mehrzahl der Zuhörer, worunter auch unſer Nick gehörte, wurde jenem ſcholaſtiſchen Formalismus abhold und ward — tiefer auf das Bleibende der theologiſchen Erkenntniſſe eindringend — auf die Quellen ſelbſt, auf den unwandelbaren Buchſtaben der Schrift und auf den lebendig wehenden Geiſt des Kirchenglaubens erſter Zeit hingewieſen.

In ihren Beſtrebungen, ſich in die Tiefen der theologiſchen Ideen einzuweihen, wurden damals die Zöglinge zu Pavia gewaltſam dadurch unterbrochen, daß ſich der Schauplatz des Krieges in jene geſegneten Fluren zog. Vor dem herannahenden Feinde fliehend, gingen die meiſten in ihre Heimath. Unſer Nick begab ſich nach Wien, ſtellte ſich dort ſeinem Monarchen vor und wurde von dem jetzt regierenden Kaiſer auf eine ausgezeichnet wohlwollende Weiſe empfangen. Wie erſtaunte Nick, als er am Abend jenes Tages — von dem Ergehen in der Kaiſerſtadt in ſeine Wohnung rückkehrend — vernahm, ſchon dreimal habe ein kaiſerlicher Diener nach ihm gefragt und ihn nochmals zu dem Kaiſer beſchieden! Das Geiſtvolle im Blick und in den Zügen des jungen Mannes war dem Menſchenfreund auf dem Throne nicht entgangen. Mit den Schlägen des Mißgeſchicks bekannt, empfing der Vater ſeiner Völker unſern Flüchtling aus den Feldern des Krieges mit rührender Huld und eröffnete ihm ſelbſt, wie er aus einem Studienfond ihm den Aufenthalt in Wien ſichern könne. Dadurch in den Stand geſetzt, ſeine faſt beendeten theologiſchen Studien gänzlich an das Ziel zu bringen und von einem Zögling der Freiburger Hochſchule, dem k. Geh. Rathe Fechtig, wohlwollend in das Haus aufgenommen und in die Kreiſe gebildeter Männer aller Stände eingeführt, legte Nick in Wien den Schlußſtein an ſeine Vorarbeiten zum künftigen Lebensberuf. Zu Konſtanz den 24. September des Jahres 1797 zum Prieſter geweiht, wurde er in eben dieſem Jahre an der St. Martinspfarre zu Freiburg als Cooperator und Katechet angeſtellt.

Bisher hatte Nick ſeinen Geiſt und Charakter herangebildet; nun trat er auf mit jugendlicher Kraft und mit vielen Kenntniſſen ausgerüſtet, der Menſchheit reichlich wieder zu geben, was er von ihr reichlich empfangen hatte. —

Aus ſeiner Menſchenfreundlichkeit erzeugte ſich naturgemäß jener warme Sinn für Freundſchaft, den ſelbſt der ungeübte Blick als einen fernern Hauptzug in ſeinem Bilde erkennt. Die Saiten des menſchlichen Herzens, in denen die Menſchenfreundlichkeit ihre reinen Anklänge findet, geben bei leiſer Berührung die gleich geſtimmten Accorde der Freundſchaft, und bald wird die harmoniſche Stimmung verwandter Gemüther ihre ſanftern Melodien austauſchen. Und dieſer Wohllaut freundſchaftlicher Anklänge, wie hörbar ertönte er in Nicks wohlwollender Bruſt! und wie geeignet war er, die gleiche Stimmung in fremder Bruſt hervorzubringen! Hatte er einmal mit Jemand die zarten Schleifen der Freundſchaft geknüpft, ſo war es ihm wie gegeben, faſt unbemerkt eine angenehme Gewalt über ſeine Freunde auszuüben, ohne anmaßend auch nur zu ſcheinen. Sein Wohlwollen war uneigennützig, er huldigte ganz Rouſſeaus Grundſatz: „jene ſind unſere Freunde nicht, welche, um unſere Freundſchaft nicht zu verlieren, uns das Unangenehme verſchweigen.“ Ganz den Werth der Freundſchaft fühlend, hing er mit Innigkeit an jenen, die ihm ihr Wohlwollen geſchenkt hatten. Unvergeßlich ſind mir die Worte, die er vier Tage vor ſeinem Hinübergange, in weicher Stimmung, nach heftigen Beengungen der Bruſt, ſprach. Nach langem Verſtummen, aus tiefem Nachdenken erwachend, nannte er jene drei ſeiner nähern Freunde, welche an ſeinem Krankenlager ſo theilnehmend ihm Beiſtand leiſteten; und von mächtiger Rührung im Innerſten ergriffen, ſetzte er bei: wenn Schläge uns treffen und die Hand der Freunde ſie abwehren will, ſo — ſeine Stimme brach, das überwältigende Gefühl ließ ihn nicht weiter in Worte faſſen, was er in dieſem Augenblick empfand.

Durch ſeine *Gewandtheit im Umgang mit Menſchen* konnte er ſich ſchnell und leicht in eines Jeden Lage hineindenken, und mit richtigem Urtheil die Seite auffaſſen, wo er ihm auf eine eigenthümliche Weiſe nahen konnte. Mit einem *Scharfblick* durchſchaute er die Verhältniſſe ſeiner Umgebungen. Das Feuer ſeines Auges ließ den Menſchenkenner bald in ihm einen Mann entdecken, der mit ſeltener Beobachtungsgabe ausgerüſtet, von den äußern Erſcheinungen auf das Innere richtig zu ſchließen vermöge. Seinem Grundſatze treu, wußte er das *Nützliche mit dem Angenehmen*, in ſeinem Umgange ſtets Scherz mit Ernſt, in ſeiner Lebensweiſe das Anſtrengende mit dem Geſundheitfördernden, in ſeinen Arbeiten das Trockene mit dem Anziehenden, in ſeinen Vorträgen das Schwierige mit dem Leichtfaßlichen natürlich und ungeſucht zu verbinden. In heitern Kreiſen verſtand er das attiſche Salz in den Ton der Geſellſchaft zu miſchen und dadurch dem Umgange jene geiſtige Würze zu geben, ohne welche der Menſch ſich ſo oft unter Menſchen einſam fühlt und unter der Schauſtellung aller ſcheinbar glänzenden Eigenſchaften Armuth des Geiſtes wahrnimmt. Er, der Freund der Fröhlichkeit und der heitern Geſelligkeit, bewahrte den ſtillen Ernſt des Lebens, die richtige Schätzung aller vergänglichen Dinge, die Aufgabe ſeines Prieſterberufs treu in ſeinem Gemüthe. Davon liegt der überzeugendſte Beweis in einer ſtillen Gewohnheit unſeres Freundes, die, weil ſie Wenigen bekannt ſeyn dürfte, hier zu erwähnen iſt. Nick hielt ſich ein eigenes Denkbuch, welchem er die Aufſchrift gegeben: „memento mori." Darin hatte er die geiſtreichſten Stellen niedergeſchrieben, die ihm bei Leſung verſchiedener Dichterwerke über Tod, Unſterblichkeit, Vorſehung, Vergeltung jenſeits des Grabes, in eine Blumenleſe dieſer Art zu gehören ſchienen. Nur aus dem letzten Stücke theilen wir als Beleg Schlußſtrophen. Sie lauten faſt wie eine Todesanzeige:

„Eh' das junge Jahr erbleicht,
„Streift der Abendwind vielleicht
„Ueber meinem Grabe.

„Los des düſtern Sarkophags,
„Freut ſich des entflorten Tags
„Die erlöſte Pſyche.

„Eh' des Frühlings Wang' erbleicht,
„Triumphirt erlöſt vielleicht
„Pſyche überm Grabe."

Gehen wir über von den allgemeinen Eigenthümlichkeiten des Verewigten auf ſeinen beſondern Beruf, ſo iſt zu erwähnen, daß Nick ſeine prieſterlichen Verrichtungen zu Freiburg in der Martinspfarre als Katechet begann. Die Vorſehung ſcheint ihn ganz an die Stelle gewieſen zu haben, die ſeinem Sinne vollkommen entſprach. Er, der Menſchenfreund, erkannte das reine Menſchenbild in dem reinen kindlichen Gemüth, welches mit zarter Weisheit zu pflegen und darin das Samenkorn der Religion zum Keimen und Blühen zu wecken, damit es reife Früchte bringe, nun ſeine Aufgabe war. Nach Joſephs Verordnung ſollten in größern Städten ſeiner Lande eigene Religionslehrer in den Schulen aufgeſtellt werden, die, nur dieſem Geſchäfte ſich widmend, der Jugenderziehung mit Liebe, Einſicht und ungetheilter Seele ſich hingeben könnten. Und wie faßte Nick dieſe Aufgabe auf! Kindlich, wie er war, und ernſt, wie er werden konnte, wußte er die hergebrachte Steifheit der Schule zu entfernen, ohne das Anſehen nur im Geringſten zu vergeben. Dadurch wurde ihm die Liebe und Ehrfurcht der Kinder in gleichem Grade zu Theil. Die Gewandtheit, den Ton der Kinder zu finden und traulich mit ihnen umzugehen, blieb ihm auch noch in den letzten Jahren eigen. Wenn er in abendlichen Ruheſtunden ſeine Freunde beſuchte, ſo drängte ſich deren kleine Jugend um den Hausfreund, und er wußte ihnen auf eine ſo eigenthümliche Weiſe ihre Fortſchritte in den Schulgegenſtänden abzulocken und wieder darauf zurückzuwirken, daß er auch in dieſer Hinſicht ſeinen Freunden Freundliches erwies. Zur Jugenderziehung trug er überhaupt eine entſchiedene Vorneigung. Sein Talent hierin ward bald von unſerer hohen Regierung bemerkt und er zum Schuldekan eines Bezirks ernannt, worin er viele Jahre angelegentlich arbeitete, und, da ſeine Erfahrung und Ueber zeugung zuweilen von der anderer Schulmänner abwich, über die Einführung der Lautmethode mit einem ſeiner Berufsfreunde in Fehde gerieth, die ſich aber bei Beider Anſpruchsloſigkeit und zartem Sinne endete, ohne die Freunde einander zu entfremden. Ueberhaupt genoß Nick in ſeinem prieſterlichen Kreiſe jene erhebende Freude, daß ſeine Tüchtigkeit allgemein anerkannt wurde. Der Graf von Sickingen, ſeine Vorzüge kennend, ernannte ihn daher zum Pfarrer in Ebnet; zwei Jahre ſpäter ward er von dem Freiherrn von Bollſchweil auf die Pfarrey Wittnau berufen. Für die Rufenden und den Berufenen gleich ehrenvoll, denn das Verdienſt anerkennen, zeugt von dem eigenen Werth.

Und welche Berufstreue entwickelte da unſer Nick, welche Liebe ward ihm zu Theil! Nicht nur in geiſtlichen Angelegenheiten war er ſeiner Gemeinde ein klarer und umſichtiger Rathgeber; auch in ihren häuslichen Anliegen ein Helfer. Seine Uneigennützigkeit dadurch beurkundend, erndtete er in ſo höherm Grad ſeiner Angehörigen Zutrauen. Die innerſte Falte ihres Herzens und ihre geheimſten Sorgen deckten ſie ihm auf und erbaten ſich von ihm Troſt und Hülfe. Glücklich der Mann, dem die Herzen ſeiner Anvertrauten ſo entgegenſchlagen; ſein beſcheidener Hirtenſtab wirkt Segen bringend unter der Menſchheit und ſchafft die arme Hütte des Landmanns um zum Sitze lebensfroher, glücklicher Familien. Das Einwirken Nick's auf ſeine Gemeinde brachte viele und ſchöne Früchte. Nicht ſelten kamen Eltern, deren heranreifende Söhne und Töchter ihnen leiſe Kümmerniſſe verurſachten, zutraulich mit der elterlichen Bitte zu ihm, ihren Kindern wieder ernſte Rüge und ſtrenge Mahnung zukommen zu laſſen. Und wenn dann der Hirt ſeiner Gemeinde, um die Urſache ſolcher Bitte ſich erkundigend, vernahm, daß keine Urſache des Rügens vorhanden ſey, ſondern nur dem möglichen Leichtſinne der friſchen Jugend wieder eine Furcht, wie es die Eltern nannten, als Gegenmittel eingeflößt werden ſollte: ſo nahm der kluge Mann, um den redlichen Willen der Eltern zu erfüllen und möglichen Unfällen der Jugend vorzubeugen, bei den Jünglingen gewöhnlich am Montage Veranlaſſung, nach ihrem vielleicht geſtern verſpäteten Nachhauſekommen zu fragen. Bei Mädchen gab ihm am Sonntag ihre ſorgfältiger geordnete Kleidungsweiſe eine Gelegenheit, nützliche Lehren und freundliche Ermahnungen für ihr Alter anzuknüpfen, wobei die gleichſam zufällig herbei kommenden Eltern gewöhnlich nach geraumer Zeit nachher es an Erinnerung an die gegebene Ermahnung und an eindringenden Zuſprüchen nicht ermangeln ließen. Auf ſolche Weiſe gewann er die Herzen derjenigen, deren Jugenderziehung er unterſtützte — und jener, denen er mit ſolcher Schonung, oft ohne daß ſie deſſen ſogleich gewahr wurden, die zweckgemäßeſten Ermahnungen ertheilte. Daher kam es, daß ſeine Pfarrgemeinde ſo innig an ihm hieng. Haben wir nicht mit Rührung geſehen, wie eine Mutter, ihren etwa achtjährigen Sohn an der Hand, ſich zwiſchen die Umſtehenden an das offene Grab ihres und ihres Sohnes Erziehers hindurchdrängte, und mit Thränen im Auge, mit ſtummer Bewegung der Hand ihrem Kleinen den hinabgeſenkten Sarg wieß? als wollte ſie in dieſem Moment mit Zügen, die nichts mehr auszulöſchen vermöchte, in der jungen Seele auffriſchen, was der im Sarg liegende ihm einſt als Lehrer in die Seele gelegt. Wie beneidenswerth iſt das Wirken eines Mannes, der im Sarge noch redet und wirkt! des Mannes, deſſen Hinübergang durch den Schmerz, den die Uebriggebliebenen über

Digitized by Google

ſeinen Verluſt empfinden, alles wieder aufregt, was er für Menſchenwohl gewirkt, deſſen Tod unter Siegel legt und als geſichertes Erbgut zurückläßt, was er im Leben für ſeiner Mitmenſchen Bildung begonnen.

Wie als Rathgeber und Jugenderzieher, ſo erndtete Nick auch als Redner die allgemeine Achtung. Zwar bedarf die Wahrheit keines Schmuckes, und das Göttliche, in welcher Schale es immer gereicht werde, bleibt göttlich. Aber die Wahrheit findet den Eingang in die Gemüther der Menſchen weit gewiſſer, und das Göttliche wird vom Auge der Sterblichen ſchneller erkannt und vom Gemüth inniger aufgefaßt, wenn es mit Schönheit und Würde nach jedes Faſſungsweiſe dargeſtellt wird. Es wird ja der Demant vom Unkundigen nicht erkannt, wenn ihn die Kunſt nicht geſchliffen dem Auge vorhält und das Feuer ſeines Glanzes zeigt. Und iſt nicht die ganze Natur ein großartiger, ordnungsvoller, blumenreicher, kraftvoll ſich ausſprechender Prediger Gottes? Wo edle Einfachheit und Klarheit mit der Kraft ſich paaret, wird der Religionsverkünder die Lehren der Gottesfurcht in alle Tiefen der Seele ſeiner Zuhörer einſenken, wird ihrem Verſtande jene Aufhellung, dem Gemüth jene Ruhe, dem Willen jene Kraft geben, welche dem menſchlichen Leben erſt die wahre Bedeutung verleiht. Kein Sterblicher iſt, der nicht die Regungen des religiöſen Lebens wahrnähme und in ernſten Stunden die Kraft oder das Bedürfniß der Religion nicht fühlte. Mag auch zuweilen der Glückliche muthwillig ſeine Zerſtörungsluſt an dem Baume der Religion üben; wenn die Hitze der Sonne verſengend ſticht, oder unheilſchwere Gewitter des Lebens nahen, ſo ſtellt ſich Jeder unter jenes Baumes ſchützende Aeſte. Und führen nicht Eltern den Segen ihrer Verbindung im zarten Alter zu den Zweigen jenes Baumes, damit aus ſeinen himmliſchen Früchten ihre Lieben Nahrung ſaugen, und unter ſeinem ſanften Schatten ihr reines Gemüth dem Edlen, Höhern, Göttlichen den Kelch aufſchließe? Nick trug ſeine Kanzelreden mit ſolcher Wärme, Würde und Geſchmack vor, daß ein großer Theil der Einwohner ſich wechſelſeitig benachrichtigte, wenn ſie vernahmen, daß er die Kanzel beſteige. Im ſpätern Wirkungskreiſe hatte er ſeinen Gegenſtand anders aufzufaſſen; er erwog reiflich die Bedürfniſſe ſeiner Gemeinde, den Ton, in welchem dem Landmann die Wahrheit vorgelegt, und die Darſtellungsweiſe, welche für dieſen als die geeignetſte gewählt werden ſoll. Dadurch wirkte er allſeitig und genoß das erhebende Vergnügen, jeden ſeiner Vorträge begierig aufgefaßt zu ſehen. Seine Vortrefflichkeit wurde auch höhern Orts gewürdigt, und als einſt in der damaligen Hauptſtadt unſeres Landes die Stelle der prieſterlichen Obſorge der katholiſchen Confeſſionsangehörigen erledigt ward, ging hier die Sage, es ſey bei Beſetzung jener Stelle von Nick die Rede geweſen. Als in ſpäterer Zeit unſer Durchlauchtigſter Fürſt einige Tage hier verweilte, ward Nick auf höchſten Befehl von dem benachbarten Wittnau zur Tafel gezogen. Der umſichtige Regent wollte den Mann wieder perſönlich ſprechen, welchen er früher von ſo vortheilhafter Seite kennen gelernt hatte. Und fürwahr! Nick löſte die Aufgabe eines Hirten einer Landgemeinde in jeder Hinſicht glücklich. Im religiöſen Verſammlungsorte erſchien er immer mit Würde und Ernſt; in ſeinem Berufe war er genau; ein ſtrenger Handhaber der Ordnung. Von den Seinigen war er daher bald als der erkannt, der wußte, was er wolle, und warum er handle, der entſchloſſen auf

Digitized by Google

ſein Ziel hinarbeite und jedes Hinderniß zu überſteigen oder zu beſeitigen verſtehe. Daher galt ihnen ſein Wort Alles, und ſein Anſehen ruhte auf ſichern Pfeilern. Den ſie mit Theilnahme zur Zeit des anſteckenden Fiebers, erzeugt durch die Mühſeligkeiten des Kriegs, von einem Krankenlager zum andern eilen ſahen, und der mit ihnen alle Laſten jener drangvollen Zeit getragen, dieſer beſaß ihre volle Hochachtung.

Benachbart unſerer Stadt, und häufig theils geſelliger, theils durch ſeinen Beruf gegebener Gründe wegen darin anweſend, war er den Vätern der Hochſchule genau bekannt und mit einzelnen in näherm Verkehr. Als daher durch den Hinübergang eines hochgefeierten, um dieſe Anſtalt, um die Wiſſenſchaft, um ſeine Mitbürger, und um Alle, die mit ihm in irgend eine nähere Verbindung gekommen waren, höchſt verdienten Lehrers, die Kanzel der Moral erledigt wurde, erſahen die Väter der theologiſchen Fakultät in ihm den Mann, welcher jenen Lehrſtuhl zu übernehmen vollkommen geeignet ſey. Durch einſtimmigen Vorſchlag des akademiſchen Conſiſtoriums, wie der Facultät, ward er dem höchſten Hof als Lehrer der Moral und der allgemeinen akademiſchen Religionsvorträge vorgeſtellt, und von dieſem unter dem 1. Mai 1824 als **ordentlicher öffentlicher Profeſſor der Moral** beſtätiget.

Die ſchöne, claſſiſche Literatur zog ihn mächtig an. Mit den Claſſikern Latiens war er vertraut; die neuern Italiſchen Dichter hatte er großen Theils geleſen; vorzüglich aber war er in den Werken der ſchönen Literatur ſeines Vaterlandes bewandert. Daher ſchöpfte er ſeine angenehme, nicht ſelten witzige, oft humoriſtiſche Schreibart; daher ſeine fließende, bilderreiche Gabe der Darſtellung und des Vortrags.

Seine Kenntniß der ſchönen Literatur führte ihn bald in das Haus des gefeierten Sängers unſerer Hochſchule, Johann Georg Jacobi's, und knüpfte zwiſchen beiden das innigſte freundſchaftliche Verhältniß. Im wechſelſeitigen Umgang empfanden die beiden Freunde, wie viel der Mann durch den Austauſch der Gedanken an Bildung des Geiſtes und Herzens gewinne,

Das Streben, einen Reichthum der Kenntniſſe zu erwerben, beſchränkte ſich bei Nick nicht blos auf die theologiſchen Wiſſenſchaften. Jede Gelegenheit, ſeine Anſichten zu bereichern oder zu berichtigen, ergriff er mit Eifer. Als der durch ſeine Schädellehre berühmte Dr. Gall einige Zeit hier verweilte und Vorleſungen über ſeine Theorie gab, kam Nick regelmäßig von ſeiner benachbarten Pfarrey herein, beſuchte unausgeſetzt deſſen Lehrvorträge, um ſeine anthropologiſchen Kenntniſſe zu erweitern. Nach Galls Abreiſe erbat er ſich von einem eben ſo aufmerkſamen Zuhörer jener Lehrvorträge, einem noch lebenden verehrten Mitglied unſerer Akademie, die nachgeſchriebenen Hefte und ergänzte durch Privatſtudium, was bei ſchnellem Anhören ihm etwa wieder entgangen ſeyn mochte. Mit den wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften unſerer Tage hatte er ſich vertraut gemacht; durch einige ſeiner Freunde, unter denen eine Zierde unſerer Hochſchule oben an ſteht, iſt er mit den Werken der Literatur ſtets bekannt geworden; durch Gedankenaustauſch mit denſelben hat er vielen Gewinn gezogen; durch den Gebrauch der, jedem Freund der Wiſſenſchaft offen ſtehenden, akademiſchen Bibliothek ſah er ſich in den verſchiedenſten Gebieten der Wiſſenſchaft um.

Durch die allgemein gelehrte Vorbildung, und die beſondere ſeiner Berufswiſſenſchaft zum Lehramte befähiget, mit ausgezeichneten Vorzügen des Geiſtes begabt, reich an Beobachtungen und Erfahrungen, die er ſich während ſeiner 27jährigen Amtsführung in jener verhängnißvollen Zeit allgemeiner Erſchütterung und theilweiſer Umgeſtaltung der Dinge, erworben hatte, begann er ſein Lehramt. Sein Grundſatz war: die chriſtliche Sittenlehre, ſich ſtützend auf die allgemeinen Vernunftgeſetze des Guten, und zugleich die Pflichten der Offenbarung in ihr wiſſenſchaftliches Lehrgebäude aufnehmend, iſt auf eigene Weiſe aufzufaſſen und darzuſtellen; die Tiefen der Philoſophie, wie die Quellen der Offenbarung, müſſen dem chriſtlichen Sittenlehrer offen da liegen; das Ergebniß daraus iſt in edler Einfachheit hinzuſtellen; wie die Schönheit nur im einfachſten Gewand ſichtbar wird, wie ſie iſt, ſo erſcheint die Idee des Guten, deſſen Ausprägung die Sittenlehre iſt, nur dann rein, wenn keine künſtliche Verzierung ihre edlen Umriſſe entſtellt, oder verhüllt; ſchmucklos tritt die Tugend auf; ſie ſelbſt iſt ihr höchſter Glanz. Die Tugendlehre, als Auffaſſung der Tugend in Grundſätze, ſoll eben ſo einfach in ihren Umriſſen, eben ſo edel in ihrer Zeichnung und eben ſo großartig in ihrem Totaleindruck auf das Gemüth des Menſchen ſeyn. Wenn die Tugend eine Schminke auflegt, ſo verräth ihr Dahinwelken, daß ſie aufgehört habe, Tugend zu ſeyn; und wenn ſich die Tugendlehre ihre Friſchheit und Anmuth durch fremde Färbung gibt, ſo iſt ſie nicht die wahre Auffaſſung der Idee des Guten. Dieſem Grundſatze treu, ſuchte Nick das Lehrgebäude der Sittenlehre ſeinen Zuhörern einfach hinzuſtellen; dann entwickelte er bei Erläuterung der einzelnen Lehrtheile eine glänzende Gabe der Darſtellung, ſprach mit Wärme und Fülle, und belebte nicht ſelten ſeinen Gegenſtand durch reiche Bilder. Immer geiſtvoll, oft glänzend in ſeinen Durchführungen, verwob er in die theoretiſche Auseinanderſetzung zugleich praktiſche Bemerkungen; gab aus dem Bereich ſeiner Erfahrungen wichtige Fingerzeige für die künftige ſeelſorgliche Leitung und wieß immer zugleich die Anwendung auf das Leben nach. Die ihm aus dem frühern Beruf eigen gewordene redneriſche Darſtellungsweiſe vertauſchte er, die Bildungsſtufe ſeiner Zuhörer richtig auffaſſend, immer mehr mit der ſtreng didaktiſchen. So beſaß an ihm die Wiſſenſchaft einen treuen Pfleger, unſere Anſtalt ein würdiges Mitglied, ſeine Schüler einen ernſtfreundlichen Lehrer, der ſie durch reiche Mittheilungen in das Gebiet der Sittenlehre einführte. Die theologiſche Facultät, ſein wiſſenſchaftliches Streben und ſein Wirken auf die akademiſche Jugend bemerkend, überraſchte ihn daher, um ihm einen neuen Beweis ihrer Hochachtung und Anerkennung ſeiner Verdienſte zu geben, gleich im erſten Jahre ſeines Lehramtes mit der theologiſchen Doctorwürde.

Es lag in ſeinen Wünſchen, auch außerhalb ſeines Hörſaales zu wirken, und durch Kundmachung ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſichten der Welt Rechenſchaft über ſeinen Beruf, den Forſchern Stoff zum Weiterforſchen zu geben. Zu dieſem Ende hatte er angefangen, Skizzen für einzelne Theile der Sittenlehre zu entwerfen, die er ſodann auszuarbeiten, und wenn ſie ſich über das Geſammtgebiet der Moral erſtreckt haben würden, dem Drucke zu übergeben geſonnen war. In früherer Zeit ſchrieb er verſchiedene Aufſätze in Jacobi's Iris, einige Reden und eine Schrift, welche die Lage unſeres Bisthums näher berührte. Aus dem Ergebniß ſeiner Studien und aus dem Vorrath ſeiner Lebenserfahrungen möchte Wünſchenswerthes an das Licht gekommen ſeyn, wenn ihm längere Zeit im neu angetretenen Amte zu wirken beſchieden geweſen wäre.

Digitized by Google

Weit entfernt, dort, wo Verſchiedenheit der Meinung, und die von verſchiedenem Standpunct ausgehende Auffaſſung der Dinge, nothwendige Entgegnungen zur Folge hat, die nach der Naturanlage der Perſonen verſchiedenartig ſich äußern, ſogleich einen übeln Willen zu vermuthen, war er vielmehr geneigt, die Puncte, wo entgegengeſetzte Anſichten ſich nähern, aufzuſuchen und vermittelnd den Standpunct zu bezeichnen, wo die verſchiedenartigſten Berückſichtigungen in Anſchlag gebracht und das Beſte der gemeinſamen Sache in vielartiger Hinſicht befördert werden könne. Unſere Anſtalt umfing er mit warmer Liebe, jeden einzelnen Collegen mit Freundlichkeit, ſeine Schüler alle mit Wohlwollen. An den Angelegenheiten der Hochſchule nahm er immer innigen Antheil; unterzog ſich gern den gemeinſamen Bemühungen; war in Abgebung ſeines Urtheils gleichweit entfernt von anmaßender, wie von zurückhaltender Aeußerung. Unbefangen ſeine Anſicht darlegend, ehrte er fremde Ueberzeugung. Wenn er nach Pflicht das Seinige gethan hatte, ſo erwartete er ruhig die Entſcheidung vorgeſetzter Stellen und die Leitung einer höhern Macht. Bei ſolcher männlichen Haltung genoß er allgemeine Achtung. Die theologiſche Facultät übertrug ihm, als er kaum ein halbes Jahr in Freiburg war, die Leitung ihrer Geſchäfte und der Senat ſchlug ihn zur Führung der Geſammtanliegen der Hochſchule an höchſter Stelle vor.

So ſtand der Mann! ein kräftiger Stamm, viele Früchte verheißend! Da riß ihn der Tod gewaltſam aus unſerer Mitte. Eine Entzündung der Lunge, veranlaßt durch die Schärfe der ſchnell wechſelnden Witterung, griff dieſes, jeden Athemzug des Menſchen bedingende Organ ſo zerſtörend an, daß er, trotz der eifrigſten ärztlichen Hülfe, am 16.

Tag ſeiner Erkrankung, den 11. Februar, Abends um 9 Uhr, in ſeinem 54. Lebensjahre ruhig und ſchmerzlos entſchlief. Ihm kam der Tod nicht unerwartet. Gleich beim Beginn der Krankheit hatte er über den Abſchluß ſeines irdiſchen Daſeyns ſich beſprochen. Allgemein war die Trauer bei der Kunde ſeines Todes. Von ſeiner benachbarten Pfarrgemeinde eilten Hausväter herbei, ſich von dem niederſchlagenden Gerücht ſelbſt zu überzeugen, und mit ſchmerzerfüllter Seele begaben ſie ſich zurück, wiſſend, welchen Schmerz ſie durch die Todesbotſchaft ihres allverehrten Hirten den Ihrigen bringen würden. Unter ſeinen Collegen war nur eine Stimmung, die der Wehmuth. Er ruht bei den Gräbern, welche die Aſche der akademiſchen Väter decken, die ſchon ſchlafen den großen Schlaf, bis ſie am Tag der Vergeltung den Preis ihres edlen Wirkens empfangen werden.

---

* XVI. Heinrich Ludwig de Marées,

Schuldirector und Seminarinſpector zu Deſſau.

geb. den 20. November 1773.
geſt. den 12. Februar 1825.

Das Geſchlecht de Marées, in den Zeiten der beliebten lateiniſchen Namensendungen gewöhnlich Mareſius genannt, ſtammt aus den Spaniſchen Niederlanden und hatte, ſeines evangeliſch-reformirten Glaubensbekenntniſſes wegen, ſich vor Alba's Verfolgungen von da geflüchtet. Von Stockholm, wo es ſich anſiedelte, und wo noch jetzt Nachkommen blühen ſollen, von wo aber auch ein Zweig nach Holland ging, kamen im Anfang des 18. Jahrhunderts zwei in Stockholm geborne junge Brüder de Marées nach Deutſchland. Der jüngere, Georg, hatte ſich der Malerei gewidmet, bereiſete Italien und lebte hernach als Churfürſtl. Hofmaler in München, wo noch in den königl. Gallerien viel Gemälde ſeiner fleißigen und kunſtreichen Hand mit Werthſchätzung aufbewahrt werden, und wo er, ohne Hinterlaſſung männlicher Nachkommen, in dem ſiebenten Zehend des vorigen Jahrhunderts geſtorben iſt. Der ältere Bruder, Abraham de Marées ging, der Theologie obzuliegen, nach Heidelberg, dem berühmten Mutterſitz der Deutſch-reformirten Kirche. Mit einer Tochter des daſigen erſten Profeſſors und Kirchenraths Mieg verheirathet, kam er auf den Ruf des weltberühmten Leopold von Anhalt als Archidiaconus nach Deſſau, wo er das im Deſſauiſchen ſo weit verbreitete, nachmals auch in Verzweigungen in das Preußiſche und Weimariſche übergegangene Maréeſiſche Geſchlecht gründete. Doch blieb für jetzt ſein Aufenthalt noch nicht in Deſſau. Die reformirte Gemeinde in Nürnberg verlangte ihn zu ihrem Prediger und er zog dahin. Funfzehn Jahre hatte er dort ſegensreich gewirkt, als ihn Fürſt Leopold, bei Erledigung der erſten geiſtlichen Stelle ſeines Landes, als Conſiſtorialrath und Superintendenten nach Deſſau zurückrief, wo er im Jahr 1760 ſtarb. Sein Nachfolger, wie vorher ſein Collége, ward ſein älteſter Sohn, Simon Ludwig Eberhard, der in Deſſau 1717 geboren, vom zwölften Lebensjahre an in Heidelberg von ſeinem Großvater Mieg erzogen und zu einem frommen und gelehrten Theologen gebildet worden war und als Candidat Bremen und Holland beſucht hatte. Ueber 63 Jahre hat dieſer feurige Mann der Anhalt-Deſſauiſchen Kirche in verſchiedenen Aemtern gedient und die höchſte Stelle als Conſiſtorialrath und Superintendent 42 Jahre hindurch bis an ſein Ende verwaltet. In den beiden letzten Jahrzehenden des 18.

Jahrhunderts, als der Despotismus der Berliniſchen Aufklärerei ſeinen Gipfel erreicht hatte und nur ſehr Wenige von Deutſchlands Gottesgelehrten dagegen laut zu reden wagten, trat Er in mehreren Aufſehen machenden Schriften als muthiger Vertheidiger ſeines Glaubens an Chriſtus und die Bibel gegen die Allg. Deutſche Bibliothek und ihre Verbündeten auf. Seine Schriften wurden von der altchriſtlichen Partei mit großer Freude aufgenommen, auch in das Schwediſche und Holländiſche überſetzt und würden wahrſcheinlich auch jetzt noch mehr geleſen werden, wenn nicht die beſtändige Beſtreitung damaliger Gegner, die nicht blos abwehrend, ſondern auch angreifend verfuhr, (weil es, nach ſeinem Ausdruck, der Klugheit gemäß ſey, den Krieg in Feindes Land zu ſpielen) die Theilnahme jetziger Leſer erſchweren müßte. Indeß findet ſicher der Unparteiiſche auch jetzt noch viel Köſtliches von Glaubensfreudigkeit und Chriſtusliebe, von Bibelkenntniß und Gelehrſamkeit, von Witz und Scharfſinn darin: Vorzüge, die ſich mit einer gewandten Polemik und einer höchſt lebendigen edelkräftigen Sprache verbinden.

Von drei und zwanzig Kindern dieſes Simon Ludwig Eberhard de Marées war unſer Heinrich Ludwig eins der jüngſten. Ein ſchönes Kind, das bald ein Liebling ſeiner Eltern, ſeiner größeren Geſchwiſter und Aller wurde, die es kannten; das aber auch von der Gefahr eines frühen Todes, der die meiſten Kinder ſeiner fruchtbaren Mutter hinweggraffte, bedrohet wurde. Im dritten Lebensjahre war der liebe Heinrich einmal am Stickhuſten ſo krank, daß alle Hoffnung ſchwand und ſchon Todeszüge über das blaſſe Engelsgeſichtchen ſich verbreiteten. Als gerade in der Zeit der höchſten Gefahr die Stunde kam, wo der Vater predigen ſollte, ging er mit ſchwerem Herzen in die Kirche, predigte und betete. Traurig kam er nach Hauſe, wo er ſein Kind nicht mehr am Leben zu finden fürchtete. Aber ſiehe! es war eine auffallende Beſſerung ſichtbar, die zur völligen Geneſung führte. Der Vater nahm den Geneſenen als ein neues Geſchenk des erhörenden Gottes an, und hatte ihn um ſo lieber. Einige Jahre ſpäter brachten ihn die natürlichen Blattern wieder an den Rand des Grabes. Damals war die heilbringende Jenner'ſche Erfindung noch nicht vorhanden. Die Impfung, die man damals kannte, geſchah mit dem Gifte der Menſchenpocken ſelbſt; war aber mit Schmerzen, öfters mit böſen Armgeſchwüren, ſelbſt mit Gefahren für fernere Geſundheit verbunden und der Mutter durch eigene Erfahrung an ihren älteren Kindern ſo verdächtig geworden, daß ſie ſich nicht entſchließen konnte, ihren Heinrich auf dieſe Weiſe impfen zu laſſen. So gerieth er in die Gewalt der natürlichen Blattern, die ihre ganze Wuth an ihm ausließen und für ſein Leben äußerſt beſorgt machten. Als er endlich nach unſäglichen Leiden durch unermüdete Pflege genas: war ſeine Schönheit auf immer verloren und ſein liebes Antlitz traurig entſtellt; obgleich die fürchterliche Krankheit ihm den Ausdruck frommer Redlichkeit, die das Weſen ſeiner Seele war, nicht von Stirn, Auge und Mund vertilgen konnte. Noch weniger hat ſie den Geiſteskräften geſchadet, die ſich früher in der Lernbegierde des Kindes, in ſeinem leichten Auffaſſen und in dem Feſthalten des Aufgefaßten vortheilhaft zeigten.

Das Lernen wurde ihm im Vaterhauſe, wie gewöhnlich den nachgeborenen Kindern, durch ſo viel ältere Geſchwiſter erleichtert. Der Vater aber, ſo wahr, warm und kräftig er, wie in Allem, ſo auch in der Liebe zu Weib und Kindern war, konnte ſich, ſeiner Geſchäfte wegen, mit dem eigentlichen Unterricht ſeiner Kinder nicht befaſſen, die ihn gewöhnlich nur Mittags und Abends ſahen und immer in ehrerbietiger Ferne blieben. Doch hatten die jüngſten Kinder allerdings ſchon hierin viel voraus, daß der Vater in ſeinem herrlichen Alter ſich ihnen mehr näherte; daß Er, der ſonſt in Glaube und Denkart, in Sitte und Kleidung den Einflüſſen eines veränderlichen Zeitgeſchmacks ſo feſt widerſtand, doch hier entweder der allgemein milder gewordenen Sitte nachgab, oder dem immer unwiderſtehlicher fordernden Bedürfniſſe ſeines Herzens. Man konnte aber in der That nicht viel um ihn ſeyn, ohne von ihm zu lernen: wenn er bald aus dem reichen Schatze ſeiner Lebenserfahrungen Mittheilungen machte; bald über die neueſten Weltbegebenheiten, woran er den wärmſten Antheil nahm, bald über Menſchen oder Bücher, treffende Urtheile fällte; bald unterhaltende Einfälle eines lebhaften Witzes vorbrachte; oder wenn er, was er am liebſten that, ſeine innigſte Liebe für Gott, Jeſus Chriſtus und die Bibel ausſprach. Dieſer nähere Umgang des Vaters hatte auf Heinrich's Gemüth von Kindheit an den größten Einfluß, ſo daß er auch in der Folge unter ſeinen Brüdern, nicht in der Geſichts- aber in der Geiſtes- und Herzensbildung, ſelbſt in dem Ton der Stimme, worin ſich das Gemüth am meiſten offenbart, dem Vater der ähnlichſte ward. Seine Thätigkeit, ſein Eifer, ſeine Neigung zu den Fächern der Geſchichte und Erdbeſchreibung, worin der Vater ganz einheimiſch war, ſeine chriſtliche Frömmigkeit, ſeine Vorliebe für Klopſtock, Alles war vom Vater auf den Sohn fortgeerbt, deſſen ganzes Leben bis zu den letzten Augenblicken die treueſte Verehrung für das väterliche Andenken athmete.

Den Elementarunterricht empfing er theils durch Privatlehrer im väterlichen Hauſe, theils in den unteren Klaſſen der Deſſauiſchen Stadtſchule, woran damals nur vier, in der Folge fünf Lehrer arbeiteten. Ehe de Marées die oberſte Klaſſe erreichte, ward dieſe Schulanſtalt durch Fürſt Franz, deſſen Vaterſorge für die Jugend durch ſo manchen am Philanthropin erlittenen Verdruß und Fehlſchlag nicht ermüdet war, äußerlich und innerlich umgeſchaffen; ein fürſtlicher Pallaſt für dieſen Zweck umgebauet; es wurden mehr Lehrer angeſtellt; alle beſſer beſoldet; der ganze Unterricht nach Plan und Ausführung durch den trefflichen Neuendorf angeordnet, der, vormals Lehrer am Philanthropin, dann Landprediger in Pommern, von da wieder nach Deſſau gerufen und an die Spitze aller Schulen der Stadt und des Landes geſtellt ward. In die 1785 unter dem Namen der Hauptſchule eröffnete Anſtalt ging nun in ſeinem zwölften Lebensjahre de M. ſammt den übrigen Mitſchülern aus der alten über und wurde in die zweite Klaſſe aufgenommen. Welch ein ſchönes neues Leben, das in dieſer neuen Anſtalt blühete, und das durch den überall gegenwärtigen Neuendorf immer beſeelt und gefördert ward! welch ein Wetteifer friſcher fröhlicher Thätigkeit unter Lehrern und Schülern, der auch auf dieſen Schüler, einen der fleißigſten, ſeinen Segen goß! Die Lehrer, die ſich um ſeine Bildung verdient machten, waren, außer dem Director Neuendorf, der ſelbſt nur aushelfend Lehrſtunden gab, der raſtlos zum Fleiß ſpornende Rector Pfannenberg, der ſehr geliebte Seminarinſpector Funke, Neuendorf's Gehülfe und Freund; der vortreffliche Mathematiker Vieth, gegenwärtig Schulrath, der unlängſt als Rector verſtorbene freundliche Feldhann und noch aus der alten Schule der treue Bornemann.

Digitized by Google

Fünf Jahre hatte de M. noch in den beiden oberſten Klaſſen den Schulunterricht genoſſen, als er, mit ſehr rühmlichen Abgangszeugniſſen, Oſtern 1790 die Univerſität Halle bezog; wo er das unſchätzbare Glück hatte, wieder unter nahen Verwandten zu leben. Eine, um faſt zwanzig Jahre ältere, leibliche Schweſter war mit dem daſigen (noch lebenden) Profeſſor Stange verheirathet, in deſſen Hauſe er wohnte, und der, außer andern Verdienſten, die er ſich um de M. erwarb, auch durch ſeine großen literariſchen Kenntniſſe und durch ſeine beträchtliche, beſonders in den Fächern der Theologie und Philologie reiche Bücherſammlung, bei ſeinem jungen Schwager Liebe und Kenntniß der Literatur beförderte. Durch das Familienleben im ſchweſterlichen, ſo wie im verwandten Hauſe des Conſiſtorialraths Pauli, Hof- und erſten Dompredigers, wurde er vor aller Gefahr burſchenhafter Verwilderung, wozu er ohnehin keinen Hang hatte, noch mehr bewahrt, obgleich er einer anſtändigen Freiheit im frohen Umgange mit ſeinen akademiſchen Freunden genoß, unter welchen, außer mehreren Landsleuten, beſonders zwei ſeiner vertrauteſten, Pauli, des Conſiſtorialraths jüngſter Sohn, jetzt Prediger in Berlin, und Eylert, jetzt Biſchof in Potsdam, erwähnt werden ſollen. Mit dem größten Fleiße benutzte de M. die Vorleſungen eines Nöſſelt, Knapp, Niemeyer, Murſinna und Stange in der Theologie, eines Maaß und Klügel in Philoſophie und Naturkunde und vorzüglich Friedr. Aug. Wolf's in der Philologie. Der gewaltige Geiſt dieſes berühmten Mannes, ſeine tiefe Sprachkunde, ſeine helle Kenntniß des griechiſchen und römiſchen Alterthums, ſo wie ſein geſchmackvoller Vortrag, verbunden mit dem nicht geringen Gewichte des Anſehens, das er ſich ſelbſt zu geben, ſo gut verſtand, wirkten ſo ſtark auf die jungen Gemüther ſeiner Zuhörer, daß ſie alle auf immer ſeine Verehrer geblieben ſind, wenn auch nicht alle mit jeder ſeiner Sitten ſich befreunden konnten. Auch unſern de M. gewannen Wolfs Vorträge, die er allen übrigen vorzog, für die klaſſiſchen Studien; und in dieſer Schule konnte er unmöglich die Grundſätze gutheißen lernen, nach welchen damals ſo vielfältig, beſonders auch in Halle durch Nöſſelt, die Bibelauslegung getrieben ward: wie er denn vielleicht eben durch die Künſteleien der damals herrſchenden Erklärungsart der heiligen Schrift und durch Wolfs geſundere Anſicht vom Alterthume, mehr von der Theologie zu den Schulwiſſenſchaften ſich hingezogen fühlte. Doch vernachläßigte er jene keineswegs; widmete aber, obgleich im Hauſe eines tüchtigen Kenners der hebräiſchen Sprache, dieſer Sprache wohl die wenigſte Zeit.

Nach den gut angewendeten akademiſchen Jahren, kehrte er in das Vaterhaus zurück, wo er bald eine innig geliebte Mutter verlor und nun nebſt der jüngſten Schweſter, die beſtändige häusliche Geſellſchaft des Vaters ausmachte. Nach deſſen Wunſche ſollte er ſich jetzt näher zum Predigerberufe vorbereiten; auch hat er mehrmals gepredigt. Die ihn gehört haben, waren mit ſeinen Anfängen zufrieden und hofften von ſeinen Gaben viel für die Kanzel. Wenigſtens mag ſein mündlicher Vortrag ſchon damals nicht unangenehm geweſen ſeyn; denn er hatte eine tönende Stimme, ein biegſames Organ, das er ſorgfältig ausbildete und womit er die Franzöſiſche, Italieniſche und Engliſche Sprache, die er alle fleißig trieb, auch in ihren ſchwierigſten Lauten, zart und beſtimmt ausſprach: wie er denn auch gern und mit einem ſchönen Ausdruck des Gefühls vorlas.

Die Vorſehung fügte es gleichwohl, daß Er, der, menſchlicher Erwartung nach, ein frommer, thätiger Prediger geworden ſeyn würde, den Schulkatheder wählte, um vielleicht in dieſem ſchönen, unendlich ſegensvollen Wirkungskreiſe noch mehr zu nützen. Da er in ſeinen Candidatenjahren, die er angenehm und nützlich im Vaterhauſe verlebte, auch Unterricht in mehreren Klaſſen der Hauptſchule zu geben hatte: ſo gewann er die Schule und die Schule ihn ſo lieb, daß beide nicht mehr von einander laſſen zu können ſchienen, und er der erſte ihrer Zöglinge ward, von welchem ſie in feſten Aemtern Gegendienſte annahm. Als nämlich durch den unerwartet frühen Tod des edlen Neuendorf, große Amtsveränderungen unter den Lehrern der Hauptſchule nöthig wurden: erhielt de M. 1799 die Stelle eines Subrectors, die er nach einigen Jahren mit dem Conrectorat vertauſchte und bezog nun die Amtswohnung in dem Gebäude der Hauptſchule. Den alten Vater, dem jetzt an der Stelle der jüngſten, nun auch verheiratheten Tochter, eine Enkelin haushielt, beſuchte er mit ſeinen übrigen, in Deſſau wohnenden, Geſchwiſtern ſo abwechſelnd, daß faſt jeder Abend der Woche dem heitern Greiſe eine beſtimmte Geſellſchaft zuführte: bis Ihn, der ſein Amt bis an ſein Ende ſelbſt verwaltete und der eben erſt die feſtliche Erndtedankpredigt gehalten hatte, nach kurzer Krankheit, in ſeinem fünfundachtzigſten Lebensjahre, am 17. Oktober 1802, Gott zu höherer Geſellſchaft abrief. Krankheit und Tod des geliebten Vaters, den alle Kinder, mit einer großen Anzahl von Enkeln und Urenkeln, innig betrauerten, machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf den jüngſten Sohn, der auch in der Krankheit am meiſten um ihn war und in der That eine ganz beſondere Gabe zarter Krankenpflege beſaß, wie ſie ſonſt nur dem weiblichen Geſchlechte eigen zu ſeyn pflegt:

Digitized by Google

eine Gabe, die er vielleicht in Krankheiten mehrerer von ihm ſehr geliebten Perſonen üben gelernt hatte, aber in der Folge durch eigene ſchwere Krankheiten noch mehr ausbilden ſollte.

Jetzt kam ihm eine reich beſetzte Zeit. Außer den vielen öffentlichen Lehrſtunden in der Schule gab er Söhnen und Töchtern der erſten Häuſer beſondern Unterricht in den Fächern der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Deutſchen Sprache und Literatur und kam dadurch in angenehme Verbindungen, die zum Theil ſein Herz beſchäftigten, zum Theil aber auch ſeine Kräfte ſehr in Anſpruch nahmen. Damals blühete in Deſſau ein ſchöner Kreis gebildeter Jünglinge und Jungfrauen aus den höheren Ständen, die auch häufig in geſelligen Feſten froh und anſtändig des Lebens genoſſen. Der ſolche Feſte anordnete und leitete, der dazu Blumen und Verſe lieferte, war meiſtens der Conrector de M. Er, ſpät erſt zu Terpſichorens Jünger geweiht, tanzte gern; ſchob auch auf den Sälen des Eistanzes gern Stuhlſchlitten; ließ die Geburtstage jenes Kreiſes nicht unbekränzt mit Blumen aus Flora's und der Muſen Gärten; übte Saitenſpiel und Geſang; übernahm auch wohl, doch ſeltner und nicht glücklich, Rollen in dramatiſchen Aufführungen; fehlte nicht leicht in den Theegeſellſchaften jenes Kreiſes; entzog ſich doch aber auch nie dem Umgange weder mit ſeinen Amtsgenoſſen, noch mit ſeinen Geſchwiſtern oder Jugendfreunden, denen er immer treu blieb; und war bei dem Allen in der Erfüllung ſeiner Berufsgeſchäfte unermüdet. Daß aber für ein ſo reiches Leben die gewöhnlichen Tagesſtunden nicht genügten, begreift man. Oft mußte er nach den Arbeiten des Tags und nach den Abendgeſellſchaften, noch einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, um die Uebungsaufſätze der Schüler durchzuſehen oder

Unſinn!

ſich zu den Lehrſtunden des folgenden Tages vorzubereiten. Einer ſolchen übergroßen Anſtrengung darf man es vielleicht mit zuſchreiben, daß er in dieſer Zeit, zum erſten Male ſeit jenen Gefahren der Kindheit, bedeutend erkrankte. Es ergriff ihn ein heftiges, mit abmattenden Schweißen und Gichtzufällen verbundenes, entzündliches Fieber, wobei vielleicht auch damals ſchon die Leber zugleich litt. Er genas und war bald wieder in dem gewohnten Gleiſe ſeiner Arbeiten. So ſehr er auch ſeine ganze vorige Geſundheit wieder erlangt zu haben ſchien: ſo wiederholte ſich doch, bis zu ſeiner Verheirathung, dieſelbe Krankheit, in Zwiſchenräumen von mehreren Jahren, zwei Mal wieder, und faſt immer gefährlicher, ſo daß immer für ſein Leben gefürchtet ward. Seine Kräfte, die bei den Anfällen dieſer Art ganz erſchöpft zu ſeyn ſchienen, kehrten nach der Geneſung ſchnell zurück; ſeine Liebe zu ſeinem Amte und ſeinen Berufsgeſchäften nahm immer mehr zu und bald verband er damit auch noch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit.

Sein erſtes Werkchen, das unter der damals ſehr beliebten Funkeſchen Firma erſchien, war ein Sittenſpiegel für die Jugend. Funke, der durch ſeine ſehr zweckmäßig abgefaßte und mit großem Beifall aufgenommene Naturgeſchichte und Technologie einen Namen erlangt hatte, pflegte aus ſeinem reichen Geiſte Ideen, die er nicht alle ſelbſt verarbeiten konnte, beſonders Entwürfe für Jugendſchriften und ſogenannte gemeinnützige Werke, an Freunde und Gehülfen in Stadt und Land zur Ausführung zu vertheilen. Er gab den Plan bald ausführlicher, bald kürzer an; verſchaffte die nöthigen Bücher und Hülfsmittel; behielt ſich Durchſicht und Herausgabe vor; ſchloß den Handel mit dem Verleger für ſich ab und ging dann wieder mit jedem ſeiner Gehülfen einen beſonderen Vertrag ein. Aus dieſer Fabrik, wenn ich ſie ohne Verunglimpfung ſo nennen darf, ſind bekanntlich mehrere ſchätzbare Werke hervorgegangen; zu welchen aber der erwähnte Sittenſpiegel ſchwerlich gezählt werden mag. Denn der Verſuch, Theophraſtiſche Charaktergemälde in gewiſſen allgemeinen Umriſſen und hervorſtechenden beſonderen Zügen, unter den Ueberſchriften einzelner Tugenden und Laſter, als: der Stolze, der Leichtſinnige, der Großmüthige ꝛc., zuſammen zu ſetzen, ſagt dem Geſchmacke der Jugend wenig zu, die ſich viel lieber an anziehenden Erzählungen von leibhaft und namentlich dargeſtellten Kinderfiguren ergötzt, wie ſie auch nachher in den Funkeſchen und hundert anderen Leſebüchern, zahlreich genug erſchienen ſind.

Funke, dieſer Mann von ausgezeichneten Lehrgaben, der ſich durch mündlichen Unterricht und durch Abfaſſung mehrerer Schulbücher, um die Deſſauiſche Schule und um ſo viele andere große Verdienſte erworben hatte, ſtarb im Jahre 1807 in Hamburg, wohin er von Freunden zum Beſuch eingeladen war, nachdem er kurz zuvor ſein Amt niedergelegt hatte. Sein Nachfolger, als Seminarinſpector, wurde de M., der zugleich noch in den oberen Klaſſen der Hauptſchule mehrere Lehrſtunden beibehielt oder hinzubekam. Hier war ihm ein neuer, größerer Wirkungskreis eröffnet, den er mit neuer, warmer Liebe umfaßte und mit unermüdetem Eifer auszufüllen ſtrebte. Seine Seminariſten waren ihm mit Liebe und Verehrung ergeben; ſeine ehemaligen Schüler, jetzt unter ihnen viel wackere, vortreffliche Männer, nennen ihn noch mit dankbarer Achtung und die Kleinen ſelbſt, deren Unterricht durch die Seminariſten er aufſehend leitete, hingen mit ehrerbietiger Liebe an ſeinem freundlichen Ernſt. Sein ſchriftſtelleriſcher Fleiß nahm zu und verbreitete ſich über mehrere Zweige der Literatur; er war Mitarbeiter an verſchiedenen kritiſchen und anderen wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften; er ſchrieb Lehrbücher der Deutſchen und Lateiniſchen Sprache, auch der Geographie; er arbeitete ſeine Lehrgänge für Prima in Literaturgeſchichte, Aeſthetik, Poetik, alter und neuer Welt- und Kirchengeſchichte ſorgfältig aus. Gleichwohl fand er noch Zeit genug, auch durch häuslichen Unterricht Manchen, beſonders unter ſeinen Verwandten, nützlich zu werden. — Gewiß hat ein Schulmann ſorgfältig über ſich zu wachen, wenn er durch ſein beſtändiges Lehren, durch das in den Klaſſen oft nothwendige Abſprechen und Entſcheiden, ſich nicht zu einem Ton verwöhnen will, der für den geſellſchaftlichen Umgang weniger paßt; oder wenn er durch das ſehr hohe Anſehen, das er bei ſeinen Schülern genießt, nicht an Beſcheidenheit, oder durch ſeinen allzuhäufigen Umgang mit Büchern, nicht an Gewandtheit und Brauchbarkeit für das Leben verlieren und nichts von dem Schulſtaube an ſich behalten ſoll, in welchem der Pedant ſich gefällt. Wenn de M. von einiger Verwöhnung in Hinſicht des erſten vielleicht nicht ganz frei zu ſprechen war: ſo blieb er doch von den anderen der genannten Fehler ſehr weit entfernt, weil er im Beſitz einer ſehr vielſeitigen Bildung und durch immer lebhaft unterhaltene Theilnahme an der Geſellſchaft und ihren mannichfaltigen Verhältniſſen ſich eine ſehr geſchickte Anſtelligkeit für das Leben außer der Schule und einen zarten und tiefen Sinn für alles Edle und Schöne des Lebens zu bewahren wußte. Kaum erhob ſich in Stadt und Land irgend ein Unternehmen für geſellige Bildung und Unterhaltung, irgend eine Anſtalt zur Beförderung des Wahren und Guten, woran er nicht den wärmſten Antheil genommen hätte.

Indeß genügte das ſeinem Herzen nicht; es bedurfte der Liebe. Was er früher geſucht, aber nicht wahr gefunden oder durch den Tod verloren hatte, das fand er jetzt in Einer ſeiner Schülerinnen und Verwandten, des Kammerdirectors von Raumer, eines im Deſſauiſchen und im weiteren Umkreiſe hochverehrten und hochverdienten Mannes, älteſten Tochter, Louiſe, einer Schweſter des berühmten Geſchichtſchreibers der Hohenſtaufen, Friedrich v. R., und des Bergraths Carl v. R., vormals Profeſſors der Mineralogie in Breslau, dann in Halle, gegenwärtig in Erlangen: zweier Männer, die vorher ſchon nahe Freunde von de M., nun durch Verſchwägerung mit ihm noch näher verbunden wurden. Die Vermählung, am 2. Juni 1814 froh gefeiert, gründete ein Glück ſeines Lebens, das er bis an ſein Ende dankbar pries. Wer de M. nur aus ſeinem öffentlichen Leben und Wirken gekannt hat, kennt doch die Wärme und Innigkeit ſeines Gefühls, die heilige Frömmigkeit und die ewige Treue ſeiner Seele nicht ganz, die ſich in der Geſchichte ſeiner Liebe, von dem Anfang ſeiner Werbung an, durch die eilf Jahre ſeiner Ehe, bis an ſeinen Tod offenbarte. Ja, er kennt auch den Dichter de M. weniger. Die warmen Ergüſſe ſeines liebenden Herzens hat er in Liedern an die Geliebte mit einer Wahrheit und Innigkeit hingeſtrömt, der man es wohl anfühlt, daß ſie nur aus der tiefſten Seele quellen konnte. Und ſolche Flammen der Liebe in Liedern und Briefen an die Braut und an die Gattin, leuchten aus den letzten Jahren noch eben ſo hell und warm, als aus den erſten; ſie leuchteten in geſprochenen Worten noch durch das Dunkel der Todesnacht.

Jene größeren Kreiſe des geſelligen Lebens, für welche de M. früher gelebt hatte, waren ſchon ſeit geraumer Zeit kleiner geworden; ſeit ſeiner Verheirathung beſchränkte ſich ſein Umgang faſt nur auf die Verwandtſchaft, die er gern um ſich ſah, die indeß von ſeiner und der Gattin Seite zahlreich genug war. Das häusliche Leben war ſein Liebſtes; bei Frau und Kindern, deren ihm Gott drei gute und liebe gab, ruhete er aus von den Geſchäften und ſtärkte ſich zu neuen; da erholte er ſich von ſo manchem Verdruß, an welchem es in ſo mannichfaltigen Amtsverhältniſſen nicht ganz fehlen konnte. Dieſe Verhältniſſe wurden verwickelter, als ein, hauptſächlich von ihm entworfener, neuer Schulplan zur Ausführung kam, wodurch die Bürgerſchule von der gelehrten ganz getrennt und ein Weg zu beiden durch eine Elementar- oder Vorſchule gebahnt, darum auch mehr Lehrer angeſtellt und das Ganze in mancher Hinſicht umgebildet werden ſollte. Da ward er, mit Beibehaltung ſeines Seminars, zum Director der Bürgerſchule ernannt. Und wie er dieſes, ſein Schooßkind, geliebt und gepflegt, wie thätig er für daſſelbe gewirkt und wie er ſchon hierdurch allein ſich bedeutende Verdienſte um die Stadt, und durch Bildung der Schullehrer um das ganze Land erworben: wird von den Deſſauern gern anerkannt.

In dem Deſſauiſchen, einem mit nützlichen Stiftungen und Anſtalten geſegneten Ländchen, blühet auch ſeit 1787 eine Paſtoralgeſellſchaft, geſtiftet von dem kräftigen Schweizer Häfeli, damals in Wörlitz Hofkaplan der Fürſtin Louiſe. Dieſer, unter landesherrlicher Genehmigung und durch landesherrliche Koſten beſtehende Verein aller Prediger des Landes und aller einheimiſchen theologiſchen Candidaten, hat zum Zweck, die Mitglieder in gegenſeitiger Liebe und gemeinſam ſich belebendem Fleiße, näher mit einander zu verbinden, und ſie in theologiſcher Erkenntniß und weiſethätiger Amtsführung, zum Segen ihrer Gemeinden und zur Förderung des Reichs Jeſu Chriſti, unabläſſig weiter zu bilden. Die Mittel zu dieſem ſchönen Zwecke ſind: allgemein umlaufende theologiſche Bücher, eigene Ausarbeitungen, deren mündliche und ſchriftliche Beurtheilungen und vornämlich perſönliche Berathungen und Beſprechungen über wiſſenſchaftliche und in die Amtsführung einſchlagende Gegenſtände. Zu dem Ende iſt die Geſellſchaft, nach der Lage der Pfarreien, in acht Kreiſe getheilt, deren jeder, unter der Leitung eines Kreisgeſchäftsbeſorgers, ſich monatlich verſammelt und in jeder Verſammlung ſich mit dem Vorleſen eines eigenen Aufſatzes von dem Mitgliede, das die Reihe trifft, mit Unterredung darüber und mit Beantwortung aufgegebener Fragen u. ſ. w. beſchäftigt, worüber der Kreisgeſchäftsbeſorger ein, von allen Mitgliedern des Kreiſes zu unterſchreibendes, Protocoll aufnimmt, das mit den ſchriftlichen Aufſätzen auch den übrigen Kreiſen mitgetheilt wird, um von allen Mitgliedern geleſen und mit Anmerkungen begleitet zu werden. Die theologiſchen Bücher werden nach Stimmenmehrheit gewählt, von dem beſtändigen Bibliothekar der Geſellſchaft, der in der Stadt Deſſau ſeinen Wohnſitz haben muß, angekauft und in wechſelndem Umlauf von Allen geleſen. Ein Vorſteher, der auf zwei Jahre gewählt wird, leitet das Ganze. Bei der alljährlichen allgemeinen Verſammlung aller Mitglieder in Deſſau führt er das Wort, giebt Rechenſchaft über die jährlichen Arbeiten, Schickſale und Ausgaben der Geſellſchaft, theilt ihr die ihm zugekommenen Anfragen über ihre allgemeine Angelegenheiten zur gemeinſchaftlichen Berathung und Abſtimmung mit, läßt alle Verhandlungen protokolliren und verſendet eine reine Abſchrift dieſer Verhandlungen in jeden

Digitized by Google

Kreis. Nach Vollendung der Geſchäfte am Tage der allgemeinen Verſammlung wird die Geſellſchaft mit einem feſtlichen Mahle auf dem Herzoglichen Schloſſe bewirthet. Die Koſten für die Anſchaffung der Bücher, für ihre Verſendung in die Kreiſe und für die Reiſe der Entfernten nach Deſſau zur jährlichen allgemeinen Verſammlung, werden alle von der feſtgeſetzten Summe beſtritten, welche die Herzogliche Kammerkaſſe dazu jährlich auszahlt. Dem ſo huldreich für die Bildung ſeiner Prediger ſorgenden Landesvater, wird von dem allgemeinen Geſchäftsbeſorger jährlich über die Beſchäftigungen der Geſellſchaft Bericht erſtattet.

Dieſem Predigerverein, woran Theil zu nehmen allen Predigern und theologiſchen Candidaten des Landes zur Pflicht gemacht, allen Oberlehrern aber an den beiden Hauptſchulen oder Gymnaſien in Deſſau und Zerbſt freigelaſſen iſt, gehörte auch de M. ſeit ſeiner Rückkehr von der Univerſität an; gehörte ihm mit Liebe und Eifer an. Nie hat er, wenn ihn die Reihe traf, vorzuleſen verſäumt; und wie ſchätzbar waren ſo viele ſowohl ſeiner vorgeleſenen Aufſätze, als der Anmerkungen, die er vielleicht unter allen Mitgliedern der Geſellſchaft am fleißigſten, zu den umlaufenden Arbeiten Anderer ſchrieb! Wie vielfach hat er der Geſellſchaft, früher als Kreisgeſchäftsbeſorger und noch zuletzt als Bibliothekar, zu dienen geſucht! Immer lag ihm die fortſchreitende Verbeſſerung der Geſellſchaft und des Predigerſtandes überhaupt am Herzen und noch zuletzt theilte er ſehr zweckmaßige, ganz auf Ausführung berechnete Ideen zur Gründung eines Predigerſeminariums in Deſſau mit. Wer klagt nicht, daß viele ſchöne Gedanken und gemeinnützige Entwürfe, die ſich in ſeinem reichen, unermüdet fortſtrebenden Geiſte entwickelten, mit ihm entſchlummert ſind!

Bei dem lebhaften Antheil, den er an dem Beſten dieſer Paſtoralgeſellſchaft, ſo wie an allem Gutem nahm, iſt nicht zu leugnen, daß er manchmal in mündlichen und ſchriftlichen Unterredungen und Streitigkeiten einen leicht heftig werdenden, entſcheidenden Ton annahm. Der Grund war gut, aus welchem ſolcher Eifer entſprang; es war warme Liebe für alles, was ihm wahr und recht ſchien; es war lebhafter Haß gegen das Unrecht. Bitterkeit lag eigentlich in ſeiner reinen, liebenden Seele eben ſo wenig, als lange nachtragender Groll. Auch nach ſtürmiſchem Aufbrauſen eines mündlichen Streits, war durch das Oel der Liebe ſehr bald nicht nur die Oberfläche geglättet, ſondern die ganze Tiefe ſeines Weſens wieder ruhig, mild, verſöhnt. Und es möchte wohl nur äußerſt wenige Menſchen gegeben haben, in deren Beurtheilung und Behandlung ſich bei ihm fortwährend einiges Bittere eingemiſcht hätte. Durch ſeine Kenntniſſe, ſeinen Fleiß und ſeinen rechtlichen, feſten Sinn, hatte er ſich die Achtung ſeiner Obern und Aller, die ihn kannten, erworben; wenn ihm aber eben dieſer feſte Sinn, der, wo er Recht zu haben glaubte, Keinem gern nachgab, nicht immer Aller Zuneigung erwerben konnte: ſo liegt das in der Natur der Sache. Auch mag er wohl (wer könnte es leugnen wollen?) gegen Manchen wirklich gefehlt haben. Was er fehlte, hat bei Menſchen ſein Tod verſöhnt, bei Gott ſein Glaube und ſeine Liebe.

In dieſen Beiden lagen die Grundzüge ſeines Charakters. Der Glaube an Gott und den Welterlöſer lebte tief in ſeiner Seele und war ſchon frühe durch Lehre und Leben des Vaters, durch den geliebten Klopſtock, ſpäterhin durch ſein eigenes treues Forſchen in der heil. Schrift, immer mehr geſtärkt worden. Selbſt während ſeiner akademiſchen Laufbahn hatte er ſich nicht durch den Unglauben der damaligen Zeit in ſeinen heiligſten Ueberzeugungen irre machen laſſen, vielweniger in den folgenden Jahren; ſondern er hielt an ihnen mit der ganzen Treue ſeines Gemüths, ſo wie hinwiederum dieſe Treue und Redlichkeit durch ſeinen Glauben herrlich unterſtützt ward. Eben darin fand auch ſeine Vaterlandsliebe und ſein Eifer gegen Unterdrückung der Menſchheit den mächtigſten Halt. Ueber die politiſchen Angelegenheiten und die großen Welthändel, die er theils gründlich kennen zu lernen bemüht war, theils nach ſolchen Grundſätzen beurtheilen zu müſſen meinte, die mit den weſentlichſten Ueberzeugungen ſeiner Seele innig und tief zuſammen hingen, fiel es einem Gegner ſchwer, ihn zu bekehren.

Auch ſeine Thätigkeit, ein anderer weſentlicher Charakterzug, entſprang oder ſtärkte ſich aus jenem reinen Quell. Mit Kräften des Geiſtes und Körpers wohl ausgerüſtet, mit klarem Verſtande, treuem Gedächtniſſe und tiefem Gefühl begabt, von reger Ehrliebe geſpornt, überall aber von innigſtem Pflichtgefühl durchdrungen, hatte er die Arbeit lieb und war von Kindheit an dazu gewöhnt. Sie ward ihm leicht; ſie war ihm Freude und Bedürfniß. Wie wir oben aus einem Beiſpiel ſeiner früheren Jahre überſchauten, wieviel und wie vielerlei er zugleich leiſtete: ſo mag uns auch ſeine letzte Zeit einen Beleg ſeiner umfaſſenden Thätigkeit geben. Die beiden Aemter eines Directors der neuen Bürgerſchule und eines Seminarinſpectors, womit auch die ſoviel Genauigkeit und Zeitaufwand erfordernde Führung, wenigſtens ſechs verſchiedener Kaſſen verbunden war, nahmen allein ſchon die Thätigkeit eines gewöhnlichen Arbeiters in Anſpruch. Als Bibliothekar der Schul-, in den letzten Jahren auch der Paſtoral-Bibliothek, die neu aufgeſtellt und geordnet werden mußte, hatte er viel Geſchäfte. Daß er ein fleißiges Mitglied des Predigervereins war, iſt ſchon erinnert worden. Er las die darin umlaufenden Schriften und Bücher; er las das Wichtigere alles, was im Fache der Schulwiſſenſchaften herauskam; er las viele Zeitſchriften, deren er mehrere für beſondere Leſezirkel ſelbſt beſorgte; auch beſaß er eine gewählte Bücherſammlung, die er immer vermehrte und ſorgfältig benutzte. In den letzten Jahren leitete er die Geſchäfte einer Commiſſion zur Herausgabe eines neuen Geſangbuchs für die Deſſauiſchen Kirchen, das er zu einer muſterhaften Sammlung zu erheben ſuchte. Zu dem Ende ſchaffte er die Originalwerke Deutſcher geiſtlicher Dichter aus den drei Jahrhunderten der evangeliſchen Kirche an, beſorgte ihre Vertheilung unter die Mitglieder der Commiſſion und führte bei den Zuſammenkünften das Protokoll. Wie hat er nur allein für dieſes Geſchäft eine ſo große Menge Tabellen, Auszüge, Verzeichniſſe von ſeiner Handſchrift hinterlaſſen und den übrigen Mitgliedern bis auf den heutigen Tag ſeinen Verluſt unerſetzlich gemacht! Er war an mehreren Literaturzeitungen Mitarbeiter und lieferte auch zu der großen, von Erſch und Gruber herausgegebenen allgem. Encyklopädie der Wiſſenſchaften mehrere Beiträge in den Fächern der Literargeſchichte und Geographie. Der beſonders ausführliche Artikel: Anhalt (Geſchichte, Geographie und Statiſtik des Herzogthums), iſt von ihm. Er ſchrieb Lehrbücher für die Schule. Er dichtete viel. Ganz in der letzten Zeit hat er zwei große Oratorien gedichtet, die der berühmte Friedr. Schneider, Kapellmeiſter zu Deſſau, in Muſik geſetzt hat, nämlich: das verlorne Paradies (nach Milton), bereits in Magdeburg und in Deſſau mit großem Beifalle aufgeführt und das andere noch nicht bekannt gemachte: die Geburt und Kindheit Jeſu, welchem, nach einem mit Schneider verabredeten Plan, noch drei Oratorien über Leben, Tod und Erhöhung Jeſu folgen ſollten. Als Mitglied der Singakademie in Deſſau, ſo wie auch der daſigen Liedertafel, übte er noch immer gern Muſik, Geſang und Dichtkunſt aus. Und nun darf man bei dem Allen nicht vergeſſen, daß er den Seinigen ganz war und blieb, was ein Gatte und Vater ſeyn ſoll und daß er neben der Sorge für ſeine Kinder, auch noch in den letzten Jahren die Erziehung und Studienleitung zweier, ihm und ſeiner trefflichen Gattin anvertrauter Jünglinge aus Schleſien, übernommen hatte und mit Gewiſſenhaftigkeit beſorgte. Eine ſo ausgebreitete Wirkſamkeit war allein durch die ſtrengſte Ordnung in Eintheilung der Zeit und des Raums möglich. Letzteres verſtehe ich beſonders von der Ordnung ſeiner Bücher und Papiere, zu welchen letzteren er ſehr geräumige Fächerſchränke mit Ueberſchriften der ſehr zahlreichen Fächer beſaß, deren nicht leicht Eines leer blieb. Eine unglaubliche Anzahl von Handſchriften aus allen Fächern, worin er arbeitete, fanden ſich nach ſeinem Tode in Pult und Schränken! Und wie fleißig hat er Briefe gewechſelt!

Mitten in dieſen Arbeiten überraſchte ihn die letzte Krankheit, die ihn vielleicht nicht getroffen hätte, wenn er die Badreiſen, die er ſeiner Leberbeſchwerden wegen, ſonſt nach Pyrmont, ſpäter nach Alexisbad gemacht hatte, jährlich hätte wiederholen können. Da er jedesmal geſtärkt aus den Bädern zurückgekehrt war, ſo konnte man nur bedauern, daß ſie ſeit mehreren Jahren unterblieben; beſonders wenn man oft ſehr deutlich und mit

Digitized by Google

ängſtlicher Beſorgniß eine Krankheit der Leber ſeiner Geſichtsfarbe anſah. Er ſelbſt war für ſeine Geſundheit nie ängſtlich beſorgt. Jetzt dachten er und die ſeinigen vielleicht am wenigſten an Gefahr. Am 2. Februar 1825 hatte er noch der Verſammlung des Deſſauer Paſtoralkreiſes mit lebhafter Theilnahme beigewohnt und noch am folgenden Tage ſein Amt verwaltet. Nach dem Abendeſſen lieſet er, wie er im Winter pflegte, ſeiner Frau und Schwägerin vor: da wandelt ihn auf einmal ein Fröſteln an, das ihn zu Bette treibt und ſchon in derſelben Nacht in ein ſo heftiges Entzündungsfieber ausſchlägt, daß man ſogleich die allergrößte Gefahr erkennt. Aller ſchleunig herbeigeſchafften Hülfe ungeachtet und ungeachtet aller Sorgfalt ſeines trefflichen Arztes, der, ſein vieljähriger vertrauter Freund, ihn ſchon ſo oft in Krankheiten glücklich behandelt hatte und ſein jetziges Uebel auf den erſten Blick erkannte, nahm das Fieber der entzündeten Lunge und Leber zu und die Kräfte nahmen ab. In Krankheiten von dieſer gefährlichen Art mußte man ihn ſehen, wenn man ſich von ſeiner Geduld und Milde, von dem Frieden ſeiner Seele und der Wahrheit ſeines Glaubens überzeugen wollte. Gattin und Arzt hatten von Anfang an Alles gefürchtet; er ſelbſt hat im Verlauf der Krankheit auch geäußert, daß er dießmal wohl ſchwerlich davon kommen werde. Schmerzen empfand er wenig oder gar nicht; nur über große Bruſtbeklemmung klagte er bisweilen, aber ſeine Seele blieb ruhig. Er durfte wenig ſprechen. Was er ſprach, zeugte von ſeinem Glauben und ſeiner Liebe. Wenn mir doch Gott, ſagte er einmal zu ſeiner Frau, nur noch einen einzigen Tag in vollkommener Geſundheit ſchenken wollte, daß ich dir ganz ſagen könnte, wie ſehr ich dich liebe und

Digitized by Google

wie ich dir für deine Liebe dankbar bin! — Auch ſeine Phantaſien trugen dieſe Farbe. Er ſah im letzten Traum, der ihm den lebhafteſten Eindruck hinterließ, ſich von einem unendlich hellen überirdiſchen Licht umleuchtet. In dieſem wunderbaren Glanz umringte ihn eine immer größer und größer werdende, ihm freundlich zudringende Schaar von Kindern. Da, von unbeſchreiblich ſeligem Gefühl durchdrungen, rief er aus: Siehe, Herr! hier bin ich und die Kinder, die du mir gegeben haſt! Mit verklärten Mienen erzählte er am Morgen dieſes Geſicht, fiel nach einem kurzen Aufflammen anſcheinender Beſſerung in Bewußtloſigkeit, und nach wenigen Stunden eines tieferen Schlafs ſtanden die immer leiſeren, immer unmerklicheren Pulſe ſtill. Er war ſanft, ohne alle Zuckungen entſchlummert am Mittag des 12. Februar 1825, einige Monate über 51 Jahr alt. Sein Tod ward von den Seinigen tief empfunden und erregte in ſeiner Vaterſtadt die allgemeinſte und lebhafteſte Theilnahme, die ſich auch bei ſeinem feierlichen Leichenbegängniſſe ausſprach. Am Morgen nach der Beerdigung feierte die in ihrem Saale verſammelte Schule mit Geſang und mit Reden, welche der Herr Schulrath Vieth und der Herr Director Stadelmann hielten, das Andenken des Verſtorbenen ſinnig und ſchön.

D. J. F. de M.

De Marées im Druck erſchienene Schriften.

Sittenſpiegel für die Jugend (2ter Theil des vom Inſpector Funke herausgegebenen Elementarwerks, unter Funke's Namen). Berlin, 1800. 8. Neue Aufl. ebend. 1805. 8. — Tabellariſches Handbuch der neueren Geographie, Statiſtik und Geſchichte, für Schulen. Herausgegeben von C. P. Funke. Mit einer damit übereinſtimmenden Sammlung Charten, welche nach den neueſten aſtronomiſchen Beobachtungen, den Friedensſchlüſſen gemäß, entworfen ſind. 1ſtes Heft, enthaltend 6 Charten und 10 Bogen Tabellen, Berlin, 1802. fol. — Anleitung zur Lecture (2te Abtheilung des 1. Bds. der von Funke herausgegebenen Bildungsbibliothek). Hamburg, 1806. gr. 8. — Gedichte in verſchiedenen Zeitſchriften. — Teutſche Sprachlehre für Bürger- und Töchterſchulen. Leipzig, 1814. 8. — Ueber Kotzebue's Ermordung und deren Veranlaſſung. Mit einigen Bemerkungen über Teutſchlands Univerſitäts- und Gemeinweſen. Deſſau, 1819. 8. — Beiträge zur Erſch-Gruberiſchen Encyclopädie.

XVII. Karl Friedrich Auguſt Meisner,

Profeſſor der Naturgeſchichte in Bern.

geb. den 6. Januar 1765.
geſt. den 12. Februar 1825 *).

> Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi.
> *Virgil.*

Er war geboren zu Ilfeld (bei Nordhauſen) im Königr. Hannover und bezog nach vorausgegangener Gymnaſialbildung in ſeinem Geburtsorte, die Hochſchule Göttingen, um daſelbſt Philoſophie, alte Sprachen und ſonſtige dem Pädagogen nothwendige Wiſſenſchaften zu ſtudieren; vor allen übrigen zog ihn aber Blumenbachs ſo lehrreicher, als angenehmer Vortrag der Naturgeſchichte an. — Nachdem er ſeine Studien vollendet, kam er mit einigen Empfehlungen nach Bremen und widmete ſich hier der Erziehung mehrerer Knaben, für welche er in der Folge ein eigenes Inſtitut zu errichten beabſichtigte und zu welchem auch Ref. gehört zu haben, ſich, wenn gleich dunkel, erinnert. Seine Muſeſtunden in Bremen widmete er ſeinen Uebungen im Spiel auf dem Cello und der Uebernahme einiger Rollen auf dem, damals vom allgemein bekannten Verfaſſer des Werkes „Ueber den Umgang mit Menſchen", dem Freiherrn Adolph von Knigge errichteten Liebhabertheater, wo Ref. ihn als Meiſter Haſſel in Kotzebu's „Indianer in England" geſehen zu haben ſich erinnert. — Die damalige bigotte ſteife reichsſtädtiſche Stimmung konnte es aber einem Candidato theologiae nimmer verzeihen, ſich ſo weggeworfen zu haben, öffentlich als Comödiant (wenn auch zum Vortheil der Armen und vor einem ausgewählten Cirkel) zu agiren; und dies veranlaßte ihn, den Ruf als Erzieher in einer angeſehenen Familie zu Bern anzunehmen und dahin im Jahre 1796 abzureiſen. — Zu Baſel verließ er den Poſtwagen, um den Reſt ſeiner Reiſe zu Fuß zurückzulegen, um ja keinen Gegenſtand, keine ſchöne Anſicht, die der Weg etwa darbieten möchte, zu verlieren. Als er die Anhöhe des Neuenweges vor Bern erreichte, wo ſich mit einmal die Ausſicht auf die ganze Stadt dem überraſchten Wanderer eröffnet, verweilte er lange nachdenkend auf der dort angebrachten Ruhebank in Erwartung der Schickſale, die an dieſem fremden Orte, den ihm die Vorſehung zum Aufenthalt angewieſen, ſeiner warten möchten. Wer ſich je in einer ähnlichen Lage befand, wer, fern von der Heimath, nach langer einſamer Wanderung, endlich ſein Ziel vor ſich ſah, nicht wiſſend, was ihm die Vorſehung für Tage hier bereiten würde, der kann es begreifen, daß der erſte Eindruck, den Bern auf unſern Freund machte, ein ſehr ernſter war.

---

*) Zum Theil aus den Alpenroſen 1826. Eine umſtändlichere Biographie findet man in den Annalen der allgem. ſchweiz. naturforſch. Geſellſchaft, Band II., Heft 2. Bern, 1825, welche vom Herrn Doctor Brunner in Bern abgefaßt iſt.

„Sein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in dieſem Augenblick
An ſeinem inneren Geſicht vorüber,
Und an des nächſten Morgens Schickſal knüpfte
Der ahnungsvolle Geiſt die fernſte Zukunft.“

Doch, wie weit liegen oft Ahnung und Wirklichkeit auseinander? Ihm ahnete damals wohl nicht, daß er ſein Deutſches Vaterland nie wiederſehen, daß er hier, in Bern, bleiben, hier der Ehe glückliche Bande knüpfen, hier eine zweite Heimath finden und — daß man ihn — kaum hundert Schritte von der Stelle, wo er jetzt ſtand, — dereinſt begraben würde.

Die erſte Zeit ſeines Aufenthalts in Bern war nicht die angenehmſte. Seine Tagebücher aus jener Periode ſprechen viel davon, wie ungewohnt es ihm vorkam, in dem Lande der Freiheit die Schranken der Standesverſchiedenheit, die kalten Bande der Convenienz und der Ceremonie ſtrenger zu finden, als er es in der Reſidenz geſehen hatte. In den wenigen Geſellſchaften, die ihm anfangs offen ſtanden, fühlte er ſich daher unwohnlich und fremd. Die Menſchen ſchienen ihm ungeſellig und nur die Natur, die ihn umgab, zog ihn an. So wie er aber bekannter, einheimiſcher wurde, fand er bald bei den achtungswürdigſten Menſchen verſchiedener Stände die freundſchaftlichſte Aufnahme und der Himmel führte ihm Freunde zu, die ihm manchen unſchätzbaren Dienſt leiſteten und denen er bis an ſein Ende treu und dankbar blieb.

Schon von früher Jugend an hegte ſein Gemüth wahre Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur. Sein Geburtsort, in dem mildeſten, romantiſchſten Thale des Harzes gelegen, weckte früher dieſen Sinn und war ganz dazu geeignet, ihm reichliche Nahrung und einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung ſowohl des Herzens als des Geiſtes zu geben. Die waldigen Berge, die Ilfeld umgeben, mit ihren ſchroffen Porphirfelſen, waren Meisners liebſte Spatziergänge; er kannte jede Schlucht, jede Höhe, jeden Pfad; er hieng mit ganzer Seele daran und betrachtete ſie als ſeinen Garten. Mit Rührung habe ich ſelbſt mehrere Anlagen beſucht, die er als Knabe mit eignen Händen ausgeführt, um irgend eine Klippe zugänglich und die ſchöne Ausſicht von ihrem Gipfel genießbar zu machen.

Jetzt ſah er ſich mitten in der herrlichen Schweizer-Natur und zwar — wer wird es leugnen? — in einer der reichſten, erhabenſten, entzückendſten Gegend der Schweiz, in Bern. Von ſeinen Fenſtern aus konnte er die majeſtätiſche Alpenkette, die weißen Fernen der Gletſcher, die zackigen Gipfel der Voralpen, die waldigen Rücken und grünen Abhänge der Hügel, den blauen Strom der Aar, die üppigen Wieſen und die zahlloſen Landhäuſer im Vorgrunde, in all' der wechſelnden Beleuchtung des Tages ſehen und nimmer ward er müde, dieſes unerſchöpfliche, ewig junge Bild zu betrachten, das mit jedem Morgen ihm neue Reize enthüllte. — Wie ſehr mußte ein ſolches Schauſpiel die Seele ergreifen! — Eine heiße Sehnſucht, dieſes ſchöne Land zu ſehen, hatte Meisnern vorzugsweiſe bewogen, jene Stelle in Bern anzunehmen, denn lange ſchon trug er jenen lebendigen Trieb in ſich, deſſen Befriedigung er ſich als ſein höchſtes Glück auf Erden träumte. Jetzt war er darin und jetzt benutzte er auch jede Muſe zu Spatziergängen in der näheren Umgebung, oder zu längeren Wanderungen nach allen Richtungen hin. Doch erhielt er für die Alpen eine beſondere Vorliebe. Nichts erfüllte ihn mit ſolcher Bewunderung, nichts konnte ſeinen Geiſt ſo erheben, wie dieſe Rieſenwand der Natur. Und wenn er einen hohen Berggipfel erſtiegen hatte, und die ätheriſche Luft athmete, und „die Städte der Menſchen tief unter ſeinen Füßen nicht mehr erkannte,“ dann hörte man ihn wohl mit Begeiſterung ausrufen:

„Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkömmt mit ſeiner Qual.“

Wer jemals eine ſolche Wanderung mit Meisner gemacht hat, wird ſich überzeugt haben, wie beglückend die Natur auf ihn einwirkte, wie ſein innerſtes Herz ſich aufſchloß beim Anblick der erhabenen Naturſcenen, wie ihn reine Heiterkeit und frohe Laune beſeelten. Alles Widerwärtige, Drückende und Beengende des Lebens fiel dann von ihm ab; er ward ein neuer Menſch. Keine Unbequemlichkeit, keine Mühſeligkeit, die den Wandrer in den Bergen doch gewöhnlich heimſuchen, vermochte auch nur auf einen Augenblick ſeinen Frohſinn zu trüben. Wie ſteil und ermüdend auch immer der Pfad ſeyn mochte, ſo wurde dadurch der Genuß doch nie geſchmälert, den Meisner an der Ausſicht empfand. Sturm, Regen und Gewitter ſchienen oft ſeinen Muth und ſeine Laune auf die Probe ſtellen zu wollen; umſonſt, ihr Grimm brach ſich kraftlos an dem Panzer ſeiner Unerſchrockenheit; und wenn oft der Platzregen keinen trockenen Faden an ihm gelaſſen hatte, ſo pflegte er ſtatt aller Klagen ſcherzend zu ſagen: „es ſey lange noch nicht ſo ſchlimm, als wenn es noch einmal ſo arg wäre!" — Das ärmlichſte, einfachſte Mahl, womit er in einer elenden Hütte vorlieb nehmen mußte, ſchmeckte ihm ſo gut, wie die leckerſte Tafel; ſeine heitere Genügſamkeit, ſeine frohe Laune, ſeine witzigen Einfälle würzten es ſelbſt bloßen Theilnehmern, die ſchon anfingen die Naſe zu rümpfen. Auch ſchlief er auf dem härteſten Lager, auf platter Erde oder auf einem Heuboden nicht minder ruhig, als im weichſten Pflaum und beim Erwachen hörte man ihn nie über Rücken- und Gliederſchmerzen ſich beklagen. Vielmehr konnte er über ſeine Gefährten, wenn ſie ob ſolcherlei Strapazen jammerten oder murrten, recht ärgerlich werden und durch witzige Satyre über ihre weichliche Verzogenheit ſich und andere luſtig machen. Indeſſen verſchmähte er das Gute, Angenehme, Bequeme keineswegs, ſondern pflegte, ſo oft er zum Beiſpiel nach Lauterbrunnen kam, ſich gar angelegentlich nach den trefflichen Alpforellen und den köſtlichen Erdbeeren zu erkundigen, wo er ſich dann fürſtlich labte. — Mit wenigem zufrieden, fand er überall Genuß und ſo gediehen ihm manche Freuden, die andere unbeachtet und ungenoſſen am Wege ſtehen ließen.

Immer weiter und weiter dehnte ſich ſein Intereſſe aus. Die Natur ſelbſt, mit all' ihren unendlich mannigfaltigen Geſchöpfen, öffnete ſeinem forſchenden Geiſte ein immer reiches Feld der unerſchöpflichſten Erndte. Keinem ihrer Producte verſagte er ſeine Aufmerkſamkeit; doch vor allen zogen ihn die höhern Organiſationen, der belebten Schöpfung, die Thiere, an. Auf jeder Wanderung die er unternahm, war er eifrig darauf bedacht, ſowohl ſeine Kenntniß der Lebensart der Thiere, als ſeine Sammlung zu bereichern, und viele unſerer Leſer wiſſen bereits, wie ſehr der Erfolg ſein Bemühen krönte, wie viel er zur genauern Kenntniß vieler unſrer einheimiſchen Thiere, namentlich des Steinbocks, des Alpenhaſen, des Lämmergeiers ꝛc. beigetragen *) und wie vorzüglich ſeine unermüdliche Thätigkeit ein Muſeum zu Stande bringen half, das unſerer Stadt zur wahren Zierde, zu einer ihrer vorzüglichen Sehenswürdigkeiten angerechnet wird.

In den Bergen, wo Meisner auch nur einmal hingekommen war, kannte man ihn überall, und weil er mit den Leuten freundlich und zutraulich war, an ihrer Wirthſchaft Intereſſe zeigte, ihre biedere Treuherzigkeit ſchätzte, ſo war er allemal gern bei ihnen geſehen und freundlich bewillkommt. Sie mußten ihm von naturgeſchichtlichen Dingen, von den Gemsjagden, von Murmelthieren, dem Stollenwurm u. dgl., oder von abentheuerlichen Sagen der Vorzeit erzählen, wofür er ihnen reichlich ſeinen guten Tabak ſpendete, den ſie über alles lobten und im Kreiſe um ihn her, am traulichen Feuerheerde, verſchmauchten. Auch hörte er ſie gern ihre volksthümlichen Lieder ſingen und ſtimmte wohl ſelbſt zuweilen laut mit ein. Wenn ihm darunter etwas unbekanntes, Eigenthümliches aufſtieß, ſo ſetzte er es gleich in Noten und ließ ſich die Verſe dazu dictiren. — Auf ſolche Art konnte er mit den wackern Sennen wohl bis tief in die Nacht

---

*) Er machte dieſe in zwangloſen Heften bekannt, unter dem Titel: Das Muſeum der Naturgeſchichte Helvetiens, Nr. 1—12. Bern bei J. J. Burgdorfer, 1807—1820, 4to. Jede Nummer enthält 1 — 2 Abbildungen. — Der Beifall, den dieſe verdienſtvolle Arbeit bei den Gelehrten fand, läßt erwarten, daß ihre Unterbrechung von dem wiſſenſchaftlichen Publikum ſehr bedauert werden wird.

ſich unterhalten, ſich dann mit ihnen auf den Heuboden legen und vor der Sonne wieder friſch und munter aufſtehen, um von einem nahen Felsgipfel das unbeſchreibliche Schauſpiel des Sonnenaufgangs zu genießen. Und wenn dann die Sonne höher ſtieg und ihren himmliſchen Odem über die erwachende Natur ausgoß und jedes Geſchöpf ſich ihrer belebenden Strahlen freute, dann durchſtreifte Meisner raſtlos die Fluren, ſeine Beute verfolgend und ſelbſt dann noch unverdroſſen, wenn ein ſeltener Schmetterling in tückiſchem Fluge ihn auf weite Abwege lockte, oder lange Strecken zurück, oder bergauf, bergab und wieder hinauf zu laufen, zwang. Erhaſchte er ihn endlich, ſo verkündete ein lauter Jubelruf ſeinen Triumph und alle ſaure Mühe war vergeſſen. Wenn aber alltägliche Inſecten ihn umſchwärmten, als wollten ſie gefangen ſeyn, ſo pflegte er ſie ſcherzend anzureden „hinweg eitle Thoren, ſpart eure Mühe! Ich weiß ſchon was ihr wollt; ihr buhlt um Unſterblichkeit! Ihr möchtet in meiner Sammlung glänzen; aber dazu ſeyd ihr die Leute nicht, euch grünen keine Lorbeeren!“

Doch nicht weniger als der Zweck des Sammelns leitete ihn auf ſeinen Wanderungen der Sinn für die erhabenen Scenen der Alpennatur; denn, ſo wie ihn oft Gegenden anzogen, die dem Auge weniger Schönheiten darboten, aber eine reiche Ausbeute für die Sammlung verſprachen; ſo lockten ihn hinwieder die maleriſchen Gegenden zum Genuſſe der Anſchauung. Mit dem Geſchmack eines Künſtlers, mit der Begeiſterung eines Dichters wallfahrtete er zu den herrlichen Standpunkten unſres Landes; aber wie tief ihn die Natur durchdrang, wie ſehr ſein Herz an ihr hieng, wie glücklich er ſich in ſolchem Genuſſe fühlte, können nur die bezeugen, die ihn auf ſolchen Wanderungen begleiteten. Doch werden auch die Leſer der Reiſebeſchreibungen, die er den Alpenroſen einverleibt, oder einzeln der Jugend widmete, gerne dieſes Zeugniß beglaubigen *).

Mit den bereits genannten Zwecken verband Meisner noch den, viel nach der Natur zu zeichnen, meiſt zwar nur Bergketten und Bergprofile; nicht, um davon ein maleriſches Bild zu behalten, dazu wären auch ſeine unausgeführten Skizzen zu wenig geweſen, ſondern in der Abſicht, dadurch, nach dem Beiſpiele des vortrefflichen G. **Studer** **), zu einer genaueren topographiſchen Kenntniß der Alpen zu gelangen und oft auch, um die geognoſtiſche Beſchaffenheit einer Gegend in ein deutliches Bild zu faſſen.

Durch ſeine Kenntniſſe im Fache der bildenden Künſte, denen Meisner in früheren Jahren nicht ohne Erfolg vielen Eifer und Fleiß gewidmet hatte, durch ſeinen richtigen, gebildeten Geſchmack und immer regen Sinn für das Schöne der Kunſt, war er in der Berniſchen Künſtlergeſellſchaft ein eifriges Mitglied, das immer bemüht war, obgleich indirekter Weiſe, zum Flor des Vereins das Seinige beizutragen; ſo wie auch wieder der Umgang mit unſern ausgezeichneten Künſtlern und Kunſtfreunden auf ſein Gemüth ſehr wohlthuend einwirkte und ihm manchen feſtlichen Tag und frohen Abend gewährte. — Jeden ſolchen Verein, welchen ein guter Zweck geſchloſſen hatte, betrachtete er als eine gemeinnützige Stiftung, die dem Vaterlande Frucht und Ehre bringe, da er die Schweiz, die ihn zwar nicht förmlich in die Zahl ihrer Bürger aufnahm, jetzt als ſeine zweite Heimath liebte, ſo trat er gern ſolchen Geſellſchaften, z. B. der helvetiſchen, der naturforſchenden und der Muſikgeſellſchaft bei und ſtrebte immer mehr für ſie und durch ſie zum Beſten des Landes mitzuwirken und deſſen Ruhm durch Wiſſenſchaft und Kunſt zu befördern *).

---

*) Die erſte ſolcher Reiſebeſchreibungen (des Berner Oberlandes) für die Jugend, gab Meisner 1801 bei E. Haller heraus. Herr J. J. Burgdorfer wird dieſelbe nächſtens neu auflegen. — Seit 1820 ließ Meisner zum Neujahrsgeſchenk für die Jugend, vier neue Bändchen, mit Kupfern und Vignetten erſcheinen, unter dem Titel: „Kleine Reiſen in der Schweiz, für die Jugend beſchrieben.“ Bern, 1820–1825, bei J. J. Burgdorfer.

**) Siehe deſſen kurze Biographie in den Alpenroſen von 1816.

Insbeſondere verdanken ihm Berns Muſikfreunde einen bedeutenden Dienſt. Von früher Jugend an beſeelte ihn eine ſo unwiderſtehliche Neigung für Muſik, daß er ſich unermüdlich beſtrebte, in dieſer Kunſt etwas zu leiſten, und in der That ſpielte er auch ſein Lieblingsinſtrument, das Violoncello, wenn auch nicht mit ungewöhnlicher Fertigkeit, doch mit ſo viel ächtem Geſchmack, mit ſo wahrem, anſprechendem Ausdruck, mit ſo ſchmelzender Zartheit, wie man es von Dilettanten wohl ſelten hören dürfte. Auf die Violine und das Fortepiano verwendete er weniger Fleiß, aber in der Theorie der Muſik beſaß

---

*) Außer den weiter oben genannten Arbeiten Meisners, können hier noch folgende eine Erwähnung finden:

Naturwiſſenſchaftlicher Anzeiger der allg. ſchweiz. Geſellſch. für die geſammten Naturwiſſenſchaften. Herausgegeben von Fr. Meisner. Bern bei C. A. Jenni, 1817—1823. Ein Band 4. und deſſen Fortſetzung: Naturwiſſenſchaftliche Annalen ꝛc. 1824 u. 1825. Bei C. A. Jenni. Zwei Bändchen 8., jedes aus zwei Stücken beſtehend, wovon das letzte nach Meisners Tode, vom Herrn Dr. Brunner zum Druck befördert wurde. Syſtematiſches Verzeichniß der Schweizervögel, welche im Muſeum der Stadt Bern aufgeſtellt ſind. (Gemeinſchaftl. mit Schinz). Bern, 1824. gr. 8. Einrichtung der Meisnerſchen Lehranſt. zu Bern. Bern, 1804. Lehrbuch der Erdbeſchreib. nach Gaspari. Ebdſ. 1806.

Außerdem hinterließ Meisner eine umfaſſende, reich ausgeſtattete, naturgeſchichtliche Beſchreibung der Schweiz im Manuſcript.

er die gründlichſten Kenntniſſe, wovon ſein reiner Geſchmack, ſein richtiges Urtheil und die wenigen, aber glücklichen Verſuche im Componiren, die wir von ihm haben, genug Beweiſe geben. Auch würde er es ohne ſolche und ohne ſeine unverdroſſene Thätigkeit ſchwerlich dahin gebracht haben, in Bern, wo er zwar Talente und Liebhaberei genug, aber den gründlichen muſikaliſchen Sinn auf einer untergeordneten Stufe antraf, einen beſſern Geiſt zu beleben und eine Vocal- und Inſtrumentalgeſellſchaft mit zu bilden oder zu reformiren, die bald die beſten Muſikwerke auf eine Weiſe aufführte, wie man ſie vor dem in Bern wohl kaum gehört hatte. So viel Hinderniſſe aller Art er auch lange Zeit hierbei zu bekämpfen hatte, ließ ſich doch ſein Muth und ſein Enthuſiasmus dadurch keineswegs lähmen und ſelbſt keine Aufopferungen oder Entbehrungen, die von ſeiner Seite erfordert wurden, ſchreckten ihn von ſeinem feurigen Streben ab.

Ein anderes großes Verdienſt muß man Meisnern einräumen, ein Verdienſt um die Bildung und Erziehung der Jugend beiderlei Geſchlechts. Sowohl an der öffentlichen Anſtalt der Akademie, wo er den Lehrſtuhl der Naturgeſchichte ſeit 1805 inne hatte, als auch beſonders bei ſeinen verſchiedenen Privatinſtituten, die er nach einander errichtete, bewieß er ſeine vielſeitigen Fähigkeiten in mehreren Fächern der Pädagogik ſowohl, als ſeine große Vorliebe für die Jugend und ſein ſeltenes Talent mit ihr umzugehen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und das Ziel gleichſam ſpielend auf dem leichteſten Wege zu erreichen. Was viele Anſtalten oft ſehr aus der Acht laſſen, die Bildung des kindlichen Herzens, war eigentlich ſein Hauptziel. Durch eine liebevolle Behandlung wußte er dergeſtalt auf die Kinder zu wirken, daß ſie ihm mit unbegrenztem Zutrauen den Weg zu ihrem Innern öffneten und ihn all ihre Tugenden und Fähigkeiten, ſo wie ihre Schwächen und Mängel, erkennen ließen. Daher konnte er jedes genau beurtheilen, konnte jedem nach ſeinem Vermögen die Arbeit zumeſſen, konnte aller Herzen auf der empfänglichſten Stelle treffen und dadurch um ſo energiſcher ſie rühren. — Aber wie innig hieng er auch an ſeinen Zöglingen! Wie freute er ſich ihrer Liebe, ihres Zutrauens, ihrer Fortſchritte! Seine Theilnahme war ſo herzlich, daß, wenn er Fehler an ihnen entdeckte und ſtrafen mußte, ihn dieß nicht minder ſchmerzte und bekümmerte, als wenn es ſein eigenes Kind betraf. Seine ſchönſten Stunden erwuchſen ihm aus der letzten Anſtalt dieſer Art, die er hielt. Seine Geburtstage pflegten die Schülerinnen durch ein einfaches, im Geheimen vorbereitetes Feſt zu feiern, wobei ſich ihre treue Anhänglichkeit und Dankbarkeit bald in einen Chorgeſang, bald in declamirten, von einem Freunde eigen dazu gedichteten Verſen, ausſprach. Nicht nur Meisner ſelbſt, dem dies alles galt, ſondern alle Anweſenden wurden dadurch im Innerſten gerührt und Meisner war dabei über allen Ausdruck glücklich. —

Wie wirſt du nun, geliebter Leſer, aus dem bisher erwähnten auf Geiſt und Herz, auf den moraliſchen Charakter unſers Freundes ſchließen? — Ich dächte das Reſultat gehe von ſelbſt hervor, doch ſey es mir erlaubt, den Verewigten, den ich auf das genaueſte kannte und in den verſchiedenſten Lagen und Verhältniſſen des Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, hier zum Schluße mit wenigen Zügen zu ſchildern, und ich hoffe, du wirſt mein Bild, das ich zwar nicht mit froſtiger Unpartheilichkeit, aber doch voll Wahrheitsliebe entworfen, mit deiner Meinung übereinſtimmend finden.

Seelenruhe, Herzensgüte, Edelſinn waren die Grundeigenſchaften ſeines Gemüths, die er von der Wiege bis zum Grabe im Innern trug, die ihn in keinem Sturme des Lebens verließen, die ihn bei allem ſeinem Thun und Laſſen leiteten. Redlichkeit, Uneigennützigkeit, Beſcheidenheit, Menſchenliebe und ein reines Bewußtſeyn gehen daraus hervor. Er kannte keinen Feind, weil er ſelbſt Niemanden feind war. Er ſetzte das allgemeine Beſte über ſeinen eigenen Vortheil und brachte jenem daher Opfer, die oft ſeine ſchwachen Kräfte überſtiegen. Er glaubte ſich zur Förderung der Wiſſenſchaft beſtimmt, nicht aber zur Erreichung irdiſcher Vortheile; darum wandte er auf die erſtere mehr, als die bedächtige Rückſicht auf die letztern erlauben mochte. Jedem diente er gern, ohne Gegendienſte zu fordern, eine Eigenſchaft, welche Undankbare nur zu oft zu ſeinem Nachtheile benutzt haben. Offen und treuherzig, wie er war, ließ ſich ſein Vertrauen bald gewinnen und ſo wie er gegen Jeden rechtlich handelte, ſo erwartete er auch Gleiches von ſeinem Nächſten; er kannte keinen Argwohn und war daher oft das Ziel ſeiner Betrüger, aber dennoch blieb ihm Haß und Rachſucht ein fremdes Gefühl. Er kannte zu ſehr ſeine eigenen Mängel und Schwächen, als daß er mit den Vorzügen, deren er ſich mit Recht bewußt ſeyn durfte, hätte prahlen, oder Andern ihre Verdienſte hätte ſtreitig machen wollen. Aber wenn er ſchweigendes Verdienſt verkannt oder verachtet; wenn er das Wahre von dem Dunkel der Dummheit verſchlungen, das Gute unter dem Siege des Böſen zertreten ſah, dann verließ ihn ſeine Sanftmuth, dann entflammte ihn gerechter Unwille. Er geizte mit der Zeit wie mit dem höchſten Gut, arbeitete raſtlos ſeinem Ziele entgegen und verachtete den Müßiggang wie das verderblichſte Laſter. Gleich empfänglich für Lob und Tadel, freuete er ſich des erſteren im Stillen und gegen den letztern, wenn er gegründet war, machten ihn weder Eigenliebe, noch Eitelkeit hörlos. Er ſchätzte die Menſchen nach dem Range des Geiſtes und Herzens, nicht nach der Zahl ihrer Ahnen oder irdiſchen Güter, daher ſeine freundliche Leutſeligkeit, ſein gerades, ungekünſteltes Benehmen, ſein gleich geſtimmter Ton, nicht kriechend gegen Hohe, nicht hochmüthig gegen Niedere.

Genügſam bei dem beſcheidenen Ertrag eigenen Verdienſtes, unbekannt mit Habſucht und Ehrſucht, ſuchte er ſein Glück nicht in hohen Ehren, nicht im Geräuſche der Welt, nicht bei glänzenden Feſten, aber im Kreiſe der Seinigen und vertrauter Freunde, verlebte er die ſüßeſten Stunden. Ein Freund der Geſelligkeit, genoß er gern, wenn des ſchwülen Tages Geſchäfte vollbracht waren, den heitern Abend mit denen, die ſein Herz liebte, die wie er dachten und empfanden, die keine Schranken der Sitte von ihm trennten und die, wenn ihn Kummer umſchattete, ihn mit ihm theilten und Troſt oder Hoffnung in das bedrängte Herz goſſen, aber wenn die Freude herrſchte, war er nicht der letzte in ihren muntern Reihen; ſein lebhafter Geiſt, ſein feiner Witz, ſeine rege Phantaſie, ſein jugendlicher Frohſinn belebte und erhöhte jedes Feſt, woran er Theil nahm; doch nie überließ er ſich dem ausgelaſſenen Taumel der Sinnlichkeit, nie überſchritt er die Schranken des reinen, edlen Genuſſes. Hier übte er ſtets eine ſtrenge Selbſtbeherrſchung, die er eher bei Gelegenheiten mangeln ließ, wo die Berückſichtigung ſeiner zeitlichen Verhältniſſe ſie erfordert hätte.

Er iſt nicht mehr. Wohl ihm! Er hat des Lebens Laſt und Hitze getragen, Kummer und Sorgen drücken ihn nicht mehr. Ach! er kann ſeinen edlen Freunden und Gönnern nicht vergelten, was ſie für ihn thaten; aber den wärmſten Dank nahm er mit hinüber. Die ihn kannten, mögen ihm ein wohlwollendes Andenken bewahren. Mancher verlor in ihm einen warmen, biedern Freund. Seine Geſchwiſter und eine Wittwe ſammt drei Kindern werden ewig im Herzen um ihn trauern.

— — er.

* XVIII. Joſeph Albert von Ittner,

Großherzogl. Bad. Staatsrath, Curator der Univerſität zu Freiburg, Commandeur des Zähringer Löwenordens in Conſtanz;

geb. den 2. März 1754.
geſt. den 9. März 1825.

Joſeph Albert von Ittner wurde auf einem Familiengute, unweit Bingen am Rhein, geboren. Sein Vater war churmainziſcher Beamter, nicht Leibarzt, wie im Converſationslexicon, neue Folge, ſtehet, ſondern Bruder des verehrten Leibarztes dieſes Namens. Unſer Joſeph Albert von Ittner entwickelte ſchon als Knabe ausgezeichnete Talente; keiner ſeiner Mitſchüler hatte es in dem Studium der Philologie und der alten Klaſſiker ſo weit gebracht, wie er. Die erſten wiſſenſchaftlichen Vorbereitungen erhielt er in Mainz und vervollſtändigte ſie in Göttingen. Durch ſein ganzes Leben war ihm der Name Göttingen theuer geblieben; er ſprach gern und mit Eingenommenheit von dieſer Schule, an der er des Unterrichts der berühmteſten Rechtslehrer genoſſen, und unter Heynes Leitung in der Literatur der Griechen und Römer bedeutende Kenntniſſe erworben hat, die er unabläſſig weiter ausbildete. Die Werke dieſer herrlichen Geiſter des Alterthums entwickelten ſeinen Geſchmack und führten ihn in die geſellſchaftlichen Einrichtungen, und in das öffentliche Leben der beiden Völker ein. Der Gewinn davon war, abgeſehen von andern Gewährungen, nicht gering für die Berufswiſſenſchaft, der er ſich gewidmet hatte. Das römiſche Recht wurde ihm ſo klar, daß er die einzelnen Geſetze und das Rechtsverfahren ſtehenden Fußes aus einer Menge Stellen claſſiſcher Autoren beleuchten und aus ſeiner reichen Beleſenheit, die in einem glücklichen Gedächtniſſe hinterlegt war, ähnliche in den griechiſchen Freiſtaaten nachweiſen konnte. Ich rede von den Jahren, wo ich ihn kennen lernte und wo er in ſeiner ganzen Reife die Aufmerkſamkeit, wie er irgendwo eintrat, auf ſich zog.

Die juriſtiſche Praxis begann er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar, ſetzte ſie fort an der Reichsverſammlungscanzlei zu Regensburg und bei dem k. k. Reichshofrathe zu Wien. Nach dieſen Vorbereitungen erhielt er 1778 Anſtellung bei der fürſtlich Hohenzollern-Hechingiſchen Regierung als Hofrath; und nach wenigen Jahren, 1786, wurde ihm ein eben ſo angenehmer, als unter den damaligen Umſtänden bedeutender Platz zu Theil: der Fürſt Großprior des Maltheſerordens, Deutſcher Zunge, ernannte ihn zu ſeinem und des Capitels Canzler. An dieſer Stelle lag ihm die innere Geſchäftsführung des Ordens ob, und die ſeiner äußern Verhältniſſe, welche zunächſt den Verband mit dem Großmeiſterthum und dann mit dem Deutſchen Reiche betrafen.

Der Großprior hatte ſeinen Hofhalt zu Heitersheim, in einer der ſchönſten und fruchtbarſten Gegend des Breisgaues, fünf kleine Stunden von Freyburg entfernt Hier verlebte von Ittner den glücklichſten Abſchnitt ſeines Lebens. Das Zutrauen des Fürſten und der Ordensritter; der angenehme Geſchäftskreis, der von keiner Seite etwas Drückendes für einen Mann hatte, der ſeinem Amte gewachſen war; das gute Verſtändniß aller fürſtlichen Beamten unter ſich, die größtentheils Männer von Bildung waren; die anſtändigen Gehalte, die ſie ſämmtlich nach Maßgabe ihrer Verrichtung und ihres Ranges genoßen, machte die Lage des Canzlers und die geſellſchaftlichen Verhältniſſe Aller erfreulich, obgleich ſeine Dienſtverhältniſſe in jener unruhevollen und, in diplomatiſcher Hinſicht, ſo ſchwierigen Zeit einen Geſchäftsmann erforderten, der nicht nur reich an Kenntniſſen war, ſondern auch einen feinen diplomatiſchen Takt beſaß. Die ſchöne Wohnung, der geräumige Garten, welchen Ittner beſonders zu verſchönern verſtand, machte den Aufenthalt ungemein reizend und beneidenswerth. Dabei kamen ihm ſeine ausnehmenden Kenntniſſe in der Botanik zu ſtatten, welche unſer vortrefflicher Gmelin in ſeiner Flora Badensis durch die Ittneria den Freunden dieſer Wiſſenſchaft unvergeßlich gemacht hat und erhöhten überhaupt die Freuden des Landlebens.

Eine verſtändige Gemahlin voll Herzensgüte leitete das Haus, frohe hoffnungsvolle Kinder erfüllten es mit Jubel. Jedem, der Unterricht und Kenntniſſe beſaß, ſtand es offen: eine ſeltene Gaſtfreundlichkeit empfieng jeden Mann von Werth und der heitere Blick, der ihm überall entgegen kam, verkündete ihm, daß er herzlich willkommen ſey. Manchen ſchönen Tag hat der Dichter Jacobi mit ſeiner kleinen Familie in dieſem Kreiſe verlebt; mancher andere und auch ich, der nun mit Wehmuth dem Veſtorbenen eine ſchönere Blume, wenn er ſie hätte, auf das Grab legen möchte.

Mit Tagesanbruch war der Kanzler an ſeinen Geſchäften; ein beträchtlicher Theil derſelben war ſchon abgethan, wenn das kleine Volk erwachte und mit ſeinen Büchern herbeieilte, Unterricht zu empfangen. Denn, obſchon er einen trefflichen Hauslehrer hatte, beſorgte er doch immer einen Theil des Unterrichts ſelbſt, namentlich in der Franzöſiſchen, Italieniſchen, Engliſchen und dann in der Griechiſchen Sprache und in der Naturgeſchichte. Das alles wurde, wenn Fremde da waren, in ihrer Gegenwart vollzogen: ſie waren ja Freunde des Hauſes. Nun zum Frühſtück, dann wieder zur Arbeit. Der Fremde fand indeß Bücher auf ſeinem Zimmer oder Vergnügen im Garten. Ohne Verzug, wie der Pflicht der Tribut gebracht war, erſchien der Hausherr wieder im Kreiſe der Geſellſchaft mit der glücklichſten Laune, einem ſtets lebendigen Witze und mit einem ungeheuren Reichthum von Anecdoten. Das Drollige im menſchlichen Leben wußte er wie wenige aufzufaſſen und wieder zu geben; doch immer ohne Bösartigkeit und niemals mit Beziehungen, welche bezeichnend oder für andere beleidigend waren. Vornehmlich ließ er dem Witze ein freies Spiel bei der Mahlzeit. Sonſt gab er einer ernſten Unterhaltung den Vorzug über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, je nachdem er den Mann vor ſich hatte; am liebſten über Griechiſche und Römiſche Literatur, bei welcher Gelegenheit oft die ſchönſten Stellen aus den Tragikern und Lyrikern, oder auch aus den Werken der Beredſamkeit und Hiſtoriographie nachgeleſen und durchgeſprochen wurden. Den Homer und

Virgil wußte er beinahe auswendig. Unter den geſchichtlichen Werken hatte er am lieblichen Vortrage des Herodot und an Plutarchs geiſtvollen Sittenſchilderungen ein beſonderes Gefallen. Die verſchiedenen Dialecte der Griechiſchen Sprache, zu der er die vorherrſchendſte Lieblingsneigung beſaß, waren ihm geläufig. Er hatte es darin zu einem Grade ſeltner Höhe im Sprechen und Schreiben gebracht und er machte ſich noch in ſeinem Greiſenalter eine Freude daraus, Andern mit ſeiner Sprachkenntniß auszuhelfen und ihnen hülfreiche Hand zu leiſten. Auch die Lateiniſche Sprache ſchrieb und ſprach er mit claſſiſcher Reinheit und Zierde und es glückte ihm, ſeine Liebe zu dieſen todten Sprachen auf ſeine Kinder, ſelbſt auf ſeine Töchter zu übertragen. Unter den lebenden Sprachen machte er die Engliſche, Franzöſiſche und Italieniſche in ſolchem Grad zu ſeinem Eigenthum, daß er die beiden letzteren ebenfalls fertig ſchrieb und ſprach. Daß er hierbei die Cultur und Eleganz ſeiner Mutterſprache nicht zurückſetzte, davon gab er ſpäter in Zſchokkes Ueberlieferungen und in deſſen Erheiterungen die glänzendſten Beweiſe.

So glückliche Verhältniſſe in jeder Beziehung drohte das Schickſal zu zerſtören. In einer verhängnißvollen Zeit ſchlug auch die letzte Stunde für den Maltheſerorden, von deſſen Großmeiſter, dem Grafen von Reichenbach-Furmaiger und von deſſen Ordensgliedern er ſich ſo hoch geehrt und geliebt ſah. Nun galt es hohen Ernſt: das größte Genie konnte natürlich das nicht aufhalten, was der gewaltige Napoleon in dem Gebiete der höheren Politik bereits beſchloſſen hatte, allein ein Staatsmann wie er, wußte das Uebel wenigſtens durch Erringung des möglichen Erſatzes zu mildern. Vielſeitige Negotiationen wurden eingeleitet, nichts blieb vergeſſen oder verabſäumt, den ſouverainen Orden, wo es möglich wäre, zu retten. In der Gefahr bewährt der edle Mann ſeine Treue: der wackere Kanzler kämpfte pro aris et focis, und erſt, als alles verloren war, wich er betrübt, aber mit gutem Gewiſſen unter den Letzten vom Kampfplatze.

Alle Beförderungen und Auszeichnungen, welche ihm unter der folgenden Regierung zu Theil geworden ſind, waren nur eine ſchwache Vergeltung für einen vergangenen Glücksſtand, der ans Poetiſche grenzte. Er fand an dem hochſeligen Carl Friedrich, Großherzog von Baden, einen Fürſten, der ſeinen Werth anerkannte, ihn nach dem Preßburger Frieden, durch welchen die Beſitzungen des Johanniterordens im Breisgau ihm mit dem Regierungsperſonale zugefallen waren, in der Reihe der geheimen Räthe anſtellte, als einen wahren Gewinn betrachtete und ihn beauftragte, das gefürſtete Benedictinerſtift St. Blaſien im Schwarzwald, durch ſeine gelehrten Ordensglieder ſo rühmlich bekannt, aufzulöſen und ſeine Reichthümer und Liegenſchaften als Staatsgut zu übernehmen: ein Vermögen von mehreren Millionen. Man ermeſſe daraus die Größe des Zutrauens und die Reinheit, die man an Ittnern ehrte. Er entledigte ſich des höchſt ſchwierigen Auftrages ganz ſeiner würdig und wußte mit dem Intereſſe des Staates die Schonung, Humanität und Milde für diejenigen, welche die Hand des Schickſals getroffen hatte, ſo zu vereinigen, daß ſowohl der verlierende, als der gewinnende Theil ſeine pflichterfüllende Handlungsweiſe anerkannte, wie es denn auch im Herzen des edlen Fürſten lag, deſſen Geſchäftsmann er geworden war.

Er hatte dieſe Verrichtung noch nicht ganz beendet, als er im Januar 1807 zum Curator der hohen Schule zu Freiburg ernannt wurde, wo er damals ſo manchen eingeriſſenen Mißbrauch beſeitigte und ein reges literariſches Leben zur Bildung der Akademiker veranlaßte. Fähig, als ausgezeichneter Lehrer in mehreren Fächern aufzutreten und ein warmer Freund jeder Wiſſenſchaft, hat er die Angelegenheiten der Anſtalt mit Eifer und vollkommener Theilnahme zu den ſeinigen gemacht. Das Ideal, nach welchem er ſtrebte, war das ihm ſo theure Göttingen; aber die Mittel, ſich dem Urbilde anzunähern, waren zu beſchränkt. Seine Wünſche waren weit größer, als es die Verhältniſſe verſtatteten. Daher gefiel er ſich manchmal nicht ſonderlich in dieſem neuen Kreiſe der Thätigkeit: er hätte für die Wiſſenſchaft gern Wunder gewirkt und fühlte ungern die Nöthigung, ſich mit gewöhnlichen Erfolgen zu begnügen. Wäre er nach Maßgabe reich geweſen, er würde von ſeinem eigenen Gute zu Tauſenden aufgeopfert haben, um den lieblichen Traum ins Daſeyn zu rufen. Er grämte ſich manchmal über Dinge, woran weder er, noch Andere die Schuld hatten und kam mir zuweilen vor wie einer, der nach Romanen heirathen will und ſein Schickſal verwünſcht, weil er die Braut ſeiner Einbildung nicht finden kann. Indeſſen weil er mehr wünſchte, als möglich war, unterließ er nicht das Thunliche ins Werk zu ſetzen und des Guten ſo viel zu bezwecken, als es die Umſtände erlaubten.

Das Großherzogthum hatte mit der Schweiz, einem nachbarlichen Staate, mehrere Gegenſtände von Wichtigkeit ins Reine zu ſetzen. Es wurde ein Geſandter nöthig; die Wahl fiel auf den Geheimenrath von Ittner. Da ſeine Gegenwart nur zur Zeit der Tagſatzung erforderlich war, ſchien die

Curatel mit der Geſandſchaft leicht vereinbarlich. Wenn es wahr iſt, was ein großer Staatsmann behauptet hat: „ein Geſandter müſſe einem Marmorkopfe gleichen, der weder die Farbe noch die Züge verändert, was man zu ihm ſprechen möge,“ ſo war Ittner dazu verdorben; er konnte ſchweigen, aber ſich nicht verſtellen. Dieſe offene Stirn voll Redlichkeit war es aber gerade, was den Schweizern gefiel und Zutrauen erwarb, ſo wie er hinwiederum dem Schweizervolke mit Vorneigung zugethan war. Er hatte ganz den rechten Takt für die Schweizer-Regierungen und Diplomaten, welchen das Steife der ariſtokratiſchen Formen zuwider iſt, die nur geraden, durch Talente ausgezeichneten Männern in den Verhandlungen mit Offenheit entgegen kommen, und er gewann daher bei der Eidgenoſſenſchaft ungetheilte Liebe und Achtung, ſeinem Fürſten aber Anſehn und Ehre. Ittner lebte gerne im Schweizerland und beſonders zu Zürich, wo er einer großen Anzahl gelehrter Männer begegnete, unter denen er die ehwürdigen Greiſe, H. Antiſtes Heß und Profeſſor Hottinger ausnehmend ehrte. Dazu trug ſehr vieles bei, die Nähe der Güter des Junker Eſcher von Berg, eines innigen Freundes aus früherer Zeit, den er nun öfters zu ſehen das Vergnügen hatte.

Weil von Ittner ſich in der Schweiz ſo glücklich fühlte, mochten auch Andere daſſelbe hoffen; er erhielt, jedoch erſt damals, als das Wichtigſte abgethan war, einen Nachfolger und von ſeinem Souverain zum Beweiſe landesherrlicher Zufriedenheit, den Rang im Staatsrathe und das Commandeurkreuz des Zähringer Ordens. Die Schweizer zeichneten ihn aus durch beſondere Anhänglichkeit, die ſie ihm bis ans Ende ſeines Lebens widmeten.

Sein Abgang aus der Schweiz erregte dort lebhaftes Bedauern.

Nachdem er der Geſandſchaft enthoben war, wurde er nach Conſtanz verſetzt und ihm dort das Directorium des Seekreiſes an der Stelle des abgerufenen Kreisdirectors von Hofer übertragen. Hier wurde ſein lebhafter Geiſt in ein wahres Actenmeer dieſes Seekreiſes geworfen; damit war die Curatel nicht länger vereinbarlich, die er mehr liebte, als er bisher ſelbſt gewußt hatte. Das übernommene Geſchäft war ganz anderer Art, als alle ſeine früheren Amtsführungen; er mußte ſich von Vorne einarbeiten, was ihm bei fortgeſchrittenen Jahren ſauer ankam und ihm um ſo mühelicher wurde, da er gewohnt war, ſein Amt nicht blos zu führen, ſondern deſſelben Meiſter zu ſeyn. Doch nahm ihm ſein Hof nach einer Zeit die Bürde wieder ab und gewährte ihm einen Zwiſchenraum der Ruhe, bis er ihm eine angenehmere Beſtimmung zuweiſen konnte. Dieſes geſchah im J. 1818, wo er als Bevollmächtigter mit jener Commiſſion nach Frankfurt a. M. abgeordnet wurde, welche ſich mit Regulirung der katholiſch-kirchlichen Angelegenheiten in den Deutſchen Bundesſtaaten zu beſchäftigen hatte. Hier, wo er geraume Zeit verweilte, trat er das letztemal in einem öffentlichen Charakter auf und half die merkwürdigen Anträge bearbeiten, welche für die Herſtellung des reinen urſprünglichen catholiſchen Kirchenzuſtandes an den Pabſt gemacht wurden. Man zweifelte nicht, daß er neben dem Würtembergiſchen Geſandten als badiſcher nach Rom zur Unterhandlung mit dem Cardinal Conſalvi um ſo mehr werde abgeordnet werden, als er durch ſeine Fertigkeit in der Lateiniſchen wie in der Italieniſchen Sprache einen großen Vorzug vor Andern behauptete. Dieſe Miſſion wurde indeſſen einem Andern übertragen. So wenig er ſonſt ein Freund vom Brachliegen und berufsloſer Gemächlichkeit war, ſehnte er ſich doch allmählig nach dem Ruheſtande, otium cum dignitate, wie er ſich gern ausdrückte, was ihm auch bewilliget wurde.

Er gehörte nun wieder zu Konſtanz ganz ſeinem glücklichen häuslichen Kreiſe und der Wiſſenſchaft an, von wenigen, aber trefflichen Freunden umgeben: es war der erlauchte Bisthumsverweſer, Freiherr von Weßenberg, der Freiherr von Laßberg und ſein Hausnachbar, H. Dekan Straßer. Ein großer Theil des Tages war den Werken des Griechiſchen Alterthums geweiht. Homer wurde ihm im vorgeſchrittenen Alter eine neue Quelle der Freuden; jetzt ſchien er den lieblichen Sänger ganz zu empfinden; dann wechſelte er wieder mit den Tragikern, oder erluſtigte ſich am gratiöſen Muthwillen des Ariſtophanes. Mitunter griff er nach der Geſchichte oder nach den ernſten Betrachtungen des Antonin; nach Theophraſts Büchern von den Pflanzen und der Pflanzengeſchichte. Aber was ſoll ich ſie alle nennen: es war der größte Theil der geiſtvollen Hinterlaſſenſchaft der Griechiſchen Vorzeit, womit er ſich forſchend beſchäftigte, oder woran er ſich erfreute. Uebrigens war ſein Haus, wie ehemals im angenehmen Heitersheim, edlen Reiſenden gaſtfreundlich geöffnet, die ſein Ruf und der Wunſch herbeiführte, den Staatsmann und Muſenfreund zu begrüßen oder kennen zu lernen, oder auch Empfehlungsſchreiben an Biedermänner in die Schweiz mitzunehmen. Ich nenne von dieſen vielen nur ein paar große Namen, den Freiherrn, Miniſter von Stein und Friedr. Auguſt Wolf; aber alle, die einſprachen, ſchieden mit dem Wunſche, wieder zu kommen.

In den Abendſtunden verfaßte er meiſt die

Digitized by Google

kleinen Aufſätze für Zſchokkes Miscellen, (ſpäter die Ueberlieferungen), Ausarbeitungen ernſterer Art, oder humoriſtiſche für die Erheiterungen *), und früher für die Iris von Jacobi, die oft durch ihre Munterkeit und öfter durch ihre Gemüthlichkeit einnahmen. Dieſe beiden Gattungen von ernſt- und ſcherzhaften Producten ſeiner Feder ſind achtungswürdige Reliquien, ſowohl ſeines Beobachtungsgeiſtes und Forſchungsblicks, als ſeiner liebenswürdigen Lebhaftigkeit und Laune, mit welcher er ganze Geſellſchaften zu unterhalten und zu erheitern wußte. In dieſen Stunden ſchrieb er auch das Leben des Dichters der Grazien **). Durchaus waren ihm die Abendſtunden theuer: ein Feind von den Zerſtreuungen in größerer Geſellſchaft und von jeglichem Spiele, haßte er nichts mehr als das Rennen nach Vergnügen, wie er es nannte. Nur im kleineren Kreiſe von Freunden entfaltete er ſeinen Frohſinn und ſeinen unterhaltenden Witz, der erſt in den letzten Jahren allmählig von ihm Abſchied nahm. Aber an ſeine Stelle trat eine gewiſſe kindliche Gemüthsſtimmung, die ihn ſehr liebenswürdig machte und ihm die Natur, von der er immer ein herzlicher Freund war, noch mehr verſchönerte.

Ich finde in dieſem Uebergange ſeiner Art zu empfinden und aufzunehmen eine der Miturſachen, welche ihn zu den Minneſängern hinzog und überhaupt zur alten Deutſchen Poeterei; aber einen eben ſo großen Antheil daran hatte ſein Freund von Laßberg. So geſchah es denn, daß in ſeinen ſpäten Tagen die Griechiſche Dichtkunſt bei ihm wider Vermuthen eine Nebenbuhlerin bekam, die in ihrem Gefolge die ganze Literatur des Deutſchen Mittelalters mitbrachte. Die letzte hatte freilich noch eine eigene Empfehlung anderswoher. Der Entwurf, die scriptores rerum germanicarum in einer neuen Ausgabe mit Beizug aller kritiſchen Hülfsmittel unſerm Volke in die Hände zu legen, war zu ſchön, als daß er einen Mann nicht in Anſpruch genommen hätte, der die ihm gewordene Muſe zum gemeinen Beſten zu verwenden wünſchte.

---

*) Welchem Leſer derſelben iſt unter andern wohl nicht ſeine treffliche Erzählung „der Prälat" noch in der Erinnerung?

**) Die treffliche Lebensbeſchreibung ſeines Freundes, des lieblichen Dichters Johann Georg Jacobi, ehemaligen Profeſſors zu Freiburg. Nur wenigen iſt dies bekannt. Es macht dieſe Lebensbeſchreibung den achten Band der ſämmtlichen Schriften J. G. Jacobis aus, die bei Orell, Füßli und Compagnie in Zürich, 1822 herauskamen.

Das Loos aller Menſchen, die alt werden, traf auch Ittnern, daß ſie nämlich einen um den andern von ihren Theuern vorangehen ſehen. Er verlor ſeinen Schwager, den ehrwürdigen von Bauer, Präſidenten des Hofgerichts; bald folgte in dieſem Hauſe ein empfindlicher Verluſt um den andern. Nun ſprach der Tod in dem von Ittnerſchen Hauſe ſelbſt ein und entriß ihm den zweiten Sohn, einen jungen Mann von ausnehmenden Kenntniſſen, vorzüglich im Fache der Chemie, bereits einige Jahre lang Profeſſor derſelben an der hohen Schule zu Freiburg und literariſch bekannt durch ſeine Schrift über Blauſäure, von dem man mit Recht Großes in ſeiner Wiſſenſchaft gewärtigte *). Von dieſem Augenblicke an umzog gleichſam ein Flor das Gemüth des Vaters, den er nimmer weglegen konnte bis ans Ende ſeiner Tage: erwachte hie und da noch in freundlicher Geſell-

---

*) Biographiſche Skizze zum Andenken des ordentl. Prof. Dr. Franz von Ittner, von Dr. J. M. Alexander Ecker.

ſchaft ein Gefühl voriger Frohheit, ſo glich es einzelnen Lichtſtrahlen, hervordringend durch Zwiſchenräume eines grauen Gewölkes.

Man hatte ihn bisher wenig krank geſehen; aber von nun an erfolgte ein Nachlaß der Kräfte und die gewöhnlichen Uebel, die aus demſelben entſtehen. Er empfieng ſie mit Ruhe und ertrug ſie mit Entſchloſſenheit: zuletzt verweigerten ſie ihm ſogar die Erquickung des Krankenlagers; durch ſechzehn Tage harrete er im Lehnſtuhle des Ausganges ſeiner Leiden mit Faſſung und geiſtiger Ueberlegenheit, mitunter ſelbſt mit heiterem Sinne. Die letzten Stunden giengen milde an ihm vorüber; er endete ſie mit einem ſanften Entſchlummern, morte bonis optabili, sine sensu doloris, wie er ſelbſt den Hintritt eines höchſt vorzüglichen Mannes unſerer Zeit geſchildert hat *). Er entſchlief in einem Alter von 71 Jahren, des Morgens am 9. März 1825. Den 11. März wurde die irdiſche Hülle der Muttererde übergeben und die Gedächtnißfeier in der Dom- und Münſterkirche begangen. An ſeinem Grabe weinten eine liebevolle Gattin, Thereſe, geborne von Frank, eine unverheirathete Tochter, ein Sohn, Amtmann in Badiſchen Dienſten, viele Freunde und dankbare Anhänger des Verblichenen, unter denen er vielen einſt Wohlthaten zufließen ließ.

Im Vorhergehenden leuchtet ſein liebenswürdiger Character hervor. Auch ſein Aeußeres war einnehmend. Sein Wuchs war hoch mit einem angemeſſenen Embonpoint. Damit verband ſich ein würdevolles Benehmen in ſeinen Bewegungen, das

---

*) Piae memoriae Caroli Friderici magni Badorum Ducis. 1811. 4.

ſich ſelbſt im Frohſinn und der heiterſten Laune nie etwas vergab.

Eine ausführliche Biographie hofft man nächſtens aus der Feder des Herrn Präfecten Dr. Schreiber in Freiburg zu erhalten.

F—g, Dr. J. L. H—g.

* XIX. Johann Joſeph Kauſch,

Dr. med. et chirurg., königl. Preuß. Regierungs- und Medizinalrath zu Liegnitz, Ritter des eiſernen Kreuzes am weißen Bande und des rothen Adlerordens dritter Klaſſe und Mitglied der gelehrten Geſellſchaften zu Berlin, Wien, Breslau, Erfurt und Erlangen.

geb. am 16. Sept. 1751,
geſt. am 10. März 1825.

Unter allen Fakultätsſtudien bieten, wie die Erfahrung lehrt, nur Theologie und Medizin ihren Freunden eine vielſeitige und fortſchreitende Bildung dar. Freilich wird der Arzt, welcher nur nach der Schule ſeine Kranken behandelt, eben ſo wenig, als der Prediger, welcher ſeit ſeinen akademiſchen Jahren bei der Konkordanz, bei der Poſtille oder höchſtens bei irgend einer Erklärung der Perikopen ſtehen bleibt, in jene Kategorie nicht gehören; aber dies ſind Ausnahmen, welche nur den Unfähigen oder Trägen treffen. *) Dahingegen der Juriſt

---

*) Man hat auch Beiſpiele von Aerzten, welche Pachtungen übernehmen, Handwerke treiben, und von Predigern, welche den Acker bauen, Schafzüchter ſind und ſich in Handelsgeſchäfte einlaſſen. Bei jenen müßte ein ſolcher Mißbrauch von der Behörde nothwendig gehindert werden und dieſe ſollten beſſer geſtellt ſeyn, und nicht nöthig haben, ihre Pfarräcker ſelbſt zu bewirthſchaften,

(die Univerſitätslehrer werden natürlich davon ausgenommen), nachdem er meiſt grade ſo viel gelernt hat, wie das Examen erfordert, größtentheils zu einem Mechanismus geführt wird, welcher jede allgemeine Bildung tödtet, zu jedem weitern Fortſchritt ihm alle Zeit raubt und den Funken nach höherer Ausbildung in kleinlichen Formen und oft höchſt traurigen Geſchäften erlöſchen läßt. Wenn wir die akademiſchen Juriſten ausnehmen: ſo möchte die Zahl der praktiſchen Juriſten, welche literariſch ſich auszeichneten und beſonders in den ihrem Fache entfernteren Studien arbeiteten, ſich gegen die der Aerzte und Prediger, ganz in demſelben, nämlich praktiſchen, Verhältniſſe, wol verhalten, wie Eins zu Hundert; jedoch gilt dies nur leider von unſerer Zeit, denn vor hundert und mehr Jahren konnte man dem praktiſchen Juriſten, wie die Literargeſchichte es bezeugt, einen ſo harten Vorwurf nicht machen.

Es gehört nicht hierher, und gebührt mir auch nicht, da ich, als Prediger, Gegenparthei bin, die etwaigen äußern Urſachen dieſer betrübenden Erfahrung anzuführen; aber auf einige innere Urſachen will ich hier aufmerkſam machen, und um ſo mehr, da ſie auch aus gegenwärtiger Lebensbeſchreibung hervorgehen. Bringt der Jüngling, welcher ſich den juriſtiſchen Studien widmet, nur mittelmäßige Vorkenntniſſe, wie es meiſtens der Fall iſt, auf die Univerſität: ſo verſteht er den höhern, wiſſenſchaftlichen Vortrag ſeines Lehrers nicht und hält ſich, in der Angſt ſeines Herzens, oft erſt im letzten halben Jahre, an ſeinen Höpfner oder an

---

um ihre Familie zu ernähren und wenigſtens die Zinſen von einem geringen Theile des auf ihre Ausbildung gewendeten Kapitals ſich zu erwerben.

eine andere juriſtiſche Acerra; im ſeltnern entgegengeſetztem Falle iſt die Ausſicht auf ſein leichtes Examen viel zu einladend, als daß er nicht der Freude diejenige Zeit lieber gönnen möchte, welche ſeinen Studien gebühren ſollte. Und wenn auch wirklich ein beſſerer Geiſt ihn belebt, ſo unterdrückt die ſpätere Erfahrung im praktiſchen Leben alle weitere Ausbildung; hier ſieht er es ein, wie wenig er für ſeinen Beruf geſammelt hat und daß die Theorie in den empiriſchen Formeln begraben wird; hier fühlt er's, daß nicht einmal ein tüchtiger Protokollant aus ihm geworden ſey und daß er das Alte vergeſſen müſſe, um Neues wieder zu lernen; hier durchdringt ihn oft die Ueberzeugung mit Schauder, daß im Praktiſchen das Ideal ſeines akademiſchen Studiums untergehe. Warum hat das Alterthum in ſeinen großen Juriſten uns eben ſoviel hoch- und viel gebildete klaſſiſche Männer aufgeſtellt? Es iſt ein Kaſtengeiſt unter uns eingeriſſen, welcher jeder allgemeinen Bildung widerſtrebt! Wenn der Juriſt ſeine Land- und Provinzialgeſetze inne hat, mit den Formen des Rechts bekannt iſt; wenn er als Advokat das Recht über dem Unrecht oft vergeſſen lernt, jenes vermeiden kann, um dieſes geltend zu machen: dann glaubt er, von aller weitern Bildung befreit zu ſeyn und ſcheidet ſich, im Gefühl ſeines reichern Erwerbs, von ſeinen akademiſchen Freunden, welche jetzt im Vaterlande nur durch Fortbildung ihr mageres Einkommen erhöhen, oder durch wiſſenſchaftliche Thätigkeit ihre ungewiſſe Zukunft befeſtigen können. Ein ſolch praktiſcher Juriſt wird ſelten, ſey er auch der rechtlichſte Mann, zu wiſſenſchaftlichem Austauſche taugen und des Arztes, er ſtehe denn an ſeinem Krankenlager, oder des Predigers, er bringe ihm dann den Troſt der Religion, gebildeter und bildender Freund ſeyn. Aber aus

Digitized by Google

demſelben Grunde, welcher jenen von uns trennt, werden Arzt und Prediger ſich häufiger einander nähern, und *wahre* Freunde werden. Doch auch euch droht der Kaſtengeiſt mit ägyptiſcher Trennung; drum faſſe du, Prediger, dein Studium im Geiſt und in der Wahrheit auf, verachte den todten Buchſtaben liturgiſcher Form und ſchöpfe Leben aus heiliger Offenbarung, um auch in Anderen Leben zu erzeugen, Troſt zu gründen und Hoffnung zu ſchaffen! und du, Arzt, verlaſſe die wankenden Syſteme des Jahrhunderts, zerſtöre nicht den Tempel Gottes auf Erden durch trügliche Verſuche; ſondern folge den Spuren der Natur, laſſe ſie walten, opfere ſie nicht der Afterweisheit auf und, ſo wie die Natur im Allgemeinen lebt und ihre großen Erſcheinungen unter Einem Geſetze ſtehen, ſo ſtrebe auch du nach allgemeiner Ausbildung und verachte kein menſchliches Wiſſen! Ein ſolcher Arzt war *Johann Joſeph Kauſch*!

Sehr wahr bemerkt *Kauſch* in ſeinen „*Schickſalen*“ (Leipzig, 1797): „die Geſchichte der Söhne iſt ſehr oft mehr oder weniger ein Produkt, nicht nur des Erziehungsſyſtems, ſondern auch der Denkart, der Einſichten und des Charakters der Väter.“

Dieſer Vater unſres *Kauſch* war Stadtphyſikus zu *Löwenberg* in Schleſien, ein Mann von gut organiſirtem Kopfe, welcher aber mit der Zeit nicht fortgeſchritten war; doch führte ihn ſein eigner Geiſt oft auf Reſultate, welche man, ungeachtet ſeines Mangels an Lektüre, mit Recht bewundern mußte. Tempori aliquid commendandum. Dies war das Prinzip, wonach er ärztlich handelte. Aber er war ein heftiger und dabei unentſchloßner Mann, und ſo wie er Strenge gegen ſich ſelbſt übte und in dem Syſteme der katholiſchen Kirche, worin er geboren und erzogen war, unerſchütterlich beharrte:

Digitized by Google

ſo forderte er dieſe Strenge auch unerbittlich von Andern, und beſonders von ſeinen Kindern einen blinden Gehorſam. Schon 1756 zog der Vater nach Breslau, wo er 1794 ſtarb. Auffallend würde es ſeyn, daß ein Arzt von gutem Rufe und mit fixirtem Gehalte verſehen, das wohlfeilere Leben in der Provinzialſtadt dem koſtſpieligeren in der Hauptſtadt vorgezogen habe, wenn nicht ſein Vater, welcher ſich vom gemeinen Bauer zum inkolatsfähigen Rittergutsbeſitzer emporgeſchwungen hatte, meinen mußte, daß der Menſch, die Talente und Kenntniſſe ſeines Sohnes erwägend, in einem niedrigen Kreiſe, ſich nie zum Ausgezeichneten erheben könne. Aber Breslau war für Kauſch's Vater nicht der Ort ſeiner Wirkſamkeit, theils wegen ſeiner an Hypochondrie gränzenden Aengſtlichkeit, theils wegen ſeines Zurückbleibens in der neuen Literatur ſeiner Zeit: dieß und andere häusliche Umſtände brachten der Familie viele trübe Stunden und wirkten auch nachtheilig auf unſern Kauſch.

Ein blühender Knabe mit blond gelocktem Haar, kräftiger Geſundheit, war Kauſch in ſeiner erſten Jugend, das lebendige Abbild des Frohſinns, der Offenheit und des ſchuldloſeſten Lebensgenuſſes. Ein Glück für ihn, daß die Natur ſo viel Gutes in ſein Herz gelegt hatte, denn die nachſichtsloſe Strenge ſeines Vaters, der blinde Gehorſam, welchen die Jeſuiterſchule zu Breslau (die ſogenannte Leopoldine) *) von ihren Zöglingen forderte, hätte ihn

---

*) In unſern Tagen iſt dieſe alte Jeſuiterſchule, welche in ſechs Klaſſen Gymnaſialbildung ertheilte und in ſechs Klaſſen Univerſität, aber nur philoſophiſcher und theologiſcher Fakultät war, mit der Viadrica zu Frankfurt a. d. O. vereinigt und zu einer Hochſchule, welche die ſchönſten Hoffnungen nicht nur erregt, ſondern auch ſchon erfüllt hat, erhoben worden.

Google

leicht zur Verſtecktheit verleiten können und um ſo mehr, da der zum eitlen Jünglinge herangewachſene ſchöne Knabe ſich ungeachtet ſeiner Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, oft gekränkt fühlen mußte, wenn der Vater nur kärglich die Luxusbedürfniſſe ſeines Sohnes befriedigen konnte. Aber die Zärtlichkeit der liebenden haushälteriſchen Mutter milderte die Strenge des Vaters und der Fleiß des Jünglings überwand, von ſeiner natürlichen Anlage unterſtützt, die Schwierigkeiten, welche die falſche Methode ſeiner Lehrer ſeinen Fortſchritten in den Weg legte.*) Lange vermochte aber Kauſch nicht,

---

*) Es iſt auffallend, daß, während in Wien und andern katholiſchen Univerſitätsſtädten ein Denis, (Sined), Scherfer, Mako, Hell, Maſtalier und andere Jeſuiten hervorglänzten, in Breslau noch die dunkelſte Scholaſtik, der kraſſeſte Monachismus, die blindeſte Obedienz und der entſchiedenſte Ekel vor Allem, was neuere, beſonders Deutſche Literatur betraf, herrſchten. Ohne mich hier über das geiſtloſe Auswendiglernen jener Zeit zu beklagen, will ich nur Einiges aufführen, welches den ächten Rabinismus an der Stirne trägt. Zu den Disputirübungen, welche täglich gehalten und Circuli genannt wurden, gab man folgende Sätze und Fragen auf:

„Jede einfache Idee muß unbedingt wahr ſeyn.“

„Jede zuſammengeſetzte Idee kann wahr oder falſch ſeyn.“

„Gibt es in der Sinnenwelt etwas allgemeines?

„Kann Gewißheit und Vermuthung in eben demſelben Verſtande, zu eben derſelben Zeit ſtatt finden?“

Ein wahrer Jeſuitismus! Aber noch mehr: in der höchſten Klaſſe des Gymnaſiums nannte der Lehrer ſeine Schüler Du und verhängte ſtreng körperliche Züchtigung über ſie; in den Univerſitätsklaſſen redete der Profeſſor ſeine Studenten folgendermaßen an: „eat Dominus in pace, cras mane veniat ad me,“ und forderte den Handkuß von ihm, gebrauchte ihn auch meiſt zu ſeinem Bedienten. Aehre ſtatt Ehre, flüſſen ſtatt fließen, ſiß ſtatt ſüß, Blutt ſtatt Blut auszuſprechen, war Lehrern und Schülern gemein und nicht beſſer gieng es mit allen dieſen Schwierigkeiten zu kämpfen! der ſtarke, frohgeſinnte Jüngling wurde bald ein mißvergnügter, bleichfarbiger Schwächling, und die Sehnſucht, aus dem Gefängniſſe ſeines Lebens erlöſet zu werden, ſiegte über alle Freuden, welche ihm, obgleich ſparſam, zu Theil wurden. Wie leicht konnte in jener Zeit ſeine Unſchuld gefährdet werden, da Gefallſucht, Affektation und Liebelei, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die hervorſtechenden Züge ſeines Charakters waren! Je ſtrenger der Jüngling behandelt wird, deſto geringer iſt ſeine Enthaltſamkeit, deſto größer ſeine Verſtecktheit und Wahrheitsſcheu; aber in unſerm Kauſch wurden alle dieſe Gefahren durch ſeinen grenzenloſen Fleiß und durch Furcht vor dem Vater und vor der Strafe beſeitiget. Eltern, tretet nicht auf dieſe gefahrvolle Brücke; denn unter tauſend heuchleriſchen Kindern, werdet ihr kaum Eins zum rechtlichen und wahrheitsliebenden Manne hervorwachſen ſehen! —

Was in der alten Literatur und vorzüglich im Griechiſchen zu jener Zeit in Breslau verſäumt wurde, das erſetzte die Mathematik für die Bildung des Verſtandes; (Kauſch ſagt einmal, Mathematik und Schachſpiel ſeyen die gründlichſten Bildner des menſchlichen Verſtandes, er kenne kein Tertium.): dieſe, ſo wie die Phyſik ſtudirte Kauſch mit angeſtrengtem Fleiße unter dem wackern Meißner, deſſen Name der würdige Schüler nie ohne Regungen der Dankbarkeit ausgeſprochen hat *), und die mediziniſchen

---

mit der Ausſprache des Lateiniſchen, wo die greulichſten Germanismen überall hervortraten.

*) Meißner war früher Profeſſor der Phyſik und blieb, obgleich als Solcher ausgezeichnet, doch nicht in

Wiſſenſchaften trug dem raſtloſen Jünglinge der eigene Vater bis zur Promotionsfähigkeit vor. Dies war damals in Breslau nicht ſelten. Die Doktoren Wike und Kroker haben auf dieſem Wege Aerzte zu Dutzenden gebildet. Aber nur beim genialen Kopfe, nur bei demjenigen, welcher ſpäter Gelegenheit hatte und Gelegenheit nahm, ſich praktiſch auszubilden, konnte ein ſolch einſeitiges Studium von glücklichem Erfolge ſeyn.

Wie weit Kauſch damals ſchon vorgerückt war, beweiſet auch ſeine Inauguralſchrift, welche er noch in Breslau ſchrieb und worin er gegen den berühmten Cartheuſer bewieß, daß die Unauflöslichkeit der Arzeneimittel kein Grund ſey, ihnen die Heilkräfte abzuſprechen.

So vorbereitet, reiſete Kauſch mit ſchon ſichtbar erhöhter Lebenskraft Ende Januars 1773 nach Halle; denn das Fortweh erzeugte in ihm dieſelben Erſcheinungen, welche ſonſt das Heimweh gebiert. Damals glänzte vor allen Nietzki als Anatom und Balſamirer hervor. *) Nach der Pro=

ſeiner Sphäre, ſondern wurde in die Theologie verſetzt; ein Hauptfehler der Geſellſchaft Jeſu, welche im altrömiſchen Sinne glaubte, daß ein guter Feldherr auch ein guter Staatsmann und ein guter Financier auch ein tüchtiger Baurath ſeyn müſſe. Dieſe Allſeitigkeit iſt mit dem Alterthume begraben worden.

*) Warum hat man die Kunſt des Einbalſamirens, welche uns die großen Männer der Vorzeit in ihren lebendigen Zügen ſchauen und aus ihnen uns Kraft zum eignen Streben ſchöpfen läßt, mit dem Tode ihres zweiten Entdeckers untergehen laſſen? Der Liebling, Friedrichs II., der durch Literatur und Geſchmack ausgezeichnete Breslauiſche Domherr Baſtiani, welchen Kauſch die ſchöne Mumie des jungen Schimmelmanns von Nietzki bereitet, während ſeiner kurzen Anweſenheit in Berlin, lebendig ſchilderte, intereſſirte ſich doch ſehr dafür. Kauſch beſchreibt dieſe Mumie, als eine ſchöne ſchwarzmarmorirte Bildſäule.

motion, welche ſich ſowohl durch das geläufige Latein des Zöglings der Jeſuiten, als auch dadurch auszeichnete, daß ſie ohne Präſes geſchah, reiſete Kauſch im Mai deſſelben Jahres zu Fuß nach Prag und fand Gelegenheit, um ein Geringes in einer Lohnkutſche bis nach Wien zu fahren. Hier hatte er ein Abentheuer, wie er ſchon früher in Breslau und beim Grafen von Noſtitz, ohnfern Löwenberg, gehabt hatte, ein Abentheuer, welches ſeine Unſchuld auf eine eben ſo gefährliche Probe ſetzte, als es Zeugniß giebt, daß die Gefallſucht noch nicht von ihm gewichen war und daß, wie er ſelbſt geſteht, die Furcht vor traurigen Folgen ihn am meiſten ſchützte; „aber“ fährt Kauſch fort, „vollſtändig jungfräuliche Unſchuld (er übernachtete mit einer jungen Dame in demſelben Wagen) iſt die ſtärkſte Feſſel für die männliche Sinnlichkeit.“ Haens kliniſche Anſtalt genügte ſeinem Forſchungsgeiſte nicht ſo ſehr, wie das Spiel der barmherzigen Brüder unter Quarin (ſpäter kaiſerlicher Leibarzt) und das Beckenhaus unter Collin, wo die Leiden des menſchlichen Körpers, beſonders in hitzigen Fiebern, ihm mehr Ausbeute darboten, als eine zehnjährige ausgebreitete Praxis. In der Chemie und Botanik war Jaquin der Aeltere ſein Lehrer und der berühmte Ingenhaus ſein Mitſchüler, und in den praktiſchen Anſtalten der Medizin zu Wien, den erſten damals in Europa, lernte Kauſch den richtigen Blick, welcher im genialen Arzte zugleich den tüchtigen Empiriker verkündet.

So wenig Deutſche Literatur und ſchöne Wiſſenſchaften dem zu den beſten Hoffnungen heran-keimenden Arzte bis jetzt bekannt waren, obgleich ſeine Stiefgroßmutter, eine junge Dame in Löwenberg, ihn ſchon auf der Schule mit Gellert, Rabner, Haller und anderen Deutſchen Klaſſikern jener Zeit und gewiß aller Zeit bekannt gemacht hatte: ſo wagte er es doch, in Wien einen proſaiſchen Aufſatz unter dem Titel: wer iſt der Glücklichſte? öffentlich drucken zu laſſen.

Ein Zuſammentreffen unſres Kauſch mit Maria Thereſia darf ich hier um ſo weniger verſchweigen, da die Verdienſte dieſer großen Kaiſerin neu daraus hervorleuchten. Das große Elend, welches die Blattern-Epidemie damals oft verurſachte, hatte die edle Frau veranlaßt, ein Inſtitut zur Impfung der Menſchenblattern in Hetzendorf, einem kaiſerlichen Luſtſchloſſe, zu gründen. Hier ſtrömten die Bewohner Wiens, theils aus Neugier, theils um der Kaiſerin zu gefallen, hinaus zu dem ächt menſchlichen Feſte. Zwar wurden nur die Kinder der Vornehmen geimpft, aber die Bitte des erwachſenen Kauſch, welcher die Blattern noch nicht gehabt hatte, und ſein blühendes Geſicht vor ihrer Zerſtörung bewahren wollte, hatte ſo viel Eigenes, daß die erhabene Frau ſie bewilligte. Wie ein Erzieher unter ſeinen Zöglingen, ſo ſtand Kauſch unter ſeinen Impflingen und bot ſich den Händen des Baron von Störk, als Impfarztes, unter der Aufſicht der kaiſerlichen Kammerzahlmeiſterin von Mayer, einer ſehr edeln Frau, dar; aber, ungeachtet einer zweimaligen Impfung, faßte das Gift nicht.

In Hetzendorf beſuchte die Kaiſerin ihre Stiftung und in Schönbrunn wurden die Impflinge bewirthet, beſchenkt und entlaſſen; gern würde Kauſch ſpäter die damals ihm ſo angenehmen Ducaten gegen die, im Geſpräch mit der Kaiſerin vergeſſene Uhr ausgetauſcht haben, um ein Andenken von dieſer edlen Fürſtin zu beſitzen.

Störk, Gatti und Junker kämpften da-

Digitized by Google

mals kräftig gegen jenen ſchrecklichen Feind des menſchlichen Lebens, aber erſt Jenner hat den Sieg über ihn davon getragen. Welche Vorurtheile vom Eingreifen in die Wege der Vorſehung und ſpäter von Brutalität, hat man nicht dem uneigennützigen Streben dieſer und anderer Männer entgegengeſetzt! Ich weiß es noch ſehr wohl, welche Vorwürfe meinem hellſehenden Vater in ſeiner Gemeinde zu Theil wurden, als er mich, das erſte Kind, welches in Breslau geimpft wurde, 1787 von dem ſeligen Medizinalaſſeſſor Beer vor der ſchrecklichen Anſteckung durch die Impfung mit Menſchenblattern ſchützen ließ; ich weiß es noch ſehr wohl, wie Viele engherzig triumphirten, da ihre Prophezeihung, eine ſchwere Krankheit werde Rache am willkührlichen Eingriff in Gottes Plane nehmen, durch ein gefahrvolles hitziges Fieber an mir faſt in Erfüllung zu gehen ſchien. So traurig ſah es noch damals, ſelbſt unter den gebildeten Ständen meiner Vaterſtadt aus! Iſts nicht um ſo mehr zu verwundern, daß Kauſch, unter einem ſo ſtrengen Vater und in ſo beſchränkender Lehranſtalt, die Feſſeln des Vorurtheils ſo ſchnell und ſo ganz, vierzehn Jahr früher ſchon, abſtreifen konnte.

Die vielen Schönen Wiens, welche ſich in Hetzendorf verſammelten, brachten unſern Kauſch ſchon damals auf die Behauptung, welche er faſt zwanzig Jahre ſpäter in Jakobs philoſophiſchen Annalen niederlegte, daß vollendete Schönheit und Genie nie zuſammen ſeyn könnten. Die erſtere verkündigt ſich nur in der Wellenlinie, nicht in den thurmhohen Wogen des im Sturm brauſenden Meeres, ſondern in der Spiegelfläche, wenn die beruhigten Wellen in eliptiſchen Formen ſich bewegen. Das markirte Geſicht des Genies hat eine andere Geſtalt und zeigt im lebendigen

Digitized by Google

Spiegel die zuckenden Blitze des Geiſtes, von welchem es belebt wird. Männliche Schönheit iſt daher von weiblicher himmelweit verſchieden und das geniale Weib wird ſich im Aeußern eben ſo wenig zu einer mediceiſchen Venus erheben, als das Konterfei des Apollo von Belvedere in irgend einem Manne einen genialen Kopf vorausſetzen wird.

So gern Kauſch in Wien geblieben wäre, ſo fanden ſich doch Schwierigkeiten, von welchen er ſpäter urtheilte, „daß ſie leicht zu überwinden geweſen wären,“ und er mußte mit einem kleinen Ausfluge nach Ungarn, wo ſchon Oedenburg und Eſterhazy ihm die Säulen des Herkules wurden, ſich begnügen. Sein Genius führte ihn richtiger, wollte ihn reinigen durch Prüfungen und ihn zu einer höhern Wirkſamkeit erheben!

Ende 1774 reiſete Kauſch durch Mähren nach Schleſien zurück und fand bald in Breslau eine recht hübſche Praxis. Schon 1776 erhielt er einen Ruf, als Leibarzt zu Trachenberg, wurde zugleich königl. Phyſikus in dem Militſch-Trachenberger Kreiſe und heirathete im Alter von 25 Jahren die Tochter des Kaufmanns Zerboni aus Breslau. Nur als Leibarzt und als Kreisphyſikus war hier zu leben, da die Umgegend dem Arzte ungünſtig iſt. Der Fürſt von Hatzfeld ſtarb plötzlich 1779 in Breslau und bald folgte ihm auch die Fürſtin, deren Mitvormund über den jungen Prinzen, der Breslauiſche Domherr, Baron von Rothkirch (nachmaliger Weihbiſchof), die Stelle eines Leibarztes eingehen ließ. Deshalb zog Kauſch nach Militſch, wo nicht nur ein bedeutender Landadel, ſondern auch das benachbarte Polen, welchem die Juden, wie zu Faktoren, Handwerkern, ſo auch zu Aerzten dienen mußten, eine bedeutende Praxis darbot.

Digitized by Google

Vier Jahre war Kauſch in Trachenberg geweſen, als er 1780 nach Militſch zog, wo er zugleich Hausarzt des Grafen von Burghaus zu Sülau wurde und in Polen eine ausgedehnte Bekanntſchaft erhielt.

„Einen unverzeihlichen Fehler contra politiam medicam machte ich, „ſagt Kauſch," darin, daß „ich nicht nach meiner Ankunft zu Militſch polniſch lernte." Wer wird ihm nicht gern darin beiſtimmen! des Brot ich eſſe, des Lied ich ſinge: iſt zwar ein engherziger Grundſatz, aber durch die Erfahrung gewiß für Jeden beſtätiget, welcher in einem Lande lebt, deſſen Nationalſprache nicht ſeine Mutterſprache iſt. Es war damals in Polen Sitte, daß der hohe Adel ſich theils durch Latinität auszeichnete, theils in Paris ſich franzöſiſch gebildet hatte; daher konnte auch Kauſch hier durchkommen, und um ſo mehr, wenn die Dukaten-Karten ſchon die Einladung bekleidet hatten. Aber beim niedern Adel, welcher noch eben ſo niedrig in ſeiner Bildung ſtand, war dies nicht der Fall. Jene pränumerativen Dukaten-Karten waren um ſo lächerlicher, je unſichrer der Arzt ſeyn muß, da ein ſolcher Akkord ihn ſchon im Voraus zwang, den Kranken zu helfen, ſo wenig er auch ſeiner Sache gewiß ſeyn mochte. Aber die Lage der Dinge gebot eine kluge Rückſicht, und wie viel alte Praktiker, welche nur Routine hatten, haben ſich damals und mehr noch früher unermeßliche Reichthümer in Polen erworben!

Hatte der ſchnelle Tod des Fürſten und der Fürſtin von Hatzfeld die Ausſichten des jungen Mannes, welcher auf dieſelben hin eben in den Eheſtand getreten war, ſehr getrübt: ſo mußte ihn der Schlag, welcher ihn ſchon im erſten Jahre ſeines Aufenthalts zu Miltiſch (1780) traf, noch mehr niederbeugen. Seine geliebte Franziska, (geb. Zerboni) ſtarb im erſten Wochenbette an den Folgen ihres Schreckens über den plötzlichen Tod ihres Kindes, während ihr Gatte in Berufsgeſchäften abweſend war.

Die Inſchrift auf ein Denkmal, welches Kauſch ihr ſetzen laſſen wollte (?), lautet folgendermaßen:

Groß genug
Dieſer Aſchenkrug,
Deinen Ueberreſt hier einzuſchließen!
Viel zu klein
Würd' er ſeyn,
Meine Thränen drein zu gießen!

Im Jahre 1783 heirathete Kauſch ſeine zweite Frau, Thereſe, geborne Carove und verband ſich dadurch wiederum mit einer altitalieniſchen Kaufmannsfamilie in Breslau. Es gieng ihm hiebei, wie es wol dem größten Theile junger Eheleute zu gehen pflegt, da ſie, als Hauptperſonen des Feſtes, ſelten viel darüber zu gebieten haben und oft alten Baſen und Pathen folgen müſſen. Je heißer unſre Wünſche ſind, deſto ſeltner werden wir ihrer recht froh! dies erfuhr auch Kauſch an ſeinem Hochzeitstage; aber ein ſo unglückliches Zeichen dies für ſeine Ehe ſchien, ſo glücklich iſt ſie für ihn geworden, obgleich der Tod mehrerer Kinder ihn betrübte.

Kauſch lebte bis zum Jahr 1797, nicht nur im häuslichen Frieden, im ärztlichen Vertrauen und in der Achtung ſeiner Behörden, ſondern auch in Rückſicht auf ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe (er geſteht ſelbſt, daß er ſowohl durch ſeine beiden Phyſikate, *) als auch durch Deputate und Gehalte

---

*) Der verewigte dirigirende Miniſter in Schle-

aus einigen benachbarten gräflichen Häuſern 600 Reichsthaler Fixum jährlich hatte, ohne ſeine bedeutende Praxis und andere außerordentliche Einnahmen zu rechnen) ſehr glücklich, und hoffte einſt im Alter, nach der Verſorgung ſeiner Kinder, ſeine Praxis aufgeben und nur von dieſem beſtimmten Gehalte, ſo wie von dem etwa Erſparten, anſtändig leben zu können.

Aber jenes unglückbringende Jahr zerſtörte plötzlich alle ſeine und wie es ſchien recht ſichern Hoffnungen. Es begann mit Leiden in ſeiner Familie: ſeine Gattin und ſeine älteſte Tochter *) wurden gefährlich krank, daſſelbe Schickſal traf ſeinen Bedienten und ſein Dienſtmädchen und den Hausvater überfiel ein Schleimfieber; man befürchtete wirklich den Anfang einer Epidemie. Aber das größte Unglück ſollte noch kommen!

Kauſch wurde plötzlich verhaftet und nach Spandau geführt.

Im Jahr 1791 entwarf Kauſch den Plan zu

ſien, Graf von Hoym, übertrug dem thätigen und geſchickten Arzte, außer ſeinem ſchleſiſchen Phyſikate, noch das Phyſikat zu Adelnau im damaligen Südpreußen 1795.

*) Dieſelbe kränkelte oft und war ſchon früher von ihrem Vater dem Tode, welcher ſie an der entſchiedenſten Lungenſucht hinzuraffen drohte, glücklich entriſſen worden. Ein Beweis, ſagt Kauſch, welchem auch bei andern Kindern die Heilung dieſer Krankheit gelungen war, „daß Lungenſucht vor dem dreißigſten Jahre keinen tödtlichen Charakter habe. Iſt ſie ohne hektiſches Fieber, ſo wird ſie dem mannbaren Alter nicht leicht gefährlich; iſt ſie mit Fieber verbunden, ſo wird ſie jenem Alter gefährlicher, als der früheren Jugend. Freilich treten, beſonders wenn Eitergeſchwüre damit verbunden ſind, in der Jugend leicht abzehrende Fieber hinzu, welche den Tod zur Folge haben, jedoch kann dies nicht als Regel angenommen werden.“

ſeinen Nachrichten über Schleſien, Böhmen und Polen, las zu dieſem Zwecke Alles, was ihm merkwürdig ſchien, bereiſete ſein Vaterland in verſchiedenen Richtungen, ging aus dem ſchleſiſchen Gebirge nach Prag und über Dresden nach Hauſe zurück, nützte ſeine Bekanntſchaft mit Großpolen und durchſtrich Kleinpolen bis Krakau und Wieliczka. So ausgerüſtet, ging er an das Werk und lieferte in der Form einer Reiſebeſchreibung das Wichtigſte über Verfaſſung, Literatur, Statiſtik, Handel ꝛc., nebſt topographiſchen Einzelnheiten. Er geſteht es ſelbſt ein, daß er bei Polen, wo wenig vorgearbeitet iſt, am meiſten hinter ſeinem Ideale zurückgeblieben wäre, daß hingegen ſeine Darſtellung von Schleſien, welches er natürlich genauer kannte und wo die Quellen reichlicher floſſen, ſo wie von Böhmen, wo viel Materialien ſchon geſammelt waren, ſeinen Wünſchen am meiſten entſpräche. Daß ſolche Werke, ſo klaſſiſch ſie auch zu ihrer Zeit ſeyn mögen, nur ein augenblickliches Intereſſe haben und ſpäter nur dem Geſchichtsforſcher von Werth ſeyn können, iſt nicht nur im Allgemeinen klar, ſondern wird auch von Kauſch erkannt, und „wer kann Alles wiſſen, Alles richtig wiſſen! Wer kann in Allem gleich „ſtark ſeyn!"

In ſeinen Nachrichten über Schleſien hatte Kauſch auch über das Erziehungsinſtitut für Weltprieſter zu Breslau geurtheilt, deſſen Fehler aufgedeckt und beſonders einen Vorſteher deſſelben, den geiſtlichen Rath L. überſpannter Grundſätze beſchuldiget. Daß Kauſch wirklich nicht Unrecht hatte, beweiſet nicht nur der Antheil, welchen viele katholiſche Geiſtliche, die ſich aber (ſo drückt ſich Kauſch ſelbſt darüber aus:) aus Furcht vor dem hohen Rathe, nur bei der Nacht, wie Nikodemus, darüber mit ihm beſprachen, an ſeiner Behauptung nahmen; beweiſet auch, daß jene Prieſteranſtalt, das ſogenannte Alumnat, durch den kürzlich verewigten Fürſt-Biſchof zu Breslau, den Prinzen von Hohenlohe-Bartenſtein, eine radikale Umſchaffung erhielt. Aber die Obſkuranten, oder wie Kauſch ſich mild ausdrückt, die Verfechter des antiquirten Syſtems, ſiegten über die Wahrheit und ſo wurde unſerm Kauſch, nachdem er den Widerruf verweigert hatte, ein fiskaliſcher Prozeß zu Theil. Jedoch wurde dieſer Prozeß bald darauf ſuſpendirt, da ſich Kauſch erbot, das etwa Objectiv-Unrichtige (das Subjective wird kein redlicher Mann aufopfern, ſobald er die Wahrheit richtig erkannt hat:) nächſtens zu verbeſſern; dieß iſt anch 1796 in ſeinen fortgeſetzten Nachrichten über jene Länder geſchehen, aber zugleich durch Documente dargethan worden, daß Kauſchens Beſchuldigungen nicht übertrieben geweſen waren. In dieſem Prozeſſe, welchen Kauſch ſelbſt führte, bediente er ſich des Rathes anderer, beſonders des Kriegsrath Zerboni de Spoſetti zu Petrikau, zu welchem er, als dem Stiefbruder ſeiner erſten Frau, das meiſte Zutrauen hatte. Dieß war wegen der größeren Entfernung bisher immer brieflich geſchehen, wo freilich nicht Zeit und Raum genug vorhanden war, um alles Nöthige zu verhandeln; um ſo mehr wünſchte Kauſch eine perſönliche Zuſammenkunft mit Zerboni und dieſe wurde ihm im Sommer 1795 zu Theil. Zerboni reiſte nämlich von Petrikau über Kempten und Wartenberg nach Breslau und Kauſch beſtimmte ihm ſchriftlich ein Rendezvous beim Erzprieſter Libor zu Wartenberg.

In dieſem Briefe an Zerboni kam folgende Stelle vor:

„Der Herr Erzprieſter Libor iſt ein heller Kopf, „ganz auf dem rechten Wege, dort können wir frei

„konfabuliren, ohne daß Sie zu befürchten haben, daß „von Ihrem Antheil etwas ruchtbar werden dürfte, (oder könnte).“

Dieſe Stelle wurde leider Veranlaſſung, daß Kauſch als Staatsgefangener und Exulant, entfernt von ſeiner Familie, ein trauervolles Jahr verlebte! Auch ohne ſeine weitläuftige Interpretation wird der Unbefangene, deren es leider damals nur wenige gab, beim erſten Blick erkennen, wie ſchuldlos Kauſch in dieſe Händel verwickelt wurde. Kauſch, Zerboni und Libor waren Katholiken, Erſterer iſt ſeinem Berufe nach nicht zu Advokatengeſchäften berechtiget, Letzterer in ſeiner geiſtlichen Stellung, da Kauſchens Prozeß ſeine Behörde galt, ſelbſt gefährdet und alſo klar, daß Kauſch ſeinem Schwager Zerboni, von welchem er wegen Libor nichts zu befürchten hatte, einen Wink gab, daß auch er von Libor wegen ſeines Antheils an jenem Prozeſſe nichts zu befürchten habe. Wie ganz anders würde Kauſch geſchrieben haben, wenn er von Zerbonis, Leipzigers und Conteſſas Planen, deren Nichts ſchon längſt erwieſen iſt, Etwas gewußt hätte!

Es iſt jedem unſerer Leſer bekannt, daß König Ludwig XVI. von einer Parthei, welche des Thrones ſich ſelbſt bemächtigen wollte, zum Tode geführt wurde; ſie ſiegte freilich nicht, ſondern grub ſich ſelbſt ihr Grab. Es iſt jedem bekannt, daß die liberalen Ideen der erſten Helden jener Zeit — wer kann dem reißenden Strome ſichere Dämme entgegenſetzen? wer kann der Kugel, ſobald ſie ihr finſteres Lager verlaſſen hat, ihren weitern Lauf vorzeichnen? wer kann dem feuerſpeienden Berge gebieten? — in den ſpätern Greuelſcenen, welche uns Frankreich damals darbot, untergingen und in den wildeſten Ochlokratismus ausarteten. Es iſt jedem bekannt, daß die Machthaber jener Zeit nur Rettung in auswärtigen Kriegen finden konnten und daß große Bewegungen auch große Talente hervorriefen, welche ſich an die Spitze der Armeen und des Staats ſtellten und Alles rings um ſich in Europa, was ihrem Streben entgegen war, zittern machten. Daher das Geſpenſt des Jakobinismus, welches man auch unter dem ruhigen und redlichen Deutſchen aufſuchte; daher die Furcht vor Emiſſären, welche im Deutſchen Sinn und Herzen gewiß keinen Eingang finden konnten, ſobald nur die ſchreckliche Frucht deſſen, was den freiſinnigen Mann unter uns belebt hatte, vor unſre Augen geführt worden war.

Wenn die Fürſten wahre Väter ihres Volkes ſind, wenn ſie, als Selbſtherrſcher, nicht den Subalternen allein den Wohlſtand ihrer Kinder anvertrauen: dann werden ſie, wie der liebende Vater in ſeiner Familie, ruhig und geſegnet leben können. Wenn aber Argwohn durch eignes Gefühl und durch Einflüſterungen in den Fürſten entſteht, und ſie, in das Heiligthum der Legitimität ſich hüllend, fremd werden ihren Kindern: dann muß, wie der allzuſtrenge Familienvater es erfährt, Mißtrauen und Unruhe in den Kindern und gerechte Furcht in ihren Vätern hervorkeimen. Das iſt das wahre Bild jener Zeit, welche durch Frankreichs Mißbrauch einer ächten Freiheit, auch in Deutſchland hervorgerufen wurde! Eine faſt dreißigjährige Erfahrung hat die Mächtigen hoffentlich eines Beſſern belehrt und ſie überzeugt, wie treu die deutſchen Kinder gegen liebende Väter geſinnt ſind.

Jene angeführte Briefſtelle brachte unſern Kauſch in den Verdacht einer Theilnahme an den ſpäter entdeckten Umtrieben Zerbonis, da dieſelbe unter den Papieren des Schwagers gefunden worden war. Daß ſie gar keinen Bezug darauf hatte und man nur Jakobinismus roch, wo kein Gedanke davon vorhanden war, iſt im Vorhergehenden ſchon gezeigt worden; Zerbonis und ſeiner ſogenannten Mitſchuldigen Sache zu unterſuchen, gehört nicht hierher. *) Kauſch ſaß in Spandau und wurde auf bloßen Verdacht hin nicht nur verhaftet, ſondern auch ſpäter exilirt!

Am 16. Februar 1797 ließ ihn der Rittmeiſter von Könitz zu Militſch (vom Huſarenregiment Leſtok), als Arzt holen und verhaftete ihn; ſeine Taſchen wurden unterſucht **) und bei der Nachfrage nach ſeinen Schlüſſeln erklärte Kauſch (wer wird auch, wenn ein Kranker ihn ſchnell rufen läßt, ſeine Schlüſſel bei ſich führen?), daß ſeine Frau alle Schlüſſel habe und daß ſeine meiſten Papiere überhaupt unverſchloſſen wären. Ohne wieder nach Hauſe gehen zu dürfen, wurde demſelben nur erlaubt, die ihm, als Rekonvalescenten nöthigen Bequemlichkeiten kommen zu laſſen und im eignen Wagen zu fahren. Der Lieutnant von Bültzingslöwen blieb bei ihm und der erwähnte Rittmeiſter erklärte, nachdem er alle jene Wünſche des Verhafteten erfüllt hatte, daß Kauſch's Frau ſich gefaßt betragen habe. Nicht bis Guhrau, wo der Stab ſtand, ſondern bis Glogau, wo Kauſch's verſiegelte Schriften ankamen, ging die Reiſe und von da weiter über Frankfurt a. d. O. nach Spandau. „Noch iſt kein Unſchuldigerer über dieſe Brücke gefahren", rief Kauſch aus, als er in dieſe Feſtung einfuhr, wo er Anfangs ein kleines, dunkles Zimmer auf dem Walle im Fort der Königin, ſpäter ein beſſeres auf dem großen Platze der Feſtung bewohnte.

---

*) Zerboni de Spoſetti iſt jetzt Oberpräſident des Großherzogth. Poſen. (Videat Conv. Lex. 10. Bd.)

**) Seite 221 von Kauſch's Selbſtbiographie.

So traurig dem Staatsgefangenen der Verluſt der Freiheit, die Entfernung von ſeiner Familie auch werden muß, ſo können noch Ratten, Mäuſe und anderes Ungeziefer, die mögliche Feuersgefahr und die Entbehrung der nothwendigſten Bequemlichkeiten ſein trauriges Leben, welchem nur das Raſſeln der Schlöſſer Veränderung darbietet, mit den grellſten Schatten erfüllen, beſonders wenn ſeine Thätigkeit nur auf eignes Nachdenken beſchränkt iſt.

Am 21. April deſſelben Jahres wurde Kauſch zwar von Spandau entlaſſen, aber, laut königl. Kabinetsbefehl, wegen Verdachts exilirt und reiſte nun nach Leipzig, wo er ſeine Selbſtbiographie ſchrieb *) und mit folgenden Worten ſchloß:

„Zwar kenne ich meine Rechte, denn Preußen „hat keine Sclaven und wer nicht Sclav iſt, hat „ſein Recht; aber ich brauche ſie nicht zu fordern, „denn der gewiſſenhafte Friedrich Wilhelm „kennt auch vollkommen ſeine Pflichten, er iſt kein „Despot und er wird mir ungefordert und mit „frohem Herzen angedeihen laſſen, worauf meine „ganz unbefleckte Unſchuld Anſpruch zu machen be„rechtiget iſt.“

Schon ein Jahr darauf wurde Kauſch's Unſchuld anerkannt und unſer gerechter König Friedrich Wilhelm III., rief ihn bald nach ſeiner Thronbeſteigung, nicht nur zurück, ſetzte ihn nicht nur in alle ſeine alten Aemter wieder ein, ſondern

---

*) Aus dieſer Selbſtbiographie, ſo wie aus einigen brieflichen Mittheilungen, welche ich aus Militſch und Liegnitz erhielt, iſt gegenwärtige Lebensbeſchreibung des verewigten Kauſch entſtanden.

ertheilte ihm noch als Entſchädigung für erlittene Verluſte, eine lebenslängliche Penſion von 150 Reichsthalern. Anfang 1806 erhielt Kauſch den Titel eines Medizinalraths und wurde nach Kaliſch und nach der Entſtehung des Herzogthums Warſchau im Jahre 1809, als Regierungs- und Medizinalrath nach Liegnitz verſetzt. Vier Jahre darauf ward er Ritter des eiſernen Kreuzes und am 18. Mai 1823 feierte er in Warmbrunn das Jubiläum ſeiner medizíniſchen Doctorwürde; hierher hatte er ſich geflüchtet, um ſich von ſeinen gichtiſchen Zufällen zu befreien; bis hierher erreichte ihn die Gnade ſeines Königs und zeichnete ihn mit dem rothen Adlerorden dritter Klaſſe aus *).

---

*) „Es iſt mir bekannt geworden“, ſchrieb ihm der
Herr Miniſter von Altenſtein, Excellenz aus Berlin,
„daß Ew. Wohlgeboren am 18. d. M. Ihr funfzigjähri-
„ges Doctorjubläum feiern werden. Ich habe mich ver-
„pflichtet gehalten, Sr. Majeſtät dem Könige von die-
„ſem ſeltenen Feſte Anzeige zu machen und Allerhöchſt
„dieſelben haben geruht, Ihnen in Rückſicht Ihrer aus-
„gezeichneten Dienſtleiſtung und erfolgreichen Thätigkeit
„mittelſt Allerhöchſter Kabinetsordre vom 3. d. M. den
„rothen Adlerorden dritter Klaſſe allergnädigſt zu verlei-
„hen und mir aufzutragen, Ihnen zugleich die beruhigende
„Zuſicherung zu geben, daß nach Ihrem Tode für Ihre
„Wittwe und Ihren Sohn geſorgt werden ſolle. Die In-
„ſignien des Ihnen verliehenen Ordens, ſo wie das dazu
„gehörige königl. Handſchreiben, werden Ihnen von dem
„dortigen Regierungspräſidium eingehändiget werden. In-
„dem ich mich freue, Ew. Wohlgeboren ſowohl zu die-
„ſem ausgezeichneten Beweiſe Allerhöchſter Huld und
„Gnade Glück zu wünſchen, als Ihnen auch meine herz-
„lichſte Theilnahme an dieſem ſo ſeltenen Feſte ausdrü-
„cken zu können, verbinde ich zugleich den innigen Wunſch,
„daß ſie noch viele glückliche Tage erleben und lange noch
„jüngern Kunſtgenoſſen als Vorbild, wie man ſich durch
„Fleiß und Anſtrengung ausgezeichnete Verdienſte, ſo-
„wohl in der Wiſſenſchaft, als im Dienſte des Staates
„erwerben könne, vorleuchten mögen. Mit Vergnügen be-

Aber die Hoffnungen ſeiner Behörde und die Wünſche des königl. Miniſters wurden eben ſo wenig erfüllt, als Gott das Gebet ſeiner liebenden Gattin und ihrer beiden Enkeltöchter erhörte. Schon am 1. Septbr. 1824 zwang zunehmende Kränklichkeit den würdigen Greis, im 73. Jahre ſeines Alters, den Ruheſtand zu ſuchen, welchen er aus königlicher Milde mit einer Penſion von 950 Thalern erhielt und nach kaum ſechs Monaten, am 10. März 1825, im Alter von 73 Jahren 5 Monaten und 24 Tagen mit dem ewigen Ruheſtande verwechſelte.

„So lange", ſagt Kloſe in den ſchleſiſchen Provinzialblättern (Junius 1825) „So „lange Geiſt und Kenntniſſe, angewandt zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaft und zur Förderung „menſchlichen Wohls einen Anſpruch auf Hochachtung geben werden, wird **Kauſch** unter uns unvergeſſen bleiben!"

Das literariſche Wirken des ausgezeichneten Mannes zu ſchildern, will ich jetzt noch verſuchen. Daß Schriftſtellerei Anfangs herrſchende Leidenſchaft in ihm geweſen ſey, hat er ſelbſt erkannt; daß dieſelbe aber durch den zunehmenden Umfang ſeiner Praxis beſchränkt wurde, läßt ſich leicht erklären, obgleich ſeine Ruhmſucht, wie er freimüthig es geſteht, ihn immer wieder dazu antrieb und auch der Gewinn eines Honorars ihn dazu anſpornte.

Was ſchon früher angeführt iſt, will ich hier übergehen und nur dasjenige nennen, was ihn ſpäter auszeichnete *). Schon bei ſeinem anderthalb-

---

„nutze ich außerdem dieſe Gelegenheit, Ew. Wohlgeboren „die Verſicherung meiner Ihnen gewidmeten ausgezeichneten Hochachtung und Theilnahme an Ihrem Wohlergehn zu erneuern."
Altenſtein.

*) Wenn die ſtrenge Kritik bei einigen ſeiner Schrif-

Digitized by Google

jährigen Aufenthalte in Wien ſammelte er Materialien über die Mönchskappe oder Wolferlei. (Arnica montana L.) *) und ließ dieſelben in den mediziniſchen Jahrbüchern ſpäter abdrucken. In Trachenberg fing er an Pſychologie und zwar Anfangs aus franzöſiſchen Philoſophen zu ſtudiren; Herder über den Urſprung der Sprache führte ihn auf die Kraft des Tons und ſeines Zeitmaßes, und ſo entſtand noch in Militſch ſeine meiſterhafte Abhandlung über den Einfluß der Töne und beſonders der Muſik auf die Seele, welche überall mit Beifall aufgenommen wurde.

Im Jahr 1785 begann Kauſch eine ſchleſiſche Blumenleſe unter dem Titel: Bardenopfer, wovon drei Jahrgänge erſchienen; bald darauf kamen ſeine „Frau ohne Vorurtheil" und ſeine Apologien heraus. Letztere waren ein Journal, welches, ungeachtet des ihm von allen Seiten er-

---

ten auch die letzte Feile vermißt: ſo muß ſie doch anerkennen, daß Kauſch ſich mit Geiſt und Gewandheit ſeines Gegenſtandes immer bemächtiget habe, mit Scharfſinn in ihn eingedrungen ſey und mit einer ſehr glücklichen Leichtigkeit, worin er von ſeiner ausgebreiteten Beleſenheit unterſtützt wurde, denſelben zu behandeln wußte.

*) Dieſe Pflanze, welche im Deutſchen noch unter mehreren Namen vorkommt, gehört in die neunzehnte Klaſſe Linnés zu den Syngeneſien und wirkt, unter der Leitung eines geſchickten Arztes, vortheilhaft gegen Epilepſie und andere gefährliche Krankheiten, ſo wie ſie auch äußerlich angewendet wird. In Schweden wurde ſie ehemals von den Bauern zu Tabak verarbeitet. Sie wächſt meiſt in gebirgigten Gegenden, wo ſie aber nur von Ziegen aufgeſucht wird und ihre ſchöne, große und gelbe Blume nach der Sonne dreht. Der berühmte Collin in Wien entdeckte ſie zuerſt, ſtellte Verſuche darüber an und machte dieſelben bekannt, ihre Heilkräfte empfehlend.

theilten Lobes, ins Stocken gerieth und ihm in pekuniärer Rückſicht viel Schaden brachte.

Obgleich es leicht den Schein haben könnte, als hätte Kauſch ſeine eigentlichen Berufsgeſchäfte über ſeinem literariſchen Treiben vernachläſſiget und ſeine Zeit zerſplittert, ſo iſt dieß keinesweges der Fall; denn ſowohl als praktiſcher Arzt, wie in ſeinem Kreisphyſikate war er außerordentlich thätig. Davon zeugen beſonders ſeine vielen und gediegenen Veterinärſchriften, ſowohl in Ueberſetzungen, als auch in Originalbemerkungen und zwar vorzüglich über den Milzbrand, und ſeine Kammeralprinzipien.

Zwiſchen dieſen und ſeinen Nachrichten über Schleſien, Böhmen und Polen, wovon oben ſchon das Nöthige angeführt worden iſt, erſchienen noch mehrere kleinere Schriften, meiſt belletriſtiſchen Inhalts und ſeine Kabale im Civildienſte, ſo wie ſeine Preisſchrift über die Ausbildung der Wundärzte zur innerlichen Praxis, welche in Erfurt gekrönt wurde.

Seine Memorabilien, welche vorzüglich der Staats- und Thierarzneikunde gewidmet waren, ſein Journal: Geiſt und Kritik der mediziniſchen und chirurgiſchen Zeitſchriften Deutſchlands, welches in Plan und Ausführung unſern neueſten Zeitſchriften nicht genug zum Muſter empfohlen werden kann und ſeine Briefe an Girtanner ꝛc. *), beweiſen eben ſo ſehr ſeine auf Praxis gegründete literariſche Fruchtbarkeit, als ſie den hellſehenden Kopf verkündigen, welcher

---

*) Siehe in dieſen Briefen, in welchen Kauſch ſeine mediziniſchen und chirurgiſchen Erfahrungen ſeinen berühmten Zeitgenoſſen, einem Girtanner, Hufeland und Andern mittheilte, beſonders die treffende Bemerkung Seite 104.

Digitized by Google

ſeine Zeit und die Zukunft, die uns jetzt Gegenwart geworden iſt, ſehr richtig zu würdigen verſtand.

Er beſchloß ſeine lange ruhmvolle literariſche Laufbahn mit der wichtigen Schrift über die neuen Theorien des Kriminalrechts und der gerichtlichen Medizin.

Wenn wir nun uns das Bild des Mannes, welchen bei ſeinen wunderſamen Schickſalen auch noch die Prüfung traf, daß von eilf Kindern ihn nur ein Sohn überlebte, welcher durch ſeine unglückliche Krankheit in den letzten zehn Jahren, wo die Vorſehung ſichtbar ſtrebte, den wackern Arzt, den geiſtvollen und vielſeitig gebildeten Gelehrten, den geſchmackvollen Kunſtkenner, den biedern Hausvater und treuen Staatsbürger, für ſeine früheren ſchuldloſen Leiden zu entſchädigen, die größten und liebſten Hoffnungen des Vaters zerſtörte, im Ganzen aufſtellen, ſo werden wir eben ſo ſehr über die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, welche er oft in den traurigſten Leidensſtunden ſich aneignete, erſtaunen, als den religiöſen Muth bewundern, womit er alle ſeine unverſchuldeten Leiden ertrug; aber auch eine Regierung preiſen, welche mit ſtrenger Gerechtigkeit das ihm geſchehene Unrecht glänzend wieder gut zu machen, ſich eifrig bemühte.

Wir finden ihn als Arzt am Krankenbette, von herzlicher Theilnahme begleitet, mit hellem Blicke den Krankheitsſtoff bei ſeiner Wurzel ergreifen; wir finden ihn in den Regierungsſitzungen, geachtet von ſeinen Kollegen, durch treffliche mediziniſch-polizeiliche Verordnungen das Wohl ſeines Vaterlandes befördern und die ſchuldloſen Kinder befreien durch ſeine Thätigkeit in der Vaccine, von dem afrikaniſchen Erbfeinde des europäiſchen Ge-

Digitized by Google

ſchlechts, wir finden ihn, im Bunde mit Unſchuld und Religion — ſie war ihm kein leeres Formenweſen, ſondern durchdrang ſein Herz und Leben — kämpfen gegen die Unbilden ſeiner Zeit und vertrauen auf Gott und ſeine gerechte Sache; wir finden ihn, mitten unter den verſchiedenartigſten literariſchen Arbeiten, Geiſt mit Gewandheit verbinden und immer die Wiſſenſchaft und eine nützliche Thätigkeit im Auge haben; wir finden ihn im Kreiſe ſeiner Familie, als liebenden und wiedergeliebten Hausvater und müſſen nur den unglücklichen Vater ſchmerzlich bedauern; wir finden endlich den ehrwürdigen Greis, nach einem thätigen und mühevollen Leben, mit der Gnade ſeines Königs belohnt, mit der Liebe und Achtung ſeiner Zeitgenoſſen geſchmückt, von den Seinigen geſegnet, im Hoffnungsſtrahle der untergehenden Sonne ſich aufſchwingen zu Gottes ewigem Friedenslichte!

Seine Schriften ſind:

Diss. inaug. de remediorum in humoribus nostris non sulubilium efficacia. Halae, 1773. 4. Collins Heilkräfte d. Wolferlei in Fiebern u. a. faulen Krankheiten; a. d. Latein. ſeiner Wahrnehmungen über hitzige u. langwierige Krankh. überſ. ꝛc, Breslau, 1777. — Zwei Leichenreden auf d. Fürſten u. die Fürſtin v. Hazfeld. Daſ. 1780. — Ueber d. Einfluß der Töne u. insbeſ. der Muſik auf die Seele; eine pſycholog. Abhandl. nebſt einem Anh. über den unmittelb. Zweck der ſchönen Künſte. Daſ. 1781. — Schleſiens Bardenopfer für 1786, geſammelt u. auf eigene Koſten herausgegeben v. Kauſch, 1786. Schleſiens Bardenopfer für 1787, 1788 u. ſ. f. (auch unter d. Titel: poet. Blumenleſe der preuß. Staaten für 1788, 1789. 12.) — Der allerneueſte Roman, oder die Frau ohne Vorurtheil. 1785 u. 1786. — Aeſthet. Geſpräche über die größten dichteriſchen Vorurth., Maſchinenwerk, Reim- und Silbenmaaß ꝛc. Bresl. u. Leipz. 1786. — Wahrheit u. Freimüthigk. in ſchweſterl. Umarmung, 1. Bdchn. Nürnb. 1789. Fortgeſ. unter folg. Tit.: Freimüthige Unterhaltungen über die neueſten Vor-

Digitized by Google

fälle unſers Zeitalters, die Sitten u. Handlungsarten d. Menſchen ꝛc. Leipz. 1790. — Originalbemerkungen über die beiden in unſern Tagen am meiſten im Schwange gehenden Rindviehſterben, nebſt Bekanntmachung eines koſtenloſ., ſehr glückl. u. durch vieljähr. Erfahrung beſtätigten Heilverfahrens im ſogen. Milzbrande. Grottkau u. Leipz. 1790. — Kabale im Civildienſt; ein dramat. Roman, in 2 numerirten Theatervorſtell. ꝛc. Daſ. 1790. — Beantwortung der Frage: Wie kann man a. eine leichte, nicht allzukoſtſp. Art den Wundärzten, denen d. Landvolk anvertraut iſt u. die d. leidenden Menſchheit oft mehr ſchädl. als nützl. ſind, einen beſſern u. zweckmäß. Unterricht beibringen? welcher die kurfürſtl. Mainz. Akademie der Wiſſ. zu Erf. d. Preis zuerkannt hat. Erfurt, 1790. — Kameralprincipien über Rindviehſterben, für Landesregierungen u. angehende Staatswirthe. Mit einer Kupfert. Berlin, 1793. — Nachrichten über Polen, 2 Thle. Salzb. 1793. — Ausführl. Nachrichten über Böhmen, ebend. 1794. — Ausführl. Nachrichten über Schleſien, ebend. 1794. — Gab heraus: Apologien 1—3. Heft. Leipz. 1787. (Von ihm iſt darin: Etwas in d. Katholicismusſache in Beziehung auf Schleſien; Antwort auf Suitnak's Brief über Kant; Parallelen zwiſchen der proteſt. u. kathol. Nationalaufklärung, in wiefern ſie durch die eine oder die andere Geiſtlichkeit mehr oder weniger begünſtigt wird). — Erfahrungen über d. Lungenbrand od. Milzbrand des Rindviehes, in Pyls Repertorium für die gerichtl. und öffentl. Arzneigel. B. 2. St. 2. S. 269 — 303 (1791). — Ueber Ludwig Ferdinands ſchöne That; in den ſchleſ. Provinzialblätttern, 1793. St. 9. — Kauſchens Schickſale, nebſt mannigfaltigen Abſchweifungen u. einer Beilage. Leipz. 1797. — Geiſt u. Kritik der medicin. u. chirurg. Zeitſchriften Teutſchl. für Aerzte u. Wundärzte. Leipz. 1798, 1799 u. 1800. — Medicin. u. chirurg. Erfahrungen, in Briefen an Girtanner, Hufeland, Loder, Quarin, Richter u. ſ. w. nebſt d. eingegang. Antworten. Leipz. 1798. — Briefe an den Einſiedler Grund auf dem Rieſengebirge, über ſeine Landesverweiſung u. gethanen Reiſen nach Leipz., Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Göttingen, Halle, Potsdam u. Berlin, 1799. — Sendſchreiben an Hrn. Hofr. Hufland in Jena, auf Veranlaſſung ſ. Schrift: Bemerkungen über das Nervenfieber u. ſ. Complicationen. Altenb. 1799. — Erſte Fortſetz. ſ. Nachr. über Schleſien, Böhmen u. das vormal. Polen. Breſl. 1796. 8. — Vom Geiſt u. Kritik der medic. chirurg. Zeitſchriften erſchien des 3. Jahrg. 1. u. 2. B. 1801; des 4. u. 5. Jahrg. 1. u. 2. Bd. 1802; des 6. Jahrg. 1. u. 2. Bd., ſammt Regiſter über die 3 letzten Jahrg. 1803; des 7. Thls. (nicht mehr Jahrg.) 1. u. 2. Bd. 1804. — Die Heilquellen zu Buckowine für Aerzte u. Nichtärzte ꝛc. Breſl. u. Leipz. 1802. — Ueber den Milzbrand des Rindviehes; eine Abhandl., welcher v. der königl. Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin der Preis von 50 Dukaten zuerkannt worden iſt. Berlin, 1805. — Fragmente der militär. Staatsarzneikunde; in Kilian's Georgia, Jahrg. 1806. Jan. — Ein neues charakteriſt. Zeichen der Rindviehpeſt; in Hufeland's u. Himly's Journal der prakt. Heilk. 1809, März Nr. 4. — Memorabilien der Heilk., Staatsarzneiwiſſenſch. u. Thierheilkunſt. Züllichau, 1813 u. 1815. — Ueber die neuen Theorien des Kriminalrechts u. der gerichtl. Medicin, mit Vorſchlägen zur Verbeſſerung beider Disciplinen. Daſ. 1818. — Gab mit einer Vorrede heraus: **Müllers** Schrift: der Werth der cultivirten Schafpockeinimpfung (Leipz. 1817). — Gedichte in der neuen Literatur u. Völkerkunde, und Aufſätze in Gruners Almanach für Aerzte u. Nichtärzte. — Außerdem noch verſchiedene anonym. Schriften, auch philoſoph., äſthet., krit. und medicin. Aufſätze, theils mit, theils ohne Namen in mancherlei Zeitſchriften. — Anonymiſcher Unternehmer noch anderer gelehrten Anſtalten. — Gelegenheitsgedichte. — Recenſionen. — Antheil an der Erſch-Gruberſchen Encyklopädie. — Sein Bildniß vor dem 6. Jahrg. von Kopp's Jahrbuch der Staatsarzneikunde (1813).

Waſchke bei Bojanow. **Karl Wunſter.**

XX. Carl Brandan Mollweide,

Profeſſor der Mathematik zu Leipzig.

geb. den 3. Februar 1774.
geſt. den 16. März 1825. *)

Er ward zu Wolfenbüttel geboren. Sein Vater war Regiſtrator daſelbſt und wenig bemittelt. Als Knabe zeichnete ſich der junge Mollweide durch eine ſehr ſchöne Hand im Schreiben aus, wie er auch ſpäter ſeine Zuhörer oft durch die Feſtigkeit und Geſchicklichkeit, mit der er einen vollkommnen Kreis aus freier Hand zog, in Verwunderung ſetzte. Zum Rechnen und zur Mathematik überhaupt zeigte er bis zu ſeinem zwölften Jahre nicht nur keine Neigung, ſondern ſogar eine entſchiedene Abneigung. Sein Talent ſchien plötzlich entwickelt, als er eines Tages, ohne vorher nur die Rechenſpecies zu kennen, ſeinem im Rechnen begriffenen Vater zurief: „Vater, Sie haben geirrt.“ Von dieſer Zeit fing er dann auch an, ſich eifrig mit dem Rechnen zu beſchäftigen, doch nicht ſowohl durch väterlichen oder anderweiten Unterricht geleitet, als vielmehr durch eignes Studium von Rechenbüchern, welche er zu Hauſe vorfand, und von dem das Hemeling'ſche das erſte war. Bald ging er zur Algebra über und berechnete in ſeinem 14. Jahre ſchon eine Sonnenfinſterniß.

Vom 12. Jahre an beſuchte er auch die öffentliche Schule zu Wolfenbüttel und zeichnete ſich hier ſo durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe aus, daß der Prof. Leiſte, ſein Lehrer, ſich bei ſeinen überraſchenden Antworten des Ausdrucks bediente: „Hat er denn die logarithmiſchen Tafeln alle im Kopfe

---

*) Zum Theil aus der Ztg. f. die eleg. Welt, 1825, Nro. 69.

ſitzen?“ Nach vollendeten Schuljahren beſuchte er die Univerſität zu Helmſtädt, nachdem er ſchon auf der Schule den Entſchluß zum Studium der Mathematik gefaßt hatte und wurde nach dreijährigem Aufenthalte daſelbſt Lehrer an der dortigen Schule. Als Knabe war er immer heiter und geſund geweſen; eifriger Fleiß und vieles Sitzen auf der Univerſität hatten ſeiner Geſundheit geſchadet, ſo daß er nach einjähriger Verwaltung genöthigt war, ſeine Stelle zu Helmſtädt aufzugeben und zwei Jahre zu Hauſe zuzubringen, wo ihm fortdauernde hypochondriſche Beſchwerden, die ihn auch ſpäter nie ganz verließen, geiſtige Thätigkeit unmöglich machten. Nach Verbeſſerung ſeines Zuſtandes ward er als Lehrer der Mathematik und Phyſik an's Pädagogium zu Halle berufen, welche Stelle er 11 Jahre verſah, worauf er im Jahr 1811 nach Leipzig als außerordentlicher Profeſſor der Mathematik und Obſervator der Sternwarte kam und ſich 1814 verheirathete. Nach dem Tode des Profeſſors Praſſe (1814) ward ihm die erledigte Lehrſtelle übertragen, auch nahm ihn 1824 das große Fürſtencollegium unter ſeine Mitglieder auf. Einen Ruf, den er von hier nach Dorpat erhielt, ſchlug er, obwohl die Annahme deſſelben ihm eine vortheilhafte Lage geſichert hätte, aus Liebe zu ſeinem Vaterlande aus. Auch in Leipzig war er bei unermüdeter Thätigkeit ſtets kränklich und namentlich ward er oft durch Anfälle eines trocknen Huſtens beunruhigt, die endlich ein ſchleichendes Fieber herbeiführten, welches am 16. März ſeinem wirkſamen Leben ein Ende machte.

Mollweide war einer der riguröſeſten Mathematiker ſeiner Zeit, der jeden Fehler mit mathematiſcher Strenge leicht bemerkte und ſtreng rügte; daher als Recenſent gefürchtet. Dem Euklid zollte er eine faſt unbedingte Verehrung und trat ſtark gegen diejenigen auf, die an ſeiner Methode oder ſeinen Beweiſen etwas tadelten; ſo wie er überhaupt gegen alle Neuerungen in der Methode mißtrauiſch und vielleicht manchmal geneigter war, ihre Blößen zu bemerken und aufzudecken, als ihre Vorzüge anzuerkennen. Wiewohl von der größten Achtung für die geometriſche Syntheſe der Alten erfüllt, erkannte er doch an, daß der jetzige Standpunkt der Wiſſenſchaften die Hülfe der neuern Analyſe unumgänglich erfordere und verehrte als ihre hauptſächlichſten Stützen namentlich die Franzöſiſchen Mathematiker. Er behandelte alle Rechnungsarten mit großer Leichtigkeit und die Hand flog ihm beim Integroren auf der Tafel. Sein Vortrag war höchſt gründlich und er wußte die Trockenheit des Stoffes geſchickt zu beleben, indem er intereſſante Beziehungen dabei nachwieß. Die Mathematik verdankt ihm zwar nicht die Auffindung neuer allgemeiner Methoden, wohl aber die gründliche Bearbeitung und Beleuchtung einzelner Gegenſtände derſelben in vereinzelten Abhandlungen und der Fortſetzung der Klügelſchen mathematiſchen Wörterbücher, die er übernommen, aber nicht vollendet hat. Vorzüglich verdient machte er ſich dadurch, daß er ſich, wenn auch manchmal mit etwas zu großer Bitterkeit, gegen den in neuern Zeiten herrſchend gewordenen Hang zu unbeſtimmten Deductionen und unklaren myſtiſchen Darſtellungen auflehnte. Dagegen war er mit ganzer Seele, mit Wort und That bemüht, ein gründliches Studium der Wiſſenſchaften und namentlich der Mathematik zu befördern, und Jeder, der eine wahre Neigung dazu zu erkennen gab, konnte ſicher ſeyn, an ihm einen eifrigen Beförderer ſeiner Fortſchritte zu finden. Er hat deshalb die Liebe ſeiner Schüler, die ihn näher kannten, genoſſen; denn wenn ihn gleich manchmal eine hypochondriſche Stimmung etwas ſchroff erſcheinen ließ, ſo zeigte er doch im Grunde überall ſeinen wahrhaft wohlwollenden und ſtets nur das Beſte der Wiſſenſchaft im Auge habenden Sinn.

* Beitrag zur Biographie des verſt. Profeſſors Mollweide zu Leipzig. *)

Was ich hier beiſteure, iſt aus den erſten Jahren des gegenwärtigen 19. Jahrhunderts geſchöpft, wo ich, als Landsmann und College, mit dem vortrefflichen Mollweide auf dem Pädagogium zu Halle in vertrauter Freundſchaft gelebt habe.

Wiewohl M. auf ſein Aeußeres, auf Putz, Kleidung, Stellung u. dgl. nicht die geringſte Achtſamkeit verwandte und das gedankenſchwere Haupt gewöhnlich etwas niederhing, auch überhaupt der raſtloſe Geiſt den Körper abmagerte, ſo nahm doch ſchon auf den erſten Anblick für ihn ein der Ausdruck der ehrlichſten Gutmüthigkeit und heiterſten Seelenruhe in ſeinen Mienen und Worten und die Abweſenheit alles Stolzes und aller Parade, wodurch bedeutende Männer ſich bei denen, welche in ihre Nähe kommen, mehr ſchaden, als ſie es zu ahnen ſcheinen.

Aus den großen, dunkeln, treuherzigen Augen ſtrahlte der immer rege, forſchende, ſtarke, reine, heitere Geiſt, der innen wohnte. Er kündete, bei wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, ſich an durch eine helle, belebte, nachdrückliche, jedoch mehr ſinnige, als raſche Sprache, und durch heiteres, herz-

---

*) Am Schluß vorſtehender Biographie kommt uns von ſehr ſchätzbarer Hand dieſer Beitrag zu und zwar unter der ausdrückl. Bedingung, ihn unverändert zu geben, was uns abhält, ihn mit dem Vorhergehenden zu verſchmelzen. D. H.

liches Lachen, wenn im traulichen Geſpräch ergötzliche Gegenſtände vorgenommen wurden.

Es iſt mir unter denen, welche ſo ernſten Wiſſenſchaften, wie vornehmlich die mathematiſchen bis zu ihrer ſchwindelndſten Höhe es ſind, mit ganzem und unabläſſigen Eifer alle beſten Kräfte und alle beſten Stunden weihen, nie ein Mann vorgekommen, der ſich eine ſo unbefangene Heiterkeit bewahrt hätte, wie Mollweide. Dieſes und dann die ſonnenhelle Deutlichkeit ſeines geiſtvollen, höchſt belebten Unterrichts bewirkten es denn auch, daß ſich die Jugend zu ihm und in den Kreis ſeiner Studien mit Vergnügen hinaufgezogen fühlte. Ob ihm gleich, — beſcheiden, prunklos, einfach und natürlich, wie er ſtets war, — das äußerlich Imponirende, worauf Viele ein ſo großes Gewicht legen, daß es ihnen endlich zu einer für die Uebrigen höchſt läſtigen Gewohnheit und andern Natur wird, gänzlich fehlte, ſo gewann er dennoch die Achtung und, eben durch die Abweſenheit des zurückſtoßend-Imponirenden, als ſchöne Zugabe „die Liebe“ aller nur einigermaßen Gutartigen unfehlbar. Brauſte er auch, wie es unter Vielen wohl geſchah, einmal auf, ihm ward es nachgeſehen. Jeder wußte ja, wie er mit dem herzensguten Manne daran war.

Sanft und ſtill aber erblickte man ihn die meiſte Zeit. Er hörte lieber Andern ſtill und ſinnend zu, als daß er ſelbſt viel geredet hätte; und beſonders lieb war es ihm, wenn ſein Geſellſchafter heiteres Sinnes war und ihm unterweilen Gelegenheit gab, recht herzlich zu lachen. Das that ihm beſonders auch deshalb wohl, weil es ihm eine Erquickung und Ausruhe nach den ſtarken Anſtrengungen, zu welchen er ſeine Kräfte die meiſte Zeit aufbot, gewähren mochte. Wenn denn auch ſein Geſellſchafter einmal eine Zeit lang gar nicht ſprach, ſo war ihm doch ſchon das angenehm, daß er ihn nur zur Seite hatte. Man konnte, wenn man wollte, eine Viertelſtunde neben ihm hergehen — am liebſten ging er in's Freie hinaus, — ohne ein Wort zu ſprechen. Er war ſchon zufrieden, wenn er nur nicht allein wandern ſollte. Schon der Anblick eines Begleiters gewährte ihm, wenn er aus ſeiner Klauſe hervortrat, ein Wohlbehagen, indem ſein ſonſt ganz abgezogenes Denken nun doch nicht mit aller Strenge fortgeſetzt werden und er ſeinen Zweck, jetzt eine Weile davon abzulaſſen, wenigſtens einigermaßen erreichen konnte. Auch las er zur Erholung gern Dichter, alte und neue; unter den Alten am liebſten Virgil, unter den neuen am liebſten Wieland und Voß. Er war der alten Sprachen und, unter den neuern, beſonders der Franzöſiſchen mächtig. Auch dem Hebräiſchen hatte er in früherer Zeit Fleiß gewidmet. Er war Mitglied des philologiſchen Seminars zu Helmſtädt unter Wiedeburg geweſen, und hatte hier in vertrauter Freundſchaft mit Haſe, der den Deutſchen Namen jetzt in Paris verherrlicht, gelebt. Zwiſchen beiden dauerte damals noch immer ein freundſchaftlicher Briefwechſel fort. Haſe, wie mir erinnerlich iſt, wußte in jener Zeit nicht, wo er hieſigen Landes ein paßliches Unterkommen finden ſollte, was Mollweide, deſſen Herz ſehr an Haſe, von deſſen Gelehrſamkeit er ſchon damals eine ſehr hohe Meinung hegte, hing, öfters bitter beklagte. Mollweide ſelbſt war durch beſondere Empfehlung des großen Gönners aller ausgezeichneten Köpfe, des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, bei dem königl. Pädagogium zu Halle angeſtellt worden. Wie es zugegangen, daß es Haſen im Vaterlande nicht glücken wollte, kann ich nicht mehr genau angeben. Es dürfte ſich aber in

Haſe's Briefen an Mollweide, wenn ſie aufbewahrt worden ſind, hierüber und über vieles Andere manche intereſſante Aufklärung finden.

Um noch einmal auf M. „Dichterlectüre" zurückzukommen, ſo glaube ich, daß einige aſtronomiſch-unrichtige Erklärungen früherer und ſpäterer Bearbeiter des Virgil, M. zu ſeinen erſten, in Druck gegebenen Abhandlungen veranlaßt haben. Auch ging er, wenn ich nicht irre, ſchon früher damit um, eine neue Ausgabe des Euklides zu veranſtalten: denn ich habe ihn mit dieſem Meiſter fortwährend beſchäftigt geſehen. Außerdem waren es die Werke des La Place, welche er ſich damals von Paris kommen ließ, denen er großen Fleiß widmete. Denn wiewohl er, da ihm das, was man „guter Wirth ſeyn" nennt, nie einfiel, mit ſeinen Finanzen gemeiniglich in ſtarker Spannung lebte, ſo erſchien doch kein auch noch ſo theures, wichtiges Werk in ſeinem Fach, das er nicht angekauft hätte. Der Rock blieb unterdeſſen abgeſchabt; das kümmerte ihn nicht im Mindeſten. Zu ſeinem Glück, in dieſem Punkt, ſtand dazumal das Geldweſen des Pädagogiums unter einem höchſt originellen, alten, ſtrengen, aber ſehr ehrlichen und guten Mann, dem Inſpector Bach. Dieſer machte, wie manches andern ſchlechten Finanziers unter den Lehrern, ſo auch unſeres M. ſorgſamen Vormund, brachte die Finanzen, wenn es gar nicht mehr damit fort wollte, wieder in Ordnung und ſorgte auch dafür, daß der Anzug nicht ganz abfiel. M. erkannte des ehrlichen Alten Gutmeinen dankbar an, ließ ſich immer einmal recht derb von ihm die Epiſtel leſen und dann wieder anſtändig ausſtaffiren, lachte herzlich, befand ſich wohl unter des alten Herrn Obhut und ließ ihn getroſt walten.

In traulichem Verhältniß ſtand M. zu Halle

Digitized by Google

beſonders mit dem würdigen Prof. Klügel, dem er auch bei deſſen „mathem. Lexicon“ fleißige Hülfe leiſtete, und mit dem ſehr achtungswerthen Prof. Konopak, der mit ihm gemeinſchaftlich den mathematiſchen und phyſicaliſchen Unterricht in den erſten Claſſen des Pädagogiums beſorgte. Beide Männer verriethen mit gründlicher Gelehrſamkeit jenes einfache, ehrliche, paradeloſe Weſen, wodurch auch M. ſich auszeichnete und was ihn zu denen, bei welchen er gleichfalls vorherrſchte, hinzog.

Da M. gewöhnlich in ſeinem höchſt abſtracten Denken den äußern Dingen entrückt war, ſo brachte dieſes manche ſeltſame Erſcheinungen hervor. Wenn man ſtill neben ihm her ging, um ihn eben einmal nicht zu ſtören und er dann nach einer Weile zufälligerweiſe zur Seite blickte und entweder des Begleiters oder auch wohl ſeinen eignen Schatten an einer Mauer plötzlich anſichtig wurde, ſo prallte er erſchrocken und ſchüchtern zurück, beſann ſich aber bald wieder und lachte herzlich. — Eines Morgens aber, wo er, da eine Unterrichtsſtunde ihn erwartete, erſt gar nicht zum Vorſchein kommen wollte, ging ich zu ihm, um zu ſehen, was die Urſache ſeines Ausbleibens ſey. Da fand ich ihn aufrecht im Bette ſitzen, einen Strohhalm zwiſchen den Zähnen und ſtarr vor ſich hinſchauen. Er hatte ſich dergeſtalt in ſeine Speculation vertieft, daß er ſich nicht wieder heraus hatte arbeiten können. Seine Seele war dergeſtalt gebunden, daß ſie nicht genug freie Kraft hatte gewinnen können zu dem Beſchluß, das Aufſtehen aus dem Bette zu bewirken. Dunkel (wie er mir verſicherte) hatte es ihm wohl vorgeſchwebt, er müſſe aufſtehen, und er war auch ängſtlich geworden, daß es nicht geſchähe; aber dieſe Vorſtellungen und Gefühle ſeyen nur traumähnlich geweſen, und es habe ihn zuletzt gar eine Beſorgniß angewandelt, ob er nicht etwa übergeſchnappt habe. Er dankte mir herzlich, daß ich ihm aus dieſer höchſt peinlichen Lage herausgeholfen habe, ließ nun den Strohhalm fallen und machte ſich ſo freudig hervor, wie Einer, der aus einem Waſſerwirbel hervorgezogen worden.

Von den früheren Schickſalen Mollweide's ſind mir aus deſſen gelegentlichen Erzählungen nur ſchwache und unſichere Erinnerungen übrig geblieben. Und nur als ſolche theile ich ſie hier mit. Ich habe zwar verſucht, mir genauere und beſtimmtere Nachrichten zu verſchaffen, aber es hat mir damit nicht nach Wunſche glücken wollen. Was mir indeſſen noch, aber nur dunkel, wie eine Sage, im Gedächtniſſe ſchwebt, mag hier folgen.

Mollweide's Vater war Unteroffizier bei dem Braunſchweig. Geſchützweſen *) und auch er ſelbſt trat hier ein, da es ihm an Vermögen fehlte, die Bahn der gelehrten Studien, welche er auf der Wolfenbüttler Schule mit Glück und Beifall betreten hatte, weiter bis zur Univerſität zu verfolgen. Seine Seele aber war fortdauernd mehr bei den ſchmerzlich zurückgelaſſenen Wiſſenſchaften, als bei den Kanonen, und ſo pflegte er denn alle Stunden und Augenblicke der Muße den alten Freunden, den Klaſſikern, zu widmen. Auf dieſe Weiſe traf es ſich, daß der Herzog (Carl Wilh. Ferdinand) ihn eines Tages an der Wache in einem Buch vertieft überraſchte und ſich nicht wenig verwunderte, als ſein junger Conſtabler den Virgil vorzeigte. Der Herzog erfuhr nun, daß Mollweide bis zu den höhern Claſſen der Schule vorgedrungen ſey, und Profeſſor Leiſte bezeigte, daß der Jüngling mit ungemeiner Fähigkeit beſonders für die mathe-

---

*) Regiſtrator iſt er wahrſcheinlich erſt ſpäter geworden. d. H.

matiſchen Wiſſenſchaften begabt ſey. Hierauf ordnete der Herzog, ein warmer Freund und eifriger Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, unter deſſen Pflege ſchon mancher guter Kopf zu hoher Ausbildung gelangt war, ſogleich an, daß M. ſeine unterbrochenen Studien von Neuem fortſetzen ſollte und ſorgte nachmals auch für deſſen Unterricht auf der Akademie zu Helmſtädt. Hier benutzte M., was die Mathematik anbelangt, hauptſachlich den Unterricht Pfaff's und die Philologie betreffend, Wiedeburg's. Letzterer ſtellte ihn dann auch als Lehrer beim Helmſtädtſchen Pädagogium an. Von da ward er nachmals, wie bereits erzählt worden iſt, auf Empfehlung des Herzogs, an das bedeutendere Pädagogium zu Halle berufen.

Für den Kopf war es ihm nun ſo im Vaterlande allerdings recht erwünſcht ergangen, nicht aber — für das Herz. Er hatte ein ungemein ſchönes und noch ſtärker grade ihn durch höchſt ergötzliche Munterkeit anziehendes Frauenzimmer daheim kennen gelernt, aber alle zarten Bewerbungen um der Schönen Gunſt waren ihm, dem Unſcheinbaren und Schweigſamen, mißlungen, was ihm, noch lange nachher, manche trübe Stunde bereitete. Nachmals aber hat M. nicht weiter Urſache gehabt, den Verluſt jener Landsmännin zu beklagen, da er die ſanfte, der höchſten Achtung und innigſten Liebe würdige Wittwe ſeines Vorgängers zu Leipzig zur Gattin erhielt, die ihm den letzten Abſchnitt ſeines Lebens ungemein erheiterte, freilich aber auch wohl durch ihr zu frühes Hinſcheiden ihm ſelbſt eine Urſache geworden iſt, in kurzer Zeit nachzufolgen. Ich habe noch die Freude genoſſen, M. in ſeiner glücklichen Häuslichkeit zu Leipzig zu ſehen. Sein ehedem glänzend ſchwarzes Haar hatte ſich nun allgemach — während 16 Jahre verſchwunden waren —

in Schnee verwandelt; aber das ehrliche, freundliche Antlitz blühte noch immer und die dunkeln Augen ſtrahlten noch, wie ehedem, Geiſt und Freundſchaft. Die gute, freundliche, ſanfte, ſorgſame Gattin ſtand ihm zur Seite und ich nahm, als ich ihn ſo (was ich damals nicht fürchtete) zum letzten Male geſehen hatte, die frohe Ueberzeugung mit mir, daß er ſich wohl und glücklich befinde, was er mir denn auch recht herzlich betheuert hatte. Have pia anima!

—y—

S. A. C. Th.

Seine Schriften ſind:

W. J. G. Karſten, Lehrbegriff der geſammten Mathematik, 7r Theil, neu herausgegeben (Leipzig 1818). Pr. Adversus gravissimos chrouologiae misticae auctores et astronomiae patronos (ibid. 1821). Mor. v. Praſſe, logarithmiſche Tafeln für die Zahlen, Sinus und Tangenten; neu geordnet und vermehrt. (Ebend. 1821). Pr. Formularum valorem praesentem pensionum annuarum comprutandi recognito et dispunctio (ibid. 1823). Auch war er ein fleißiger Mitarbeiter an des Freihrn. v. Zach's monatl. Correſpondenz und an Gilberts Annalen der Phyſik und redigirte nach deſſen Ableben die letzten Hefte dieſes Journals bis zum Anfange des J. 1825, wo Poggendorf die Herausgabe übernahm. Er beſorgte Euklid's ſechs erſte Bücher der geometriſchen Anfangsgr. zum Gebr. d. Schulen: a. d. Griech. überſ. von Joh. Friedr. Lorenz. 3te verb. Ausg. Halle 1809. 8. Prüfung d. Farbenl. d. Hrn. v. Göthe u. Vertheid. des Newtonſchen Syſt. gegen denſ. ebd. 1810. 8. Darſtellung d. optiſ. Irrthümer in d. Hrn. v. Göthe Farbenl. u. Widerlegung ſeiner Einwürfe geg. d. Newtonſ. Theorie. ebd. 1811. 8. De pisce, quem occidens Plejus fugit, Commentatio philol. astronomica explicationem loci pro difficillimo habiti in Virgilii Georgicon IV. 231 - 235 sistens. Lips. 1811 4.*), Progr. Demonstratio nova propositionis, quae theoriae colorum Newtoni fundamenti loco est. ibid. eod. 4. Commentationes mathematico-philologicae tres, sistentes explicationem duorum locorum difficiliorum alterius Virgilius, alterius Platonis, itemque examinationem duorum mensurarum praeceptorum Columellae. Adjecta est epistola ad V. cl. I. G. Schneider, de Excerptis Geometriae Epaphroditi et Vitruvii Rufi scripta. Lips. 1813. gr. 8. m. Kpf. (Die 2te u. 3te Abhandl. war der Götting. Soc. d. W. zugeſchickt worden u. ſteht auszugsweiſe in d. Götting. gel. Anz. 1805. St. 124. S. 1233 folg. u. 1807. St. 74. S. 729). Erläuterung einer in den Scriptoribus rei agrariae p. 176 u. 177. edit. Goesii gegeb. Vorſchrift, aus drei beobachteten ungleichen Schattenlängen d. Mittagslinie zu finden. Gotha 1813. gr. 8. m. 1 Kupfer (ſtand vorher in v. Zach's monatl. Correſp. für Erd- u. Himmelskunde.) De quadratis magicis, Commentat. L. 2. Lips. 1816. 8. Kurzgef. Beſchr. der künſtl. Erd- u. Himmelskugel, nebſt Erklär ihres Gebrauchs. ebd. 1818. 8. Progr. Multiplex et continua serierum transformatio exemplo quodam luculento illustratur. ibid. 1820. 4. — Theorie der Abweichung u. Neigung der Magnetnadel; in L. W. Gilberts Annal. d. Phyſ. Bd. 29. (Lpz. 1808) St. 7. Ueber die Farbenzerſtreuung im menſchl. Auge; ebd. Bd. 30. St. 10. Neue Methode, die brechenden Kräfte der Körper vermittelſt prismatiſ. Reflexionen zu erforſchen, von D. Wolnſton, dargeſtellt von u. ſ. w.; ebd. Bd. 31. St. 3. — Nachricht v. dem durch Barthol. Pitiscus in dem Canton des Rhäticus gemachten Verbeſſerungen; in der Hall. Lit. Ztg. 1810. S. 484—488. — Formeln zur Berechnung der Länge u. Breite eines Orts; in v. Lindenau's u. Bohnenberger's Zeitſchr. f. Aſtron. Bd. 3. (1817) Jan. Ehrenrettung Keplers gegen Leute, die ihn nie geleſen; ebd. April. — Er war Mitredacteur der Leip. Lit. Ztg.

---

*) Dieſe Abhandl. ſtand zuerſt in v. Zach's monatl. Correſp. B. 5. S. 416 sq. u. ward nachher in den Commentationibus mathematico-philologicis (1813) umgearbeitet. Nachträge dazu befinden ſich in v. Lindenau's und

Arbeiten in Zeitſchriften:

a) Zach's monatl. Correſpondenz, Bd. 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 25, 27. (1805 folg.) b) Gilberts Annalen der Phyſik, Bd. 17, 25, 29, 30, 31, 40, 58, 62, 75. (1802 folg.) c) v. Lindenau's und Bohnenbergers Zeitſchrift für Aſtronomie, Bd. 2, 3. (1816, 1817.)

Bohnenberger's Zeitſchr. f. Aſtronom. und die verwandten Wiſſenſ. Bd. 1. St. 2 (1816).

XXI. Friedrich Leopold v. Kircheiſen,

königl. Preuß. Geheimer Staats- und Juſtizminiſter, des ſchwarzen und des rothen Adlerordens erſter Claſſe Ritter, Großkreuz des Ordens vom goldnen Löwen, Mitglied der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, Präſident der Preuß. Hauptbibelgeſellſchaft, Vorſteher des Bürgerrettungsinſtituts zu Berlin.

geb. den 28. Junius 1749.

geſt. den 18. März 1825. *)

Sein Vater, Carl David Kircheiſen, war Präſident des Magiſtrats und Polizeidirector zu Berlin, ein Mann, ausgezeichnet durch Geiſt und Herz und berühmt durch ſeine kraftvolle Verwaltung der Polizei der Hauptſtadt unter den ſchwierigſten Verhältniſſen und unter den Augen Friedrichs. Zu den Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts gehörte unſers Kircheiſen's Mutter, eine geborne Lauer, von ihm innigſt geliebt und verehrt. Seine Erziehung und ſein Unterricht ward anfänglich Privatlehrern anvertraut; von ſeinem 13. Jahre an beſuchte er das Gymnaſium des grauen Kloſters und die letzten zwei Jahre vor der Univerſität das Joachimsthalſche Gymnaſium. Kircheiſen genoß alle Vortheile der öffentlichen Erziehung, verbunden mit einem fortgeſetzten Privatunterricht; ſeine Fähigkeiten wurden ausgebildet und ſein Charakter gewann Feſtigkeit. Aber im Sittlichen hatte er manchen Kampf zu beſtehen. Es war die Zeit des ſiebenjährigen Krieges, große Begebenheiten folgten ſchnell auf einander, jede Klaſſe des Volks und jedes Alter ward davon ergriffen. Sein väterliches Haus war der Mittelpunkt aller ſtädtiſchen Ereigniſſe, die Nachrichten des Tages wurden von hier aus weiter

---

*) Aus der Berl. Haude u. Spenerſchen Zeitung.

verbreitet, die verſchiedenartigſten Menſchen trafen hier zuſammen, Empfindungen und Wünſche wurden gegen einander ausgetauſcht. Der raſche Jüngling ſah ſich entbunden von der unmittelbaren Leitung ſeines vielbeſchäftigten Vaters, und die liebende Mutter konnte nur bitten, rathen und warnen. So würde **Kircheiſen** den Gefahren jener Zeit unterlegen haben, wenn ihn nicht ein hohes Ehrgefühl von ſeiner Kindheit an begleitet und ihn zu jeder Abweichung von der Bahn des Rechts und der Moralität unfähig gemacht hätte. Die Beſtimmung eines Juriſten hatte für ihn ſchon als Schüler einen ganz beſondern Reiz; mit dem höchſten Intereſſe nahm er an dem in der erſten Klaſſe des Joachimsthalſchen Gymnaſiums damals eingeführten Unterricht über das Naturrecht und die Inſtitutionen Theil, und er erhielt von ſeinem achtzigjährigen Lehrer, dem Rektor Dr. **Heinius**, bei einer öffentlichen Cenſur das Zeugniß: „ein guter Kopf, könnte fleißiger ſeyn, aber ein guter Juriſt wird er dereinſt werden.“ Im Jahr 1767 bezog er die Univerſität Halle. Seine Lehrer waren **Nettelbladt** und **Madihn**, damals Antipoden in der Rechtswiſſenſchaft, von denen er dem letztern, wie er oft äußerte, alles Gute verdankte, was er im Richteramte auszuüben ſo reichliche Gelegenheit gehabt hat.

Nach beendigtem akademiſchen Studium und beſtandener Prüfung trat **Kircheiſen** als Referendarius in das Geſchäftsleben ein. Der unmittelbar darauf erfolgte Tod ſeines Vaters und die beſchränkten Vermögensumſtände ſeiner Mutter forderten ihn dringend auf, für ſich ſelbſt zu ſorgen und mit gewiſſenhafter Anſtrengung ſeinem Ziele entgegen zu gehen. Sehr bald zog er die Aufmerkſamkeit des Großkanzlers v. **Fürſt** auf ſich, nach deſſen Vorſchlage er, 23 Jahr alt, und im großen Examen tüchtig befunden, im Jahr 1773 zugleich mit ſeinen Freunden, den Grafen v. Reuß und v. **Finkenſtein** und den kürzlich verſtorbenen **Ransleben***) zum Kammergerichtsrath ernannt ward. Seine liebſten Wünſche ſah er befriedigt; ihm war ein ehrenvolles Richteramt zu Theil geworden, das ſeinem thätigen Geiſte die reichlichſte Nahrung verſprach, ſeine Lebensbedürfniſſe waren geſichert, er genoß die Achtung ſeiner Vorgeſetzten und Mitarbeiter und er durfte nicht aus einem geſelligen Kreiſe ſcheiden, für den er und der für ihn geſchaffen war. Im Jahr 1775 ward er in den zweiten Senat des Kammergerichts verſetzt und das Jahr darauf erhielt er zugleich eine Aſſeſſorſtelle im Oberreviſionscollegium.

Im Jahr 1777 ſchlug ihn das Generaldirectorium an die Stelle des Geh. Raths **Schüler** zum Geh. Oberreviſionsrath vor und König **Friedrich** genehmigte dieſen Antrag durch das Marginale: „wenn er kein Formaliſt iſt, gut." Soviel Urſachen **Kircheiſen** hatte, mit ſeinem Schickſale zufrieden zu ſeyn, ſo ſollte doch auch ſein Weg nicht ganz ohne Dornen bleiben. Der leidenſchaftliche Eifer des großen **Friedrich** für eine unparteiiſche Rechtspflege hatte den Machtſpruch in der Müller Arnoldſchen Sache herbeigeführt. **Kircheiſen** ward davon auf eine doppelt ſchmerzliche Weiſe betroffen. Er hatte ſelbſt an dem Erkenntniſſe des Kammergerichts, welches der König für ungerecht erklärte, Theil genommen und gegen den Müller ſein Votum abgegeben und er mußte es erfahren, daß drei ſeiner Kollegen und nähern Freunde dieſes richterlichen Ausſpruchs wegen beſtraft wurden. Erfreulicher waren für ihn die erſten Jahre der Regierung König **Friedrich Wilhelms des Zweiten.** Im Jahr 1787 ward er zum Mitgliede der Geſetzkom-

---

*) Man ſuche ihn im Regiſter.

Digitized by Google

miſſion, in demſelben Jahr zum Kammergerichtsdirektor ernannt; im Jahr 1788 ward ihm und dem damaligen Kammergerichts-, nachherigen Geheimen Obertribunalrath Mayer, die höchſt ſchwierige Regulirung des Nachlaſſes des Markgrafen Friedrich Heinrich zu Schwedt übertragen. In dem Zeitraum vom Jahre 1785 bis 1787 fällt Kircheiſens erſte Theilnahme an den Vorarbeiten zu der von Friedrich beſchloſſenen und von ſeinem Nachfolger ausgeführten neuen Geſetzgebung. Nicht allein hatte er einen großen Theil der von dem Kammergericht eingereichten Erinnerungen gegen die einzelnen Theile des entworfenen Geſetzbuchs ausgearbeitet, ſondern er ward auch demnächſt von dem Großkanzler von Carmer zu den Berathungen über den neuen Entwurf zugezogen, wobei er in Gegenwart Suarez und Kleins den Vortrag hatte. Die Direktion der Criminaldeputation des Kammergerichts blieb indeſſen ſein eigentliches und liebſtes Geſchäft. Dies war der Boden, auf dem er mit nie ermüdender Thätigkeit ſäete und der ihm die ſchönſten Früchte getragen hat. Mit welcher Gewiſſenhaftigkeit er hier die Pflichten ſeines Amtes erfüllte, wie er Strenge und Humanität vereinigte, mit welcher Sorgfalt er das Faktum aufklärte, mit welchem Scharfſinne er das Geſetz anwendete, wie er es verſtand, den Eifer ſeiner Mitarbeiter, das Intereſſe der ſeiner Leitung anvertrauten jungen Männer zu wecken und zu erhalten, — das wird allen denen unvergeßlich bleiben, denen es vergönnt war, in dieſer Zeit mit ihm und unter ihm zu arbeiten. Die Erzeugniſſe dieſer gemeinſamen Thätigkeit verbreiteten durch ihren innern Werth den Ruhm des Gerichtshofes, von dem ſie ausgingen und trugen nicht wenig dazu bei, der Criminalrechtswiſſenſchaft wieder den Platz zu ſichern, der ihr gebührt und den

Digitized by Google

ſie durch frühere Vernachläſſigung faſt ganz eingebüßt hatte. Die in Kircheiſens Schule gebildeten Männer wirken noch jetzt in ſeinem Geiſte fort und ſegnen das Andenken ihres väterlichen Lehrers und Freundes.

Im März 1792 beehrten des jetzt regierenden Königs Majeſtät als Kronprinz das Kammergericht mit Ihrem Beſuche. Bei dieſer Gelegenheit hielt Kircheiſen eine Anrede, in welcher er über den Werth und die Bedeutung der Preußiſchen Rechtspflege ſprach und die Wünſche und Hoffnungen ausdrückte, die ſeitdem ſo vollſtändig und ſo glänzend in Erfüllung gegangen ſind *). In dem nämlichen Jahre ward ſeine Zufriedenheit wieder geſtört durch den ungünſtigen Eindruck, welchen die Entſcheidung des Kammergerichts wider den der Neologie angeklagten Prediger Schultz zu Gielsdorff auf den König Friedrich Wilhelm den Zweiten gemacht hatte und durch die unangenehmen Verfügungen, welche davon die Folge waren. Kircheiſen bewies dabei eben ſo viel Freimüthigkeit, als Mäßigung. Ihm ſtand würdig zur Seite der damalige Präſident des Kammergerichts, nachherige Kanzler des Königreichs Preußen, Freiherr v. Schrötter. Noch in dem nämlichen Jahre (1792) ward ihm der Antrag gemacht, die Stelle des Juſtitiarius beim Generaldirectorium zu übernehmen, er lehnte ihn aus Liebe zu ſeinen bisherigen Geſchäften ab. Bedeutender war ein Antrag, der von einer andern Seite an ihn erging. König Friedrich Wilhelm der Zweite wünſchte das wichtige Amt eines Berliniſchen Stadtpräſidenten

---

*) Dieſe treffliche Rede findet ſich abgedruckt in den Kleinſchen Annalen der Geſetzgebung und Rechtsgelehrſamkeit in den Preußiſchen Staaten, im 9. Bde. S. 301.

Digitized by Google

und Polizeidirectors dem tüchtigſten Manne anzuvertrauen und er glaubte dieſen in mehr als in einer Hinſicht in Kircheiſen gefunden zu haben. Die Aufforderung war in den gnädigſten Ausdrücken abgefaßt. Kircheiſen kannte ſich indeſſen zu gut, um bei allem Gefühl ſeines Werthes nicht davon überzeugt zu ſeyn, daß er die Anſprüche nicht würde befriedigen können, die an den Polizeichef in einer großen volkreichen Stadt gemacht werden müſſen. Das ausgezeichnete Talent, welches ſein Vater in dieſem Amte entwickelt hatte, war auf den Sohn nicht übergegangen; wenigſtens hatte bei dieſem die lange Ausübung des Richteramts, indem ſie andere Kräfte hervorhob, die Fähigkeit, in der adminiſtrativen Polizei den Platz auszufüllen, geſchwächt. Er bat den König, ihn in ſeiner Laufbahn zu laſſen und wiederholte dieſe Bitte, als der Antrag erneuert ward. Der damalige Kammergerichtsrath Eiſenberg ward hierauf zu jenem Poſten berufen. Im Jahre 1795 erhielt Kircheiſen, welcher zum Vizepräſidenten des Kammergerichts ernannt worden war, von dem damaligen dirigirenden Miniſter in den Fürſtenthümern Ansbach und Bayreuth, dem nachherigen Staatskanzler Fürſten von Hardenberg den ehrenvollen Auftrag, die Preußiſche Juſtiz in dieſen neu erworbenen Provinzen einzuführen. Daß er auch in dieſem wichtigen Geſchäft den Erwartungen entſprochen, werden die Einwohner in jenen Provinzen und inſonderheit die Beamten bezeugen können, welche ihn damals zu beobachten Gelegenheit hatten. Ihm ſelbſt ward der Aufenthalt in Franken und die Anknüpfung ſo mancher freundſchaftlichen Verbindungen zu einer reichen Quelle der angenehmſten Erinnerungen. Deſſenungeachtet konnte er ſich nicht entſchließen, dem Rufe zu einer dauernden Anſtellung in den gedachten Fürſtenthümern zu folgen; er kehrte nach Berlin zurück. Die Thronbeſteigung Seiner Majeſtät des jetzt regierenden Königs war für ihn der Anfang einer neuen merkwürdigen Lebensperiode. Er ward mit höchſt wichtigen Aufträgen beehrt und im Jahr 1798 in den Adelſtand erhoben. Im Auguſt deſſelben Jahres erhielt er von der Juriſtenfakultät zu Halle die Doktorwürde. Im Jahr 1799 verhandelte er mit den Kurmärkiſchen Ständen über das Provinzialrecht. Im Jahre 1802 ward er wieder mit legislatoriſchen Arbeiten beſchäftigt und nach dem Tode des Geheimen-Oberjuſtizraths **Baumgarten**, mußte er deſſen Amt als vortragender Rath beim Großkanzler bis zur anderweitigen Beſetzung deſſelben verſehen. Er nahm an der Bearbeitung der neuen Kriminalordnung bedeutenden Antheil. Im Jahr 1805 erweiterte ſich ſein Wirkungskreis durch ſeine Ernennung zum erſten Präſidenten des Kammergerichts. Hier trafen ihn die verhängnißvollen Jahre 1806, 1807 und 1808, aber ſie trafen einen Mann, der, wenn Wolken an ſeinem Horizonte heraufziehen, nicht muthlos und verzweifelnd ſich und die Seinigen dem Sturm und Ungewitter Preis gibt. Die Unverletzlichkeit der Rechtspflege lag ihm vor allem am Herzen; ihr brachte er ſeine Ruhe und Bequemlichkeit zum Opfer und bei den fremden Behörden wußte er ſich durch die Würde ſeines Amtes, die Feſtigkeit ſeines Charakters und ſeine edle Perſönlichkeit Bahn zu verſchaffen. In ſeinem Kreiſe half er, wo er konnte und wo Hülfe nicht möglich war, da tröſtete er. Der König ernannte ihn im Jahr 1819 zum Chef-Präſidenten des ganzen Kammergerichts mit dem Range eines Geheimen Staatsraths und bei der erſten Vertheilung der neu geſtifteten beiden Klaſſen des rothen Adlerordens im Januar 1810, wurde er Ritter der dritten Klaſſe dieſes Ordens. Aber noch ſollte ſein Ziel nicht erreicht ſeyn. Im Juni 1810 übertrugen ihm Se. Majeſtät das Juſtizdepartement und ernannten ihn zum Juſtizminiſter. Dieſem neuen großen Berufe widmete ſich Kircheiſen mit dem Feuer eines Jünglings; ſeinem ſcharfen Blicke entgingen die Gebrechen der Rechtspflege nicht, er bewirkte Verbeſſerungen im Einzelnen und im Ganzen; die Mitglieder der Landesjuſtizcollegien verdanken ihm eine erhöhete Einnahme; viele geſetzliche Anordnungen, ſowohl im materiellen Recht, als in den Formen des Verfahrens, ſind von ihm ausgegangen, manche Hinderniſſe eines regelmäßigen Geſchäftsganges von ihm beſeitigt. Die herrlichen Tage unſerer Wiedergeburt entſchädigten ihn reichlich für alle Leiden der Vergangenheit. Er eilte, den Provinzen, die ein unglückliches Schickſal ſieben Jahre lang von uns getrennt hatte, das gute Deutſche Recht wieder zu verſchaffen. Das Jahr 1814 brachte ihm aus der Hauptſtadt Frankreichs die Inſignien des rothen Adlerordens erſter Klaſſe, als einen Beweis der Zufriedenheit ſeines Königs mit ſeiner miniſteriellen Wirkſamkeit. Im Jahr 1815 nahm ihn die Akademie der nützlichen Wiſſenſchaften in Erfurt zu ihrem Mitgliede auf. Der von ſeinen Freunden und Verehrern in Berlin veranſtalteten Feier ſeiner 50jährigen Amtsführung, am 30ſten Januar 1821, entzog er ſeine perſönliche Gegenwart aus Beſcheidenheit und aus Beſorgniß, daß das Uebermaß ſeiner Gefühle ihm die Kraft rauben könnte, den ihm bevorſtehenden Anſtrengungen die Spitze zu bieten. Aber die zahlreichen Beweiſe des Wohlwollens, der Freundſchaft und Anhänglichkeit, die von nahe und fern auf ihn herbeiſtrömten, thaten ſeinem Herzen wohl und ließen

Digitized by Google

ihn auf den langen Weg, den er zurückgelegt hatte, mit Freude und Dank gegen die Vorſehung zurückblicken. Die Gnade des Königs ſetzte dieſem Feſte die Krone auf; der Jubelgreis empfing mit einem huldreichen Schreiben ſeines Monarchen den erſten Orden des Reichs. Dem ſo Gefeierten blieb nun nichts zu wünſchen übrig, als daß ihm vergönnt werden möge, bis an's Ende ſeiner Tage die Pflichten ſeines Amts zu erfüllen. Und auch dieſer Wunſch ſollte ihm gewährt werden. Er ſetzte ſeine Geſchäfte mit gleichmäßiger Thätigkeit fort, und wenn gleich die Beſchwerden des Alters ſich einfanden und insbeſondere eine Schwäche des Gehörs ihn verhinderte, an großen Verſammlungen Theil zu nehmen, ſo konnte doch nichts ſeinem Triebe nach Beſchäftigung Einhalt thun. Im April 1822 begrüßte er ſeinen würdigen Freund, den wirklichen Geheimen Rath und Kammergerichts-Präſidenten **Woldermann**, am Tage ſeiner funfzigjährigen Dienſtjubelfeier, mit einer herzlichen Anrede und nahm an dem Feſte des Tages zur Freude aller Anweſenden Theil. Im Jahr 1823 übertrug ihm der König die Prüfung des Fonk'ſchen Prozeſſes, und auf dem durch rechtliche Gründe unterſtützten Begnadigungs- oder Beſtätigungsrechte des Königs beruhte die Freiſprechung Fonk's durch die königliche Kabinetsordre vom 28. Juli 1823. — Vom Kurfürſten von Heſſen erhielt er 1824 das Großkreuz des Ordens vom goldnen Löwen. Im letzten Jahre ſeines Lebens nahmen ſeine körperlichen Kräfte ſichtbar ab; eine Schwäche der Füße verhinderte die ihm ſo nothwendige und zum Bedürfniß gewordene Bewegung des Gehens. Dennoch ſetzte er die Leitung der Geſchäfte ununterbrochen fort, bis am 16. März 1826 ſeine Thätigkeit ein Nervenſchlag aufhielt, deſſen Folgen am 18.

deſſelben Monats, nach Ein Uhr Mittags, ſeinem Leben im 76ſten Jahre ſeines Alters, nach einer Dienſtzeit von 54 Jahren, ein Ende machten. Ein Jahr früher war ihm ſeine Gattin, eine Tochter des Kriegsraths von Fiſcher, nach langen körperlichen Leiden vorangegangen. Tief ſchmerzte ihn dieſer Verluſt nach einer ſieben und vierzigjährigen überaus glücklichen Ehe. Von acht Kindern haben ihn nur drei überlebt, ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn, Juſtizrath, arbeitet als Expedient im Juſtizminiſterium; von den Töchtern iſt die älteſte an den Geheimen Rechnungsrath **Vetter**, die jüngſte an den Hauptmann im Generalſtabe, **von Schenkendorff**, verheirathet. Kinder und Kindeskinder trauern um einen liebreichen Vater. Sein Nachfolger im Juſtizminiſterium wurde der Präſident des Oberlandesgerichts zu Glogau, Graf von Danckelmann.

Der vorſtehende kurze Abriß ſtellt nur ein ſchwaches Bild des vortrefflichen Mannes auf. Noch mögen einige der hervorſtechendſten Züge ſeines Charakters und Geiſtes für Zeitgenoſſen und Nachkommen hier ihren Platz finden. Selten verband wohl ein Staatsmann ſolche Feſtigkeit mit ſolcher Milde. Seinem Worte konnte man trauen, was er verſprochen hatte, das hielt er, aber er verſprach nicht viel und leiſtete lieber ohne Verſprechen. Was er verweigern zu müſſen glaubte, verweigerte er ohne Rückhalt und mit Aeußerungen des Mißfallens, wenn das Geſuchte ihm ungerecht oder unbillig ſchien. Bewilligen, wo er konnte und durfte, war ſeine Freude, die er oft durch die zuvorkommende Art der Bekanntmachung noch zu erhöhen ſuchte. Rechtſchaffenheit galt bei ihm für kein Verdienſt; er forderte ſie unbedingt und war unerbittlich, wenn es darauf ankam, eine ſchlechte

Digitized by Google

Handlung zu ahnden. Die Fehler des Bluts, des Leichtſinns, der Unbeſonnenheit überſah er gern. In ſeinem Amte war er beſtimmt und ſicher, das Bewußtſeyn, das Gute zu wollen und ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, begleitete ihn überall und ſetzte ihn über ſchiefe Urtheile hinweg. Jeder Kleinigkeitskrämerei und Sylbenſtecherei abhold, hatte er in ſeinem Amte nur immer den Zweck vor Augen, leicht nachgebend über die Wege, die dahin führten. Wahrheit ging ihm über alles; Wahrheit gegen Freund und Feind, gegen Hohe und Niedere; er gab ſie, er verlangte ſie aber auch. Seine Meinung ſprach er ohne Menſchenfurcht aus, ſie mochte mit der Meinung Anderer übereinſtimmen oder nicht. Dem Könige, ſeinem Herrn, war er mit unverbrüchlicher Treue und mit der innigſten Anhänglichkeit ergeben; aufrichtig liebte er ſein Vaterland, aber Beide, König und Vaterland waren ihm Eins, eine Trennung war ihm nicht denkbar. Hatte er gegen beabſichtigte neue Einrichtungen oder Geſetze Bedenken, ſo äußerte er ſie vollſtändig und freimüthig. War die Anordnung einmal erfolgt, ſo war er der Erſte und Eifrigſte, der ſie zur Ausführung brachte; er geſtattete dabei keinen weiteren Widerſpruch. In den Grundſätzen der Monarchie auferzogen und über ihre heilſamen Wirkungen durch eine lange Erfahrung belehrt, war er ſtreng gegen jeden Angriff auf dieſelbe. Reformen in der Juſtiz, die das Weſentliche unſerer Rechts- und Gerichtsverfaſſung betrafen, liebte er nicht; er hielt ſich lieber an das Beſtehende und war ein eifriger Freund und Vertheidiger der Carmer-Suarezſchen Geſetzgebung. Für Modifikationen und Verbeſſerungen verſchloß er indeß keineswegs ſein Ohr; vielmehr hielt er ſich von deren Nothwendigkeit überzeugt. Er klagte zuweilen

Digitized by Google

darüber, daß er in der ſtreng=wiſſenſchaftlichen Bildung nicht diejenigen Fortſchritte gemacht habe, die er nach ſeinen Talenten hätte machen können, doch befand er ſich im Beſitz der mannichfaltigſten Kenntniſſe, die er durch Bücher und durch den Umgang mit Gelehrten ſtets zu erweitern ſuchte. Unter den Dichtern ſtellte er Schiller oben an und die „Ideale“ waren ihm das Gedicht, deſſen Werth er nicht genug preiſen konnte. Die Religion war unſerm Kircheiſen Sache des Herzens; er war evangeliſcher Chriſt im ächten Sinne des Worts. Nur die Schwäche ſeines Gehörs hielt ihn in ſpätern Jahren von dem Beſuche des öffentlichen Gottesdienſtes ab. Früher hatte Spalding durch ſeine Kanzelreden ihn angezogen. Wich er auch in manchen Punkten von den religiöſen Anſichten Anderer ab, ſo war er doch weit davon entfernt, hierüber abzuſprechen und den Richter zu ſpielen. — Die Arbeit war ihm Bedürfniß, Geſchäftsloſigkeit der Tod. Wirkſam zu ſeyn, ſo weit ſeine Kräfte reichten, glaubte er ſich und ſeinen Nebenmenſchen ſchuldig zu ſeyn. Deshalb beſchränkte ſich ſeine Thätigkeit nicht auf die Grenzen ſeines Amtes. Er war Präſident der Haupt=Bibelgeſellſchaft, Vorſteher des Bürger=Rettungsinſtituts und Mitglied der Armenſpeiſungsanſtalt, und in allen dieſen Verhältniſſen war er redlich und eifrig bemüht, zur Erreichung des Zwecks der Vereinigung das Seinige beizutragen.

An ſeinen Freunden hing Kircheiſen mit ganzer Seele. Aber er genoß auch das Glück, von ganzer Seele wieder geliebt zu werden. Geſelliges Talent beſaß er in hohem Grade, ſeine Laune war die unbefangenſte und unſchuldigſte, und aus dem reichen Vorrathe ſeiner Erfahrungen theilte er gern mit, was ihm ſein nie geſchwächtes Erinnerungs=

vermögen von den merkwürdigen Ereigniſſen früherer Zeiten darbot. — Seinen Untergebenen war er ein väterlich geſinnter Vorgeſetzter, immer bereit zu helfen, zu rathen, aufzumuntern, zu belehren und zu verzeihen.

So war unſer Entſchlafener eine prangende Blume im Kranze edler Preußiſcher Männer!

* * *

Eine Blume auf dem bekränzten Grabe des edlen Kircheiſen.

Ein Geweihter ging ein in die Gefilde des Friedens!
Kircheiſen ſtarb! Wer fühlt nicht die Schwere des Wort's,
Aber wer gönnte ihm nicht, dem raſtlos Thät'gen, die Ruhe,
Die ſein erhabener Geiſt, ach! nur zu ſelten hier fand.
Großes hat er gewirkt und vieles Dunkel erhellet,
Und mit Giganten gekämpft; das erkennet die Welt.
Doch was Er Gutes gethan, es bringt ihm dort lohnende Früchte,
Denn für ſein reiches Gemüth war dieſer Boden zu arm.

C.....s. L.....n.

* XXII. Ferdinand, Freiherr von Lüninck,

Fürſtbiſchof von Münſter und Corvey.

geb. zu Cöln den 15. Febr. 1755.
geſt. zu Corvey den 19. März 1826.

Er war entſproſſen aus der altadlichen, freiherrlichen Familie von Lüninck zu Glegl bei Köln und in dieſer Stadt geboren. Erzogen wurde er daſelbſt im adlichen Convicte und im ehemaligen Jeſuitercollegio, dem jetzigen Lyceo, wo die Schüler unter ſtrenger Aufſicht beiſammen wohnten und in mehrfachen Wiſſenſchaften und vornämlich in den claſſiſchen Sprachen des Alterthums unterwieſen wurden.

Im vorgerückten Jünglingsalter wurde er Edelknabe am churcölniſchen Hofe zu Bonn, wo ſeine Mutter, eine geborne Gaugreben, eine Dame von Geiſt und ausgezeichneten Eigenſchaften, in großem Anſehen ſtand; hier genoß er zugleich ferneren Unterricht im Pageninſtitute. Seine höheren Studien betrieb er ſpäterhin in Göttingen, wo er ſich beſonders dem Studium der Rechtswiſſenſchaft hingab. Praktiſch dieſe Wiſſenſchaft auszuüben und ſich als Geſchäftsmann zu vervollkommnen, begab er ſich nach Beendigung ſeiner academiſchen Laufbahn nach Wetzlar, dem damaligen Sitze des Reichskammergerichts.

So vorbereitet wurde Lüninck im Jahre 1779 vom Churfürſten zu Cöln, Maximilian Friedrich, als wirklicher Hof- und Regierungsrath in Bonn mit Gehalt angeſtellt und ihm zugleich die Kammerherrnwürde übertragen.

Nachdem der Nachfolger Maximilians, der Erzherzog Maximilian Franz, das dem Churfürſten verliehene Privilegium de non appellando auch für ſich geltend gemacht und in Ausführung gebracht hatte, wurde Lüninck mit dem Titel eines wirklichen Geheimenraths, zum Mitgliede des neu errichteten Oberappellationsgerichts erwählt.

Eine Spannung, worein er mit einem ſeiner Collegen gerathen war, und vermuthlich die getäuſchte Hoffnung, zum Präſidenten des Gerichts ernannt zu werden, worauf er ſich bei wohlbegrün-

Digitized by Google

deten Anſprüchen zurückgeſetzt ſah, ſcheint ihn beſtimmt zu haben, ſpäterhin ſeine Entlaſſung zu nehmen. Er ſuchte ſtatt deſſen bei ſeinem Fürſten, der zugleich Fürſtbiſchof zu Münſter war, um eine Münſteriſche Dompräbende nach, die ihm auch 1791 conferirt wurde.

Mittlerweile war er mit dem damaligen Fürſt-Abte zu Corvey in Verbindung getreten. Dieſer ſchätzte ihn, ſeiner Talente wegen, hoch, und ſchenkte ihm in vollem Maße ſein Vertrauen, welches er dadurch an den Tag legte, daß er Lüninck, der mit einem angenehmen Aeußern viele Weltkenntniß und Gewandtheit beſaß, im Jahr 1794 beauftragte, beim päbſtlichen und kaiſerlichen Hofe für die Abtei Corvey um den Rang eines Domkapitels und für den Fürſt-Abt um die fürſtbiſchöfliche Würde nachzuſuchen.

Er entledigte ſich binnen Kurzem dieſes Auftrages, zur vollkommenen Zufriedenheit ſeines Committenten, und zur Belohnung ſeiner Dienſte wurde in dem neuerrichteten Domkapitel ihm eine Präbende verliehen. Bei der vorgenommenen Theilung der abteylichen Güter zwiſchen dem Fürſtbiſchofe und dem Domkapitel, wurde vorzugsweiſe Lüninck zu Rathe gezogen und ſeiner Anſicht gefolgt. Durch ſeinen Betrieb waren ſchon früher die Diöceſenſtreitigkeiten mit dem Biſchof von Paderborn beigelegt worden. Bald darauf ſtarb der Fürſt. Er hatte Lüninck zum Coadjutor des nunmehrigen Hochſtiftes erſehen; nur der Tod hinderte ihn an der Ausführung dieſes Planes. Indeſſen ging auch nach ſeinem Tode ſein Wunſch in Erfüllung. Lüninck wurde vom Domkapitel, durch geſetzmäßige Mehrheit der Stimmen, zu ſeinem Nachfolger erwählt. Pius VI. beſtätigte ſeine Wahl, und vom Kaiſer Franz empfing er die Regalien, nachdem von deſſen Wahlcommiſſarius, Grafen von Weſtphalen, über die ordnungsmäßige Wahl Bericht erſtattet war. Am 6. Septbr. 1795 wurde Ferdinand zum Biſchof conſecrirt.

Seine Regierung war kurz, aber für ſeine Unterthanen beglückend. Als Biſchof führte er einen muſterhaften, religiöſen Lebenswandel, las oft in der Woche die heilige Meſſe in ſeiner Stifts- und Pfarrkirche und wohnte dem Pfarramte und der Predigt, während ſeiner Anweſenheit in Corvey, an allen Sonntagen mit der Gemeinde bei. Er bewieß die größte Toleranz gegen ſeine nicht katholiſchen Unterthanen, namentlich gegen die, meiſtens nur von Lutheranern bewohnte Stadt Höxter, die ehedem mit den corveyiſchen Aebten in ſtete Streitigkeiten verwickelt geweſen war. Dabei zeichneten Gerechtigkeit, Thätigkeit und ſtrenge Ordnungsliebe ſeine Regierung aus. Sein Privatleben war ſtets rein und tadellos, im Umgang war er heiter, anſpruchslos und höchſt wohlwollend, theilnehmend für alles Gute, empfänglich für jede Bildung des Geiſtes. Beſonders thätig nahm er ſich des Schulweſens an.

Seine Regierung endigte ſich mit dem Jahre 1802, wo auch ſein Land, gleich andern, der Säcularisation unterworfen wurde und an den damamaligen Prinzen von Oranien, jetzigen König der Niederlande, überging. Er benahm ſich dabei mit eben ſo vielem Gleichmuthe als Würde.

Um aber den wehmüthigen Errinnerungen, die ſich an die alte landesherrliche Reſidenz knüpften, zu entgehen, brachte der Verſtorbene den größten Theil des Jahres in Münſter zu. Hier war er von Hohen und Niedern gleich ſehr geliebt und geachtet, und Männer von Einfluß, an denen es damals in Münſter nicht fehlte, mochten wohl bereits ihr Augenmerk auf ihn gerichtet und ihn vielleicht ſchon damals als würdigen Oberhirten der Diöces Münſter bezeichnet haben. Doch die nun eintretende Fremdherrſchaft vereitelte ſo viele Wünſche und Hoffnungen, und im Jahre 1807 wurde auch Corvey zum damaligen Königreiche Weſtphalen geſchlagen, welches den Nachtheil für ihn hatte, daß ſeine Entſchädigungspenſion, vermittelſt eines Decretes vom Februar 1808, auf die Hälfte herabgeſetzt wurde. Zugleich ward er genöthigt, ſeine Penſion im Königreiche Weſtphalen zu verzehren. Er verließ demnach Münſter und begab ſich nach Corvey zurück.

Hier lebte er ruhig und eingezogen, ſuchte in gutem Einverſtändniß mit allen Behörden zu bleiben, wich als Biſchof allem aus, was nur irgend Colliſionen zwiſchen der weltlichen und geiſtlichen Macht hätte herbeiführen können, ſuchte von ſeiner Diöceſe ſo viel Ungemach, als möglich, abzuwenden und vermied abſichtlich die Reſidenz Caſſel und alle Verbindung mit dem daſigem Hofe, um nicht dorthin gezogen zu werden.

Wirklich ſchien der Fürſtbiſchof ganz in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn, als im Jahre 1812 der Zufall den König auf einer Erholungsreiſe nach Corvey führte. Kaum daſelbſt angelangt, beſtimmte r, auf den Vorſchlag ſeines Finanzminiſters, Corvey zu einem Jagdſchloße, und erſuchte zugleich en Fürſtbiſchof nach Hofe zu kommen, und mit Schmerz und ſtiller Ergebung mußte er ſich dieſem, m ſo widrigen Rufe fügen.

Kaum in Kaſſel erſchienen, wurde der Biſchof, hne etwas davon geahnet zu haben, ſogleich in r erſten Audienz zum Grand-aumônier de la ouronne, mit Beibehaltung ſeiner Penſion, ernannt. Eine ſolche Ernennung ließ ſich unter den damaligen Verhältniſſen nicht ablehnen; obgleich der Fürſt ſich ungern der dadurch für ihn eingetretenen Nothwendigkeit unterwarf, ſeinen bisherigen ſtillen, ruhigen Wohnſitz mit dem geräuſchvollen Kaſſeler Hofe zu vertauſchen, wo er ſehr trübe Tage verlebte. Bald darauf wurde ihm das Großkreuz des Ordens der weſtphäliſchen Krone verliehen und er überhaupt von dem Könige mit Auszeichnung behandelt.

Nach dem Sturze deſſelben begab er ſich, gegen das Ende des Jahres 1813, nach Corvey zurück. Hier, an ſeinem Lieblingsaufenthalte, glaubte er bis an ſein Ende bleiben und ſeinem biſchöflichen Beruf ruhig leben zu können. Doch es war anders beſchieden. Er war Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen vortheilhaft bekannt geworden, und dieſer ernannte ihn 1817 zum Biſchof von Münſter.

Die Unterhandlungen mit Rom zogen ſich jedoch in die Länge, und dieſe Zögerung war ein eben ſo langer Kampf für den Verſtorbenen, der wohl in dieſem Biſchofsſitze das Ziel ſeiner Wünſche zu finden wähnen mochte. Inzwiſchen wurde ihm einſtweilen im Jahr 1819 das apoſtoliſche Vikariat für die Diſtrikte Eichsfeld und Erfurt übertragen, dem er ſich mit großem Eifer unterzog und wofür ihm allgemeines Anerkenntniß und der Dank der Geiſtlichkeit zu Theil wurde. Daheim gründete er in dieſer Zeit auch die neue Kirche der katholiſchen Gemeinde zu Amelunren, deren Grundſtein am 11. Aug. 1818 gelegt wurde und die als ein Tempel der Eintracht dem langjährigen Unfrieden zwiſchen beiden Confeſſionen in dieſer Dorfſchaft ein Ziel ſetzen ſollte.

Am 7. Jul. 1821 erfolgte endlich nach eingegangener päpſtlicher Konfirmation die feierliche Introduction des Biſchofs zu Münſter, und hier beginnt der Anfang der Leiden, die den thätigen berufstreuen Oberhirten nach dreijährigem Krankenlager bis an das Grab begleiteten. Nicht alle Umſtände, die ihm das Schickſal bereitete, können hier aufgedeckt werden; wenn aber öffentliche Blätter im Beginn der Krankheit ſich rügend darüber äußerten, als ob die hohen Staatsbehörden dem thätigen Biſchof Hinderniſſe in den Weg gelegt und ihn im freien Wirken für ſeinen Sprengel beſchränkt hätten, ſo muß auch jetzt noch dieſer Angabe als wahrheitswidrig und falſch widerſprochen, vielmehr es überall anerkannt werden, daß die hohen und höchſten Staatsbehörden, mit denen der Abgelebte in Geſchäftsverhältniß ſtand, ſeinen frommen Wünſchen willig und mit großer Achtung für ſeine Perſönlichkeit entgegen gekommen ſind und ihm ſeine Amtswirkſamkeit möglichſt erleichtert haben. *)

Im October 1821 mußte der Biſchof, weil ſeine Geſundheitsumſtände ſich täglich verſchlimmerten, auf Anrathen der Aerzte ſich aller Geſchäftsführung entſchlagen und er begab ſich auf das Gut Ahſen, in der Nähe von Soeſt, zum Kammerherrn v. Dolffs, ſeinem Schwager, um im Schooſe der Familie deſſelben Erhohlung von den angeſtrengteſten Geſchäften zu ſuchen. Bald darauf reiſte er

---

*) Dieß bezeugt und bittet, ſich auf ihn, als den zuverläſſigſten Zeugen ſeiner Handlungen, zu berufen, ſein geiſtlicher Rath, der Hr. Domkapitular Bracht, der als ſteter Begleiter, treuer Gehülfe und redlicher Freund den Hochſeligen unausgeſetzt beobachtet und die heil. Pflichten, die ihm auferlegt waren, gegen ihn bis zu dem letzten Augenblick ſeines Lebens mit großer Aufopferung erfüllt hat. Wir verdanken ihm die meiſten Data dieſes Nekrologs und glauben, wenn wir ſo aus der reinſten Quelle geſchöpft, auch die Pflicht gegen unſere Leſer erfüllt zu haben.

nach dem ihm ſo theuern Corvey und beſchloß hier den trüben Abend ſeines Lebens.

Er ſtarb an einer Auszehrung, welche Folge einer unvollkommen ausgebildeten Hämorrhoidalkrankheit und der mit dieſem Zuſtand gewöhnlich verbundenen ſchweren Hypochondrie war. Mangel an Bewegung und unausgeſetztes Arbeiten, ſo wie gänzliches Verzichten auf alle Erhohlungsſtunden bei einem im vorgerückten Alter plötzlich veränderten Geſchäftsleben und ungewohnter Lebensweiſe, waren wohl Hauptgrund der Krankheit. Wahrlich, ein edler Eifer, ein unaufhörliches Arbeiten und Wirken für die geliebte Heerde, hat den frommen Hirten getödtet! Die Geiſtesgegenwart aber hat den Kranken bis in die letzten Lebensmomente nie verlaſſen. *) Seine irdiſche Hülle wurde in der heiligen Erde Corvey's, neben der Gruft ſeiner geliebten Mutter, am 22. März beigeſetzt.

Er war der letzte Biſchof und Fürſt von Corvey, der 65ſte, der die tauſendjährige Reihe der Vorſteher jener berühmten Stiftung, deren Aufhe-

---

*) Der, mit einer ſolchen Krankheit verbundene Gemüthszuſtand, hatte ihn aber ſchon lange der Welt entfremdet und die bei ſeinem Leichenbegängniß verſammelte Menge hätte billig erwarten können, daß an des geiſtlichen Oberhauptes Grabe, das ſo viel Stoff zu Betrachtungen gab, nicht nur formellen Pflichten der Kirche wäre Genüge gethan, ſondern auch mit der Kraft der Rede zum Geiſt etwas Beruhigendes und Tröſtliches geſagt worden, damit die Erinnerung der beſſern Tage des Verſtorbenen wäre aufgefriſcht, die erkaltete Theilnahme an ſeinem Schickſale erweckt und die Umſtehenden, denen der letzte Zuſtand deſſelben mit ſeinen Folgen ein Räthſel war, durch religiöſe Betrachtungen wären getröſtet, beruhigt und verſöhnt worden. Wir wollen damit aber denen, die dem Fürſtbiſchof zunächſt ſtanden, keinen Vorwurf machen, indem wir zu gut wiſſen, wie ſehr ſie ſelbſt von Schmerz und Anſtrengung ergriffen waren. —

bung er erlebte, ſchließt, denn die Diöces Corvey iſt nun mit der Paderborniſchen vereinigt worden; die Corveyiſche Kathedralkirche iſt jetzt eine Pfarrkirche und die ehemaligen fürſtbiſchöflichen Reſidenzgebäude ſind zu einem landgräflich-Heſſen-Homburgiſchen Schloſſe eingerichtet.

H. Dr. U — r.

XXIII. Jakob Aders,

Kaufmann und Director der Rheiniſch-Weſtindiſchen Compagnie zu Elberfeld,

geb. zu Elberfeld am 26. Juli 1786,
geſt. ebendaſ. am 22. März 1825. *)

Aders gehört zu der Zahl derjenigen ausgezeichneten Menſchen, die das, wodurch ſie dieſes waren, meiſt durch ſich ſelbſt wurden. Er hatte der Erziehung und dem Unterrichte weiter nichts zu verdanken, als für die Characterbildung ein feſtes, ſittlich-religiöſes Fundament, das ihn ſowohl in ſeinem Privatleben, als bei den Planen, die er für das allgemeine Beſte entwarf, belebte, leitete, und durch alle Widerſprüche und Hinderniſſe ruhig und ſiegreich hindurch führte — und für den Geiſt eine gewiſſe praktiſche Logik und Conſequenz im Denken und Urtheilen, welche zwar nicht in der Schule, die er beſuchte, gelehrt wurde, ſich aber von ſelbſt durch die Form und den klaſſiſchen Stoff des Unterrichts in ihm ausbildete und mit in das Geſchäftsleben überging, während die alten Sprachen und was er ſonſt in Verbindung mit denſelben in der

---

*) Nach den Verhandlungen des Berliner Vereins für Gewerbfleiß v. 1825, und nach Originalnachrichten.

Gymnaſialſchule ſeiner Vaterſtadt getrieben, längſt von ihm vergeſſen waren. Gleich nach beendigten Schuljahren wurde er bei einem Handlungshauſe in Bremen in die Lehre gegeben, wo er für Alles, was Pünktlichkeit und Ordnung betrifft, eine gute Schule fand, aber da jenes Haus ſich nur mit inländiſchem Abſatz beſchäftigte, nicht mit jener größern Sphäre der kaufmänniſchen Thätigkeit bekannt wurde, in welcher er ſpäter mit ſo viel Einſicht als Ruhm und Erfolg gewirkt hat. Nach vollendeten Lehrjahren kehrte er ſogleich in das Vaterhaus zurück und ſtand den Geſchäften deſſelben, die ſich hauptſächlich auf die Fabrikation von leinenen und baumwollenen Zeugen bezogen, bis 1793 vor. In dieſem Jahre lernte er die Tochter des mit ſeinem väterlichen Hauſe befreundeten, dieſelben Geſchäfte treibenden Kaufmanns J. H. Brink kennen, und, ehe das Jahr verfloß, wurde unter dem Segen der Aeltern eine Verbindung zwiſchen beiden geſchloſſen, die man zu den glücklichſten Ehen rechnen kann. Abers trat nun als Theilhaber in das Geſchäft ſeines Schwiegervaters über, und bald wurde er durch die verhängnißvolle Zeit genöthigt, ſeine Kräfte zu entwickeln und in Thätigkeit zu ſetzen. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte ſich der Fabrikzweig, der ſein Haus beſchäftigte, in ſicherem Gleiſe immer gleichförmig fortbewegt, aber jetzt verſtopfte die eben ausgebrochene, ſich immer weiter verbreitende Franzöſiſche Revolution den Haupt-Abſatzkanal nach Holland, wodurch ſämmtliche Fabrikanten in Verlegenheit geſetzt, ja manche zu Grunde gerichtet wurden. Abers aber fand mit ſeinem weitſehenden Blicke und ſeiner beſonnenen Combinationsgabe bald neue Abſatzwege für ſeine Fabrikate, und eben ſo bald gelang es ihm, eine Menge Erzeugniſſe der ausländiſchen Induſtrie ein-

Digitized by Google

heimiſch zu machen. Da er weit entfernt von kleinlicher Geheimthuerei und engherziger Geſchäfts-Eiferſucht war und gern jedem Standesgenoſſen Rath und Auskunft gab, ſo trug er in jener Periode weſentlich zu den zeitgemäßen Veränderungen im Fabrikations- und Handelsſyſtem ſeiner Vaterſtadt bei.

Bis jetzt war Aders nur Kaufmann geweſen, aber im Jahre 1799 nahmen ſeine Mitbürger ſeine Thätigkeit für die Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt in Anſpruch und erwählten ihn, ihm ganz unerwartet, in ſeinem 31. Jahre zum Bürgermeiſter, was er jedoch erſt nach langem Widerſtreben annahm. Dies Amt war in jener Zeit, wo die Franzöſiſchen Armeen das Land beſetzt hielten, eines der beſchwerlichſten, aber als er es einmal übernommen, ſtand er ihm auch mit der größten Thätigkeit und Theilnahme vor. Er begnügte ſich nicht, der Bürgerſchaft die unvermeidlichen Laſten des Kriegs durch Ordnung und Gerechtigkeit in der Vertheilung derſelben ſo viel als möglich zu erleichtern, ſondern er erwarb ſich auch durch Stiftung der allgemeinen Armenanſtalt ein außerordentliches Verdienſt um Elberfeld, wo bis jetzt die Straßenbettelei nicht nur tolerirt, ſondern förmlich privilegirt war. Noch ehe das Jahr ſeiner Amtsführung verfloſſen, hatte er durch ſeinen raſtloſen Eifer die Anſtalt völlig begründet und das Heer der Straßenbettler war verſchwunden. Im folgenden Jahre bekleidete er die Richterſtelle, und ſpäter war er Beiſitzer oder Schöffe des Gerichts, welches Amt er auch bis zur neuen Organiſation der Gerichte unter Franzöſiſcher Herrſchaft behielt. Den Gemeinſinn, den Aders unter ſeinen Mitbürgern bei der Errichtung der Armenanſtalt erregt hatte, wußte er 1803 zu einem andern, nicht minder wichtigen Zweck zu benutzen. Er bewog nämlich einige ſei-

Digitized by Google

ner Collegen in der Armenverwaltung, die eben ſo, wie er, von dem ſchlechten Zuſtande der höhern Schulanſtalten überzeugt waren, einen ausgezeichneten Lehrer für ihre Rechnung an die Spitze einer zu errichtenden höhern Bürgerſchule zu ſtellen, ein Schulhaus mit hinlänglichem Wohnraum aus eigenen Mitteln zu bauen und für alle übrigen Schulbedürfniſſe zu ſorgen. Auch dieſe Anſtalt kam ſchnell zu Stande und erfreute ſich eines ſo fröhlichen Gedeihens, daß die von den Stiftern geleiſtete Bürgſchaft nie in Anſpruch genommen zu werden brauchte. Aders nahm als Mitglied des Vorſtandes fortwährend lebhaften Antheil daran, alle ſeine Kinder wurden darin gebildet, und jener Lehrer blieb bis an ſeinen Tod ſein perſönlicher Freund.

Ein ſogennnter Geſellſchaftsmenſch war Aders nie geweſen. Er beſuchte die öffentlichen Clubbs nur als Nothbehelf für das Erholungsbedürfniß. Seitdem er aber eine beſſere Befriedigung im gemeinnützigen Wirken für Armen- und Schulanſtalten gefunden, nannte er die Stunden, die er dieſen täglich widmete, ſeine Erholungsſtunden, und ſtarb dem öffentlichen Geſellſchaftsleben nach und nach ganz ab.

Seine kaufmänniſchen Unternehmungen breiteten ſich indeß immer weiter aus und ließen ſich weder durch das Continentalſyſtem der Franzoſen, noch durch das Blokadeſyſtem der Engländer hemmen. Jedem Prohibitionsſyſtem aus Grundſatz feind, haßte er das Eine wie das Andere, aber ſtreng und rechtlich verabſcheute er alle geſetzwidrigen Mittel und Wege. Demungeachtet litt auch ſein Haus von der ungerechten Maßregel, wodurch im Sommer 1813 ſo viele Häuſer in der Nähe von Elberfeld heimgeſucht wurden. Durch das berüchtigte Decret von Noſſen wurden nämlich in

Digitized by Google

jenem Jahre alle aus England gekommenen Waaren und Stoffe, welche die Douanen in dem von den Franzoſen noch beſetzten Theile von Deutſchland auffanden, ohne Rückſicht auf Erwerb und Beſitztitel, für gute Priſe erklärt und über den Rhein geſchafft. Dieſer Raub koſtete Elberfeld und Barmen mehr als zwei Millionen Franken, und das Haus Brink und Comp. war für eigene und fremde Rechnung am bedeutendſten dabei betheiligt. Bald hernach erloſch bei Leipzig Napoleons Herrſchaft über Deutſchland, die Verbündeten kamen an den Rhein, und mit ihrer Ankunft ging auch über Elberfeld die Morgenröthe einer beſſern Zeit auf. Aders nahm als Menſch und Bürger an dieſer glücklichen Wendung den wärmſten Antheil und verſchmerzte um ſo leichter den Verluſt, den ihm die Franzoſen noch in den letzten Tagen ihrer Macht zugefügt hatten.

Im Jahre 1814 wurde er zum Stadtrath ernannt, und benutzte auf dieſem Standpunkte abermals jede Gelegenheit, um für das allgemeine Beſte zu ſorgen. Im J. 1815, als Fürſt Blücher mit ſeinem Heere dem von Elba zurückgekehrten Napoleon gegenüber ſtand, erſchien in Elberfeld ein Abgeordneter des Preußiſchen Feldherrn mit dem Auftrage, zum Bedarf der für den Augenblick erſchöpften Kriegskaſſe ein Anlehn zu unterhandeln. Der Abgeordnete wendete ſich zuerſt an Aders, und trotz der kritiſchen Zeit überwog das Intereſſe an der Sache des Vaterlandes, das Vertrauen auf die Tapferkeit des Preußiſchen Heeres und das Wort ſeines Anführers jede engherzige kaufmänniſche Bedenklichkeit. Er war der Erſte, der eine anſehnliche Summe unterzeichnete und dadurch dieſer Angelegenheit einen ſolchen Impuls gab, daß die ganze bedeutende Anleihe innerhalb zweier Tage zu Stande kam.

Unter den Entſchädigungs-Forderungen, die man beim zweiten Friedensvertrag mit Frankreich geltend zu machen ſuchte, war auch die der Kaufleute aus den Rheinprovinzen, an denen der oben erwähnte Douanenraub begangen worden war. Sie hatten deshalb den ehemaligen Franzöſ. Staatsanwald Krill nach Paris geſendet, wo er dieſe Sache mit dem größten Eifer, aber vergebens, betrieb. Schon ſtand Krill im Begriff, Paris zu verlaſſen, als ein zufälliges Zuſammentreffen mit dem Preuß. Geh. Ober-Finanzrath Crull der Sache eine günſtige Wendung gab. Es war nämlich derſelbe, der als Abgeordneter des Fürſten Blücher jene Anleihe in Elberfeld unterhandelt hatte. Er erwähnt des Patriotismus der Elberfelder, und nun erinnert ſich Krill, daß er Briefe von Aders an den Fürſten Blücher erhalten und noch nicht übergeben habe. Er übergab ſie ſogleich, und noch in derſelben Nacht ließ der Fürſt durch den Grafen von Gneiſenau dieſe Angelegenheit dem Preußiſchen Miniſter vortragen, und am folgenden Tage — ſo wirkſam war des großen Feldherrn Fürwort und ſo nahe der letzte entſcheidende Augenblick — wurde mit dem Friedens-Document auch die völlige Vergütung jenes Raubes unterzeichnet.

Als im Anfange des Jahrs 1816 die verderbliche Witterung eintrat, welche dieſes Jahr auf ſo unglückliche Weiſe ausgezeichnet hat, äußerte Aders ſchon früh im Kreiſe der Freunde ſeine Furcht vor den Folgen derſelben, und als ſpäter die Regengüſſe immer ſtärker und anhaltender wurden, ſprach er ſein Vorgefühl des drohenden Mangels und die Nothwendigkeit vorbeugender Maßregeln ſo eindringend aus, daß es ihm gelang, einen Verein zu bilden, deſſen Plan er längſt im Stillen entworfen hatte. Auf ſeine Aufforderung im Monat Juli unterzeichneten 153 Bürger ein Kapital von 100,000 Thalern, wovon jedoch nur 60,000 Thaler benutzt und damit binnen Jahresfriſt ein Umſchlag von 400,000 Thalern in Getreide für Elberfeld gemacht wurde. Die Zufuhren waren ſo regelmäßig geordnet, daß nur einmal durch plötzliches Anſchwellen des Rheins Noth drohete, da gab Aders, für deſſen Haus kurz vorher eine bedeutende Ladung angekommen war, dieſelbe dem Verein zum koſtenden Preiſe, den großen Gewinn aufopfernd, den er in einem ſolchen Augenblick daraus hätte ziehen können. Der Vortheil, den Elberfeld, abgeſehen von dem Schutze vor Mangel, durch wohlfeilere Brodpreiſe, im Vergleich zu denen der benachbarten Orte, binnen jenen 13 Monaten gehabt hatte, betrug über 50,000 Thaler. Die von dem Kornverein gewonnenen 10,500 Thaler wurden nicht vertheilt, ſondern von den Gliedern des Vereins der Stadt zum Bau eines Bürger-Krankenhauſes geſchenkt.

Um auf den ſchlimmſten Fall vorbereitet zu ſeyn, hatte man Verſuche mit Brod aus gemahlenem Moos und Baumrinden angeſtellt, und, obgleich man nicht nöthig hatte, zu dieſem Aushelfemittel ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo genoß Aders doch jeden Mittag aus eigenem Antriebe ein Stück von dieſem Brode, um zu zeigen, daß man ſich auch bei noch entfernter Noth auf dieſelbe vorbereiten müſſe.

Nach dem Aufhören des Kornvereins ſchien Aders in dem Gemeinweſen ſeiner Vaterſtadt keinen ihm genügenden Stoff für ſeine gemeinnützige Wirkſamkeit finden zu können. Es trat daher eine andere, in einem weitern Sinn gemeinnützige Idee

Digitized by Google

ſeinem Leben näher. Schon ſeit Jahren war es ein Lieblingsgegenſtand mündlicher und ſchriftlicher Unterhaltung mit ſeinen Freunden geweſen, darzuthun: der Glaube an die Ueberlegenheit der engliſchen Induſtrie ſey nichts als Aberglaube oder Unwiſſenheit, und gerade Englands geprieſenes Zollſyſtem ſey ein Hauptpunkt, wodurch es zum deutſchen Gewerbfleiß im Nachtheil ſtände. Es ſey daher, abgeſehen von der Unausführbarkeit deſſelben auf dem zerſtückelten Continent, eine verkehrte Idee, dem deutſchen Kunſtfleiße durch Aufſtellung eines ähnlichen Prohibitivſyſtems aufhelfen zu wollen, aber das Aufſuchen und Benutzen der außer-europäiſchen Märkte und Abſatzkanäle ſey für Deutſchland das ſicherſte Mittel. England erzwinge alles durch die Vereinigung der Kräfte Einzelner zu einem Ganzen, und dieſelben Mittel zu denſelben Zwecken ſtänden auch Deutſchland zu Gebote.

Dieſe Ideen waren das Thema mehrerer Aufſätze, die er in den Jahren 1818, 19 und 20 in verſchiedenen deutſchen Blättern abdrucken ließ. Als im J. 1820 von zwei Kaufleuten in Hamburg zu gleicher Zeit verſchiedene Pläne zu einer deutſchen Exportations-Geſellſchaft erſchienen, und Aders in einem der Verfaſſer ſeinen langjährigen, im großen Welthandel viel erfahrnen Freund Becher erkannte, ſo trat er auch mit ſeinem Plane hervor und forderte Bechern zu einer Reiſe nach Elberfeld auf. Da beide über den Zweck ihrer Pläne ſchon einig waren, ehe ſie einander ſprachen, ſo wurden ſie es auch bald über die Mittel, und Becher ſchloß ſich der Unternehmung ſeines Freundes an, die ſo raſch von Statten ging, daß bis zum März 1821 die erforderliche Anzahl Aktien unterzeichnet war und die erſte Verſammlung gehalten werden konnte. Wenig Monate nachher gingen mit den erſten

Schiffsladungen auch ſchon die Agenten ab, welche beſtimmt waren, an mehreren Punkten der neuen Welt Niederlaſſungen für die Geſellſchaft zu gründen und zu leiten. So ſah Aders ein Unternehmen erfolgreich fortſchreiten, wozu er die Idee Jahre lang in ſeinem Geiſte ſtill genährt und gepflegt hatte, und hatte die Freude, das Lieblingskind ſeines Geiſtes, wie er dies Inſtitut gern nannte, mit einer Achtung und einem Vertrauen vom Vaterlande aufgenommen zu ſehen, die ſeine beſcheidenen Erwartungen bei weitem überſtiegen. Indeß war es auch die höchſte Zeit, daß ihm dieſer Lohn zu Theil wurde, denn er hatte den vielen, mit der Ausführung jener Idee verbundenen Arbeiten und Anſtrengungen aller Art die letzten Kräfte ſeiner ſchon lange wankenden Geſundheit geopfert. Bereits in frühern Jahren hatte er durch zu anhaltendes Sitzen und vieles Kopfarbeiten den Grund zu Uebeln gelegt, die nur durch gänzliches Zurückziehen von ſeinen gewohnten Geſchäften hätten gehoben werden können, aber das wollte oder konnte er nach ſeiner Individualität nicht. Ein Spaziergang bei ſchönem Wetter in einen Garten, den er mit einem Jugendfreunde gemeinſchaftlich beſaß, und wegen ſeiner herrlichen Ausſicht über das Wüpperthal beſonders liebte, war die einzige Erholung, die er ſich gönnte. Im Sommer genoß er oft hier ſein Frühſtück, und da immer dieſe Stunde ſeine Erbauungsſtunde geweſen war, ſo war es auch hier ſeine Bibel, mit der er den Tag begann. Aber dieſe Spaziergänge, ſo viel Genuß ſie ihm auch gewährten, konnten das immer fortſchreitende Sinken ſeiner Kräfte nicht aufhalten, da er von ihnen ſtets zu ſeinem Schreibtiſche zurückkehrte. Im Sommer 1824 ließ er ſich zu einer Badekur bereden, die zu neuen Hoffnungen berech-

Digitized by Google

tigte, aber nur für ſehr kurze Zeit. Mit dem Winter wurden die Symptome immer bedenklicher, die Abnahme ſeiner Kräfte immer ſichtbarer. An einem der erſten ſchönen Tage des März 1825 machte er noch einmal ſeinen Lieblingsſpaziergang nach dem oben erwähnten Garten; es war ſein letzter Gang in die ſchöne Natur, deren Wiederaufleben er mit ſtiller Wehmuth betrachtete und empfand. Den Freunden, die hier ihre Hoffnungen zu ſeiner Wiederherſtellung ausſprachen, erwiederte er innig bewegt, aber ruhig und gefaßt: „Mit mir gehts immer weiter bergab." Wenige Tage nachher überfiel ihn ein heftiges Bruſtfieber, das den Reſt ſeiner Kraft ſchnell verzehrte.

Am 14. März hielten die Theilhaber der Rheiniſch-Weſtindiſchen Compagnie ihre dritte General-Verſammlung. Eine Deputation wurde an Aders abgeſandt, um ihm zu ſagen, mit welcher allgemeinen Trauer die Verſammelten ſeine Gegenwart vermißten. Er empfing ſie mit ſichtbarer Rührung auf ſeinem Krankenbette und bat ſie, der Verſammlung in ſeinem Namen zu verſichern, daß er gern fortfahren werde, das begonnene Werk mit Rath und That zu unterſtützen, ſo lange ſeine Kräfte es ihm geſtatten würden; doch dieſe verließen ihn ſchon, indem er ſprach. In den folgenden Tagen war ſein Zuſtand abwechſelnd, aber ſchon am 21. ſtellten ſich die unverkennbaren Vorboten des Todes ein, und am 22. März, um 2 Uhr Nachmittags, zerbrach der bis zum letzten Tage thätig gebliebene Geiſt ſeine Hülle.

Zweimal beſchenkte die Gnade des Königs von Preußen den Verewigten mit den Beweiſen der Anerkennung ſeiner Verdienſte um das Gemeinwohl: einmal mit dem allgemeinen Ehrenzeichen erſter, und das andere Mal mit dem rothen Adlerorden dritter Claſſe. Er ſchätzte und verehrte dieſe Zeichen königlicher Huld nach ihrem ganzeu Werthe, aber nur bei ſehr außerordentlichen Gelegenheiten erlaubte ihm ſeine Geſinnung, ſie zu tragen.

Sein Character vereinigte alle Eigenſchaften, die auf Achtung und Liebe Anſpruch geben. Ernſt in Geſchäften, war er freundlich und mild im Kreiſe der Seinigen und ſeiner Freunde; er überlegte ſorgſam, ehe er begann, aber, war es einmal begonnen, ſo führte er es aus, ohne ſich durch Hinderniſſe oder Schwierigkeiten abſchrecken oder aufhalten zu laſſen. Der frühe Morgen und der ſpäte Abend fanden ihn am Schreibtiſche; denn alle Arbeiten für öffentliche Zwecke und einen ausgedehnten freundſchaftlichen Briefwechſel beſorgte er in dieſen Stunden, und verſäumte darum keine ſeiner Berufsarbeiten, deren er ſich nur zu viele anfgeladen hatte. Schlicht und einfach ging er einher, aber groß und unternehmend war ſein Geiſt. Obgleich ihm der Jahre wenige beſchieden waren, ſo lebte er doch lange; durch Verdienſte und Tugenden hat er ſich ein ewiges Leben erworben, und er lebt fort im Herzen aller Redlichen, die ihn kannten.

Weimar. H. Lenz.

* XXIV. Karl Ludwig,

Fürſt zu Hohenlohe-Langenburg, Geſchlechtsälteſter des fürſtlichen Hauſes Hohenlohe, Erbreichsmarſchall des Königreichs Würtemberg, Großkreuz des königl. Würtembergiſchen Ordens der Krone und Ritter des kaiſerl. Ruſſiſchen St. Alexander-Newskyordens.

geb. den 10. Sept. 1762,
geſt. den 4. April 1825.

Die Geſchichte des alten ehrwürdigen Stammes der Herren von Hohenlohe enthält mehrere Namen, die in den Annalen unſres Volkes, als Helden in Rath und in der That glänzend hervorragen und nicht minder das ferne Ausland, als die Heimath mit ihrem Ruhm erfüllen. Dieſes Ruhms theilhaftig zu werden, fehlte es dem Fürſten Karl Ludwig weder an Tüchtigkeit, noch an Kraft des Charakters und das ſtürmiſche Leben ſeiner Zeit bot auch Aufforderungen und Veranlaſſungen genug dar, um nach ihm zu ſtreben. Aber auf der einen Seite das Schickſal, das ihm ſeinen Wirkungskreis in der Verwaltung der altväterlichen Beſitzungen anwies und auf der andern ſeine rein ſittliche, dem Ehrgeize, der die auf dem Weltſchauplatze wirkenden Figuren bewegt, unzugängliche Geſinnung, führte ihn auf eine geräuſchloſere und weniger glänzende Bahn, auf der ihm jedoch ein Maaß ächt humaner Bildung und Veredlung und ein Reichthum an achtenswerthen, ohne allen zweideutigen Schein erworbenen Verdienſten zu Theil wurde, für die er den Ruhm der ausgezeichneten geſchichtlichen Namen wohl entbehren konnte.

Er wurde am 10. Septbr. 1762 auf dem Schloſſe zu Langenburg geboren, der erſte Sohn des Fürſten Christian Albrecht Ludwig und der Gemahlin deſſelben Caroline, einer gebornen Prinzeſſin von Stollberg-Gedern. Das Vorbild des Vaters, der wegen ſeiner mannigfaltigen und tiefen Einſichten, ſeines männlichen Charakters und ſeiner ſtrengen Rechtſchaffenheit in ſeinem Kreiſe noch allgemein im verehrten Andenken ſteht, die ſorgende Liebe der edlen Mutter und ein trefflicher Erzieher, der vor einigen Jahren als Würtembergiſcher Geſchäftsträger in Nürnberg verſtorbene Geheime Rath von Braun, und ſeine eigenen ausgezeichneten intellectuellen und ſittlichen Anlagen verbürgten dem Fleiße, der auf ſeine Bildung verwandt wurde, den beſten Erfolg. Bis in ſein ſiebenzehntes Jahr verweilte er in dem elterlichen Hauſe; dann aber bezog er die Univerſität zu Erlangen, wo er, während eines dritthalbjährigen Aufenthalts, die höheren, beſonders hiſtoriſchen und rechtlichen Studien betrieb und den ihm offen ſtehenden Zutritt zu dem Hofe der verwitweten Markgräfin von Brandenburg-Baireuth, ſo wie den Umgang mit mehreren angeſehenen Familien der Stadt und der Nachbarſchaft für ſeine Bildung fruchtbar benutzte.

Seitdem der Graf Philipp von Hohenlohe-Neuenſtein, der Schwiegerſohn des Fürſten Wilhelm von Oranien und der Graf Philipp Ernſt, der Stifter der Langenburgiſchen Linie, ihre Namen im edeln Kampfe für die Gründung und Erhaltung der niederländiſchen Freiheit verewigt haben, iſt es unter den Hohenlohiſchen Prinzen zu einer Art von Familiengebrauch geworden, die militäriſche Laufbahn in dem Dienſte der vereinigten Provinzen einzuſchlagen. Denſelben Weg betrat auch der Prinz Karl Ludwig, als er im Jahre 1781 von ſeinem Vater, der gleichfalls den Grad eines Generalmajors der Generalſtaaten

Digitized by Google

bekleidete, nach Holland geführt wurde, wo er als Hauptmann in eins der Regimenter des Fürſten von Waldeck eintrat, das die Beſatzung auf der Inſel Goerée bildete. Er verlebte acht Jahre in dieſem Dienſte, der ihm eine Schule der Welt- und Menſchenkenntniß wurde, ſeinen Blick in die mannigfaltigen Verhältniſſe des Lebens ſchärfte und ſeine ſittliche Reinheit unter den Verſuchungen, die die Jugend in der militäriſchen Beſtimmung ſelten überwindet, bewährte und befeſtigte. In dieſer Zeit erfolgte der Aufſtand der Patrioten gegen den Erbſtatthalter und die Unterdrückung deſſelben durch das Preußiſche Heer, das unter der Anführung des Herzogs von Braunſchweig in die Republik einbrach. Dieſe Bewegungen gewährten dem Prinzen ein intereſſantes und lehrreiches Schauſpiel; übrigens nahm er in ihnen, wie es einem Enkel des Grafen Philipp Ernſt von Hohenlohe geziemte, die Partie von Oranien.

Im Januar 1789 vermählte er ſich zu Klitſchdorf in Schleſien mit Amalie Henriette Charlotte, älteſten Tochter des Grafen Johann Chriſtian zu Solms-Baruth, aber nur wenige Monate, nachdem er die edle Gemahlin in das elterliche Haus eingeführt hatte, wurde das neue Familienglück durch den unerwarteten Tod ſeines Vaters ſchmerzhaft geſtört. Dieß hatte die Folge, daß er, als der Erſtgeborne unter den drei Prinzen des Vollendeten, die Regierung der zu dem Stammtheile Langenburg gehörigen fürſtlich Hohenlohiſchen und gräflich Gleichiſchen Landestheile übernahm und deshalb aus dem holländiſchen Militärdienſte austrat.

Sein Regentenberuf war ihm in keinem ſehr ausgedehnten Kreiſe angewieſen; aber er bot ihm Raum genug dar, um unter denjenigen, die ſeiner

Sorge anvertraut waren, beglückend und ſegensvoll zu wirken, und dieſe Wirkſamkeit verſprach um ſo lohnendere Erfolge, da ihm der Fürſt, ſein Vater, das Land im blühendſten Wohlſtande und alle Verhältniſſe des fürſtlichen Hauſes in der beſten Ordnung hinterlaſſen hatte. Mit Einſicht, Liebe und lebendigem Gefühle ſeiner Pflicht erfüllte er von nun an, was ihm zum Berufe ſeines Lebens geworden war, fortbauend auf dem Grunde, den der Regierungsvorfahrer gelegt und vervollkommnend und veredelnd, was er begonnen hatte. Indem er mit Milde und Ernſt Gerechtigkeit und ſittliche Ordnung aufrecht erhielt, die Schulen verbeſſerte und die Beſoldungen der Lehrer erhöhte, den Religionsunterricht und den öffentlichen Cultus belebte und veredelte, den Armen Hülfe und Beſchäftigung darbot, die Landwirthſchaft, die Viehzucht und den Gewerbfleiß beförderte, alle Fortſchritte der Zeit, in ſo fern ſie ſich auf Erhöhung des Volkswohlſtandes bezogen, in mannigfaltigen oft trefflich gelingenden Verſuchen benutzte und überall ſelbſt ſah, forſchte und handelte, — brachte er allen Segen des patriarchaliſchen Regiments — der in großen Staaten nothwendig in der Strenge der Formen verſchwinden muß — über die Seinen, und unter den kleinern Deutſchen Fürſtengebieten war das ſeinige eins der glücklichſten. In ſtiller Unbemerktheit ſtand in ihm alles Gute in beſcheidener Blüthe und man war des gedeihenden Zuſtandes ſicher, da ihm die Tugend des Fürſten und die dankbare Treue des Volks die feſteſten Bürgſchaften gewährten. Der Tod des Fürſten von Hohenlohe-Neuenſtein in Oehringen, der im Jahre 1805 erfolgte, gab ſeinem Wirkungskreiſe eine bedeutende Erweiterung, indem er, nachdem der Streit über die Erbfolge auf dem Wege des Vergleichs beigelegt worden war, in Gemeinſchaft mit dem Hauſe Hohenlohe-Kirchberg, zu dem Beſitze der beiden Rentämter Weikersheim und Künzelsau und der ganzen obern Grafſchaft Gleichen gelangte.

Die Stürme, welche mit dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution ſich über Europa zu verbreiten begannen und dann vorzüglich über das Deutſche Vaterland ſich ausleerten, erregten auf gleiche Weiſe das geiſtige Intereſſe des Fürſten und ſeine väterliche Sorge für ſeine Beſitzungen und ihre Bewohner. Indem er mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem raſch dahin wallenden, zerſtörenden Strome der Zeit folgte und erwog und berechnete, wie und wo ſeine Fluthen ſich brechen dürften, war er unermüdet, die Zerſtörung von ſeinen Unterthanen abzuwenden, ihnen die unvermeidlichen Bürden zu erleichtern, indem er ſich mit ihnen in ſie theilte. Wohl wäre auch bald auf beiden Seiten alles verſchmerzt worden, was die unholde Zeit gebracht, wenn nicht die Kataſtrophe von 1806 das alte innige Band zwiſchen dem Regenten und dem Lande getrennt und auf das Gebot der ſiegenden Gewalt, das letztre fremder Herrſchaft botmäßig gemacht hätte. So empfindlich es dem Fürſten fiel, ſeine Unterthanen auf ſolche Weiſe von ſeinem Herzen geriſſen und die meiſten ſeiner Saaten zerſtört zu ſehen, und ſo ſchonungslos gerade hier die Macht vollzog, was ihr gegen die wehrloſe Schwäche geſtattet ward, — ſo ertrug er doch mit männlicher Standhaftigkeit und Beſonnenheit das Unvermeidliche, ohne der Gewalt feig zu ſchmeicheln, oder durch Trotz ſie zu reizen, und rettete, was unter dieſen Umſtänden allein noch zu retten war, die Ehre der Conſequenz im Handeln und der Würde im Unglück. So bewährte er ſich in den verſchiedenen Verhältniſſen, in die die neue politiſche Stellung ihn führte, namentlich als Stimmführer ſeines Hauſes in den landſtändiſchen Verſammlungen von 1815 bis 1817; ſein Charakter fand aber auch allgemein die verdiente Anerkennung, die ihm ſein Souverän, der König von Würtemberg, auf eine ausgezeichnete Weiſe erprobte, indem er ihm, im Anfange des J. 1825, aus eigner Bewegung das Großkreuz des Ordens der Würtembergiſchen Krone verlieh.

Für alle Unbilden der Zeit aber, ſo wie für die Beſchwerden und Sorgen, die ihm auf dem Pfade der Geſchäfte und für die Täuſchungen, die ihm im Verkehr mit Menſchen zu Theil geworden, fand er die reichlichſte Entſchädigung in dem herrlichen Familienkreiſe, der ihn umgab. Es waren zehn Kinder (3 Prinzen und 7 Prinzeſſinnen) und vierzehn Enkel, blühend und reifend, die den Abend ſeines Lebens erheiterten, durch ausgezeichnete geiſtige und körperliche Vorzüge, die weiſe Sorgfalt, mit der er ihre Erziehung betrieben hatte, lohnten und ihn täglich inne werden ließen, daß es doch noch ein von allen Wechſeln äußerer Umſtände unabhängiges und gegen alle ihre Tücke entſchädigendes Erdenglück gäbe. Die ſchönſten Hoffnungen gewährend und erfüllend, erwuchs unter den herrlichen Geſchwiſtern der Erſtgeborne der Söhne, der nunmehrige Fürſt Ernſt Chriſtian Karl, der Erbe aller väterlichen Tugenden und Verdienſte; durch die Vermählung der vier älteſten Prinzeſſinnen aber ging der Segen, der auf dieſer glücklichen Familie ruhte, auf die Häuſer Heſſen-Rheinfels-Rothenburg, Hohenlohe-Schillingsfürſt, Caſtell und Hohenlohe-Ingelfingen über.

Gewiß war ein ſo edel angewandtes und ſo würdig belohntes Leben der längſten Dauer werth.

In der That genoß auch der Fürſt, vermöge ſeiner an ſich feſten Conſtitution und der Mäßigung, mit der er mit ſeinen körperlichen Kräften haushielt, meiſtens einer guten Geſundheit, und als dieſelbe in den ſpätern Jahren zuweilen durch Krämpfe und Schmerzen auf der Bruſt unterbrochen wurde, beſiegte Enthaltſamkeit und Kunſt immer leicht dieſe Uebel. Aber ſie waren die Vorboten ſeines Todes. Es war am 3. April des Jahres 1825, als er noch der öffentlichen Gottesverehrung beiwohnte und Abends im Kreiſe ſeiner Lieben ſich in ihre Freuden theilte. Heiter ſchied er von ihnen. Aber noch in derſelben Nacht befiel ihn ein Steckfluß und mit dem Anbruche des folgenden Tages erhob ſich ſein Geiſt zu ſeiner höheren Beſtimmung. Liebe, Treue und Dankbarkeit umgaben, mit tiefem Schmerze die Trennung fühlend, die Leiche des Vollendeten; aber die Erinnerung an ſein Leben und der Glaube an die Verherrlichung, der er durch daſſelbe würdig geworden, ließen die Verwaiſeten nicht troſtlos. Mit den Thränen der Letztern miſchten ſich die der fürſtlichen Diener und Grundholden und der Armen, jedoch gemildert dadurch, daß ſie den Sinn des Vaters in dem Sohne fortleben ſahen.

Ein Leben, wie dieſes, das durch Thaten ſich beurkundet, bedarf keiner charakteriſtiſchen Schilderung; doch mag geſtattet ſeyn, daß hier bemerkt werde, wie ein Mann von Einſicht und Gefühl, der eine Reihe von Jahren an der Seite des Fürſten zubrachte, die Grundzüge ſeines innern Bildes ausgeprägt geſehen hat, in „einer Größe der Seele, die ſich, geſtützt auf feſten Glauben an Gott und Tugend, durch keinen äußern Sturm niederbeugen ließ, — einer edeln Reſignation, die aus der Ueberzeugung hervorging, das Intereſſe des

Einzelnen müſſe dem des Ganzen weichen, und was für das Ganze gut ſey, müſſe es am Ende auch für die Individuen werden, — einem Sinne für Gerechtigkeit, der ſich ſelbſt auch nicht die mindeſte Abweichung von der Norm des Rechts geſtattete, während er im Urtheil über Andere, ihre Strenge durch Berückſichtigung der Umſtände milderte, — einer edeln Humanität, die durch Wohlwollen, Freundlichkeit und Anſpruchloſigkeit, im Umgange mit Hohen und Niedern, im Kreiſe der Familie und in fremden Cirkeln, ihm alle empfängliche Herzen zuwandte, — einer Bildung des Geiſtes, die durch das gründliche Studium der Geſchichte und Staatswiſſenſchaft, ſo wie durch einen feinen Sinn für das Schöne und Harmoniſche, wieder bildend für ſeine Umgebungen wurde und ſeinem Leben die edelſten Genüſſe bereitete, — einer Religioſität, die ſich im Innern wie im Aeußern gleich lebendig zeigte, das Bedürfniß fühlte, alles von Gott abzuleiten und auf Gott zurück zu führen und dieſes Bedürfniß auch durch regelmäßige und gerührte Theilnahme an den öffentlichen Uebungen der Religion ankündigte, — endlich in einer ſich immer gleich bleibenden Heiterkeit, der Frucht eines nüchternen Lebens und des innern frohen Bewußtſeyns pflichtmäßiger und ſchuldloſer Thätigkeit." — Und wenn derſelbe Zeuge zugleich bemerkt, „er habe nie Hoheit des Standes mit Edelmuth des Herzens, feine Bildung der Sitte mit ſtrenger Moralität, zärtliche Elternliebe mit der ſorgfältigſten Zucht, kindliche Zutraulichkeit mit der herzlichſten Ehrfurcht ſo ſchön gepaart gefunden, als in dieſem Fürſtenhauſe," — ſo mag dieß alles zum Beweiſe dienen, daß das Recht dieſes unvergeßlich Vollendeten auf einen ausgezeichneten Ehrenplatz in den Nekrologen der Deutſchen noch weit würdiger be-

Digitized by Google

gründet iſt, als in dem Namen des Geſchlechtes, dem er angehörte, und in dem Stande, in den die Vorſehung ihn geſetzt hat.

Vichberg. Pahl.

---

* XXV. Louiſe, Herzogin von Naſſau,

geb. Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen.

geb. den 28. Januar 1794.
geſt. den 6. April 1825.

Ein einfach ſtilles Leben, geſchmückt mit den ſchönſten weiblichen Tugenden und mit jeder unſchuldigen Freude, ſoll hier mit wenigen Worten dem Leſer dargeſtellt werden, der, unter den Denkmählern verſtorbener ausgezeichneter Männer und Frauen, oder an der Hand der Geſchichte wandelnd, die wahre Lebensweisheit noch lieber ſammelt, als in dem Drange einer thatenreichen Gegenwart; und wenn in dem Innern des Betrachtenden das Bild einer ſchönen Seele aufgeht: ſo hat der Erzähler ſeine ihm gewordene Aufgabe erfüllt.

Die Herzogin von Naſſau, Louiſe, war in Hildburghauſen, der damaligen Reſidenz des jetzigen Herzogs von S. Altenburg, geboren, und hat in der Taufe die Namen: Charlotte, Louiſe, Friederike, Amalie, Alexandrine erhalten. Sie iſt die 3te und jüngſte Tochter des allgemein verehrten regierenden Herzogs Friedrich und ſeiner, ihm und den Unterthanen nur allzufrüh entriſſenen Gemahlin, Charlotte, einer geb. Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz u. d. Schweſter der hochſel. Königin Louiſe v. Preußen.

Die Stunde ihrer Geburt war für ihre glücklichen Eltern, für alle die Ihrigen und für ein ganzes Land, das mehr als irgend eines auch an den Ereigniſſen und innern Verhältniſſen ſeines Fürſtenhauſes Antheil nimmt, eine neue und ununterbrochene fließende Quelle der größten und heiterſten Freuden, die zum erſten Male durch ihren Tod getrübt worden iſt.

Von Kindheit genoß die Prinzeſſin größtentheils einer guten Geſundheit; und obgleich ihre körperliche Conſtitution eine der zarteſten war, ſo hatte ſie doch manche ſchwere Krankheiten, und ſogar ein Nervenfieber (in ihrem 5ten Lebensjahre), ohne weitere Folgen überſtanden. Aus den feinen regelmäßigen Geſichtszügen und dem klaren Auge leuchtete daher die friſcheſte Lebensfülle. Dieſes blühende Ausſehen wurde noch durch die ganze übrige Geſtalt gehoben, über welche die Grazie der Anmuth in einem ſeltenen Maaße ausgegoſſen war. Alle Unterthanen freuten ſich der lieblichen Fürſtentochter und hegten ſchon früh Erwartungen, die ſpäter das Schickſal auf's Vollkommenſte erfüllte. Wie ſollte nicht vielmehr das fröhlichſte Gedeihen die zärtlichſten Eltern beglücken!

Dieſe äußere Anmuth, die ſich in allen ihren Bewegungen, am meiſten aber in ihren freundlichen und immer heitern Geſichtszügen, ausſprach, war nicht blos Sache des Körpers, oder der künſtlichen Uebung, ſondern noch vielmehr in dem Geiſte der Prinzeſſin gegründet, der ſich allem Schönen, Holden, Gefälligen und Heiterem vorzugsweiſe zuwandte und dadurch ächt weiblich erſchien. Der Leſer erwartet nach dieſer Behauptung ſchon von ſelbſt, daß hier nicht von ausgezeichnet glänzenden Geiſtesvorzügen die Rede ſeyn werde; dieſe gehören im eigentlichen Sinne dem Manne. Aber alle die Seelenkräfte der Prinzeſſin hatten ein ſo richtiges Maas und ſtanden in einer ſo ſchönen Harmonie mit einander, daß ihr bei einer ſorgfältigen Erziehung ein hoher Grad von Bildung, die ſich ſchon durch ihre

Digitized by Google

ſpätere Vorliebe für die Geſchichte, dieſe ernſte Lehrerin, beurkundete, eigen werden mußte.

Dieſe ſchönen Geiſtesblüthen entfalteten ſich unter den allergünſtigſten Umſtänden. Gute Erzieherinnen, geſchickte Lehrer und ſonſt vieles dergleichen, vereinigt ſich wohl leicht in einem Fürſtenhauſe. Auch haben fürſtliche Kinder dadurch immer viel voraus, daß ſie häufig genug in den Umgang mit den gebildetſten und geiſtreichſten Männern und Frauen kommen, und daß ſie mehr durch die mündliche lebendige Rede, vorzüglich das erregende und belehrende Geſpräch, als durch todte Bücher und abſichtlichen Unterricht lernen. Selbſt die Lehrer fürſtlicher Kinder bilden ſich eben dadurch noch ungleich mehr und werden, wie an ſich immer tüchtiger, ſo auch des Lehrgeſchäfts fähiger. Alles dies war auch der Fall bei der Erziehung, an welcher die Prinzeſſin Louiſe Antheil hatte.

Aber es kam auch außer dieſem Allen noch Manches am Hofe zu Hildburghauſen hinzu, was nicht an jedem andern Hofe, wenigſtens ſelten auf dieſe Weiſe, zu finden ſeyn dürfte.

Dahin gehört ſchon, daß dieſer Hof im Vergleich mit vielen andern minder glänzend und groß war und daher auch mehr Ungeſtörtheit des Unterrichts, oder mehr häuslichen Sinn erlaubte. An Würde, und Allem, was wahrhaft Fürſtlich heißen kann, ſtand er indeß keinem nach, that es Vielen, weit größern zuvor. Und es war Hauptgrundſatz bei der Erziehung an dieſem Hofe, daß die fürſtlichen Kinder ihrem hohem Stande vollkommen gemäß erzogen werden ſollten. Dahin gehört ferner, daß auf eine beſonders ſtrenge Wahl bei den anzuſtellenden Erziehern und Lehrern geſehen wurde.

Doch auch darauf und auf Aehnliches wollen wir kein beſonderes Gewicht legen, dagegen geden=

ken wir lieber ſogleich des Hauptumſtandes, der beſonders die Fürſtentöchter zu dem machte, wofür ſie allgemein anerkannt werden, wir meinen die ſchon obengenannte treffliche Mutter derſelben, eine der geiſt- und gemüthreichſten Frauen ihrer Zeit. Der Leſer, der ſie nicht näher gekannt haben ſollte und der mehr von ihr zu wiſſen wünſchte, kann leider nur auf Beckers Deutſche Zeitung 1788, S. 145; deſſen Vorleſungen über die Pflichten und Rechte des Menſchen, 2r Theil, S. 229; die muſikaliſche Zeitung 1818; vorzüglich aber die allgemeine Deutſche Frauenzeitung 1818, Nro. 76, 77, 84, 85 verwieſen werden.

An der Seite dieſer Mutter und in ihrem Umgange wuchſen die Prinzeſſinnen am Hildburghäuſer Hofe auf. Wie ſollten dieſe in ſolcher Nähe nicht jede ſchöne Blüthe des Geiſtes und Herzens getrieben haben!

Die Prinzeſſin Louiſe eignete ſich von dieſem Vorbilde die Liebe zur Muſik, noch mehr aber die holde Leutſeligkeit zu, die ihrem guten Herzen, das über die gewöhnlichen Vorurtheile ihres hohen Standes erhaben war, ganz eigenthümlich zuſagte. Deshalb wird es keinem Leſer unerwartet klingen, wenn wir hinzuſetzen, daß ſie in dieſer Tugend ihr Muſter noch übertraf.

Es läßt ſich nicht mit der Feder beſchreiben, man mußte ſelbſt Zeuge geweſen ſeyn, wie herablaſſend und freundlich die Prinzeſſin ſich namentlich auf ihren kleinen Spatziergängen, beſonders gegen Kinder aus dem Handwerks- und Bauernſtande, benahm. Sie konnte vor keinem einzigen dieſer Kinder vorbeigehen, und wäre es auch noch ſo ärmlich gekleidet und noch ſo verſchämt geweſen, ohne ſich mit ihm in ein Geſpräch eingelaſſen zu haben, das manchmal halbe Viertelſtunden und länger dauerte.

Digitized by Google

Da würde es, ſobald es durch die freundlichſten Grüße und ſonſtige Schmeicheleien der Prinzeſſin etwas von ſeiner Schüchternheit verloren hatte, um ſeinen Vor- und Zunamen, um ſein Alter und dann um jedes ſeiner Geſchwiſter, deren Befinden, Namen, Jahre, Beſchäftigungen, Eigenſchaften u. ſ. w. mit der größten Genauigkeit befragt und zuletzt entweder auf der Stelle mit etwas beſchenkt, oder zu der Prinzeſſin eingeladen, um etwas zu erhalten. Hörte ſie von kranken Geſchwiſtern ſolcher Kinder, dann wurde ihnen ein Arzt und ſonſtige Hülfe auf der Stelle zugeſchickt. Sie verfertigte damals ſchon kleine Arbeiten, die ſie den Kindern, beſonders an Chriſtfeſten, ſchenkte, und wußte ſich keine größere Freude zu denken, als wenn in der Folge die Mütter jener Kinder ihr von den Erzählungen der Kinder Nachricht gaben und wohl gar die einzelnen Reden dieſer Kinder wiederholten.

Aber nicht blos mit Kindern ſich zu unterhalten, beſaß ſie ein ganz eignes Talent, wie es nur ſelten vorkommen dürfte, ſondern auch mit Menſchen aus allen Ständen, den Höchſten wie den Niedrigſten. Ueber manches häusliche Leiden, das ſonſt ganz im Verborgenen geblieben wäre, hat ſie dadurch Licht erhalten, hat es ihren Eltern und Geſchwiſtern mitgetheilt, immer noch Hülfe und Erleichterung verſchafft. Beſonders geſchah dieſes auf einem ſchönen Landſitze oder Jagdſchloß, wo die fürſtliche Familie jährlich den Sommeraufenthalt nahm, in Seidingſtadt, 2½ Stunde von der Reſidenz, wo keine Mutter und kein Kind zu finden war, deren Augen nicht bei dem Namen der Prinzeſſin Louiſe einen Strahl lebhafter Freude hätte blicken laſſen. Indem ſie aber alle Geſichter um ſich her zu erheitern und überall Freude zu verbreiten ſuchte, ſchien auch über ihr ganzes Weſen ſich,

Digitized by Google

gleichſam von jenen Perſonen zurückwerfend, eine Heiterkeit zu verbreiten, die ihrer Nähe, ihren Unterredungen und ſelbſt ihren Wohlthaten einen ſeltenen Reiz verliehen. Alles wandte ſich immer zuerſt an ſie, und während die vielen umgebenden Perſonen mit der unverkennbarſten Zuneigung und Vorliebe an ihr hingen, war und blieb ſie die Unbefangenheit und Beſcheidenheit ſelbſt.

Ein Gemüth, das von den Zuſtänden der fremdeſten Menſchen ſo leicht und ſo tief berührt und bewegt werden konnte, mußte ſich mit ungleich größerer Kraft an die Perſonen anſchließen und ihnen Freude zu bereiten unaufhörlich beſchäftigt ſeyn, die ihr in jeder Hinſicht nahe ſtanden und die nächſten waren. Was ſie ihren theuern Eltern war, bedarf darum keines einzigen Wortes; aber von dem Verhältniſſe der Prinzeſſin zu ihren Geſchwiſtern mag hier Einiges angedeutet werden.

Sie hatte 6 Geſchwiſter, 2 Schweſtern und 4 Brüder. Mit der nachmaligen Königin von Baiern, Thereſie, theilte ſie dieſelben Erzieherinnen, dieſelben Lehrer, auch ſogar dieſelben Zimmer im herzoglichen Schloſſe. Die übrigen fürſtlichen Kinder genoſſen einer andern Aufſicht und hatten wieder andere Lehrer. So kam es, daß dieſe mit immer gleicher Zärtlichkeit an einander hängenden Geſchwiſter regelmäßig ſich erſt Mittag 1 Uhr an dem ſogenannten fürſtlichen Kindertiſch ſahen, an dem ſich auch der Herzog immer gern und mit der größten Heiterkeit einfand. Auch bei den darauf folgenden Spatziergängen und Spatzierfahrten blieben ſie beiſammen, bis die beſondern Lehrſtunden ſie wieder auseinander führten. Der Thee vereinigte gegen Abend alle Glieder der fürſtlichen Familie, nebſt dem dienſtthuenden Hofperſonale und den Erzieherinnen, zum Theil auch Lehrern, und wer die Fröh-

Digitized by Google

lichkeit in ihrer unſchuldigſten und lieblichſten Geſtalt ſehen wollte, der durfte nur dieſem Geſchwiſterkranze näher zu kommen das Glück haben.

Ungetrübt floſſen die Tage und Jahre dieſer glücklichen Jugend dahin. — — Während beſonders im Jahr 1806 banges Schweigen über alle politiſche Verhältniſſe, wie die Stille vor einem Alles zerſtörenden Sturme, auch am Hildburghäuſer Hofe eintrat; während beſonders die Herzogin im Stillen über das Schickſal Preußens und ſeiner edeln Königin, ihrer Schweſter, die heißeſten Thränen vergoß, blieb alles Traurige und Drohende den fürſtlichen Kindern möglichſt verborgen. Auch die ein Jahr vorher erfolgte Trennung von einer geliebten Schweſter, der damaligen Prinzeſſin Charlotte, welche am 28. September 1805 mit dem königlichen Prinzen Paul von Würtemberg vermählt wurde, fand in der freudigſten Theilnahme an ihrem ſchönen Looſe ein großes Gegengewicht bei den liebenden Geſchwiſtern. In ländlicher Einfachheit feierten ſie jenen Tag zu Seidingſtadt.

Fünf Jahre des glücklichſten Familienlebens waren abermals verſchwunden, als der damalige Kronprinz von Baiern, jetzt der durch ſeine erſten Regierungshandlungen die Bewunderung des ganzen gebildeten Europa auf ſich ziehende König Ludwig die, nur 2 Jahre ältere, Schweſter, die Prinzeſſin Thereſie zu ſeiner Gemahlin erwählte. Die Vermählung erfolgte den 12. October 1810 und wurde von den Geſchwiſtern der erhabenen Braut, von dem Hofe und dem ganzen Lande mit den ſinnigſten Feſten gefeiert, von den erſtern namentlich mit einem Schauſpiele: Gumal und Lina, nach Loſſius, welches bei Perthes zu Gotha im Druck erſchienen iſt.

So war die damals 15jährige Prinzeſſin

Digitized by Google

Louiſe von den Schweſtern allein der beſten Mutter geblieben. Hätte die ſorgfältigſte Erziehung noch verdoppelt werden können, ſo würde es jetzt geſchehen ſeyn, wo die glücklichen Eltern in der noch einzigen anweſenden Tochter die abweſenden zugleich mitliebten.

In dieſe Zeit fällt vorzüglich ihre nähere Vorbereitung zu der feierlichen Ablegung ihres evangeliſch proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes. Ganz ihrer Liebe zu dem Einfachen und Prunkloſen, ſo wie überhaupt ihrem ſtillen Charakter gemäß, war ihr Wunſch, dies nicht wie ſonſt gewöhnlich in der Hofkirche der Reſidenz, ſondern in der kleinen Dorfkirche zu Seidingſtadt thun zu dürfen, der denn auch erfüllt wurde. Mit heiliger tiefer Rührung weihte ſie ſich derſelben Treue, womit ihre Vorahnen, ihre frommen Eltern und Geſchwiſter dem proteſtantiſchen Glauben angehangen hatten und noch anhangen.

Jetzt ſtand die holde Jungfrau in ihrer ganzen Anmuth da, als Wilhelm von Naſſau um ihr Herz und ihre Hand warb.

Schöner, ſo dünkte es Allen, die ſich für die mit allen Menſchen es auf das Innigſte wohlmeinende Prinzeſſin intereſſirten, oder ſie gar als ihre hülfreichſte Wohlthäterin anſahen, ſchöner hätte das Schickſal das gütigſte, menſchenfreundlichſte und reinſte Herz nicht belohnen können, als auf dieſe Weiſe. Und daß dieſe Ehe eine der glücklichſten ſeyn würde, unterlag bei denen, die wenigſtens auch nur einige Blicke in das Gemüth der erhabenen Braut — denn das wurde ſie bald — gethan hatten, keinem Zweifel.

Wenn gleich beide Theile, die eine ſo innige und unauflöslich ſeyn ſollende Verbindung ſchließen, als die Ehe iſt, der Gatte und die Gattin, zu dem glücklichen Ausſchlage und dem Fortbeſtande derſelben das Ihrige beitragen müſſen, ſo iſt es doch vorzüglich die letztere, welche das Familienleben zu dem machen kann, was es ſeyn kann, zu dem freundlichſten Lebenslooſe. Die Gattin iſt von der Natur ſchon beſtimmt, einzig und allein für den Mann zu leben. Aber in der Liebe für den Gatten und um ſeinetwillen liebt ſie nun erſt ihre Eltern, Geſchwiſter und Freunde wieder. Die Liebe für dieſe ehrwürdigen Bande verliert dadurch nichts von ihrer Innigkeit oder Stärke. Daß eine Fürſtentochter, wie wir hier ſchildern, ihrem Gemahl Alles ſeyn, daß ſie nur für ihn leben und in ihm Alles, was ihn anging, daher auch ſeine künftigen Unterthanen mit einer ſich ganz hingebenden Liebe umfaſſen würde, das war dem Kundigen das Gewiſſeſte.

Die Vermählung geſchah den 24. Jun. 1813 in der einige Jahrzehnde früher neu erbauten Stadtkirche zu Hildburghauſen, in welcher noch keine fürſtliche Trauung gefeiert worden war. Die Kirche ſelbſt, ein großer, lichtvoller Tempel, war dazu mit Feſtons und Vaſen geziert, der Altar weiß drapirt und mit Roſenguirlanden umſchlungen, über dem Altarkreiſe ein großer ſchwebender Kranz von Myrthen und Roſen, unten ein bunter ſammtner Fußteppich, welcher den ganzen Raum bedeckte. An dieſer Stelle, die noch eine Glorie von Abendſonnenſtrahlen verherrlichte, ſegnete das hohe Brautpaar der ehrwürdige Lehrer des fürſtlichen Jünglings, Generalſuperintendent Dr. Gieße, unter den Freudenthränen vieler Tauſende von Menſchen ein.

Eine Reihe ſinniger Feſte folgte dem ſchönen Tage, bis den 15. Jul. der Tag eintrat, an welchem die Neuvermählte vom väterlichen Hauſe, von den Geſchwiſtern und einem ihr mit ewiger

Digitized by Google

unſäglicher Liebe anhängenden Lande ſich trennen mußte.

Und hier iſt es, wo der ſeitherige Erzähler ſeine Feder niederlegt, um ſie erſt ſpäter wieder aufzunehmen. Was die Leſer jetzt weiter finden, iſt ihm zum Behufe dieſer Lebensbeſchreibung von ſehr ſchätzbarer Hand mitgetheilt worden:

„Nach ihrer Vermählung am 24. Jun. 1813 wurde ſie in Weilburg, wohin aus den entlegenſten Aemtern des Herzogth. Naſſau Perſonen jeden Standes und jeden Alters ſich begeben hatten, mit der froheſten Theilnahme unter Feierlichkeiten, die mehrere Tage währten, empfangen. Sie wohnte in Weilburg in dem Kreiſe der fürſtlichen Familie, die ſie ſtets mit der zarteſten Liebe und Aufmerkſamkeit behandelte. Am 13. April 1814 ~~wurde ihr eine Prinzeſſin geboren,~~ die aber ſchon am 3. October deſſelben Jahres ſtarb. Am 17. April 1815 wurde die zweite Prinzeſſin geboren, welche noch lebt und den Verluſt der guten Mutter tief betrauerte. Am 9. Jan. 1816 ſuccedirte Seine Durchlaucht der jetzt regierende Herzog ſeinem Herrn Vater und erwählte bald nach dem, einige Monate ſpäter erfolgten Tode des Herzogs Friedrich Auguſt, Biebrich zu ſeiner Reſidenz. Am 24. Jul. 1817 wurde daſelbſt zur größten Freude der Durchl. Eltern und des ganzen Landes der Erbprinz geboren, Adolph Wilhelm Carl Auguſt Friedrich. Ihm folgten ſpäter noch drei Prinzen und zwei Prinzeſſinnen. Allein noch zweimal ſollte die zärtlichſte Mutter den Schmerz der Trennung von geliebten Kindern haben, denen ſie mit ſeltener Treue lebte. Sie bewies dabei eine Seelenſtärke und Aufrichtung, die von ihrem religiöſen Glauben und Vertrauen das vollgültigſte Zeugniß gab. Dabei war ſie fern von jeder empfindelnden Schwäche, die den Anblick des Schmer-

gebar ſie [illegible] Prinzeſſin [illegible] zes flieht; nur auf kurze Zeit entfernte ſie ſich, wenn es die Pflicht der Selbſterhaltung forderte, von dem Krankenbette der Lieblinge. In ihren letzten Stunden noch, wo ihr die Sprache fehlte, deutete ſie wiederholt auf einen Ring, den ſie ohne Wiſſen ihres Durchl. Gemahls am Finger trug und worauf die Namen der beiden zuletzt in einem Zeitraum von 11 Monaten verſtorbenen Kinder eingegraben waren.

Ihre Lebensweiſe war höchſt einfach. Mit Lectüre und Kunſtübungen (beſonders Muſik und Zeichnen) wechſelten Handarbeiten ab, womit ſie entweder einem Gliede der Familie eine Freude bereiten, oder Arme beſchenken wollte. Ihre Lectüre war mit vorzüglichem Geſchmack ausgewählt und mehr auf gründliche Belehrung und Veredlung, als auf bloße Unterhaltung für den Augenblick berechnet. Gern ſprach ſie über dieſe Lectüre und theilte eben ſo offen und unbefangen ihre Urtheile darüber mit, als ſie freundlich und wohlwollend jedes fremde Urtheil aufnahm. Erweiterung ihrer Kenntniſſe und Fertigkeiten blieb der edeln Fürſtin ſtets Anliegen. Noch in den letzten Jahren ihres Lebens widmete ſie dem Italieniſchen manche Stunde und hörte Vorträge über Geſchichte. Die Zeit, wo ſie am froheſten thätig war, waren ſtets die Wochen, die dem Chriſtfeſte oder auch dem Geburtstage eines ihrer Kinder vorangingen. Mit einer bewundernswürdigen Feinheit wußte ſie dann immer Jedem auszuwählen, was ihm Freude machte, und an den kleinen Feſten, die ſolche Tage herbeiführten, nahmen faſt alle Kinder, die mit der herzoglichen Familie in Berührung waren, Antheil. Dann ſah Jedermann die liebende Mutter in einer Verklärung, die ihren Anblick lieblicher machte, als das koſtbarſte Geſchmeide. Auch der Armen wurde dabei nicht

Digitized by Google

vergeſſen. In dem Winter von 1822 auf 23 übergab ſie dem Referenten 8 bis 12 vollſtändige wollene Anzüge zur Austheilung an Arme, die ſie mit ihren Hofdamen höchſteigenhändig geſtrickt hatte. Der ſehr bedeutenden Geldunterſtützungen, die von ihr in alle Theile des Herzogthums ausgingen und die ſie nur darum in ſolcher Ausdehnung geben konnte, weil ſie für ſich ſelbſt nur wenige Bedürfniſſe hatte, ſoll hier nicht weiter erwähnt werden. Beſonders fühlte ſie ſich zu Kindern hingezogen. Mehrere ließ ſie auf ihre Koſten ganz erziehen und behielt dabei mit einer wahrhaft mütterlichen Sorgfalt auch das Kleinſte, was auf ihren Zuſtand Einfluß haben konnte, im Auge. In Biebrich hatte ſie ſeit mehreren Jahren mit nicht unbedeutenden Opfern eine Anſtalt gegründet, in welcher Kinder (meiſt von Hofdienern, viele darunter ganz auf ihre Koſten) unterrichtet wurden. Sie ſelbſt führte darüber eine gewiſſe Aufſicht, und Ref. erinnert ſich mit wahrer Hochachtung gegen die Vollendete der Stunden, wo ſie den Prüfungen ſelbſt beiwohnte, die Wohlbeſtandenen lobend ermunterte und in den freundlichſten Worten jedem Kinde einen Beweis ihres Wohlwollens zurück ließ.

Ihren Durchl. Vater liebte ſie mit kindlicher Zärtlichkeit auch in der Ferne, wie ihre fürſtlichen Geſchwiſter, und ſprach faſt nie ohne tiefe Empfindung von dem Lande, das die meiſt ſehr freundlichen Erinnerungen ihres Jugendlebens bewahrt. Einſt äußerte ſie dem Ref., daß heute der Geburtstag ihres Durchl. Vaters ſey. Bei der Bemerkung, daß es ſehr gemiſchte Empfindungen ſeyen, mit denen man bei zunehmenden Jahren der Eltern ſolche Tage feiere, ſprach ſie: „Ja wohl gemiſchte Empfindungen“, und ihr Auge füllte ſich mit Thränen.

Digitized by Google

Ihrem Gemahl war ſie mit ſolcher grenzenloſen Liebe zugethan, daß ſie mit der größten Leichtigkeit in allen Stücken ſeinen Willen zu dem ihrigen machen konnte. Selbſt in einzelnen unbedeutenden Punkten der Erziehung, wo die Anſichten vielleicht augenblickweiſe verſchieden ſeyn konnten, unterwarf ſie ihre Anſicht den Wünſchen ihres Gemahls mit einer Gewiſſenhaftigkeit und Conſequenz, die dem Aufmerkſamen, der ihr weiches Herz kannte, um ſo achtungswürdiger erſcheinen mußte. Dieſe gegenſeitige Liebe, dieſes Vertrauen, dieſe nie geſtörte Eintracht des hohen Paares mußte auf die Kinder, wie auf Jeden, der ihm nahe ſtand, wohlthätig wirken und das Gefühl der Liebe und Ehrfurcht erhöhen.

Mit ihren Kindern lebte ſie in der engſten Gemeinſchaft. Während des ganzen Tages, die Stunden der Tafel ausgenommen, waren ſie um die Mutter, die ihren Spielen zuſah oder ſie ſelbſt leitete. Der Unterricht der Kinder lag ihr ſehr am Herzen. Den erſten Unterrichtsſtunden der Prinzeſſin wohnte ſie mit der größten Theilnahme bei, und verſuchte dann das Leſen, nach Peſtalozzi's Methode, dem Erbprinzen ſelbſt beizubringen. Ueberhaupt hatte ſie für Alles, was auf Erziehung und Unterricht ging, das lebhafteſte Intereſſe.

Ihre Körperconſtitution war zart. Die letzte Niederkunft, am 29. Januar 1825, war Anfangs ſehr glücklich. Doch bald entwickelte ſich das Uebel, dem ſie am 6. April, nach einem herben Todeskampf, unterlag. Ihr Gemahl kam in den letzten Tagen faſt nie von ihrer Seite, und ſeine, des innigſt Geliebten, Anweſenheit ſchien ſehr wohlthuend auf ſie zu wirken, weshalb ſie oft ſeinen Namen ausſprach. Auch ihrem Durchl. Vater rief ſie mehrmals, als die Beklemmungen zunahmen. Ihr Verſcheiden in der Frühe des 6ten Aprils war ruhig und ſanft, wie der Geiſt ihres Lebens und Wirkens. Sie ſcheint von der Zeit ihrer Auflöſung eine gewiſſe Vorahnung gehabt zu haben, indem ſie Tags vorher nach der Uhr fragte und gerade dieſe Stunde bezeichnete.

Der Körper wurde unter angemeſſenen Trauerfeierlichkeiten und tiefgefühlten Empfindungen des Schmerzes nach Weilburg gebracht, wo er in der herzoglichen Familiengruft ruht.

Ihren Namen trägt eine Straße von Wiesbaden, die Louiſenſtraße, und eine Stiftung, die Louiſenſtiftung, die der landwirthſchaftliche Verein des Herzogthums zur Verbeſſerung des weiblichen Geſindes machte. Aber bleibender iſt ihr Name in die Herzen vieler Tauſende, die ſie kannten, eingegraben." —

So weit die Mittheilung aus der Feder eines Mannes, der ſelbſt von der höchſtſel. Herzogin ſehr geſchätzt wurde. Wir fügen nur noch hinzu, daß dem Andenken der Unvergeßlichen mehrere gedruckte Predigten gewidmet worden ſind, worunter die vom Hrn. Generalſuper. Dr. Müller und die vom Hrn. Pfarrer Wilhelmi zu Wiesbaden eine allgemeine Verbreitung, letztere beſonders wegen der trefflichen Charakteriſtik ihres Gegenſtandes, verdienten.

Heldburg. **F. W. Lomler.**

* XXVI. Friedrich Traugott Thierbach,

Prediger an der Domkirche zu Meißen.

geb. den 18. Auguſt 1791.
geſt. den 11. April 1825.

Sein Vater, Johann Gottfried Thierbach, 1755 zu Wedau bei Weißenfels geboren, war 12 Jahre alt, als er das väterliche Haus verließ und zum Schulmeiſter Brösel in Uechtritz bei Weißenfels gebracht wurde, um Schulmeiſter zu werden. Von da, kaum 16—17 Jahre alt, hatte er die Stelle eines Kinderlehrers in Bettſtedt bei Freiburg erhalten, und nach zwei Jahren die Schulſtelle in Großhelmsdorf. Als der Schulmeiſter Graul zu Schorgula bei Eiſenberg, ½ Stunde von Großbelmsdorf, ſtarb, bekam er deſſen Stelle und verheiratete ſich 1779 mit deſſen zweiter Tochter, Maria Sophie. Friedrich Traugott Thierbach wurde den 18. Auguſt 1791 zu Schorgula geboren und war in der Zeitfolge, von 2 Mädchen und 3 Knaben, das 4te von 5 Kindern. Sein talent- und hoffnungsvoller älterer Bruder, Carl Gottfried, der früher die Schulpforte bei Naumburg beſuchte, dann ein Jahr in Leipzig ſtudirte, von da nach Wittenberg ging, ertrank daſelbſt nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalte beim Baden in der Elbe, den 14. Juli 1808. Sein jüngerer Bruder, Ernſt Gottlob, ſtarb als Schullehrer in Langendorf bei Weißenfels, im September 1819.

Bis zu ſeinem 12. Jahre genoß unſer Friedr. Traugott den Unterricht ſeines Vaters und den des Cantor Richter in Schköten, bei dem lateiniſch getrieben wurde. Michaelis 1803 brachte ihn ſein Vater auf die Domſchule nach Naumburg. Die Namen ſämmtlicher, damals an der Domſchule angeſtellten Lehrer waren: der Domprediger und Schulinſpector Krauſe, Rector Wernsdorf, Conrector Gernhard, Tertius Weineck, Quartus Hoffmann und Collaborator Scherfenberg. Krauſe, der Treffliche aber, war die Seele des Ganzen. Auf ſeine Vorſchläge und durch ſeine Einrichtungen hatte ſich die ganz herabgekommene Schule neu geſtaltet. Neue Lehrer wurden durch ſeine Ver-

Digitized by Google

mittelung angeſtellt, namentlich: Wernsdorf, Gernhard und Hoffmann. (Krauſe, Weineck, Hoffmann und Scherfenberg ſind indeß verſtorben. Krauſe ſtarb als Generalſuperintendent in Weimar 1820. Das ganze Schulcollegium weckte Krauſe durch ſein eigenes Beiſpiel. Er beſuchte die Stunden der Lehrer oft, und alle Monate hielt er eine Synode, bei der die Lehrer ſich ſelbſt gegenſeitig Rechenſchaft gaben von ihrer Wirkſamkeit, über ihre gemachten Erfahrungen, über die Fortſchritte der Schüler. Durch Krauſe's Einfluß bildete ſich durch freiwillige Beiträge der Vornehmen aus der Stadt, ein Freitiſch für ärmere Schüler. Der damalige Conrector Gernhard (jetzt Conſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums zu Weimar, wohin er durch Krauſens Empfehlung kam), verſchaffte Thierbachen dieſen Freitiſch, da er von Haus aus nicht den Zuſchuß zu einer ſorgenfreien Exiſtenz erwarten konnte, denn die lange Krankheit ſeiner Mutter und die ſeines jüngern Bruders, ein, ſeinen Vater betroffener bedeutender Diebſtahl an baarem Gelde, der Aufwand ſeines ältern Bruders in Schulpforte, beſchränkte die Kräfte ſeines Vaters und Friedr. Traugott Thierbach ſuchte bald, durch Unterrichtsſtunden in mehreren Familien ſeine Exiſtenz zu verbeſſern. Im Herbſte 1806, in dieſer auch für Naumburg ſo unglücklichen Zeit, wo die Laſt der Einquartirung alle Wirthe drückte, wo viele Hausbeſitzer ihre Häuſer verließen, war auch das Haus, wo Thierbach wohnte, den Soldaten zu willkürlichem Gebrauche überlaſſen. Gernhard nahm ſich ſeiner an; bei ihm wohnte er drei Wochen, bis ſich das Kriegsgetümmel gelegt hatte und er in ſeine Wohnung wieder einziehen konnte. Von dieſer Zeit an nahm ſich Gernhard ſeiner immer ſehr liebevoll an. Später wurde er auch mit Krauſe näher bekannt, der ihm die Aufſicht über zwei Koſtgänger übertrug, die bei Krauſe wohnten. Bis dahin hatte er ihm ziemlich fern geſtanden, jetzt, wo Krauſe ihn näher kennen lernte, ihm ſein Zutrauen ſchenkte, war er oft auf Krauſe's Zimmer, benutzte ſeinen Rath, vernahm ſeine väterlichen Mahnungen und Winke, die er ihm zur Beachtung gab bei dem Umgange mit den Zöglingen. Auf den Spaziergängen war Krauſe beſonders herzlich, freundlich und belehrend. Er dictirte Thierbachen ſeine Predigten zum Druck und zeichnete ihn durch ein beſonderes Vertrauen aus. Thierbach ſchrieb 1822 Folgendes in einem Briefe über Krauſe:

„Ich kann nie an ihn ohne innige große Bewegung denken. Er war ein höchſt ausgezeichneter Mann. Heiliger Eifer für alles Gute, klare Ueberſicht der Verhältniſſe, unter denen etwas zu thun war, kluge Berechnung der Umſtände, wie ſie etwa bei ſeinen Unternehmungen eintreten könnten, vorzügliche Ueberredungsgabe, weiſes Eingehen in anderer Meinungen und kluge Benutzung ihres Einfluſſes, dabei Milde im Urtheil über Andere, Schonung und Nachſicht gegen Anderer Schwächen, Wohlthätigkeit, Aufopferung, wo es die gute Sache galt — alles dieß ſchmückte den ehrwürdigen Krauſe. So erkannte ich ihn gleich damals, als ich um ihn lebte, jedoch alles dieſes iſt in der Folgezeit deutlicher und heller in meiner Seele hervorgetreten. So oft ich ſein Bild im Kupferſtich beſehe, kommt, wenn es einmal bei mir trübe werden will, heiterer, freierer Geiſt in mich; denn da denke ich an ihn, wie er unter einer zarten, höchſt zerbrechlichen Körperhülle, bei der er nicht leicht einen geſunden Tag haben mochte, doch ſo ſtark ſich zeigte, und eine liebenswürdige Freundlichkeit zu behaupten wußte. Daß mir der edle Krauſe,

Digitized by Google

ſo lange ich um ihn war, ſo großes Vertrauen ſchenkte, dadurch fühlte ich mich ſchon damals ſehr ausgezeichnet. Unter meinen Mitſchülern war vielleicht mancher, der in wiſſenſchaftlicher Hinſicht weit über mir ſtand und der ſolcher Auszeichnung würdiger geweſen wäre, doch preiſe ich den Herrn und danke es meinem Gott, daß mir durch die Fügung der Umſtände dieſe Auszeichnung zu Theil geworden iſt. Als ich zu Krauſe kam und ſein Famulus wurde, ſaß ich noch in der 2ten Claſſe. Es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß ein Secundaner ſolcher Ehre eines Famulus theilhaftig wurde. Jedoch war ich ihm auch recht ergeben und that für ihn, was ich konnte. Wie lieb ich ihn hatte, und — darf ich es hinzuſetzen — wie lieb er mich hatte, ſprach ſich 1810, bei ſeinem Weggange von Naumburg nach Königsberg, aus. Ich hätte ihm dahin folgen können, wenn ich wollte. Von Königsberg aus hatte er ſich immer noch für mich intereſſirt, einige Male mir geſchrieben, mich zu öftern grüßen laſſen, und bei meiner Bewerbung um das Domvicariat in Meißen, war er ſogar noch durch einen Empfehlungsbrief wirkſam. Im Jahre 1819 kehrte er in ſein Vaterland, nach Weimar, als Oberhofprediger und Generalſuperintendent, zurück; doch nur ein Jahr, und das kaum, war er daſelbſt. Mit der Bruſtwaſſerſucht kam er von Königsberg. Die Reiſe, die zu großen Anſtrengungen im neuen Wirkungskreiſe zu Weimar, hatten ihn zu ſehr angegriffen. Am 31. März 1820, am Charfreitage, ſtarb der Edle, dem ich manche Thräne bei der Todesnachricht geweint habe. Im Auguſt 1821 reiſte ich von Meißen in meine Heimath und von da nach Weimar, um Gernhard dort zu beſuchen, aber namentlich, um an Krauſe's Grabe neue Entſchließungen für mein Leben zu faſſen. An einem ſchönen Sonntagsmorgen ſaß ich ganz allein an ſeinem Grabe, weinte und betete — und pflückte mir von ſeinem Grabeshügel einige Blumen, die ich noch beſitze. Ruhe ſanft, Edler, Würdiger! Deine Werke leben unter uns!“

Wie ſchön ſpricht ſich Liebe und Dankbarkeit und das Herz unſers Thierbach in dieſem Briefe über ſeinen gefeierten Lehrer, den uns Allen ſo unvergeßlichen Krauſe aus, dem wir durch Thierbachs Worte hier ein Denkmal errichten, das er ſich durch ſein Leben und Wirken errungen hat. Der Nekrolog der Deutſchen hat ſeiner noch nicht Erwähnung thun können, da er erſt im Jahre 1823 an die Stelle des untergegangenen Schlichtegrol’ſchen, wieder ins Leben trat.

Als Krauſe Oſtern 1810 nach Königsberg ging, wurden ſeine beiden Koſtgänger, Hoffmann aus Wurzen und von Boblik aus Zeſchau, zu Gernhard gebracht, wo das Verhältniß dieſer Beiden zu Thierbach, bis zu ihrem Abgang 1811, fortbeſtand. An Krauſe’s Stelle kam M. Hoppe, damaliger Pfarrer zu Wieſenburg bei Wittenberg, jetzt Superintendent in Freiburg bei Naumburg. Ihm trat Thierbach zu Anfang des Jahres 1811 etwas näher, wo er ihn zum Geburtstag ſeiner älteſten Tochter Clara, mit mehreren Primanern eingeladen hatte. Noch in dieſem Jahre wurde Thierbach Famulus bei Hoppe. An dem jungen Grafen Albert Vitzthum von Eckſtädt bekam Hoppe einen Koſtgänger, und mit dieſem trat bei Thierbach das Verhältniß wie bei Krauſe ein.

„Fehlte es auf der Domſchule auch nicht an wiſſenſchaftlichem Geiſte,“ ſchreibt Thierbach an einem andern Orte, „ſo war er doch nicht in ſo reichem Maaße zu Hauſe. Freilich habe ich als Maaßſtab die liebe benachbarte Schulpforte im Sinne,

Digitized by Google

wo wiſſenſchaftliches Leben ſeine Heimath hat. Unſere Lehrer waren junge, thätige, gelehrte Männer; Krauſe an ihrer Spitze; jedoch ſie waren nicht im Stande, durch bloſes Lehren, durch einzelne Anweiſungen beim Unterrichte, allen einzelnen Schülern Seele einzuhauchen. Auf Stadtſchulen, wo die Schüler zerſtreut herumwohnen, und wo außer den Lehrſtunden jeder ſich ſelbſt überlaſſen iſt, kann es an Verſäumniſſen und Zerſtreuungen nicht fehlen. Bei alle dem jedoch gingen von der Domſchule wackere junge Leute auf die Univerſität, die Pförtnern nichts nachgaben. Da ich durch nähere Verbindung mit Gernhard und nachher mit Krauſe und Hoppe früh ſchon unter Aufſicht kam, ſo iſt dieß für mein wiſſenſchaftliches Leben vielleicht in mancher Hinſicht gedeihlich geweſen. Es fehlte mir nie an Anregungen. So lange mein Bruder Carl noch in Pforte war, ging ich oft dahin, und niemals kehrte ich von da zurück ohne gute Vorſätze. Schon der Anblick von Pforte war für mich ermunternd und die Eindrücke klangen immer nach. Krauſe bat zuweilen Collaboratoren, auch Schüler zu ſich und da war ich immer dabei. Manches kam da zur Sprache, wovon wir ſonſt nichts hörten und immer war der Gewinn auf meiner Seite. Die alten Sprachen, Griechiſch und Latein., wurden bei uns mit großem Eifer getrieben. Meinen Homer lernte ich mit vieler Leichtigkeit leſen, auch konnte ich mich im Plato und Plutarch gut zurecht finden. Lateiniſche Sprachübungen hatten wir ſehr viele. Wernsdorf, der liebe, anſpruchloſe Wernsdorf, ſprach ein gewandtes und zierliches Latein und von ihm ließ ſich viel lernen. Zu jeder Zeit hatte er immer einige unter den Primanern, mit denen er zuweilen ſpatzieren ging und da lateiniſch ſprach. Zu meiner Zeit waren es Rüdiger, Brocke und ich. (Erſterer iſt jetzt Rector in Freiberg, ſchon als Schüler durch muſterhaften Fleiß und vielſeitige Kenntniſſe ausgezeichnet; Brocke ſtarb durch eigene Hand als Student, auch kenntnißreich und herrlichen Charakters.) Krauſe gab im Hebräiſchen Unterricht, und nach ihm Hoppe. Geſchichte wurde von Wernsdorf ſehr gut vorgetragen; Phyſik vom D. Meſſerſchmidt; der jetzige Regierungsrath Weiß in Merſeburg, damals in Naumburg Director der Bürgerſchule, erwarb ſich um mehrere und auch um mich dadurch ein großes Verdienſt, daß er über Philoſophie las. Vor allem war der Religionsunterricht ausgezeichnet. Der vortreffliche Krauſe hat bei dieſem Unterrichte ſegensreich auf Viele gewirkt. Licht und Wärme gingen da immer Hand in Hand; die Lehrſtunden waren da immer auch Erbauungsſtunden. In dem einen halben Jahre hielt er ſogar Vortrag über Matthäus. Wie ging mir ſchon damals über ſo manche Stelle ein Licht auf, was ich ſpäter von Niemand heller bekommen habe, und daneben ſo viele Anwendungen aufs Leben überall.

Als die Zeit meines Abgangs von der Domſchule immer näher kam, wurde nun ernſtlicher überlegt, welche Univerſität zu wählen ſey, welcher Facultät ich mich anheim geben wolle und wie ich mir meinen Unterhalt auf der Univerſität verſchaffen könne. Für Wittenberg war mein Vater nicht eingenommen, wegen der zu großen Entfernung und auch, weil der Umſtand, daß mein Bruder Carl dort ſeinen Tod gefunden hatte, traurige Erinnerungen gewährte. So wurde demnach Leipzig auserkohren, als die Stadt, wo ich meine Studien fortſetzen und für meinen künftigen Beruf mich vorbereiten ſollte. Früher ſchon war ich für das theologiſche Studium beſtimmt; daher hatte ich auch Hebräiſch mitgetrieben; jedoch ungefähr ein Jahr vor meinem Weggange von der Schule wurde ich ſchwankend, ob Theologie oder Medizin auf der Univerſität der Gegenſtand meines Strebens werden ſolle. Arzt wollte ich auch gern werden, und die Neigung zum mediziniſchen Studium nahm bei mir zu, ſo wie ich merkte, daß mein Körper, namentlich meine Bruſt, für das Predigerleben zu ſchwach ſeyn dürfte. Um meine Bruſt zu prüfen, wollte ich, ehe es in dieſer Hinſicht zu einer Entſcheidung käme, das Predigen ſelbſt einmal verſuchen. Begleitet von einigen Bekannten, predigte ich daher, als angeblicher Student, ½ Jahr vor meinem Abgange, in Wethau, einem Dorfe bei Naumburg. Mein guter Vater hörte mich auch. Da ich in aller Rüſtigkeit auf- und abtrat und auch nicht die allergeringſten Folgen verſpürte, ſo war der Entſchluß gefaßt, Theologie zu ſtudiren. Für das Predigen hatte ich auf der Schule ſehr gute Vorbereitungen, zufällig mehr, als viele Andere. Ich mußte einmal eine Leichenrede am Grabe eines Lehrers halten, mußte dann mehrere Male bei dem ſogenannten Bücherfeſte auftreten; auch bei Krauſe's Abgang nach Königsberg, bei des Conrector Müllers Einführung (der an Gernhard's Stelle kam), und ſonſt noch hatte ich öffentlich zu reden, nicht blos vor meinen Mitſchülern, ſondern immer vor größerer, dazu geladener Verſammlung. Da ich ein ganzes Jahr Primus in der erſten Klaſſe war, ſo gehörten ſolche Reden gewiſſermaßen zu meiner Funktion. Offen geſtehe ich es, daß ich dieſen Redeübungen ſehr Vieles verdanke.

Im Februar 1812 wurde ich nebſt ſieben andern in Gegenwart des ganzen Schulcollegiums examinirt, ob wir für die Univerſität tauglich wären. Nebſt noch einem, Namens Brocke, war ich ſo glücklich, die erſte Cenſur zu erhalten und dazu die Erlaubniß, öffentlich abgehen zu dürfen. Dieſer Tag, wo ich meinen Lehrern und Mitſchülern das Lebewohl ſagte, war der 17. April 1812; zugleich war es der Geburtstag des trefflichen Dompredigers Hoppe (jetzt Superintendent in Freiburg bei Naumburg). Der Abſchiedstag war für mich ein ergreifender Tag. War es mir in meinem Schulleben mitunter auch recht ſchlecht ergangen, hatte ich manche trübe Erfahrung ſo früh ſchon gemacht, für die ein ſpäteres Alter oft noch nicht reif genug iſt, hatte ich auch einen Theil meiner Geſundheit zugeſetzt (durch ſeinen anhaltenden Fleiß wurden ſchon damals die Leiden ſeiner Unterleibsbeſchwerden vorbereitet und begründet, die in Leipzig tiefere Wurzel ſchlugen) — da, wo ich Abſchied nehmen ſollte, ging es mir doch nahe genug. Ich freuete mich auf das freie Studentenleben; aber dachte ich daran, daß ich aus einem ſorgloſen Leben, in ein ſorgenvolles werde eintreten müſſen?" (Die letzten Jahre auf der Domſchule waren in finanzieller Hinſicht ſehr ergiebig für ihn, denn ſein Vater konnte, nach dem Tode ſeines ältern Bruders, der in Wittenberg ertrank, ihn beſſer unterſtützen, und durch Privatſtunden kam ihm kein unbedeutender Erwerb zu).

In dem erſten Jahre hörte er zu Leipzig vorzüglich Geſchichte und Philoſophie; auch wohnte er philologiſchen Collegien bei Beck und Hermann bei und wurde ſpäter Mitglied des philologiſchen und theologiſchen Seminars. Er nahm Theil an dem Unterricht, der in Becks Beiſeyn den Primanern der Thomasſchule ertheilt wurde. Ueber Tibull gab er darin Vorleſungen. Im Predigen übte er ſich auf dem Lande und in der Stadt und trat dem Predigercollegium des Dr. Enke bei, wo acht

Mitglieder die Mittwochsfrühpredigten in der Nicolaikirche beſorgten. Dieſer Zuſammenkünſte bei Enke erwähnte er oft mit vielem Vergnügen. Was ſeiner Predigerbildung mehr, als alles andere, nützlich war, waren die Beſuche der Predigten von Einzelnen in der Stadt. Die ihm genützt haben, ſind Tzſchirner, Wolf, Rüdel und Bauer. Wolf predigte damals ſelten, aber für Thierbach war es ein wahres Feſt, wenn er predigte. Bei ihm fand er ſehr viel Nahrung. Nahm ihn auch die Lebhaftigkeit und der Flug ſeiner Phantaſie etwas zu weit mit fort, drängten ſich auch wohl die Bilder zuweilen ein wenig, ſo fand er doch andere Parthien, die wahrhaft erhebend und erquickend waren, und viele Stellen klangen in Thierbachs Herzen lange fort. Er zählte die Stunden, die er in Wolfs Umgange verlebte, immer zu ſeinen genußreichſten. Tzſchirner hatte damals nur ſelten zu predigen, nur ſo oft ihn die Reihe als theologiſcher Profeſſor traf. Das letzte Jahr von Thierbachs Aufenthalt in Leipzig (1815), wurde Tzſchirner erſt Diaconus und dann Superintendent. Thierbach verſäumte nie ſeine Predigten, die damals kunſtreicher waren, jetzt einfacher und populärer ſind.

Bei D. Bauer hatte er 1815 ein privatissimum practicum, und zwar Uebungen in Predigtausarbeitungen und Predigtbeurtheilungen. Bauer wurde durch die Art, wie er das Ganze leitete und das Einzelne anordnete, Allen ſehr nützlich. Es war ein Geiſt der Mäßigung und Schonung, und doch dabei ein Geiſt der Strenge und Genauigkeit, wie er in ſolchen Geſellſchaften nicht immer Statt finden mag.

Eines tragiſchen Ereigniſſes muß ich gedenken, das auf Thierbach, während ſeines Aufenthalts in Leipzig, tiefen Eindruck machte. Er beſuchte zuweilen einen Freund ſeines Vaters, den Schulmeiſter . . . in E. . . bei Leipzig, den er als Knabe ſchon kennen gelernt hatte und ein Mann von vieler Bildung war. Dieſer Freund ſeines Vaters war verheirathet, hatte eine Frau und ein Kind; vier bis fünf Kinder waren verſtorben. Natürlich galt dies Eine für die einzige Freude des Vaters und der Mutter. Dies Kind ſtarb plötzlich, ohne lange Vorzeichen. Die Mutter gerieth darüber in einen Zuſtand der Verrücktheit, wo ſie geſtand, daß ſie vor ihrer Verheirathung ein Kind von ſich ſchon umgebracht habe, und daß ſie den Tod ihrer Kinder in der Ehe als Strafe des Himmels anſehe. Ihr Mann, den dieß ſehr überraſchen mochte, weil er von dem Vergehen ſeiner Frau keine Ahnung gehabt hatte, gerieth darüber in Verzweiflung und legte — Hand an ſich ſelbſt. Thierbach begleitete ihn einige Tage darauf, Abends in der Stille, zu ſeinem Grabe. Die Frau wurde nach Leipzig in's Irrenhaus gebracht. So war in Kurzem das Glück einer ganzen Familie zertrümmert! Auf dem Geſichte der Frau waren, nach Thierbachs Meinung, die Züge eines geheimen Grams früher immer ſichtbar geweſen; ſie hatte viel Wohlwollendes; Allem, was ſie that, ſah man es an, ſie habe etwas gut zu machen. Mit einer beſondern Aufopferung, wobei eine Art von Leidenſchaftlichkeit nicht zu verkennen war, half und unterſtützte ſie, wo ſie konnte.

Auf ſeinen Predigerberuf hatte dies Ereigniß wichtigen Einfluß, denn er ſah, wie der Fall der Tugend und Unſchuld die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehe, und der Menſch das Höchſte, ein reines Gewiſſen, die Unſchuld ſeines Herzens bewahren müſſe, um auf Erden glücklich zu ſeyn.

Zu Anfang des Jahres 1816 bekam Thier-

Digitized by Google

bach einen Ruf als Subrector nach Görlitz und als Collaborator nach Meißen; allein er zog die ihm angetragene Hofmeiſterſtelle beim Profeſſor Kreyſig in Meißen vor, weil er Theolog bleiben wollte, Kreyſig ein gelehrter Prinzipal war, durch den er mit der Schule in Verbindung zu kommen und ſeine philologiſche Bildung zu fördern hoffen durfte, auch weil er damit einem frühern Ausſpruche Wort hielt, daß, wenn er je einmal Hauslehrer werden ſollte, er dieß nur in der Meißner und Naumburger Gegend werden würde.

Am 4. März 1816 kam er in Meißen beim Profeſſor Kreyſig an, wo er zwei Jahre, bis Oſtern 1818, blieb und eine offen gewordene Collaboratorſtelle an der Schule St. Afra in Meißen annahm. Das Collaboratorleben war ihm eigentlich nie als beneidenswerth erſchienen; die Wahl deſſelben ſtand ihm ſchon 1816 frei. Auf einen langen Aufenthalt zu St. Afra war es nicht abgeſehen und er benutzte die Gelegenheit, um die durch Eißner ledig gewordene Domvicariatsſtelle in Meißen anzuhalten.

Schon Michaelis 1818 ward er als Candidat in Dresden examinirt. Am 31. Januar 1819 hielt er in der Domkirche eine Gaſtpredigt, und nach Oſtern wurde er vom Domcapitel deſignirt. Zu Pfingſten ging er von der Schule ab und machte eine Reiſe in ſeine Heimath, um ſich von manchen Strapazen zu erholen; den 14. Juli wurde er ordinirt und confirmirt und den 1. Aug. 1819 hielt er in der Domkirche ſeine Anzugspredigt. Damit begann für ihn ein freieres, unabhängigeres Leben.

Oſtern 1823 wurde er durch den Tod des Superintendenten Donner*) mehr an ſeine Stelle als Domvicar gebunden, die er mit einer Anſtellung in Freiberg zu vertauſchen aufgefordert wurde; doch ſein Meißen gefiel ihm zu ſehr und er ſchlug den Antrag aus. Michaelis 1823 trat er als Domprediger in die Stelle des Superintendenten Donner ein. Die Zulage war nicht bedeutend, doch die ſonſtigen Verhältniſſe ſeines Amtes waren ſehr angenehm.

---

*) Deſſen Leben, Neuer Nekrolog, I. 2. pag. 811.

Seine Kränklichkeit hatte ſchon nach ſeinem Abgange von Leipzig immer mehr zugenommen. Seine Geſundheit war nur von kurzer Dauer und immer von Rückfällen unterbrochen.

Aus einigen Briefen Thierbachs heben wir Folgendes heraus, um die Stimmung zu bezeichnen, die er von der Ahnung ſeines baldigen Todes zu erkennen gab:

„So bin ich alſo noch der einzige Sohn von den drei großgezogenen. Mein Vater hoffte an mir eine Stütze für ſein höheres Alter zu finden und ich möchte gern ihm eine ſolche Stütze ſeyn. Möge ſein Wunſch nicht unerfüllt bleiben. An meinem Willen, der redlich genug iſt, liegt es nicht und ſoll es nicht liegen — und die Nichterfüllung darf daher nicht in mein Schuldbuch kommen.“

„Ruhe ſanft, lieber Bruder! Ein Bruder iſt dir ſchon nachgefolgt; bald folgt dir auch der zweite. Werden wir Drei, die wir im Ganzen ſo ungleich im Gefühle waren, uns wieder finden? Ihr beide habt dort andere Läuterungsmittel vorgefunden, als hier ſind, und ſeyd vielleicht ſchon recht vorausgeeilt, wenn ich zu Euch komme. Ich komme bald. Meine Lebenskraft ſinkt immer mehr. Ich muß mein Haus beſtellen. Niemand denkt ſich vielleicht mein Ende ſo nahe, als ich ſelbſt.“ (Den 9. Aug. 1824).

„Am 13. September 1824 bin ich von der Reiſe, die ich in meine Heimath machte, wieder zurückgekehrt. Ich dachte nicht wieder zu kommen; doch gegen meine Hoffnung bin ich wieder angelangt. Meine Verwandten, meinen alten Vater und meine Geſchwiſter habe ich noch einmal geſehen, habe noch einmal am Grabe meiner Mutter geſtanden und meine Lieblingsplätze aufgeſucht, wo ich als Knabe geſpielt, und überhaupt mir das Bild meiner Heimath noch einmal tief eingedrückt, daß ich nun für meine Einbildungskraft Beſchäftigung genug habe bis zu meinem Tode. In Leipzig hatte ich, ſo wie in meiner Heimath, frohe Tage; immer nur drängte ſich bei mir in jedes Frohgefühl, das ſich regen wollte, der Gedanke, ich werde bald gehen müſſen. Dieſer Gedanke verläßt mich auch jetzt nicht. Mein fortwährender Huſten, der zweideutige Auswurf, dem ſich manchmal Blut beigeſellt, die fortgehende Abmagerung meiner Glieder, die Abnahme meiner Kräfte, die völlige Abſpannung nach jeder kleinen Anſtrengung, mein faſt ununterbrochener Schmerz auf der Bruſt oder im Unterleibe, die jetzt ſchon ſeit 16 Tagen dauernde Diarrhöe — dies alles läßt auf eine baldige Auflöſung ſchließen. Ein Gebet habe ich nur immer vor allen andern, daß der Himmel, meiner nächſten Umgebung zur Laſt, mich nicht zu lange aufs Krankenlager werfe."

Sein Gebet ward erhört — nur wenige Wochen brachte er auf dem Krankenlager zu. Er ſtarb den 11. April 1825, im 34. Jahre ſeines muſterhaften Lebens.

Leipzig, **Dr. Eichmann.**

XXVII. Johann Heinrich Fueßli,

Maler zu London,

geb. 1742.

geſt. am 16. April 1825. *)

Der Vater unſers Künſtlers, J. G. Fueßli, hatte die Malerei in Zürich erlernt und lebte dann in Wien, in Raſtadt, in Ludwigsburg, in Nürnberg, wo er ſich überall als Landſchafts- und Portrait-Maler gut nährte. Er kehrte endlich nach Zürich zurück, wo er ſich verheirathete und drei Söhne zeugte. Rudolph, der als Buchhändler in Wien lebte, Heinrich, von dem wir hier ſprechen, und Caspar, der bekannte Entomolog, der ſehr jung ſtarb. Zu Fueßli's, des Vaters, Freunden, gehörten Mengs, v. Kleiſt, Klopſtok, Wieland, Bodmer und Breitinger. Er trat auch als Schriftſteller auf mit einer Vorrede zu Mengs Abhandlung über das Schöne und mit den Biographien ſeiner beſten Freunde, der Künſtler Kupetzky und Rugendas.

Heinrich Fueßli gehörte zu den Perſonen, die nie das Jahr ihrer Geburt angeben; nach der Biographie, welche die Schweizeriſche Künſtlergeſellſchaft herausgegeben hat, iſt er 1742 geboren; ſeine nähern Bekannten in London glauben 1735 oder 1739. Nach ſeinen eigenen Aeußerungen war er ein wunderliches eigenſinniges Kind, das wegen ſeiner Nachläßigkeit in den Lehrſtunden beinahe täglich mit Recht geſtraft wurde. Außerhalb der Schule, wo er ſich ſelbſt überlaſſen war, lernte er dagegen mit Eifer und Leichtigkeit. Seine Mutter war eine ausgezeichnete Frau; ſie legte den Grund zu ſeiner

---

*) Nach dem Kunſtblatte 1826. Nr. 28. u. d. Annual obituary 1825.

Bildung, und ſein ganzes Leben hindurch ſprach er mit der größten Achtung und Zärtlichkeit von ihr. Von Jugend auf zeigte er Anlage zum Malen, aber ſein Vater hatte ihn zur theologiſchen Laufbahn beſtimmt, und wendete Alles an, um das aufkeimende künſtleriſche Streben in dem Sohne zu vernichten. Eben das Verbot aber erhöhete den Reiz; Heinrich widmete jede Minute, die er ſeinen Arbeiten abmüßigen konnte, der Kunſt, und entwendete oft Lichtſtümpfchen aus der Küche, um heimlich bei der Nacht zeichnen zu können. In dieſer Periode war Michael Angelo ſein Vorbild; er kopirte wiederholt, was er von den Werken dieſes Meiſters in der Sammlung ſeines Vaters fand, doch begnügte er ſich nicht blos mit knechtiſcher Nachahmung, er erfand auch, und zwar ſchon damals in dem phantaſtiſchen Geſchmack, der ſich oft noch in ſeinen ſpätern Werken bemerken ließ. Er verkaufte mehrere von ſeinen Zeichnungen an ſeine Mitſchüler und ſammelte ſich dadurch eine kleine Summe, die er zum Ankauf eines Stücks feuerfarbenen Seidenzeuges verwendete. Als er in dieſem glänzenden Gewand erſchien, lachten ihn ſeine Jugendfreunde ſo aus, daß er, innerlich ergrimmt, es mit Heftigkeit zerriß, und ſeit jener Zeit nie wieder lebhafte Farben trug. In ſeinem funfzehnten Jahre kam er auf das akademiſche Gymnaſium, deſſen ausgezeichnetſte Lehrer die Freunde ſeines Vaters, Bodmer und Breitinger, waren. Treu und fleißig beſuchte er die Lehrſtunden, und bald ſchloß er ſich denjenigen ſeiner Altersgenoſſen an, die ſich durch Geiſt und Talent auszeichneten; hier entſpann ſich ſeine Freundſchaft mit Lavater, mit dem er bis an deſſen Tod in den vertrauteſten Verhältniſſen ſtand, und dann die Gefühle, die er für den Vater gehegt hatte, auf den Sohn übertrug.

Digitized by Google

In dieſer, für ihn neuen, Welt fand ſein reger Geiſt Stoff zu den mannichfaltigſten Beobachtungen an Lehrern und Mitſchülern ſowohl, als an den Gegenſtänden des Unterrichts; doch nur das Neue, Ungewohnte und Seltſame zog ihn vorzüglich an; ſelbſt in den heiligen Schriften hatten Charaktere, Stellen und Ausdrücke, die vom Gewöhnlichen abwichen, den meiſten Reiz für ihn. Daher forſchte er auch im literariſchen Fache mit beſonderem Eifer nach dem, was weniger bekannt und ſelten war. Arbeit und Nachtwachen koſteten ihm nichts. Mit großer Begierde lernte er Engliſch, und bald hernach auch Italieniſch, und mit ungewöhnlicher Thätigkeit ſetzte er daneben ſeine Studien fort; alte und neue Sprachen wurden mit emſigem Fleiße betrieben und das Zeichnen nicht verſäumt. Alles, was Gedächtniß und Einbildungskraft ſtark beſchäftigt, ging ihm mit leichter Mühe ein, was hingegen ruhigen Ernſt und geſetzte Beſonnenheit erfordert, was die Einbildungskraft in Schranken hält und zügelt, wie Mathematik und Philoſophie, war nicht nach ſeinem Geſchmack. Richardſons Romane und Rouſſeau's Werke verſchlang er mit Heißhunger, und fing, in Verbindung mit einigen andern Feuerköpfen, an, ſich mit Entwürfen zur Staatsverbeſſerung zu beſchäftigen. Auch auf ſeine theologiſchen Studien hatte ſein Streben nach dem Glänzenden, Neuen und Ungewöhnlichen den größten Einfluß. Seine erſten Verſuche im Predigen fielen in eine Zeit, wo man des frühern, wenig anſprechenden Tons müde, ſich in neuen Formen verſuchte, und bald durch Klopſtokſche Phraſen, bald durch redneriſchen Prunk, nach dem Muſter der Franzöſiſchen Hofprediger, mehr, als bisher, zu wirken verſuchte. Auch Fueßli verfiel in dieſen Ton, womit er ſich keinen ſonderlichen Beifall erwarb, daher, ſo wie er ſich von früher Jugend an gewöhnt hatte, mit der rechten Hand zu ſchreiben und mit der linken zu zeichnen, er auch jetzt zwiſchen dem geiſtlichen und gelehrten Berufe auf der einen, und der Künſtler Laufbahn auf der andern Seite zu ſchwanken begann. Um dieſe Zeit entwickelte ſich die charakteriſtiſche Energie Fueßli's durch einen eigenen Vorfall. Er und Lavater hatten viel von den Ungerechtigkeiten eines angeſehenen Staatsbeamten in Zürich gehört; in ihrem jugendlichen Feuereifer ſchrieben ſie ihm zuerſt einen namenloſen Brief, der eine Liſte ſeiner Thaten enthielt, nebſt der Drohung einer öffentlichen Anklage, wenn er nicht in kurzer Zeit alles Unrecht wieder vergüten würde. Als er keine Notiz von dieſem Briefe nahm, ſchrieben die beiden Freunde eine Broſchüre: „Der ungerechte Magiſtrat, oder Klagen eines Patrioten," die gedruckt und unter die Mitglieder der Regierung vertheilt wurde. Der hohe Rath forderte die Verfaſſer dieſer Schrift auf, ſich zu ſtellen. Fueßli und Lavater erſchienen, und hatten die Freude, jenen Staatsbeamten zur Unterſuchung gezogen und beſtraft zu ſehen. Trotz dieſes Triumphes ſahen ſich beide genöthigt, einige Zeit ihre Vaterſtadt zu verlaſſen, um den Verfolgungen ihrer Feinde zu entgehen. Der berühmte Sulzer, der gerade damals auf Beſuch in der Heimath war, nahm beide junge Männer mit ſich nach Berlin, und führte ſie dem bereits in großer Achtung ſtehenden Spalding zu, der damals in Schwediſch-Pommern lebte. Daß Fueßli ſchon auf dieſer Reiſe ſich mehr zur Kunſt, als zur Wiſſenſchaft neigte, beweiſen die von ihm an Jugendfreunde geſchriebenen Briefe. Aus Augsburg giebt er Nachrichten von dortigen Kirchengemälden und ergießt ſich in ungemeſſene Lobſprüche über den koloſſalen Erzengel Michael an dem dortigen Zeughauſe, und eben ſo redet er von Oeſer in Leipzig und den Kunſtſachen, die er bei dieſem ſah. Doch beſuchte er dort auch einige Gelehrte, wie Erneſti, Gellert, Weiße, theilt aber in ſeinen Briefen nur phyſiognomiſche Bemerkungen über ſie mit. In Berlin verfertigte er Zeichnungen zu den Kupferſtichen, mit welchen eine neue Ausgabe von Bodmers Noachide, die Sulzer beſorgte, ausgeſtattet werden ſollte. So wurden die finſtern Schreckgeſtalten einer untergehenden Welt zur Aufgabe für ſeine Kunſt und erfüllten ſeine Phantaſie mit Rieſengebilden, die aus einem umnachteten Himmel hervordämmern. Selbſt die lieblichen patriarchaliſchen Scenen, die in der Noachide vorkommen, verwandelten ſich unter ſeiner Hand in das Uebertriebene und Ueppige. Durch Sulzers Vermittelung war Fueßli in Bekanntſchaft mit einigen angeſehenen Engländern gerathen, beſonders mit Sir Robert Smith, dem Engliſchen Geſandten am Preußiſchen Hofe, für den er mehrere Gemälde aus Macbeth und dem König Lear verfertigte. Durch das Zureden dieſes Mannes, der ſich ſehr für ihn intereſſirte, faßte er endlich den Entſchluß, ſich ganz der Malerei zu widmen und einen jener Britten nach England zu begleiten. Lavater gab ihm beim Abſchiede ein Blatt Papier, zierlich unter Glas und Rahmen gefaßt und mit den Worten beſchrieben: „Leiſte nur den zehnten Theil von dem, was Du leiſten kannſt;“ er fügte hinzu: „Hänge dies Blatt in Deiner Schlafkammer auf, geliebter Freund, dann iſt es nicht umſonſt geſchrieben.“

Im Jahre 1762 kam er ganz fremd in London an, und dies unheimliche Alleinſtehen ergriff ihn ſo, daß er die erſten Stunden nach ſeiner Ankunſt in Thränen zubrachte; bald aber kam er durch ſeine Empfehlungsbriefe mit mehrern Perſonen in Verbindung, übernahm die Stelle eines Erziehers in einem angeſehenen Hauſe und überſetzte mehrere kleine Schriften von Winkelmann in's Engliſche, ſo daß er im Stande war, die Unterſtützungen eines Bodmer, Sulzer und anderer Freunde entbehren zu können. Unter den berühmten Männern, bei welchen Fueßli eingeführt wurde, war auch Joſua Reynolds, der Präſident der Malerakademie zu London, dem die Arbeiten des jungen Künſtlers ſo wohl gefielen, daß er ihn fragte, wie lange er Italien verlaſſen habe, und als er erfuhr, daß Fueßli nie in Italien geweſen war, hinzufügte: „Junger Mann, wenn ich dieſe Zeichnungen gemacht hätte, und man böte mir ein tauſendjähriges Leben, wenn ich die Künſtlerlaufbahn nicht verfolgte, ſo würde ich einen ſolchen Vorſchlag mit Verachtung zurückweiſen.“

Im Jahre 1766 begleitete er einen ſeiner Zöglinge nach Frankreich, von wo aus er öfters an ſeine Zürcher Freunde ſchrieb, und zwar meiſtens vertheidigungsweiſe, da ſie, wie es ſcheint, die tollen Streiche, die ſein Zögling beging, zum Theil auf Rechnung des Führers ſchreiben wollten. Er kehrte wieder nach England zurück, und blieb in London bis 1772, wo er mit ſeinem Freunde Armſtrong nach Rom ging, dort beſonders noch Michael Angelo ſtudirte, durch ſeine Arbeiten Aufſehen erregte und mehrere Beſtellungen von Reiſenden erhielt. Er beſuchte auch die andern Hauptſtädte Italiens und benutzte überall die Kunſtſchätze, aber nicht, nach der gewöhnlichen Weiſe junger Maler, durch mühſames Kopiren, ſondern mehr, indem er an jenen Meiſterwerken ſeine Begeiſterung entflammte, und durch ſelbſtgeſchaffene

Arbeiten bewies, welchen Gewinn ihm der Aufenthalt in Italien gebracht habe. Sein Pinſel wurde jetzt ſo feſt und breit, daß der berühmte Piraneſi, als er ihn eines Tages malen ſah, ausrief: „Das iſt nicht gemalt, das iſt gebaut!“

Im Jahre 1778 verließ er Italien, ging nach Zürich, wo er 6 Monate bei ſeinen Verwandten zubrachte, und 1779 ging er nach England zurück, wo er, mit Ausnahme einer 1802 nach Paris gemachten Reiſe, bis an ſein Lebensende blieb. Hier theilte er bald mit Reynolds und Weſt den Ruhm der erſten Maler ihrer Zeit, übertraf aber beide an Kühnheit und Tiefe der Erfindung, an ſinnvoller und kunſtgerechter Anordnung und an Sicherheit und Feſtigkeit der Zeichnung. Im Colorit dagegen hat er ſich nie ausgezeichnet, weil es ihm, wenn auch nicht an Gefühl für Farbe, doch an Geduld und Fleiß in der Ausführung mangelte. Da ſeine Arbeiten bei den Londoner Kunſtausſtellungen großes Aufſehen erregten, und er beſonders auch durch die Wahl der Gegenſtände, meiſtens aus den größten Engliſchen Dichtern, oder aus der Geſchichte dieſes Volks, dem alles Neue, Kühne, und ſelbſt das Schauerliche liebenden Geiſt der Nation zuſagte, ſo wurde er 1790 zum Mitgliede der Akademie erwählt und 1799 als Profeſſor angeſtellt, in welcher Eigenſchaft er Vorleſungen über die Malerei hielt, welche die ſeines Vorgängers, Reynolds, an Gehalt und Tiefe, ſo wie an Stärke und Schönheit der Sprache weit übertrafen. Sie ſind von Eſchenburg (1803), jedoch nicht ganz glücklich, in's Deutſche überſetzt worden.

Nach des berühmten Weſt's Tode verſah Fueßli eine Zeit lang die Stelle eines Präſidenten der Akademie und wurde nachher Inſpector der Schulen derſelben, in welcher Stelle er ſo beliebt war,

Digitized by Google

daß ihn die Zöglinge mit einer ſehr ſchönen ſilbernen Vaſe beſchenkten. Im J. 1788 vermählte er ſich mit Sophie Rawlins, die ihn überlebte und Erbin ſeines ganzen Nachlaſſes iſt.

Zu Fueßli's vertrauten Freunden gehörte Horace Walpole, Roscoe, der Viceadmiral Moore und überhaupt viele der erſten Männer ſeiner Zeit; er war einer der beliebteſten Gäſte des Buchhändlers Johnſon, bei dem er einige 30 Jahre hindurch wöchentlich einmal zu Mittage aß und wo er mit dem Dr. Aitin, mit H. Davy, der Miß Wolſtonekraft, dem Dr. Wollcott und mehrern intereſſanten Perſonen bekannt wurde. In dieſem Cirkel war er wegen ſeiner raſchen witzigen Antworten ſehr beliebt; langdauernde Wortſtreite führte er ungern, beſonders wenn er einſah, daß er Unrecht hatte; gewöhnlich machte er dann durch irgend einen Scherz der Sache ein Ende. Nichts war ihm unangenehmer, als Gemeinplätze; er befand ſich eines Tages in einer Geſellſchaft, wo man ſich über eine Stunde vom Wetter und ähnlichen intereſſanten Gegenſtänden unterhielt; plötzlich unterbrach er das Geſpräch mit den Worten: „Wir aßen einmal Schweinefleiſch zu Mittag.“ Als ihn alle verwundert anſahen und fragten, was er damit ſagen wolle, entgegnete er: „Nun, es iſt wenigſtens eben ſo intereſſant, als was Ihr die ganze Zeit über beſprochen habt.“

Er war ein ſehr tüchtiger Lateiner und ſchrieb dieſe Sprache mit vieler Eleganz: auch der Griechiſchen Sprache war er vollkommen mächtig. Als Cowper ſeine Ueberſetzung der Iliade ausarbeitete, wurde der Proſpectus an Johnſons Tiſche vorgeleſen, und Fueßli machte einige ſo treffende Anmerkungen, daß Cowper, dem ſie mitgetheilt wurden, ihn erſuchte, das ganze Manuſcript kritiſch durchzugehen. Oft machte er Griechiſche Verſe aus dem Stegreiſe, und zwar ſo vortreffliche, daß ſelbſt der gelehrte Porſon ſie für ächt hielt und ſich vergebens bemühete, den Verfaſſer unter den Griechiſchen Claſſikern aufzufinden. Auch die neuern Sprachen kannte er genau; Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch und Holländiſch ſprach und ſchrieb er gleich gut. Sein Gedächtniß war ausgezeichnet, er konnte jederzeit bei einer citirten Stelle genau den Verfaſſer und den Theil des Werks angeben. Unter den Dichtern waren Shakeſpeare, Milton und Dante ſeine Lieblinge.

Im J. 1817 erhielt er das Diplom der erſten Claſſe der Akademie St. Lucas zu Rom. Er malte noch in den letzten Tagen ſeines Lebens und hinterließ einige 60 Gemälde, die größtentheils vollendet ſind; die übrigen ſind mehr oder weniger vorgerückt, denn es war ſeine Gewohnheit, ſeine Arbeiten nicht in einem Zuge zu vollenden; er ſtellte ſie bei Seite und erſt nach einiger Zeit nahm er ſie wieder vor. Von ſeinen größten Gemälden befinden ſich zwei in ſeiner Vaterſtadt, von denen das eine den Bund der Stifter der Schweizeriſchen Freiheit vorſtellt und auf dem Züricher Rathhauſe aufbewahrt wird; in dem andern hat der Künſtler ſich ſelbſt im Geſpräch mit ſeinem Lehrer Bodmer dargeſtellt. Beide können als Beweiſe ſeines dankbaren Andenkens der Heimath betrachtet werden. Wenn Fueßli's Kunſtverdienſte mit wenigen Worten ausgeſprochen werden ſollten, ſo möchte man ſagen, daß er in Erfindung, Tiefſinn, Originalität und Kraft alle Künſtler aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts weit übertroffen habe, hingegen durch ſein Streben, zu überraſchen, zu blenden, ja durch geſpenſterhafte Darſtellungen zu erſchrecken, und Dinge, die ſich nur in poetiſchen

Bildern ausdrücken laſſen, in Geſtalt und Farbe vor die Augen zu bringen, über das wahre Ziel der bildenden Künſte hinausgekommen ſey. Bei alle dem verdient ein von der Natur ſo reich begabter und unermüdet ſchaffender Geiſt unſere Achtung und ſeine durch rühmlichen Jugendfleiß erworbene mannichfaltige Gelehrſamkeit unſere Bewunderung.

Er erfreute ſich ſein ganzes Leben hindurch einer trefflichen Geſundheit; in den letzten Jahren klagte er zuweilen über Waſſer in der Bruſt, wovon ihn die Anwendung der Digitalis befreite. Er ſagte ſelbſt: „Ich bin ein glücklicher Mann, ich habe mich immer wohl befunden und mich nur mit dem beſchäftigt, was mir zuſagte.“ Er ſtarb in Putney Hill bei London bei der Gräfin Guildford, die er beſucht hatte. Seine Krankheit dauerte nur fünf Tage, während welcher er von der Gräfin und ihren beiden Töchtern aufs zärtlichſte gepflegt und von mehreren geſchickten Aerzten behandelt wurde. Die Heiterkeit ſeines Geiſtes behielt er bis auf den letzten Augenblick und er unterhielt ſich bis zu ſeiner Todesſtunde mit ſeinen Freunden, die ihn täglich beſuchten. — Am 25. April wurde ſeine Leiche mit allem Pomp in der Sanct Paulskirche in London beigeſetzt. Er hinterläßt viele Manuſcripte, von denen mehrere vollendet ſind, z. B. acht Vorleſungen über die Malerei und 300 Aphorismen über die Kunſt; eine Geſchichte der neuern Kunſt iſt leider unvollendet, ſie geht nur bis Michael Angelo; ferner ein deutſches Gedicht über die Kunſt, das er ſelbſt für ſeine beſte Arbeit erklärte, und eine Menge Fragmente über Kunſt und Künſtler.

Weimar. **H. Lenz.**

* XXVIII. Heinrich Ernſt,

Graf von Schönburg-Rochsburg, Graf und Herr von Glauchau und Waldenburg, der niedern Grafſchaft Hartenſtein und der Herrſch. Lichtenſtein mit Stein ꝛc.

geb. den 29. April 1760.
geſt. den 19. April 1825.

Schönen Glanz zurückſtrahlend erloſch die gräfliche Schönburg-Rochsburgiſche Linie, deren Collateral-Aeſte und Zweige noch kräftig fortblühen, mit dieſem Manne von ſegensreicher Wirkſamkeit, und, wodurch ſeinem Namen ein bleibendes Denkmal zu Theil wird, von ausgezeichnetem Rufe durch ſeine großen Verdienſte um die Landwirthſchaft.

Graf Heinrich Ernſt war der vierte und jüngſte Sohn des Grafen von Schönburg-Rochsburg gleichen Namens und der Gräfin Magdalene Louiſe, geb. Freiin von Ebſtern. Zu hellem Verſtandesblicke und geſunder Urtheilskraft, Erbſtücken vom Vater, geſellten ſich in ihm ein treffliches Gedächtniß und ſo glückliche Geiſtesanlagen, daß er lediglich durch den Privatunterricht eines Hofmeiſters, des nachmaligen Oberpfarrers Wimmer in Burgſtädt, vollkommen vorbereitet, 1778 die Univerſität zu Leipzig beziehen konnte.

Hier betrieb er ohne mühſelige Anſtrengung und ſclaviſchen Fleiß, aber in Stunden des Eifers mit kräftigem Willen das Verſäumte nachholend, die Rechts-Diſciplinen mit ſolchem Erfolge, daß nach ſeinem zu Oſtern des Jahrs 1782 beſtandenen Examen der damalige Ordinarius der Juriſtenfakultät, Hofrath von Winkler, in einem Briefe an die Mutter des Grafen (der Vater war ſchon im Jahre 1777 geſtorben), derſelben Glück wünſchte zu einem ſolchen Sohne, der alle ihm vorgelegte

Fragen ſo treffend und gründlich beantwortet habe, daß er (v. Winkler) bedaure, demſelben außer der wohlverdienten erſten Cenſur, nicht noch eine beſondere Auszeichnung dabei ertheilen zu können.

Der Poſten eines Churf. Sächſ. Regierungs-Aſſeſſors, welchen der Graf Heinrich bekleidete, beſchränkte ſeine geiſtige Thätigkeit auf einen zu engen Raum und zeigte die Ausſicht zu einem größern Wirkungskreiſe erſt in ſolcher Entfernung, daß es ihm leicht wurde, die Staatslaufbahn aufzugeben und Dresden zu verlaſſen, als ein neuer Weg ſich darbot, dem regen Geiſte eine veränderte Richtung gab und ein neues freies Feld für ſchöpferiſches Wirken eröffnete. Es war dieſes die Einladung ſeines nächſten Bruders, des Grafen Heinrich Wilhelm Ernſt, mit ihm gemeinſchaftlich die Stamm-Herrſchaft Rochsburg zu übernehmen, welcher ſeit dem Tode des Vaters ihre würdige, fromme, wohlthätige, mit männlichem Geiſt und Muth ausgerüſtete Mutter vorgeſtanden hatte. Der älteſte der vier Brüder, Graf Friedrich Ernſt, ein geiſtreicher Jüngling, war ſchon im J. 1771 geſtorben, und der zweite, Ludwig Ernſt, im Preußiſchen Militairdienſte angeſtellt, hatte durch einen Vergleich ſeinem Rechte entſagt, ſo daß die beiden jüngſten Brüder im Jahre 1786 das Regiment aus den Händen der Mutter übernehmen konnten.

Von nun an machte Graf Ernſt die Landwirthſchaft im weiteſten Sinne zum Hauptgegenſtande ſeines Studiums und ſeiner ſcharfſinnig berechneten, oft gewagten und großartigen Unternehmungen, deren Glücken und Mißlingen der Wiſſenſchaft reiche Ausbeute gewährte. Wie ſein Geiſt im Auffaſſen das Naturprodukt von dem erſten Entſtehen bis zur oberſten Stufe der Veredlung und techniſcher Bearbeitung verfolgte, ſo wollte er

Digitized by Google

dieſen Weg auch praktiſch gehen, den rohen Stoff bis zum vollendeten Artefact und jeden Gegenſtand der Landwirthſchaft bis zum höchſten Grade induſtrieller Ausbildung führen. Aus dieſem, wiewohl ſpäter veränderten Grundſatze erklärt ſich manche Unternehmung und ſeine ganze vielverzweigte ökonomiſche Einrichtung. Obgleich ſeine Thätigkeit ſich auf alle Fächer der Landwirthſchaft ausdehnte, ſo wurden doch insbeſondere ſeine Bemühungen um die Schafzucht mit dem reichſten Erfolge und verdientem Rufe gekrönt. Im Jahre 1792 legte der Graf den Grund zu der Schäferei, welche man ſpäter, wie es geſchehen, die erſte der Welt nennen durfte.

Da die ausführliche Geſchichte dieſer Schäferei, ſo wie überhaupt die Darſtellung des Grafen in ſeiner landwirthſchaftlichen und induſtriellen Wirkſamkeit, mithin das Hauptmoment dieſes biographiſchen Umriſſes, weiter unten folgt, wie ſie aus der Feder des Herrn Profeſſors Dr. Weber in Breslau gefloſſen, welcher, wie kein Anderer, dieſe Schilderung geben konnte, ſo bleibt nur übrig, noch voran zu ſchicken, was dort nicht hingehörte.

Das äußere Leben unſers Grafen bot ein anziehendes, mit allen Tönen einer ſchönen Individualität geſchmücktes Bild dar, deſſen Reiz in heiterer Ruhe beſtand, nicht in dem grellen Farbengemiſche ſtets wechſelnder Verhältniſſe. Seiner Wirkungsſphäre entzog ihn nur ſelten eine Geſchäfts- oder Badereiſe und das Schloß Rochsburg über dem herrlichen Muldenthale, durch ihn die Freiſtätte der Gaſtlichkeit, geſelliger Freuden und häuslichen Glücks, war und blieb ſein liebſter, beſtändiger Wohnſitz.

Seine erſte theure Gemahlin, Gräfin Sophie Wilhelmine, geb. Fürſtin von Carolat-Schöneich, ſtarb 1795 kinderlos; drei Jahre nach drr Vermäh-

Digitized by Google

lung und im Mai 1798 folgte ihr die allverehrte Schwiegermutter, Gräfin Magdalene, welche bei dem Antritt des 79. Jahres vom Himmel zur Ruhe abgerufen wurde. Die Tage eines beglückenden Familienlebens kehrten dem Grafen dauernd zurück in ſeiner zweiten Ehe mit der Gräfin Erneſtine Wilhelmine, geb. Fräulein von Köhler, ſeiner treuen Lebensgefährtin, welche, nur für ihn bedacht, mit ſorglichem Sinn dem leiſeſten Wunſche begegnete, nur in ſeiner Freude froh war, nur bekümmert, wenn ihn Unangenehmes traf, die Alles mit ihm theilte, nur den Unmuth nicht, welchem ſie duldungsſtark widerſtand, um den des Gatten verſcheuchen zu können. Dieſes eheliche Glück wurde noch erhöht durch eine Tochter, den gemeinſchaftlichen Gegenſtand der älterlichen Liebe und Sorgfalt und die höchſte Freude des Vaters, deſſen Herz mit den wärmſten Gefühlen an dem Kinde hing, welches, unter der Leitung der trefflichen Mutter erzogen, das ſchöne Zeugniß vom Vater erhielt, ihm niemals auch nur einen Augenblick ſeines Lebens getrübt zu haben.

Ein ſeltenes Beiſpiel brüderlicher Liebe und Verträglichkeit gewährte das, durch keine Spannung je geſtörte Verhältniß zwiſchen den gemeinſchaftlich das Regiment führenden Herren, ſo vielfach auch das gegenſeitige Intereſſe ſich feindlich berührte und ſo verſchieden die beiden Charaktere waren. Selbſt nach des ältern Bruders, Grafen Heinrichs, Tode, welcher am 17. Januar 1816 erfolgte, ehrte der nunmehr alleinige Herr der Herrſchaft Rochsburg und Senior des ganzen hohen Schönburgſchen Hauſes, das Andenken des Verewigten durch Anordnungen, wie er ſie früher dem Lebenden zu Liebe getroffen hatte.

Dieſes Alles und die Fülle von Wohlfahrt, Zufriedenheit und häuslichem Glück, welche unter der Herrſchaft des würdigen Mannes überall hervortrat,

Digitized by Google

entſprang nicht aus ſchlaffer Gutmüthigkeit, bequemer Friedensliebe und ähnlichen paſſiven Alltagstugenden, die mit ſeiner tüchtigen Geſinnung im Widerſpruche ſtanden. — Zu ſolcher Geſtaltung gehört ſchöpferiſcher Geiſt und ein gleich kräftiges und edles Gemüth. Der Wille, dieſer Strahlenfocus des innern Menſchen, der die Seele abſpiegelt und den Charakter verſchließt, zeigt uns den Grafen raſch, energiſch, ſelbſt ungeduldig und gereizt, aber ein ſtarkes Gegengewicht von Beſonnenheit, ein ſchönes Gefühl für Recht und Billigkeit und ein reicher Schatz von Menſchenliebe erhielten den ſtarken Willen rein, frei für das Große und Gute. Die Wohlfahrt der Seinigen war nicht vergällt durch herriſchen Druck und ſeine Gunſt kein ungewiſſes, an den Wechſel der Laune geknüpftes Gut, ſondern zwiefach beglückend durch die Gewißheit der Dauer, ſo wie ſeine Gaben nicht Preiſe für das Vergeſſen eigener Erniedrigung und fremder Kränkung durch despotiſche Willkühr waren, ſondern doppelt erfreuten durch die Art des Gebens. Er konnte dem Vergehen zürnen, aber mit gerechtem Zorne, und verläugnete die edlere Natur nie ſo ſehr, daß er ſeine Macht zur Rache oder zum Muthkühlen an dem Schwächern gemißbraucht hätte. Hatte er im gereizten Zuſtande einen Entſchluß gefaßt oder ein Schreiben gefertigt, ſo pflegte er dieſes der ſtets für friedliche Beilegung ſtimmenden Gemahlin mitzutheilen und ließ auf ihre Bitte die Sache ganz oder bis zu einem ruhigern Augenblicke liegen.

Dieſe Gemüthsmilde und Kraft zeigte der Verewigte in großmüthigem Ueberſehen kleinlicher Angriffe auf ihn, in der Geneigtheit zum Vergeben und in der Bereitwilligkeit, mit welcher er die vernünftige Prüfung und Widerlegung ſeiner Meinung aufnahm, denn ihm war der Trotz enger Herzen fremd, welche, um nur zu triumphiren, Triumphe der Unvernunft über die Vernunft feiern.

Nur in dem letzten Lebensjahre durch ſchnell auf einander folgende Unfälle und insbeſondere durch körperliche Kränklichkeit empfindlicher geſtimmt, konnte der Graf auf die Angriffe des nunmehr gleichfalls verſtorbenen Rudolph Andre, Wirthſchafts-Director in Böhmen, ſich in jene literariſche Fehde einlaſſen, die nicht ohne perſönliche Erbitterung geführt wurde.

Mit eben ſo viel Sinn als Talent für das geſellige Leben ausgerüſtet, verband der Graf eine hohe Geſtalt mit wundervoller Haltung, und Geiſt, Lebendigkeit, Anmuth und Wohlwollen ſprach aus ſeinen edlen Geſichtszügen. Gewandt im Ausdruck der Rede, den jedesmaligen Ton ſicher treffend, war ſeine Unterhaltung geiſtreich und anziehend durch glücklichen Humor und leichten Witz, welcher nur ſelten in die Schärfe der Ironie überging. Seine Höflichkeit war nicht drückendes Ceremoniel, das auf Wucher ausleiht, ſondern ungeſchminkter Ausdruck der Achtung und eines freundlichen Wohlwollens. Selbſt der tägliche Umgang ſchwächte den Reiz ſeiner Unterhaltung nicht, welche entweder aus der jedesmaligen Lectüre geſchöpft war, oder Ereigniſſe des Tages betraf, oder über wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſich verbreitete. Selten kam ein abgenutztes Thema an die Reihe, als etwa das von den großälterlichen Sitten und Gebräuchen, mit dem dabei gewöhnlichen Stereotypſpaß, ein Lieblingsſtoff bloßer Gedächtnißmenſchen, und noch ſeltener brachte unſer Graf Reminiscenzen aus dem eigenen Leben, in denen das Ich ſelbſtgefällig zur Schau aufgeſtellt zu werden pflegt, denn je höher von Geiſt und je reicher an ſelbſtſuchtsfreier Liebe der Menſch iſt, deſto weniger trägt er von dieſer Kuckuksnatur an ſich. Aber ein gerechtes Selbſtgefühl mußte in der edlen Seele, der Quelle ſo vieles

Digitized by Google

Guten, bei dem künftigen Streben und erfolgreichen Wirken wohl Platz finden. Wer dieſes Bewußtſeyn innerer Würde Adelſtolz nennt, vergißt, daß leerer Dünkel nur der Lückenbüßer mangelnden Werths und das Hydrogen iſt, welches ſchlaffe Seelen zwar aufbläht, aber nur noch leichtwichtiger macht; — dieſes Wahrzeichen geiſtiger Beſchränktheit haftet nicht an dem Manne der Humanität und harmoniſchen Bildung. Graf Ernſt ließ die Rückſichten nicht aus den Augen, welche ein hoher Stand fordert; er liebte ſelbſt Aufwand und äußern Glanz, aber beides gereichte nicht zum Drucke ſeiner Untergebenen, deren Liebe und Verehrung er im reichſten Maaße genoß.

Wiewohl der Landwirthſchaft vor Allem zugethan, — wer den Naturkräften etwas abgewinnt, entzieht es Niemanden, ſagte er, und mit Horaz:

Non istic obliquo oculo mea commoda quisquam
Limat; non odio obscuro morsuque venenat:
Rident vicini glebas et saxa moventem — *)

ſo war der Graf doch auch ein Freund jeder Wiſſenſchaft und voll warmen Gefühls für die ſchöne Kunſt. Die alten Claſſiker ehrte er hoch und zeigte durch häufige Citate aus denſelben ein ausgezeichnetes Gedächtniß; von vaterländiſchen Dichtern ſtand ihm Wieland mit der klaren, heitern Lebensanſicht, und Schiller mit der tiefen Weltanſchauung näher, als Göthe mit ſeinen wunderbaren, von den Nebelgeſtalten der Romantik durchzogenen Schöpfungen. Voltaire hatte ſeinen Geiſt nicht ſo überſchliffen, daß derſelbe mit den Begriffs-Hieroglyphen der Concilien und dem dialectiſchen Krämerhandel der Scholaſtiker **in Glaubensſachen das Heilige ſelbſt wegwitzelte, und wenn gleich die froſtige Periode der Religions-Reduction auf Moral-Philoſophie, am Schluſſe des** verfloſſenen Jahrhunderts, weſentlich auf unſern Grafen einwirkte, ſo bewahrte doch ſein warmes Gemüth einen ſchönern Schatz innerer Religioſität, als die Schulkatheder jener Zeit ausboten. Sein Glaubensbekenntniß ſprach er nicht aus, in dem Gefühle, daß der religiöſe Glaube in jeder Bruſt ein eigenthümliches Gepräge annehme, und nur blinde Intoleranz die gleiche Form könne aufzwingen wollen; eben ſo griff er auch die Meinung des Schwächern nicht an, weil die Seele von Innen erweitert werden müſſe, um Höheres auffaſſen und eintauſchen zu können, und dieſes einem pſychiſchen Kinde aufdringen, geiſtige Dragonade wäre. Die Schule, ſagte er einſt, hat keinen Beweis für den nicht zu faſſenden Gott; aber bedarf es denn des Beweiſes? mir genügt dafür ſeine Wunderwelt und meine innere Ueberzeugung. Oft wiederholte er: Wir können Gott nicht genug danken für die täglich empfangenen Wohlthaten und abgewendeten Uebel, und dieſes Danken iſt wahres Gebet, nicht das ewige Bitten und Betteln um noch mehr. Cäſar, ſagte er einſt, ſpricht: in luctu atque miseriis mortem aerumnarum requiem, non cruciatum esse; eam cuncta mortalium mala dissolvere; ultra neque curae, neque gaudio locum esse; — allein weder Cäſar noch Salluſt, der ihn ſo ſprechen läßt, kannten die Lehre der Liebe, und die Schlußworte jenes Satzes laſſen uns kalt und gleichgültig, als berührten ſie den Menſchen gar nicht, ſo ſchreckend auch der Inhalt iſt; wie ganz anders bewegen uns Ausſprüche — — hierauf erinnerte er an mehrere rührende Stellen der Schrift. Die eben angeführte Stelle aus dem Salluſt wiederholten ſeine Lippen während der Fieberträume der letzten Krankheit, gleichſam als beſchäftige ſich der Geiſt noch vor dem Entſchweben mit der Widerlegung dieſes ſchauerlichen Gedankens.

---

*) Epistol. Lib. I. 14.

Die Lebensweiſe des Grafen wich in manchen Stücken von der naturgemäßen Ordnung ab, welche insbeſondere durch ſeine überwiegende Geiſtesregſamkeit zum Nachtheil des Körpers geſtört wurde. Die Stunde der Mittags- ſo wie die der Abendmahlzeit war beſtimmt, und mit ihrem Schlage verſammelten ſich die gräfliche Familie und die nächſtſtehenden Untergebenen. Wenn nicht die Gegenwart von Fremden die Tafel verlängerte, ſo wurde ſie in weniger als einer halben Stunde aufgehoben. Um neun Uhr pflegte Graf Ernſt ſich niederzulegen, und die drei Stunden bis Mitternacht waren ſeine einzigen regelmäßigen Schlafſtunden, denn oft ſchon vor 1 Uhr begann er den frühen Tag. Das Niederſchreiben gewonnener Erfahrungen, das Ausarbeiten eigener Ideen, die Prüfung neuer Entwürfe, die Lectüre unter ſtetem Excerpiren, Anordnungen für den Tag, das Beantworten eingegangener Berichte, Briefſchreiben u. ſ. w. hielten ihn den langen Morgen bis etwa eine Stunde vor Mittag an das Schreibepult gefeſſelt. Gewöhnlich unterbrach ein leichter Schlummer, Erſatz des ſo gekürzten Schlafes, auf etwa eine Stunde dieſe Morgen-Beſchäftigungen, welche alsdann mit geſtärkten Kräften fortgeſetzt wurden. Der Nachmittag war zu freier Verfügung übrig, und meiſt dem Genuß der freien Luft und Unterhaltung gewidmet. Bei der wahrhaft homeriſchen Gaſtfreundſchaft des Grafen war ſein Schloß ſelten leer von Gäſten, welchen er nach einer oft glänzenden, immer genußreichen Mittagsmahlzeit die zweite Hälfte des Tages widmete, durch ſeine Gegenwart und Anordnungen ihr Wohlbefinden erhöhend. Die Vergnügungen der Tafel und eine heitere Stimmung an derſelben hatte er gern, aber gebrannte und gegohrene Getränke kamen ſelten über ſeine Lippen, und zwar weniger aus diätetiſcher Rückſicht, als aus Gleichgültigkeit gegen dieſe flüſſigen Geiſter, welche mit den Jahren in eine wahre Idioſynkraſie ausartete. Der Kaffee war ſein Lieblingstrank; er genoß ihn ſowohl nach der Mahlzeit, als auch nach jeder Unterbrechung ſeines fragmentariſchen Schlafes. Mit ſeinem ältern Bruder, einem leidenſchaftlichen Waidmanne, theilte er die Jagdluſt nicht, vielleicht aus Liebe zu den Thieren, denn er konnte keinen Schmetterling leiden ſehen; dagegen nährte er eine um ſo größere Neigung zur Tonkunſt, wiewohl ihm, nach ſeinem eigenen, aus richtiger Selbſtſchätzung hervorgehenden Urtheile, Talent für den muſikaliſchen Vortrag abging, und mit aller durch unglaubliche Ausdauer und Anſtrengung erworbenen Fertigkeit im Flötenſpiel der Mangel an rhythmiſchem Gefühl nicht zu erſetzen war. Aber ſein treffendes Urtheil über Muſik verrieth Geſchmack und tiefe Empfänglichkeit für dieſelbe und ſein innerer Sinn feſſelte ihn an die Kunſt, welche der Seele eine Sprache und jedem Gefühl eine Stimme leihet; er verſammelte Künſtler und Kunſtfreunde um ſich und blieb ihr treu ergeben, bis im J. 1815 das Land der Töne für ihn ſich ganz verſchloß. — Der übermäßige Gebrauch der heißen Bäder in Töplitz führten eine unheilbare Lähmung der Gehörsnerven herbei.

Ueber dieſen traurigen Verluſt klagte der Graf niemals und blieb Allen das, was er vorher geweſen war, ſelbſt die Seele der Unterhaltung in der Geſellſchaft, wiewohl das Geſpräch zum Theil ſchriftlich geführt werden mußte.

Die Geſundheit ſeines kräftigen Körpers wurde ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren durch heftige Gichtanfälle erſchüttert, gegen welche er die Quellen von Karlsbad und Töplitz oft und jederzeit mit gutem Erfolge gebraucht hatte. Im Sommer des Jahres 1824 beſuchte der Graf beide Badeorte zum letzten Male, aber die ſonſt gewöhnliche günſtige Nachwirkung trat nicht ein, und die Spannkraft ſeines Körpers ließ nach, ohne ſelbſt durch den wieder erwachenden Frühling des Jahres 1825 erhöht zu werden. Auch die Gemüthsſtimmung verrieth größere Reizbarkeit, allein der Geiſt keine Erſchlaffung, denn noch im Monat März, da der Kaiſer Alexander das ſchmeichelhafte Geſuch um genaue Mittheilungen über des Grafen Schäferei, „welche man die erſte der Welt nenne“, an ihn ſelbſt ergehen ließ, arbeitete dieſer die ganze Nacht hindurch und verfaßte einen freimüthigen und ausführlichen Bericht, um ſogleich mit der am andern Morgen abgehenden Poſt denſelben abſenden zu können.

Doch während der Geiſt noch frei und kräftig wirkte, erlag der Körper den Folgen einer zerſtörenden Gicht, welche ſich in den größern Gefäßſtämmen als Verknöcherung und in einer bedeutenden Desorganiſation des uropoötiſchen Syſtems äußerte, wobei zuletzt noch ein brandiger Furunkel hervortrat. Eine dumpfe Betäubung benahm dem Leidenden die Empfindung und ſanft und ſchmerzlos entſchlummerte derſelbe in der Nacht vom 18. zum 19. April im faſt vollendeten 65ſten Lebensjahre. Am 24. deſſ. Mon. fand die Beiſetzung der entſeelten Hülle in der gräflichen Erbgruft auf dem Schloſſe Rochsburg unter Feierlichkeiten Statt, wie ſie des hohen Verewigten würdig waren.

Der Segen ſeiner Werke wird lange noch fortleben, und tauſendfältig iſt ſein Denkmal in den Herzen aller derer aufgerichtet, die er hienieden beglückte.

Möge die innige Wehmuth, mit welcher wir das Ende eines denkwürdigen Mannes betrachten, in ein heiteres Gefühl ſich auflöſen, wenn wir den Blick von dem Ruhenden abwenden und auf ſein Bild richten, das ihn in der vollen Kraft des Lebens und Wirkens darſtellt.

Es iſt ſchon oben bemerkt, daß der Dank für den nachfolgenden Aufſatz dem Herrn Prof. Dr. Weber in Breslau gebührt.

P. S. G.

* * *

Wenn ich nach dem Wunſche und auf Erſuchen des Verfaſſers dieſer Biographie des Herrn Grafen Heinrich Ernſt von Schönburg-Rochsburg, meines unvergeßlichen, von mir innigſt und tief verehrten Lehrers, väterlichen Freundes und hohen Gönners, es unternahm, eine kurze Schilderung deſſelben als Landwirth, eine Darſtellung deſſelben in ſeiner großen und ruhmwürdigen landwirthſchaftlichen Thätigkeit und Wirkſamkeit zu entwerfen, ſo bedaure ich dabei gar ſehr, daß mir nur eine ſo kurze Zeit dazu gegeben war, die mir es unmöglich machte, mehr, als nur eine flüchtige, leichte Skizze davon aufzuſtellen, die nur ganz im Allgemeinen ihn als Landwirth zeichnen, keineswegs aber ſeine einzelnen bedeutendſten und vorzüglichſten landwirthſchaftlichen Leiſtungen und Unternehmungen genau verfolgen und ausführlicher beſchreiben und erörtern kann. Vielleicht, oder hoffentlich, iſt es mir aber zu einer andern Zeit möglich, eine eigentliche und ſorgfältige Geſchichte der berühmten Rochsburgiſchen Wirthſchaften auszuarbeiten, da es allerdings der mehrmals mündlich und ſchriftlich gegen mich von dem trefflichen Gründer derſelben ſelbſt geäußerte Wunſch war, daß ich ſeine, nach ſeinem Tode mir zu übergebenden, ökonomiſchen Papiere dazu benutzen möchte.

Dieſe ſind mir auch durch die Güte der verwittweten Frau Gräfin von Schönburg bereits wirklich zugekommen und aus dem mir ſchon früher überſandten Verzeichniſſe der 123 Nummern, welche die verſchiedenen, in denſelben vorfindlichen Aufſätze ausmachen, erſehe ich bereits im Allgemeinen, daß ſie des reichſten, mannichfaltigſten und intereſſanteſten Inhalts ſind und zum Theil allgemeinere, zum Theil ſpecielle Gegenſtände der Landwirthſchaft betreffen: inwiefern ich aber dadurch in den Stand werde geſetzt werden, eine eigentliche Geſchichte der Rochsburgiſchen Landwirthſchaft zu ſchreiben, kann ich noch nicht, ſondern nur erſt nach ſorgfältigerer Durchſicht dieſer Papiere beurtheilen, die mir bisher noch nicht möglich geweſen iſt. Wohl kommt mir dabei ſehr zu ſtatten, daß ich nicht nur 2½ Jahr, nämlich vom Frühjahr 1796 bis dahin 1797 und vom Frühjahr 1798 bis Michaeli 1799 ununterbrochen in Rochsburg ſelbſt, im täglichen Umgange mit dem verewigten Herrn Grafen gelebt, ſondern auch nachher, ſo lange ich in Leipzig war, d. h. bis Oſtern 1802, jedes Halbjahr, und während meines Aufenthalts in Frankfurt a. d. O., von 1802 — 1811 doch jedes Jahr, in der Zeit meines hieſigen Aufenthalts in Breslau aber wenigſtens doch aller 3 Jahre, ſo oft ich nur nach Sachſen, meinem Vaterlande, kam, jedesmal das mir ſo theure und ſo höchſt intereſſante und lehrreiche Rochsburg auf mehrere Tage wieder beſucht und außerdem fortwährend in einem oft ſehr fleißigen Briefwechſel mit deſſen verehrtem Beſitzer geſtanden habe, der, wenn er auch wohl über viele andre Dinge ſich in ſeinen Briefen ausließ, doch niemals die merkwürdigſten ökonomiſchen Notizen aus ſeiner Wirthſchaft mir mitzutheilen verſäumte und noch in dem letzten Schreiben, welches ich von ihm unter dem 1. Jan.

1825 erhalten habe, namentlich über ſeine Schaafzucht, ſehr intereſſante, obwohl wegen der dabei eben von ihm erfahrnen Unannehmlichkeiten und Verdrüßlichkeiten, von denen er mir ſchrieb, mir eben nicht erfreuliche Nachrichten mittheilte. Während meines dauernden erſten oder nur mehrtägigen ſpätern Aufenthalts in Rochsburg war es natürlich mein faſt einziges Geſchäft und meine faſt einzige und liebſte Unterhaltung, den Herrn Grafen auf ſeinen ökonomiſchen Wegen und Gängen (die er alle zu Fuße machte, indem er das Reiten ſchon in der erſten Zeit meines dortigen Aufenthalts nur zu kurzen Spatzierritten liebte und nachher ganz und gar aufgab) zu Anordnung der landwirthſchaftlichen Arbeiten im Felde, Walde, oder auf den Wieſen und zu Beaufſichtigung der angeordneten Geſchäfte, inngleichen in die Ställe und Scheuern und auf die Böden zu begleiten, wo denn immer vorzüglich nur über ökonomiſche Gegenſtände ſelbſt geſprochen und in der erſten Zeit meines Aufenthalts mir von meinem ehrwürdigen Führer ein förmlicher Unterricht über ſie, wie ſie eben in der Wirthſchaft ſich zeigten und vorkamen, ertheilt wurde, ſo daß ich demſelben in der That, als meinen theuern und trefflichen Lehrer, meine ganze praktiſch-ökonomiſche Bildung verdanke; der aber auch in der theoretiſchen mein Führer war, indem er mir die beſten ökonomiſchen Werke zu leſen gab und ſelbſt dieſelben las und ſich nachher über das von ihm und mir Geleſene mit mir auf das Lehrreichſte unterhielt.

So viel mußte ich zu der Rechtfertigung meines Unternehmens, eine Schilderung des Verewigten als Landwirth, ſelbſt vorausſenden.

Um nun hierbei nach einer gewiſſen Ordnung zu verfahren, wollen wir ihn zuerſt

1) ganz kurz als **theoretiſchen** Landwirth,

in Rückſicht des Umfanges und Gehalts ſeiner theoretiſchen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe von der Landwirthſchaft, dann aber auch vornehmlich

2) als praktiſchen oder in ſeinem wirklichen praktiſchen Wirken und Leben kennen lernen.

Als ich im Mai 1796 nach Rochsburg kam, war derſelbe ſchon ſeit mehrern Jahren dem Studium der Oekonomie ſehr ergeben und gründliche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe davon durch die fleißige und ſorgfältige Lectüre der beſten Deutſchen und auch mehrerer ausländiſchen ökonomiſchen Schriften ſich zu verſchaffen bemüht geweſen; worin ihm eine ſehr gute und ſorgfältige Elementar- und allgemein wiſſenſchaftliche Bildung, die er in ſeiner Jugend und auf der Univerſität in Leipzig erlangt hatte, ſehr nützlich, ſein vortrefflicher Kopf aber, ſein richtiges Urtheil, ſein heller Verſtand und ſein gutes Gedächtniß vorzüglich hülfreich ſeyn mußten. Er ſchätzte unter den ältern Schriften vorzüglich den Hausvater von Münchhauſen und von Germershauſen, Leopolds Landwirthſchaft, die Leipziger ökonomiſchen Nachrichten und Schubarts von Kleefelds Schriften, dieſe beſonders in Bezug auf Kleebau und Stallfütterung; war aber überhaupt mit den beſten damaligen ökonomiſchen Schriftſtellern allen ſehr bekannt und las auch zuweilen die alten Scriptores rei rusticae. Mit den Hülfskenntniſſen der Oekonomie war er hinlänglich verſehen, in der Mathematik ſehr gut bewandert und mit dem damaligen Zuſtande der Naturwiſſenſchaft ſehr bekannt. Und immer und unausgeſetzt bemüht, ſich mit dem Neueſten und Wichtigſten, was im Gebiete der Landwirthſchaft entdeckt, beobachtet, bemerkt und erfahren worden war, bekannt zu machen, las er auch fortdauernd, bis in die letzten Tage ſeines Lebens alle irgend bedeutende neuere ökonomiſche

Schriften und faſt alle ökonomiſche Journale und benutzte vorzüglich auch die Schwerziſchen und Thaerſchen Werke, namentlich die Einleitung zur Kenntniß der Engliſchen Landwirthſchaft und die Grundſätze des rationellen Ackerbaues von Thaer, die er beſonders in der Lehre vom Feldbau, den Feldſyſtemen namentlich und der Feldbearbeitung und auch in der Lehre vom Futterbau auf's Höchſte ſchätzte. Unter ſeinen Papieren finde ich einen Aufſatz von 23 Bogen über dieſes erſtere Werk Thaers.

In der Schaafzucht war früher Daubenton ihm ſehr lehrreich geweſen und von den neuern Schriften hat er mir Rudolph Andre's Anleitung zur Veredlung der Schaafzucht mehrmals ſehr gelobt. Ich kann aber wohl ſagen, daß überhaupt gewiß keine irgend merkwürdige ökonom. Schrift, vorzüglich in der Deutſchen Literatur, zu irgend einer Zeit ſeiner Aufmerkſamkeit ganz entgangen ſey, und ſeine eigne ökonomiſche Bibliothek war daher reich ausgeſtattet.

Daß er auch gar nicht abgeneigt war, ſich ſelbſt literariſch mit der Oekonomie zu beſchäftigen, zeigt die große Maſſe von Aufſätzen, die er hinterlaſſen hat, welche mehr als 1000 Bogen betragen und unter denen ſich beſonders auch ein, 1799 angefangenes, aber nicht alle Jahre, ſondern nur bis 1808 und dann für 1814 u. 15 fortgeſetztes ökonomiſches Tagebuch und vornehmlich ſehr Vieles und Ausführliches über Schaafzucht und Feldwirthſchaft im Allgemeinen, dann auch Manches über Düngung und Wachsthum der Pflanzen befindet. Nur wollte er bei Lebzeiten nicht als Schriftſteller erſcheinen, und ſo gewiß er mir auch verſprochen hatte, das 4te Hauptſtück meines Handbuchs der größern Viehzucht, Bd. II., Leipzig 1811, gr. 8., welches von der Schaafzucht handelt, mit erläutern=

den Anmerkungen zu begleiten, ſo ſchlug er mir es doch zuletzt noch ab und begnügte ſich damit, das Manuſcript vor dem Drucke durchzuſehen und mir ſeine Zufriedenheit damit zu erkennen zu geben. Blos einen äußerſt lehrreichen und wichtigen Aufſatz: über den Kartoffelbau im Großen auf den gräflich Schönburgiſchen Gütern zu Rochsburg erlaubte er mir, aus ſeinen eignen handſchriftlichen Nachrichten, im 92. St. meines ökonomiſchen Sammlers im J. 1804 mitzutheilen und nachher hat er zuweilen unter den Namen ſeiner Inſpektoren, oder Anderer, kleine Aufſätze und Erklärungen über ſeine Schaafzucht in Andre's ökonomiſchen Neuigkeiten und in die landwirthſchaftliche Zeitung einrücken laſſen und auch die kleine Schrift: Einige Bemerkungen eines praktiſchen Landwirths über das Ganze der Schaafzucht des E. Petri, Leipzig 1817, bei J. B. Fleiſcher 8., iſt von ihm geſchrieben.

Doch ganz vorzüglich zeigte ſich ſeine große und treffliche theoretiſche landwirthſchaftliche Bildung und Kenntniß in ſeinem großen und herrlichen praktiſchen ökonomiſchen Wirken und Handeln, und er war eben darum ein großer, ächter, wahrer Praktiker in der vollſten Bedeutung dieſes Worts, weil er in allen ſeinen ökonomiſchen Unternehmungen immer den Grundſätzen einer richtigen und geſunden Theorie folgte und dieſe eben nur auf die eigentliche Führung und Verwaltung ſeiner Wirthſchaften anwendete: und ſo hat er ſich unſtreitig einen der erſten Plätze in der Reihe der Deutſchen ächt praktiſchen Landwirthe erworben; und nicht nur ſein Vaterland Sachſen (wenn auch deſſen Regierung ihm bei ſeinem Leben auf keine Weiſe irgend eine, ſeine hohen Verdienſte um die Landwirthſchaft anerkennende, Auszeichnung gewährt hat), ſondern auch viele Länder und Gegenden des Auslandes,

Digitized by Google

wohin die große Zahl ſeiner Freunde und die Bewunderer der Rochsburger Wirthſchaftseinrichtungen, die dieſe, und vornehmlich ſeine hochberühmte Schäferei, bei ihren nach Rochsburg gemachten Reiſen und dort angeſtellten Beſuchen beſichtiget und ihn ſelbſt kennen gelernt und ſich mit ihm über ökonomiſche Gegenſtände unterhalten, oder in der ſpätern Zeit, wo die gegenſeitige Mittheilung durch die Taubheit des Verewigten faſt unmöglich, oder doch ſehr ſchwierig wurde, von ihm darüber gewiß ſehr lehrreiche Aeußerungen und Bemerkungen, da er ſo gern über Oekonomie ſprach, gehört haben, — dieſe Länder und Gegenden, ſage ich, wohin die große Zahl ſeiner Freunde und Bewunderer dieſe von ihm gewonnenen Anſichten, Urtheile und Erfahrungen über landwirthſchaftliche Gegenſtände verpflanzt hat, — würden ſchon jetzt ſeinen Ruhm als praktiſcher Landwirth für jede Zeit erhalten und verbreiten.

Soviel ich weiß, war es am Schluß der 80ger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo der Verewigte ſeine praktiſche ökonomiſche Laufbahn begann, und indem er zugleich mit ſeinem, mehrere Jahre ältern Herrn Bruder, dem Grafen Heinrich von Schönburg, — der, außer einer kurzen militäriſchen Laufbahn im königl. Preuß. Dienſt, ſich immer der ausübenden Landwirthſchaft gewidmet hatte und ein ebenfalls recht eifriger und tüchtiger, aber mehr empyriſch, als eigentlich praktiſch gebildeter Landwirth war — die Herrſchaft Rochsburg übernahm und ſich in deren Bewirthſchaftung mit demſelben theilte. Wenigſtens fand ich dieſe Theilung ſchon vor, als ich im Jahr 1796 nach Rochsburg kam. Im Jahr 1792 kaufte der Verewigte das unter Rochsburgs Herrſchaft ſelbſt als Vaſallengut gehörende Rittergut Bertholdsdorf, welches ganz nahe bei Rochsburg liegt und nur durch den Muldenſtrom getrennt

Digitized by Google

iſt. Hier war es, wo er den Grund zu der ſo berühmten Schäferei legte. Er ſchaffte das Rindvieh daſelbſt ab, und wußte ſich, durch beträchtliche Aufopferungen, einen ganz reinen Stamm von der Escurialrace zu verſchaffen, brachte es auch durch progreſſive Veredlung in ſich ſelbſt, trotz aller Schwierigkeiten (denn er verlor einmal in einem Jahre, durch Unvorſichtigkeit des Schäfers, den größten Theil der Lämmer) zur größten Vollkommenheit. Späterhin baute derſelbe einen Schaafſtall in Rochsburg, nicht weit vom Schloſſe, um ſeinen Lieblingen immer nahe zu ſeyn. Sein Eifer, ſeine unermüdete Thätigkeit und ſtrenge Aufſicht erhielten dieſen Stamm immer rein, und, ſein Andenken ehrend, wird derſelbe auch ferner in ſeiner ausgezeichneten Beſchaffenheit erhalten werden. Der Sitz der Schäferei iſt jetzt wieder Bertholdsdorf, da die Lehnsherrſchaft Rochsburg in Ermangelung männlicher Nachkommen an die nächſten ~~Agenten~~ gefallen iſt. Durch die Theilung der Felder und Wieſengrundſtücke mit ſeinem ältern Herrn Bruder, war er in den Stand geſetzt, ungeſtört damit zu Gunſten ſeiner Schäferei dieſelben zu benutzen und überließ dagegen demſelben das nahe beim Schloß befindliche Vorwerk, wo eine bedeutende Anzahl Rindvieh unterhalten wurde. Die früher bei der Herrſchaft befindliche Schäferei, nahe bei dem Städtchen Lunzenau, ſo wie auch die Waldungen und die übrigen Ertrags- und Einnahmequellen, hatten beide Brüder gemeinſchaftlich, und in der Direction und Leitung aller allgemeinen, die Adminiſtration der ganzen Herrſchaft und die Familienrechtsverhältniſſe des gräflich Schönburgiſchen Hauſes, welches, als ſolches und als ehemaliger Böhmiſcher Reichsafterlehnsvaſall, beſondere Vorrechte und Prärogative im

Agnaten!

Digitized by Google

Königreich Sachſen genießt, angehenden Angelegenheiten wechſelten ſie ſich monatlich ab.

Da nun Graf Heinrich mehr der ältern, empyriſchen, aber doch ſchon beſſern, auch die neuern, ſchon hinlänglich bewährten Einrichtungen, den Kleebau und die Stallfütterung, den Kartoffelbau ꝛc. nicht überſehenden und vernachläſſigenden und beſonders einer guten und ſorgfältigen Feldbeſtellung ſich befleißigenden, Oekonomie anhing und folgte, Graf Ernſt hingegen den neuen wiſſenſchaftlichen Fortſchritten und großen praktiſchen Bereicherungen und Vervollkommnungen der ächt praktiſchen Oekonomie huldigte, der eine mehr der Rindvieh- der andere mehr der Schaafzucht ſich befleißigte, ſo war es in der That höchſt lehrreich und intereſſant, die verſchiedenen Reſultate der Bemühungen und Anordnungen beider, in einer und derſelben Gegend, ja auf einem und demſelben Flecke, auf den, oft nur durch den ſchmalen Fuhrweg getrennten beiderſeitigen Feldern beobachten zu können; und allerdings waren die höhern Erträge der Felder des Grafen Ernſt, die beſſer gedüngt, noch ſorgſamer beſtellt, in Rückſicht der Sommerfrüchte, nach des alten Amtmanns Leopold aus Sorau geprieſener Manier, nur im Herbſt gepflügt, im Frühjahr aber nur mit der Egge eingebrochen und gleich beſäet wurden, ſo daß die ganze darin enthaltene Winterfeuchtigkeit den Früchten in der trocknen Zeit des Frühjahrs ſehr zu Gute kam und die Saaten zeitig genug ſo heraufwuchſen, das ſie das dort ſehr häufig aufwachſende Unkraut, namentlich den Hederich, leicht verdrängen konnten — ganz unläug- und unverkennbar. Daß aber auch die feine Schaafzucht des letztern es von jeher der ſonſt recht guten Rindviehzucht des erſtern ſehr zuvorthat, war keine Frage und am Ende gewann derſelbe ſelbſt auch ſehr große

Neigung zu den Schaafen. Dabei war es auch wieder Graf Ernſt, deſſen raſtloſer Eifer für die Landwirthſchaft die Hälfte der Rochsburgiſ. Wirthſchaft mit dem Rittergute Bertholdsdorf zu klein war, und daher kaufte er nachher noch eine Anzahl zum Theil bedeutender Bauerngrundſtücke in Bertholdsdorf und in den ebenfalls zur Herrſchaft gehörigen Dörfern Mohsdorf und Helsdorf zuſammen und begründete ſo eine nun ſehr bedeutende Landwirthſchaft, die doch gegen 6—700 Morgen Feldland, an Wieſen jedoch nur wenig enthielt (welchem Mangel man indeß bald durch ſehr ausgedehnten Futterbau auf den Feldern, einen ſtarken Klee-, Wicken-, Erbſen- und Gemenge- und vornehmlich auch einen ſehr großen Kartoffelbau abzuhelfen wußte) und auf der dann an 2000 Stück hochfeine Schaafe theils im Stall, großentheils nachher auch auf niedergelegter Weide gehalten wurden. Wie energiſch der Graf die Mittel zur Erreichung großer ökonomiſcher Zwecke ergriff, kann man daraus ſehen, daß er auf das von ihm erkaufte Rittergut Gosda bei Spremberg in der Lauſitz, zu deſſen Beſitz er indeß, da über den Kauf ein Proceß entſtand, nicht gelangte, gleich für 1000 Rthlr. Kleeſaamen verſchickte.

Ueberzeugt nun, daß ein hoher Ertrag des Feldbaues nur durch eine ſorgſame Beſtellung der Felder und vornehmlich durch eine tüchtige, kräftige Bedüngung derſelben zu erhalten ſey, hatte Graf Ernſt von Haus aus ſich entſchloſſen, nur Schaafe zu halten und dieſe auf dem Stalle zu füttern, wenn auch vielleicht der Vorſatz, gleich nur feinwollige Schaafe zu ziehen, ihn dazu mit darum beſtimmt haben möchte, daß er den gewöhnlichen Weidegang für dieſelben für zu gefährlich hielt; obgleich ich nie von ihm die Idee äußern gehört habe, als müßten die Merinos, als eine ſehr verzärtelte Schaafraçe, nothwendig wie kränkliche Kinder gehalten werden. Und unſtreitig hebt ſich nun hier das größte und Hauptverdienſt des Grafen um die praktiſche Wirthſchaft hervor, die vollkommenſte und glücklichſte Löſung der ökonomiſchen Frage und Aufgabe, nämlich: ob eine Stallfütterung der Schaafe auch im Sommer im Großen möglich und nützlich ſey?

Bekanntlich waren ihm Schubert von Kleefeld, Holzhauſen und Andere ſchon mit Beiſpielen hier zwar vorangegangen; allein dieſe waren weder ſo groß und bedeutend geweſen, noch hatten ſie ſich erhalten: der erſte, die Stallfütterung der Schaafe im Großen und fortdauernd durchgeſetzt und fortgeführt habende Landwirth iſt und bleibt der Graf Ernſt von Schönburg! In den Jahren 1801 bis 1805 wurden ſogar die ſämmtlichen Schaafheerden von 2000 Stück in den zwei neu erbauten Ställen, dem kleinern zu Rochsburg und dem großen zu Mohsdorf auch im Sommer gefüttert; allein da dieſer letztere, der ſehr leicht gebaut und etwas hoch gelegen war, bald vom Winde eingeriſſen worden war und man keinen neuen ſo großen Schaafſtall wieder bauen wollte, ſo wurden die hier geſtandenen Schaafe nach Bertholdsdorf und Mohsdorf auf die Bauerhöfe vertheilt und nun auf einem Theile der Felder, der dieſerhalb zur Weide niedergelegt und liegen gelaſſen wurde, den Sommer über durch Hüten trefflich ernährt, da ſich bald der ſchönſte und geſündeſte Graswuchs hier zeigte.

Daß außerdem aber dieſe ſeine Schaafzucht auch an ſich bald eine der erſten und berühmteſten in Sachſen, ja, in Hinſicht auf möglichſte Ausgleichung der Wolle auf dem ganzen Schaafe, bei größter Feinheit und auf Größe und trefflichen Bau und auch auf Wollreichthum der Thiere die erſte und berühmteſte genannt zu werden verdient, iſt bekannt und von mir anderwärts näher dargethan worden. Zwar hat man ihr auch in der neuern Zeit gar vielerlei Nachtheiliges nachgeſagt, vornehmlich ihr ihre zu beträchtliche Länge und den Mangel an Dichtheit des Stapels, auch eine Zeitlang den gezwirnten Wuchs vorgeworfen, allein theils lag nur Mißgunſt und Neid dabei zum Grunde, theils urtheilte man zu oft nur nach den, oft nicht gut gehaltenen, oder durch zu ſtarke Lämmerzucht zu ſehr angeſtrengten und geſchwächten, Exemplaren Rochsburgiſcher Schaafe, die man gekauft und anderwärts hingebracht hatte, theils war allerdings nicht die ganze Heerde das, was die Rochsburger Stammheerde war, und konnte es nicht ſeyn, da mehrere 1000 Stück Schaafe niemals von ganz gleicher hoher Qualität ſeyn können und werden. Daß indeß das Publikum im Allgemeinen den hohen und gediegenen Werth des Rochsburger Schaafviehes zu würdigen wußte, zeigte der ſtete enorme Andrang von Käufern aus allen Gegenden, die bekanntlich um ſehr bedeutende Preiſe daſſelbe gern kauften. Der niedrigſte Preis der Schaafe ward 20 — 25 Rthlr. und der der Stähre 50 Rthlr., doch wurden auch Exemplare für 100 und 200 Rthlr. verkauft, und zwar ſo, daß zu 5 Schaafen immer ein Stähr genommen werden mußte. Deſſenungeachtet mußten jährlich für viele 1000 Rthlr. Beſtellungen abgeſchlagen werden; und es werden dies auch mehrere der beſten Schäfereien Schleſiens und anderer Länder, die ihre Rochsburger Stämme auf's Höchſte halten und ſchätzen, gern bekunden. Auch nach dem Tode des Grafen, der zuletzt 2 Jahre zuvor kein Muttervieh mehr verkaufte, ſondern ſeine geſammten Heerden dadurch mehr auszu-

Digitized by Google

leichen ſuchte, und ſo eine Schaafzucht von 3000 Stück hinterließ, wie er ſie im Ganzen noch nie ſo eiſammen gehabt hatte, ſind ſehr bedeutende Veräufe davon gemacht worden, obwohl auch noch etzt viel davon zum Verkauf ſteht. Man verkaufte etzt Schaafe für 10 Stück Friedrichsd'or und darüber, Stähre das Stück zu 20 Friedrichsd'or, und o iſt dieſe wundervolle Heerde jetzt weder ganz zerſtreut, noch zu ſehr geringen Preiſen verkauft, wie ie Möglinſchen Annalen Bd. XVII. St. 1. ſagen. Dieſe ausgezeichnete Beſchaffenheit und Vorzüglichkeit ſeiner Schaafe war nun allerdings ganz das Werk ſeiner Arbeit und Induſtrie. Sein erſter Stamm beſtand aus Stolpeſchen Stähren und Mutterſchaafen, zu denen er dann ſpäter noch mehrere aus den königlichen Schäfereien kaufte und nur durch Innzucht und ſorgfältige Wartung und Pflege dieſe ſeine ganz eigenthümliche, hochedle und feine Schaafraçe aus ihnen erzeugte und hervorbrachte. Welche enorme Nutzung dieſe ſeine Schaafzucht ihm durch Verkauf der Wolle und des Märzviehes gewährte, habe ich an andern Orten mehrmals angeführt und muß mich darauf hier berufen. Sein Aufwand auf dieſelbe war dabei nicht der größte. Alles Vieh wurde zwar Jahr aus Jahr ein vortrefflich gefüttert, erhielt aber ſpäterhin nur ſehr wenig Hafer, meiſt nur Heu, Stroh und Kartoffeln, die letztern aber neuerlichſt weniger. Er hatte ſelten gelernte Schäfer, ſondern meiſt nur Lohnſchäfer, die er ſich ſelbſt herangezogen hatte. — Seinen Verſuch, das Futterigwerden der Wolle durch Bekleidung der Schaafe mit leinwandenen Kappen im Winter zu verhüten, habe ich zwei Jahre lang beobachtet; er gelang vollkommen, wurde aber doch mehrerer, anderwärts von mir angegebener Urſachen willen, und weil auch die höchſt einfachen Rochsburger Schaafraufen ſchon das Nöthige dagegen leiſteten, wieder abgeſtellt.

Unſtreitig war die Schaafzucht ihm die liebſte unter allen Branchen der Landwirthſchaft, und wie oft habe ich während meines dauernden Aufenthalts ganze Stunden mit ihm im Schaafſtalle zugebracht. Auch in der letzten Zeit hat er ſtets täglich geraume Zeit im Schaafſtalle ſich aufgehalten, ſich auch oft ausgezeichnete Stähre und Schaafe auf die Stube bringen laſſen. Die Auswahl der Böcke und Muttern, die er miteinander ſich begatten ließ, machte er ſtets ſelbſt und ſorgte überhaupt auf alle Weiſe auf's Eifrigſte für ſeine Schaafe.

Auch der edlen Pferdezucht widmete er indeß einige Jahre lang große Sorgfalt und wendete viel Geld darauf, indem er nicht nur einen ſchönen Hengſt aus dem Lettenſchen Geſtüt für 500 Rthlr. erſtand, ſondern auch nachher einen noch ſchönern, ächten Blutraçehengſt für 900 Rthlr. aus England erhielt und außerdem 16 — 18 St. ſchöne Mecklenburgiſche Stuten, Stück für Stück zu 38 — 40 und einige 40 Friedrichsd'or zu Reit-, Wagen- und Wirthſchaftspferden anſchaffte und von ihnen anfänglich mit ſolchem Glück Fohlen zog, daß er von 14 Stück belegten Stuten 11 wunderſchöne Fohlen im erſten Jahr gewann: allein durch mancherlei Unfälle und grobe Betrügereien der dabei angeſtellten Leute mißlang dies ganze Unternehmen ſo, daß er mit einem Male ſich entſchloß, alle Pferde zu verkaufen und mehrere Jahre lang in ſeinen Ställen nicht ein einziges Pferd, außer einem Reitpferd für den Oekonomieinſpektor, duldete, indem er für die Zugarbeit nur Ochſen gebrauchte.

Mit der Rindviehzucht hat er ſeit dem Jahre 1820 einen Verſuch mit 6 Stück guten, milchreichen Landkühen gemacht; aber, wie er bald nach wies, keinen bedeutenden reinen Ertrag davon gewinnen können; daher er denſelben bald wieder ganz aufgab. Vergl. Jahrbuch der Landw., Bd. III. St. I. Neues Jahrbuch, Bd. I. St. I. Nächſt der Schaafzucht hob ſich unter den verſchiedenen Zweigen ſeiner Wirthſchaft dann beſonders die Feldwirthſchaft hervor, und er hat allerdings auch darin ein hohes Muſter und ausgezeichnetes Beiſpiel aufgeſtellt! Der Boden in Rochsburg und auf den andern Gütern iſt ein nicht zu ſtarrer und feſter, aber auch nicht leichter Lehmboden, der nun aber durch gute Cultur und Düngung zu einem der fruchtbarſten gemacht wurde und daher ausgezeichnete Erträge gab; obwohl zuweilen Froſt und Näſſe in dieſer ſchon etwas gebirgigten Gegend, oder auch Schnecken- und Mäuſefraß großen Schaden thaten. Der Näſſe wurde indeß durch eine ſehr koſtbare, aber höchſt nützliche Trockenlegung der Aecker mittelſt Abtragung der hohen Beetwände, Anlage von Ackerfontanellen u. dgl. ſehr abgeholfen.

Die Beſtellung der Felder war jederzeit die ſorgfältigſte, fleißigſte und regelmäßigſte, und wurde immer von dem Grafen ſelbſt angeordnet. Er führte nach und nach das tiefere Pflügen ein, ſchaffte die dortigen ganz ſchmal gewölbten Beete ganz ab und legte, wo er konnte, ganz breite, oder, wo er dies nicht durfte, doch mäßig ſchmale, wenig gewölbte Beete an; er düngte ſehr ſtark, wozu ihn ſeine Schäferei, die enormen Dünger hergab, in den Stand ſetzte, und hat ſpäterhin auch viel Kalk gebraucht; für den Klee wurde immer viel Gips, und für die zur Weide und Heunutzung niedergelegten Bauerfelder viel Aſche angewendet, welches ſich Alles vortrefflich bewährte. An Ackergeräthſchaften hatte man nichts als den dortigen guten

Pflug, blos hölzerne, ſchwere 2ſpännige und leichtere einſpännige Eggen, ordinäre Walzen und den gewöhnlichen Sächſiſchen Cultivator zum Anhäufeln der Kartoffeln, und ſpäter hat man noch den Geyer, oder Krümmer angewendet.

Das Feldſyſtem, welches in den Rochsburger Wirthſchaften befolgt ward, war zuerſt eine gute verbeſſerte Dreifelder-Wirthſchaft, neigte ſich aber ſpäter mehr zu einer ſehr zweckmäßigen Wechſelwirthſchaft hin, und unter den Anbauungen von Früchten, die man wählte, zeichnete ſich vorzüglich ein ſehr hoch und weit getriebener Raps oder vielmehr Rübſenanbau und eine, ebenfalls im größten Umfang ausgedehnte Kartoffelcultur aus. Ueber 80—100 Morgen wurden eine lange Reihe von Jahren jährlich blos mit Winterrübſen, weniger mit Raps beſtellt, und oft enorme Erträge, im Durchſchnitt von 12 einmal, aber auch bis zu 18 Dresdner Scheffeln vom Sächſ. Acker à 300 QR. gewonnen; und an Kartoffeln rechnete man durchſchnittlich vom Sächſ. Acker 120—50 Säcke à 142 Pf. und gewann im Jahr 1809 ſogar 200 Säcke. Die Kartoffeln wurden theils verfüttert, theils baar verkauft, theils ſpäterhin beſonders zu Brandtwein verbrannt. Von dem Rübſenbau ging man nach einiger Zeit wieder ab, kehrte auch einmal wieder zu ihm zurück, baute aber nachher mehr Weitzen.

Auch in den Getreidefrüchten war der Ertrag ſehr bedeutend. Vom Hafer war das 13—14te Korn etatsmäßig gerechnet und im Jahr 1819 gaben ſämmtliche, gekalchte Roggenfelder 13 Schock Aerndte vom Sächſ. Acker à $1\frac{1}{2}$ Peniger Scheffel Ausdruſch oder $34\frac{1}{8}$ Dresdner Scheffel. Der Kleebau war auch ſehr ausgedehnt, litt aber gar häufig durch den Froſt und die Mäuſe, oder auch durch die Dürre und wurde dann durch einen ſtärkern Ge-

Digitized by Google

mangbau erſetzt. Vorzüglich wurde anfangs auch viel Kleeheu, ſpäterhin aber mehr Haferheu, (der Hafer wurde vor oder in dem Körneranſatz gehauen und zu Heu gemacht und gab enorm vieles und ſchönes Futter. Ich fand dieß im J. 1817 auch auf den Gütern des Miniſters von Kretſchmann bei Schweinfurt) und ſehr viel Feldheu von den liegengelaſſenen Feldſtücken gewonnen.

So wurde der ganze Feldbau mit großer Energie, großem perſönlichem Eifer, Sorgfalt und Fleiß von ihm auf eine nichts weniger als gewöhnliche Art und Weiſe, aber auch wie ſchon geſagt mit einem ſehr bedeutenden Erfolge betrieben, bei dem dennoch die Felder ſtets in voller Kraft blieben.

Der Wieſen waren eben nicht viele da, aber die wenigen die vorhanden waren, wurden gut bewäſſert, zuweilen, ſo wie beſonders die oben erwähnten Heufelder, mit Aſche gedüngt und gaben daher auch einen enormen Ertrag, deſſen ich auch anderwärts oft gedacht habe. Die Grasgärten wurden gejaucht und trugen auch ſehr reichlich Gras. Für Obſtbau war der Graf auch nicht wenig intereſſirt, und wenn ſchon früher vor ihm ein ſchöner Baumgarten in Rochsburg exiſtirte, der immer gut gehalten wurde, ſo legte er auch ſelbſt noch ſchöne Borsdorfer Aepfel- und Kirſchpflanzungen an, die oft ſehr viel trugen.

Die herrſchaftlichen Schloßgärten verbeſſerte und verſchönerte er ſehr und legte vornehmlich auf den, die romantiſche Mulde umgebenden waldigen Bergen und um das Schloß herum, einen herrlichen Park an, der eine Menge Reiſende dahin zog.

Auf ſeinem, mehrere Jahre vor ſeinem Tode zugekauften Rittergute Mittelfrohna bei Chemnitz und in Bertholdsdorf betrieb er nachher auch ſehr ſtark die Branntweinbrennerei — auch darüber finde ich einige Aufſätze unter ſeinen Papieren aus der neueſten Zeit — und am erſteren Orte wurde auch unter ſeinem Beſitze ferner fort ein vortreffliches Bier gebraut.

Wie er mehrere Jahre lang auch in Bertholdsdorf eine Tuchfabrik angelegt hatte und unterhielt, die blos die feinſte Wolle ſeiner Schäferei verarbeitete und davon Tücher lieferte, die durch ihre Leichtigkeit, Milde und ſeidenartigen Glanz die Bewunderung Aller auf ſich zogen, jedoch weniger durch ein gutes, feſtes Gewebe ſich empfahlen, iſt nicht unerwähnt zu laſſen und vielleicht nur weniger bekannt. Er hatte dabei unendliche Plage, Sorgen und Aerger, und da er noch dazu durch einen ungetreuen Factor einen ſehr argen Betrug erlitt, ſo hat ſich dies Unternehmen, welches an ſich nicht für einen Landwirth und vornehmlich nicht für einen vornehmen Landwirth taugt, auf keinen Fall belohnt, und wurde daher auch bald aufgegeben; es wurde die Wolle mehrere Jahre unmittelbar durch ein Leipziger Haus nach London geſchickt, womit man indeß doch auch nicht immer zufrieden zu ſeyn ſchien.

Ich weiß indeß von den Wollverkäufen der letzten Jahre nichts, da der Graf mir darüber weder mündlich, noch ſchriftlich Etwas mitgetheilt hat: ſo viel aber weiß ich, daß 1) die Rochsburger Wolle ſchon im Jahre 1801 — (oder 1804) mit 40 Rthlr pro Stein ohne Auswahl bezahlt werden ſollte, welches indeß, wegen Bedenklichkeit über das dazu ſich erbietende Haus, nicht zu Stande kam, daher ſie wieder wie einige Jahre vorher mit 34 oder 35 Reichsthaler verkauft wurde, 2) daß ſie ſpäterhin mehrmals mit 40, 41 und 42 Rthlr., ja einmal noch viel höher bezahlt worden iſt und alſo die höchſten Preiſe erhalten hat, die je einer

Wolle zu Theil wurden, und zwar immer ohne alles Sortiment und in ganzen Pelzen!

So war Schaffen und Wirken im großen Gebiete der edlen Landwirthſchaft ſein ganzes Leben, und alle Kraft und Luſt, alles Streben ſeines ſtets regen, unermüdlichen, thätigen Geiſtes wandte er dieſem ſchönen Ziele zu, und wie glücklich war er dabei, wenn ihm gelang, was er unternahm und wenn theilnehmende Freunde, unter denen ich wahrlich nie der letzte war, ſeine Freude, ſeinen Genuß theilten! Er war innig von Cicero's bekannten Ausſpruch durchdrungen und hat dieſen ſelbſt durch ſein ganzes edles, ſchönes und thätiges Leben bewährt:

Omnium autem rerum, ex quibus aliquid adquiritur, nihil est agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil libero homine dignius!

Breslau im Juli 1826. D. **Weber**, Prof.

XXIX. Antonio Salieri,

kaiſerlich Oeſtreichiſcher erſter Hofkapellmeiſter, Mitglied der Akademien der Künſte zu Paris, Stockholm ꝛc., Ritter der Ehrenlegion ꝛc.

geb. den 29. Auguſt 1750.
geſt. den 7. Mai 1825.*)

Antonio Salieri war zu Legnago im Venetianiſchen in einem angeſehenen, reichen Hauſe geboren und genoß demgemäß von früher Knabenzeit an, einer möglichſt guten Erziehung für die Wiſſenſchaften und das Leben. In dem Curſus ſeiner Ausbildung, der er beſonders auf der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt oblag, war bei früh erwachtem Talent und lebhafter Neigung zur Muſik, dieſe zwar mit aufgenommen, doch nur nebenbei, als zum Ganzen gehörig und als Mittel, ihn ſelbſt und die Seinigen zu erfreuen. In ſeinem 11. Jahre nahm er den erſten muſikaliſchen Unterricht auf dem Flügel. Aber ſein Vater, ein Kaufmann, ließ ſich in große, gefährliche Seehandlungsgeſchäfte ein und dieſe misglückten. Er verlor bei weitem den größten Theil ſeines Vermögens; Unredlichkelt einiger Handlungsgeſellſchafter brachte ihn faſt um den ganzen Reſt; Gram darüber und Ungewohnheit der neuen, nothwendig gewordenen Lebensweiſe, ſtürzten ihn ins Grab als Antonio 15 Jahr alt war und die zahlreichen hinterlaſſenen Kinder mußten ſich bemühen, ihr Fortkommen ſelbſt zu ſuchen. Antonio ſpielte ſchon gut Klavier und ſang vortrefflich Sopran; er wurde unter der Protection des Patriziers Mocenigo in eine der vorzüglichſten Kloſterſchulen Venedigs aufgenommen, wo er dafür, daß er bei der Kirchenmuſik als erſter Sopraniſt eintrat, Wohnung, Koſt, Unterricht und auch weitere Ausbildung in der Muſik erhielt, wobei Joh. Pescetti, Kapellmeiſter an der Domkirche zu St. Marcus und nach deſſen frühem Ableben Peter Paſſini ſeine Lehrer waren. Dieſer Kunſt beſchloß er nun ſein ganzes Leben zu weihen, und da ein ausgezeichnetes Talent dafür ſchon jetzt nich zu verkennen und ſeine Liebe, ſein Eifer, ſein Flei darin brennend war, ſo hatte Niemand etwas dagegen.

---

*) Aus der Leipz. muſikaliſchen Zeitung 1825, No. 24. Mehrere Nachrichten über ihn ſind nachzuleſen in Gerbers Tonkünſtl. Lexicon, in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt 1825, No. 102. von Weidmann.

Jetzt ſandte ber Wiener Hof ſeinen Kapell meiſter Gaßmann, dieſen als Menſchen und Komponiſten trefflichen Mann, deſſen Ruhm nur darum überall, auch jetzt noch nicht verbreitet iſt, weil er faſt ausſchließend für die Kirche ſchrieb und jung ſtarb — dieſen ſandte man nach Italien. Mitglieder zu einer neu zu errichtenden Oper zu werben. Gaßmann hörte Antonio in der Kirche ſingen, war freudig befremdet, erkundigte ſich nach ihm, nahm ihn zu ſich und brachte ihn, nach vollendeter italieniſcher Reiſe, 1756 nach Wien, wo er ihn dem Kaiſer Joſeph vorſtellte. Dieſer fand Gefallen, nicht nur am Geſange, ſondern auch am ſittigen, beſcheidenen, doch zugleich heiter-unbefangenen Weſen des liebenswürdigen Knaben und übergab ihn Gaßmann in ſein Haus, für ihn zu ſorgen und ſeine höhere Ausbildung zur Muſik fortzuſetzen.

Antonio ſang in der Hofkapelle und war in der Gnade ſeines Kaiſers, in der Liebe ſeines Lehrers, in ſeiner Kunſt und ſorgenloſen Jugend, überaus glücklich.

Aber er war im 16. Lebensjahre nach Wien gekommen: nicht lange, ſo fing die reizende Sopranſtimme an zu wanken, dann zu brechen. Dieß und die lebendigſte Neigung, die ſich aus der Fülle des Talents entwickelte, bewog Antonio, ſich unter Gaßmanns Leitung, der Compoſition zu widmen. Er machte ſtrenge Schule — nach der frühern, wohlbegründeten Weiſe, zunächſt für die Kirche, und nach Jahren erſt für die Oper, ohne daß darum, und das gleichfalls mit Recht, ihm verſtattet wurde, was er hervorgebracht, jetzt ſchon vor das Publikum zu bringen. Nun ſtarb Gaßmann und der Ritter Gluck, der, mit Ruhm gekrönt, aus Frankreich zurückgekehrt war und ſtill für ſich lebte, that an Antonio, was jener bisher an ihm gethan hatte. Mehrere ſeiner Arbeiten wurden jetzt dem Kaiſer

Joſeph bekannt und dieſer ernannte ihn, um 1775, zu ſeinem Kapellmeiſter.

Die Pariſer Theaterdirection, bereichert durch den immer ſich mehrenden Beifall der Opern Glucks, drang in dieſen, ein neues Werk dieſer Art zu ſchreiben, und ſandte ihm das Gedicht: die Danaiden. Gluck, einſichtsvoll und beſonnen, wie er war, wollte jetzt, in hohen Jahren, ſeinen großen Ruf nicht aufs Spiel ſetzen und ließ die Oper, unter ſeinen Augen und ſeinem Rathe, von Antonio componiren. Dieſen ſandte er dann im Jahre 1784 mit dem vollendeten Werke nach Paris, ohne ſich, wenigſtens öffentlich, über den Componiſten weiter zu erklären. Die Direction erſah ihren Vortheil, das Publikum dabei zu laſſen, die Muſik ſey von Gluck; die Oper, die dreizehnmal hinter einander wiederholt wurde, machte ausgezeichnetes Glück: (machte ſie es doch erſt vor wenigen Jahren in Paris von Neuem) und nun erklärte Gluck öffentlich: ſie ſey von Salieri, wo nun die Pariſer Kritiker fanden, ſie hätten ſo was gleich bemerkt, denn der Styl ſey nicht ganz gluckiſch, miſche vielmehr dieſem etwas vom Italieniſchen Geſang und Italieniſcher Ausführung bei. In letzterm hatten ſie Recht und es kann der, Salieri'n in allen ſeinen Opern wahrhaft eigenthümliche Styl, wie wir ſchon geſagt, wohl auf dieſe Art bezeichnet werden. — Reich belohnt (die Operndirection bewilligte ihm 10000 Livres und außerdem noch 3000 für die Reiſe, auch von der Königin erhielt er ein anſehnliches Geſchenk, ſo wie 2000 Livres vom Verleger der Partitur), kehrte Salieri zurück nach Wien, nachdem er ſich vor ſeiner Abreiſe von Paris noch mit vielem Beifall vor der königlichen Familie verſchiedenemale hatte hören laſſen. Sein Ruf ſtand nun feſt, überall wünſchte man Opern von ihm.

Die Operndirectoren zu Paris hatten ihm die Compoſition des dramatiſchen Gedichtes: „die Horazier und Curazier“ aufgetragen. Bei der ergiebigen Quelle von Erfindungen, die ihm floß, und bei ſeiner großen Arbeitſamkeit, lieferte er deren eine beträchtliche Anzahl und faſt aus allen Gattungen. Jede fand Beifall und einige den ausgezeichnetſten, der ſich ſelbſt bis heute erhalten hat. Die beſondere Gnade ſeines Kaiſers, ſo wie die Sr. jetzt regierenden Majeſtät, verblieb ihm gleichfalls. Und ſo verfloß ihm ſein Leben, ohne entſchiedene Veränderungen, faſt ein halbes Jahrhundert, ſo daß wir, da wir bei kleineren Angelegenheiten deſſelben nicht verweilen wollen, nur Folgendes noch zu berichten haben.

Mit der Vollendung ſeines funfzigſten Lebensjahres beſchloß Salieri, ſich der Compoſition fürs Theater, wo es vorzüglich einer friſchen, jugendlich blühenden Phantaſie und raſcher, lebendiger Empfindungen bedürfe, zu entziehen und ſich ganz der Kirchencompoſition zu widmen. Er ward dadurch auch der Direction bei der Oper enthoben. In früheren männlichen Jahren habe er, behauptet man, ſeinen Deutſchen Rivalen in Joſephs Gunſt und in theatraliſcher Wirkſamkeit nicht ſelten ſchweres Spiel gemacht, und bei ſeiner Italieniſchen Natur, bei einem leicht zur Heftigkeit aufgereitzten Temperamente, mag das nicht ohne Grund ſeyn; aber zuverläßig iſt, daß er ſpäter fremdem Verdienſt, wo es ſich auch fand, wenn es nur nicht aller Regel und dem in der Kunſt mit Recht Beſtehenden zu trotzen oder Hohn zu ſprechen ſchien, — daß er darum ganz vorzüglich Haydn und Mozart (ſpäter) freudig volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. — Ein ſchönes und um ſo preiswürdigeres Verdienſt, da er jede Entſchädigung dafür ablehnte, erwarb er ſich dadurch, daß er, und zwar

Digitized by Google

von mittleren männlichen Jahren an, bis in ſein hohes Alter, eingedenk deſſen, was ihm ſelbſt in ſeiner Jugend begegnet, talentvollen Componiſten Leitung und Beiſtand, jugendlichen Sängern und Sängerinnen eine höhere und vollendetere Ausbildung gab, womit es ihm, dem kenntniß- und erfahrungsreichen, eifrigen, heitern Meiſter, denn auch nicht ſelten auf das trefflichſte gelang. Joſeph Weigl war unter jenen Componiſten; unter dieſen Sängerinnen waren die hinterlaſſenen Töchter ſeines Lehrers Gaßmann ſeine erſten und die hinterlaſſenen Töchter des achtbaren Wranitzky, Mad. Seidler in Berlin und Mad. Kraus in Wien, ſeine letzten Schülerinnen.

Herr Anſelm Hüttenbrenner, der auf die Empfehlung des Grafen Moritz von Fries im Jahre 1815 von Salieri als Schüler in der Compoſition angenommen wurde, berichtet als Beitrag zu deſſen Biographie unter andern Folgendes:

„Gluck hielt er für den größten Operncomponiſten; er allein, ſagte er, habe die Charactere in Tönen am richtigſten gezeichnet und mit wenig Noten die größte Wirkung hervorgebracht, während man in neuerer Zeit der zu freigebigen Anwendung wegen, durch die ungeheuerſten Tonmaſſen nicht mehr ergriffen werde. Von Mozart ſprach er ſtets mit ausnehmender Hochachtung. Er, der Unübertreffliche kam oft zu Salieri mit den Worten: Lieber Papa, geben Sie mir einige alte Partituren aus der Hofbibliothek; ich will ſie bei Ihnen durchblättern, wobei er manchmal das Mittagbrod verſäumte. Eines Tages erſuchte ich Salieri, mir das Haus zu zeigen, wo Mozart ſtarb, worauf er mich in die Rauhenſteingaſſe führte und es mir wieß. — Salieri hatte Mozart noch am Tage vor ſeinem

Tode beſucht und war einer von den Wenigen, die ſeiner Leiche folgten." —

„Im Hofcapelldienſte war Salieri äußerſt eifrig und in ſpäterer Zeit ſogar oft zum Nachtheil ſeiner Geſundheit. Er ſcherzte gern und ſang mit ſeinen Schülern bei ländlichen Ausflügen am liebſten Canons, komiſchen Inhalts, deren er immer ſehr viele nebſt Zuckergebäck in der Taſche führte. Als Kind wurde er luſtiger Streiche halber zuweilen zu Waſſer und Brot verurtheilt. Der kleine Toni litt aber zu Jedermanns Verwunderung ſeine Strafe immer willig, bis es endlich herauskam, daß er ſich von dem Zucker nähre, den er für Hungerfälle vorſichtig in ſeiner verborgenen Lade zu ſammeln pflegte. Seine erſte Oper ſchrieb er ohne Vorwiſſen ſeines Meiſters Gaßman. Er lachte noch in ſeinen alten Tagen oft darüber, daß er am Tage, als man ſie zum erſtenmale aufführte, an alle Thore und Straßenecken der Stadt lief, um ſeinen Namen auf den Anſchlagszetteln gedruckt zu leſen. — Am 8. Juli 1822 fuhr Salieri mit mir und noch einem Schüler nach Weidlingen, wo wir im romantiſchen Garten des Fürſten Dietrichſtein lange luſtwandelten. Als wir auf die Anhöhe des Parks gelangt waren, ſangen wir ein Terzett, deſſen Inhalt die Herrlichkeit der Schöpfung pries. Da wurde der gute Meiſter ungemein gerührt und auf des Abends Sonnengewölk ſeinen Blick richtend, ſprach er: "ich fühle, daß das Ende meiner Tage herannahet, die Sinne verlaſſen mich; meine Luſt und Kraft, Lieder zu ſchaffen, iſt dahin; der einſt von halb Europa Geehrte iſt nun vergeſſen; Andere ſind gekommen und werden bewundert; Einer muß dem Andern Platz machen. Nichts bleibt mir als der Glaube an Gott und die Hoffnung eines ungetrübten Daſeyns im Lande des Friedens." —

Seit jenem Abend, mit dieſem heiligen Moment, der der Schilderung eines Jean Pauls wohl werth geweſen war, ſah ich den Meiſter Salieri nicht wieder.“

Das Alter ſchien lange ſeine Rechte auf ihn aufgegeben zu haben. Lebhaft, heiter, thätig, beſcheiden, theilnehmend an allem, was ſeine Kunſt oder ſeine Freunde betraf, mild in ſeinen Urtheilen, einfach in der Ordnung ſeines Lebens, gewiſſenhaft und andächtig — doch ohne jede Anwandlung von Bigotterie oder fanatiſchem Eifer — in der Uebung ſeiner kirchlichen Pflichten, wohlthätig mehr im Geheim als vor der Welt, vertraulich, in geſellſchaftlichen Sitten ſorgſam, fein und wohlgefällig, ſo ſah ich ihn noch im Sommer 1822, in ſeinem 72. Lebensjahre in Wien und werde der mit ihm verlebten angenehmen und wahrlich nicht leichthin verplauderten Stunden lebenslang nicht vergeſſen. Bald darauf überfiel aber das Alter ihn mit aller Macht und um ſo laſtender, da es ſeine Anforderungen alle zugleich geltend machte. Sein Gehör ward ſchwach, ſeine Gedanken verwirrten ſich nicht ſelten, alle geiſtigen und körperlichen Kräfte ſanken plötzlich und eine gänzliche Muthloſigkeit, wechſelnd mit düſtern, grundloſen Grübeleien, bemächtigte ſich ſeiner. Man mußte ihn ſeines Amts, als Director der Kirchenmuſik der Hofkapelle, entbinden; man that es mit aller Schonung, auch ohne ihm die Vortheile dieſes Amtes zu entziehen, aber die Geſchäftsloſigkeit vermehrte nur ſeinen betrübten Zuſtand; ſeine Gedanken verwirrten ſich öfter, er verlor ſich tiefer in jene ſchwarzen Bilder ſeiner wachen Träume — tiefer und bis zur gänzlichen Bewußtloſigkeit, ſo daß er ſich auch einmal, unbewacht, faſt bis zum Tode verletzte, andere Male ſich ſchrecklicher Verbrechen anklagte, deren ihn auch nur fähig zu denken, gewiß ſelbſt keinem ſeiner Feinde eingefallen war, und ſo ward endlich milde Auflöſung, aller ſeiner Freunde und in beſſeren Stunden auch ſein für dieſe Welt einziger Wunſch. Am 7. Mai 1825 ging dieſer Wunſch in ſeinem 74. Jahre in Erfüllung, nachdem man ihn ſchon früher einmal todt geſagt hatte.

Von ſeinem und ſeiner Werke Kunſtcharakter und Kunſtwerth iſt nicht nöthig, viele Worte zu machen. Letztere ſind noch in friſchem Andenken; die Urtheile der achtungswürdigſten Kenner aller für Muſik vorzüglich gebildeten Nationen über ſie ſind es auch, und im Weſentlichen ſtimmen alle überein. Von ſeinen Opern, (deren er 52 ſchrieb) hat man bekanntlich den geiſt- und ſeelenvollen Tarare, nach Beaumarchais Dichtung für Paris geſchrieben, oder wie er nach der Umarbeitung für den Kaiſer Joſeph heißt, Axur, Rè d'O'rmus (wofür ihm Joſeph II. 200 Ducaten und eine lebenslängliche Penſion von 300 Ducaten jährlich bewilligte), allerwärts mit dem glänzendſten Beifall aufgenommen, und noch jetzt, in einem, für eine Oper höchſt ſelten erreichten Greiſenalter, macht dieſer Axur in Deutſchland und Frankreich gut gegeben, vieles und eben die Art von Glück, woran dem Meiſter vorzüglich gelegen ſeyn mußte. Von den andern Opern hat man beſonders ausgezeichnet: jene Danaiden, il Talismano, la Grotta di Frofonio, la Ciffra, Palmira und Ceſare in Farmacusa. Alle dieſe ſind in Ueberſetzungen auch für die Deutſchen Theater gebracht worden.

Seine Kirchencompoſitionen ſind, da er ſie blos für ſeines Kaiſers Hofkapelle geſchrieben, außer Wien gar nicht bekannt, und verdienten doch ſehr es zu ſeyn. Sie laſſen ſich, dem Geiſte und der Schreibart nach, wohl am nächſten mit denen, Joſeph Haydns, aus deſſen früherer Zeit, vergleichen; doch ſind ſie, da das Lokale jener Kapelle klein iſt und die Beſetzung nur ſchwach ſeyn kann, weniger reich inſtrumentirt, ſie ſind auch weniger kunſtvoll, hinſichtlich auf Fuge und Contrapunkt überhaupt, ausgearbeitet, haben aber dagegen einen noch ſchöneren, dem Ausdrucke nach über das Ganze entſcheidendern Geſang. Ich kenne mehrere Stücke derſelben, die ich in dieſer einfach edeln, frommen, milden, doch aber begeiſterten Gattung unter das Trefflichſte zählen muß, was aus meiner Zeit irgend vorhanden iſt. —

Wenn Salieris Tod jetzt kein Aufſehen macht; vielleicht auch nur von denen ſchmerzlich empfunden wird, die ihm perſönlich nahe ſtanden: ſo liegt dieß keineswegs an der Art ſeiner Vorzüge und Verdienſte — als wären ſie, nur für den Augenblick geeignet, mit dem Augenblick verflogen; auch nicht an Ungerechtigkeit der Zeitgenoſſen — als hätten ſie dieſe Vorzüge nicht anerkannt oder vergeſſen: ſondern es liegt an Verhältniſſen, wie ſie theils ein hohes Lebensalter, wenn auch unter verſchiedenen Geſtalten, faſt einem jeden zuführt, theils unſern Entſchlafenen in ſeiner ſpätern Unthätigkeit den Augen der großen Welt entzogen. Er vermochte nämlich ſchon längſt nicht mehr ſeinen großen Ruf zu mehren, und Ruf, wie jedes Glücksgut, das nicht vermehrt wird, wird vermindert; er hatte ſich auch ſchon längſt und zwar aus Urſachen, die in gleichem Maaße für ſeine Bedachtſamkeit, wie für ſeine rühmlichen Geſinnungen zeugen, von denjenigen Werken ſeiner Kunſt zurückgezogen, welche am leichteſten, am weiteſten ſich verbreiten, und auch am glänzendſten das Andenken auffriſchen: von theatraliſchen nämlich. Hierzu kam, daß er die letzten 2 Jahre auch für die Thätigkeit, welcher er bis dahin treu geblieben

— ja für jede nach Außen gehende — ſchon völlig erſtorben war.

Wenn wir ihn einen der Unſeren nannten, ſo berechtigt uns hierzu zwar nicht ſeine Abſtammung und früheſte Jugend, aber ſein faſt ſechszigjähriger Aufenthalt in Deutſchland und, was über ihn als Künſtler noch mehr entſcheidet, der Geiſt, der Sinn und auch die Weiſe, worin er die beſten ſeiner zahlreichen Werke ſchrieb. Dieſe waren, was die Oper betrifft, mit wenigen nicht eben bedeutenden Ausnahmen, zwar nicht über Deutſche Texte geſchrieben, ſondern über Italieniſche und Franzöſiſche, aber im Geiſt, Sinn und Behandlungsart waren ſie wirklich Deutſch, und daß er ihnen, in einer ihm ganz eigenthümlichen Art, die Anmuth, Faßlichkeit und Zierlichkeit der Italiener der vorletzten Periode beizumiſchen wußte, das gibt ihnen zwar eigenthümlich Reiz und Individualität, macht ſie aber zu nichts Anderm. Und was ſeine Kirchencompoſitionen anlangt, ſo ſind dieſe ſo ganz und unvermiſcht Deutſch, daß auch nicht einmal ſolch eine Beſchränkung hinzuzuſetzen iſt. (Für Inſtrumente hat er nur in früherer Zeit einige gefällige Kleinigkeiten geſchrieben).

Salieri ſoll einen Schatz von Beobachtungen und eigenhändig niedergeſchriebenen Notizen, welche die Tonkunſt und ſein Leben betreffen, hinterlaſſen haben, die nebſt ſeiner ausführlichen Biographie, die ein geachteter Wiener Schriftſteller bearbeitet, wie der Berliner Geſellſchafter, 1825 No. 90. verſichert, bald erſcheinen und beſonders für die muſicaliſche Welt vom größten Intereſſe ſeyn dürften.

Mit Ausnahme einiger Einſchaltungen von

Rochlitz.

Digitized by Google

XXX. Sigismund Freiherr von Rumling,

Intendant der königlichen Hofkapelle zu München.

geb 1747.
geſt. den 7. Mai 1825. *)

Sigismund Freiherr von Rumling ſtammte aus einer alten Heſſiſchen, auch im Elſaß einſt begüterten Familie, von welcher wir nichts weiter anzugeben wiſſen, als daß wahrſcheinlich die zerſtörende Franzöſiſche Revolution auch ihren Beſitz verſchlungen hat. Er kam zu Ende des 5. Decenniums vorigen Jahrhunderts an den Münchner Hof und ward Edelknabe, dann Kammerjunker (oder wie man dieſe damals nannte: Kammerpage) des Churfürſten Maximilian Joſeph II.

Der Zuſtand der Muſik war damals etwa folgender in München: Eine gut geordnete Kapelle mit ihrem Meiſter Bernaſconi, der, wie ſeine zahlreichen Compoſitionen zeigen, ſeine Kraft ihr widmete, — eine während des Karnevals eröffnete italieniſche Oper, gewöhnlich von einem fremden bewährten Meiſter componirt und von berühmten Sängern, worunter zu ihrer Zeit ſelbſt Farinelli und Guadagni glänzten, dargeſtellt, mit freiem Eintritt für Gebildete und Kunſtfreunde, welche aus Klöſtern, Stiftern und Landſtädten herbeiſtrömten, um Gedanken für ihre Tonarbeiten des nächſten Jahres zu ſammeln, — häufige Hofakademien — mit wenig Ausnahmen täglich Kammermuſiken, worin der Churfürſt, ſelbſt erfahren im Spiele der Viola da pompa und geachteter Dilettant in der

---

*) Aus der Leipz. muſik. Zeitung, No. 1. 1826.

Tonſetzkunſt *), ſeine Abendmuſe zubrachte. Der Deutſchen Melpomene war noch kein Tempel angewieſen; der von Gottſched verbannte Hanswurſt ergötzte hier noch lange, abwechſelnd mit Paſſionsſpielen, auf einer in dem Hinterhof eines Brauhauſes angebrachten Bühne, auf derbe Art ſein Publikum, welchem auch höhere Stände ſich anſchloſſen; wenn nicht etwa eine von dem Hofe berufene Geſellſchaft Franzöſiſcher Schauſpieler in einem Saale der Reſidenz oder auf dem ältern Opernthеater ihre Zaire und ihren Tartüffe erſcheinen ließ. Auch der pantomimiſchen Ballets des damals berühmten Hrn. Coſtanz muß Erwähnung gethan werden, da in ſpäterer Zeit häufig Andere das als ihre Produkte gaben, was der brave Mann für ſich erſonnen hatte. Dazu kamen in den größern Tempeln der Stadt Muſiken mancher Art, bei den Jeſuiten mit allem Prunk der damals üblichen Inſtrumente, im hehren, imponirenden Tone der Trompete und Pauke; in mehr beſcheidener, der innern Gemüthsſammlung mehr entſprechender Weiſe bei den Auguſtinern, — während der Faſtenzeit Meditationen und Oratorien, darunter Metastasios Passione, von der Compoſition des ernſten Jomelli und des gefälligen Misliwizeck. Dieß war in jenen Jahren der Zuſtand der Münchner Tonkunſt; dieß waren die Inſtitute derſelben. An ihnen entwickelte ſich die natürliche Anlage unſers Kammerpagen, durch ſie ſtärkte ſich ſein Kunſtſinn, und nach einer kurzen Anweiſung in der Lehre des Generalbaßes verſuchte er ſich in mancher Arbeit, ſchrieb Symphonien für die Hofakademie, Ballets, Sonaten, Trios. Kirchenmuſik ſchrieb der beſcheidene junge Tonſetzer

---

*) Man ſehe Lipowski Baierſches Muſiklexikon, p. 203.

nicht, in der Meinung, die er in ſpäteren Jahren nicht ohne Gründe, doch etwas ſchüchtern ausſprach, daß es dazu einer höhern Weihe, eines, von profaner Muſik nicht angeſteckten Sinnes, daß es der Wiſſenſchaft und einer nicht oberflächlichen Kenntniß der Kirchenſprache bedürfe, um ſich mit gutem Gewiſſen an dieſelbe zu wagen. Sein Streben war auch allgemein anerkannt und Beifall lohnte ihn. Der freundliche Churfürſt, erfreut, daß ein, an ſeinem Hofe herangezogener Edelmann, auf die gewöhnlichen Unterhaltungen verzichte und ſich mit Edlerem beſchäftige, ermunterte ihn und bezeigte ihm ſein Wohlgefallen; man wünſchte und ſuchte für ihn einen angemeſſeneren Wirkungskreis. Aber die für ihn geeigneten Stellen waren mit noch lebensfriſchen Männern beſetzt und ließen keine nahe Erledigung erwarten. Rumling würde wahrſcheinlich von ſeiner Kunſtliebe nach und nach herabgekommen ſeyn und ſich unter dem Alltäglichen verloren haben, hätte nicht ſein Geſchick auf andere Weiſe für ihn geſorgt.

Es war in dem Jahre 1775 oder 1776, als der regierende Herzog Carl von Zweibrücken ſich auf einige Zeit an dem Münchner Hofe zum Beſuche aufhielt, den jungen Tonſetzer kennen lernte und ihm eine Anſtellung in ſeinen Dienſten antrug. Ungern wollte er ſich von der Huld ſeines fürſtlichen Gönners trennen; doch da dieſer wohl ſelbſt wünſchen mußte, ſeinen Zögling zu Höherem, was er ſelbſt jetzt nicht verleihen konnte, fortſchreiten zu ſehen, und ihm die Ausſicht zur Rückkehr bei günſtiger Veranlaſſung ließ, ſo nahm er die von dem Herzog ihm angebotene Anſtellung an und folgte ihm nach ſeinem Hofe.

In jener Epoche zählte man, beſonders in den geſegneten Gegenden des Rheins, kaum einen Für-

Digitized by Google

ſtenhof, der nicht ſeine eigene Kapelle hielt. Mainz, Trier, Bonn, das blühende Mannheim ſind der Deutſchen Kunſtgeſchichte unvergeßlich. Wie mancher ausgezeichnete Tonkünſtler hat dort gelebt und gewirkt, und als die Stunde der Zerſtörung und Zerſtreuung gekommen, durch ſeinen Ruf anderwärts ehrenvolle Aufnahme gefunden! Auch das kleinere Zweibrücken, wenn gleich ohne eigentliche Geſangkapelle, deren ihre Kirche nicht bedurfte, beſaß einen Verein geſchickter Tonkünſtler, ein treffliches Orcheſter und unter ſeinen Mitgliedern: Danner, Lachnith, Lenoble, Gohr, die drei Brüder Welſch, Schinon, Staberl, Heroult, Richard, Popp, welcher letztere noch jetzt als Muſiklehrer der königlichen Prinzeſſinnen allgemein geachtet unter uns lebt. Dort, unter und mit dieſen Künſtlern wirkte nun der neue, von Eifer glühende Intendant, ſchrieb, ordnete und leitete, und wandte ſich auch nun zur Geſangcompoſition, um der auf dem Carlsberge unter Bouchers Direction beſtehenden Franzöſiſchen Comödie, welche auch Ballette hatte und die damals berühmten Operettchen von Moſigny, Deſaides und Grétry aufführte, Compoſitionen zu liefern.

Seine Studien gelangen. Es zeichneten ſich unter ſo manchen Arbeiten dieſer Art vortheilhaft aus: Polidore, aufgeführt auf dem Carlsberg 1785, mit Zueignung an ſeine Durchlauchtigſte Gönnerin, die Frau Herzogin von Zweibrücken; beſonders aber Romeo et Iuliette, mit welcher Arbeit er nach Paris ging, wo ſie auch auf die Bühne gebracht wurde. Näheres kann jedoch aus Mangel an gleichzeitigen Nachrichten über dieſe Compoſition, welche der Sammler dieſer Lebenszüge vor mehreren Jahren durchgeſehen, und worin er eine höchſt reine Behandlung der Worte, ſo wie manche

Digitized by Google

ſchöne, den Sinn derſelben treffende Melodie, entdeckt zu haben glaubte, — für jetzt nicht angegeben werden. Auch wäre es wohl überflüſſig, länger dabei zu verweilen, da ſeither Begriffe und Geſchmack ſehr geändert ſind und eine neue Tonwelt ſich unſern Ohren geöffnet hat. Sie hat, wie ſo vieles Andere, was von ihm kam, zu ihrer Zeit gewirkt und bewieſen, daß er ſeiner Stelle vollkommen würdig geweſen ſey.

Mit Ruhm kehrte er nun zu ſeinem Herzoge zurück, fuhr fort, der ihm anvertrauten Anſtalt vorzuſtehen, ſchrieb noch Lieder, Symphonien, Tänze und organiſirte die Muſik der militäriſchen Corps, welche bald eine Pflanzſchule für andere wurden. Viele ſeiner Arbeiten wurden geſtochen, gingen aber, ſo wie vieles andere von ihm unter; er ſelbſt hatte das Meiſte davon zerſtört, und wollte beſonders in der letzten Zeit nicht, daß ſein Name unter den Tonſetzern genannt würde.

Indeß überſchritt Napoleon die Grenze Frankreichs; nur mit Mühe konnte der Herzog vor Gefangenſchaft ſich retten. Wenige der ihm Ergebenen folgten ihm. Wie in jenen unheilvollen Zeiten edle Fürſten oft herumirren und die Entbehrungen mit ihrem Gefolge theilen mußten, iſt Niemanden unbekannt. Herzog Maximilian Joſeph übernahm 1795 den übrig gebliebenen Hofſtaat ſeines verblichenen Bruders Carl, er ward Churfürſt und trat die Regierung Baierns 1799 an; ſeine Angehörigen folgten ihm dahin, und unter ihnen war Rumling. Der Hofſtaat des Herzogs war an den Churfürſten gekommen, Graf Seeau, bisheriger Hofmuſikintendant in München, war geſtorben und Rumling wurde nach Recht und Herkommen ſein Nachfolger; es wurde ihm eine angenehme Wohnung in dem herzoglichen Garten angewieſen, ein anſtändiger Gehalt zugeſprochen, aber zu ſeiner Beſtürzung war die Führung des Kunſtinſtitutes ſelbſt, die Leitung des Amtes, während ſeiner kurzen Abweſenheit ſchon an einen Andern übertragen worden. Einige Jahre ſpäter erhielt er eine Malthesercommende. Sie lag in einer angenehmen Gegend des Landes, und er war eben im Begriff, ſich, um ſein unthätig gewordenes Leben zu bergen, auf dieſelbe zurückzuziehen, als das Ordensgut eingezogen und er mit den übrigen Exrittern mit einer jährlichen Penſion entſchädigt wurde. So ſah er ſich nun auf ſich ſelbſt zurückgewieſen. Immer erſchien er am Hofe und das Zutrauen ſeines bald zum König erhobenen Herrn, ward ihm nie entzogen; ſelten fehlte er in dem Theater und dem Concertſale. Man hörte wohl manchmal treffende Urtheile von ihm, allein ſie gingen oft, wie er ſelbſt, unbemerkt an uns vorüber. Man iſt nicht geneigt, dem etwas zuzutrauen, welchem in der bürgerlichen Geſellſchaft kein eigentlicher Wirkungskreis beſchieden iſt.

Endlich ward ihm jedoch, was er ſchon in früherer Zeit mit Recht erwarten konnte. Der Titularintendant trat 1818 in die Stelle des wirklichen, doch nur für die Leitung der königlichen Kapelle, indem die Verwaltung der Bühne ſchon mit Anfang der neuen Regierung (1799) von derſelben geſchieden und dem in der literariſchen und dramatiſchen Welt rühmlichſt bekannten Hrn. v. Babo übertragen worden war. Aber die Jahre waren gekommen, und wer ſich dem Greiſenalter nähert, rüttelt wohl nicht gerne mehr an Gebräuchen, welche durch Gewohnheit ſanctionirt ſind, wären es auch Mißbräuche, beſonders wenn ſie von Eigenſinn und Einſprüchen mancherlei Art feſtgehalten werden. Mit Thätigkeit, aber nicht ſelten auch mit

Digitized by Google

ſtörrigem Beharren auf ſeiner Meinung, und einredenden Vorſtellungen nicht ſehr hold, verwaltete er das ihm ſo ſpät zu Theil gewordene Amt, mit dem Glauben, immer nur Gutes zu wollen, immer nur das Rechte zu fördern. Die Abnahme der Kräfte trat ein, und nach einem kurzen Krankenlager ſchied er von uns am 7. Mai 1825, 78 Jahr alt.

Er hatte ſich ſelbſt überlebt und würde bald ganz vergeſſen ſeyn, hätte er nicht noch kurze Zeit vor ſeinem Tode durch eine Handlung voll Edelmuth und der reinſten Geſinnungen ſein Andenken jedem Kunſt- und Menſchenfreunde achtungswerth erhalten.

Nicht unbekannt mit dem Treiben der Menſchen, ihrem, wie er es wohl ſelbſt erfahren, rückſichtsloſen Drängen nach Aemtern, und keineswegs trauend einem noch ſo holden Scheine der Gegenwart, dachte er, die Nachfolge in ſeinem Amte ſo zu ſichern, daß ſie erfreulich für das Inſtitut, immer nur zu Größerem und Höherem hinführen könne. Im Vertrauen auf die Huld ſeines königlichen Gönners that er, bei vollſter Geſundheit, ohne äußere Veranlaſſung, mit freiem Vorbedacht den ſeltenen Schritt und erbat ſich zu ſeinem Nachfolger den verdienſtvollen, würdigen und kenntnißreichen, durch ſeine zahlreichen muſikal. Werke rühmlichſt bekannten Freiherrn Johann Nepomuk von Poißl, wie ihn die öffentliche Stimme ſelbſt würde gewählt haben, und nicht bloß zum Adjunct, ſondern ſo, daß auch er zum wirklichen Intendanten ernannt würde, und lebte und wirkte mit dieſem gegen 2 Jahre in ungeſtörter Ruhe, und ſo wenig er auch ſeinem Anſehen und ſeiner Erfahrung etwas wollte vergeben wiſſen, im ſchönſten Verein.

XXXI. Gotthilf Samuel Hecker,

Prorector des Gymnaſiums zu Stargard,

geb. den 17. Februar 1753.
geſt. den 9. Mai 1825.

Hecker gehört unſtreitig zu den ſeltenen Männern, nicht nur ſeiner Vaterſtadt Stargard, ſondern auch der ganzen Provinz, in der er in einem Zeitraume, der die gewöhnliche Länge eines Menſchenlebens überſchreitet, zur Bildung der lebenden Generation kräftig gewirkt hat. Er hat Tauſende von Schülern aus der Nähe und Ferne in ſeinem Unrerricht und in ſeiner nähern Aufſicht gehabt; er war ein Muſter frommer Amtstreue, eines ſtillen, anſpruchloſen Wirkens in ſeinem Berufe, und beſaß dabei gründliche Kenntniſſe und eine treffliche Lehrmethode. Das königliche Conſiſtorium zu Stettin hielt ſich daher überzeugt, „daß eine einfache, treue Schilderung ſeines Charakters, ſeines Lebens und ſeiner Verdienſte, das Bild eines wahren Lehrers, in welchem Leben und Lehren, Wiſſen und Thun zuſammen ſtimmen, um ein harmoniſches Ganzes zu bilden, aufſtellen, und daß dieſe Darſtellung ein würdiges Denkmal des Verſtorbenen, und ermunternd und belehrend beſonders für angehende Lehrer werden würde." Dieſes Denkmal dem verehrten Manne zu ſetzen, wurde der Schulrath Falbe zu Stargard, Rector und Prof. des daſigen Gymnaſiums, von dem königl. Conſiſtorium aufgefordert, und aus dem von Falbe herausgegebenen Leben und Wirken Hecker's theilen wir das Weſentlichſte mit, da das Leben eines Gelehrten und Schulmannes an außerordentlichen Begebenheiten gewöhnlich arm iſt und die Welt um ſo weniger von ihm weiß, je treuer er ſeinem Amte und ſeinen Pflichten lebt; aber man wird dennoch den Mann in ihm erkennen, der, treu in ſeinem Amte bis zur größten Gewiſſenhaftigkeit, ausharrete unter Schwierigkeiten mancher Art, getroſten Muthes unter wenig aufmunternden Umſtänden, bei kärglichem Lohn für ſchwere Pflichten, mit immer gleicher Freudigkeit und Unverdroſſenheit blieb, wo es darauf ankam, etwas Gutes zu wirken. So war er das Vorbild ſeiner jüngern Amtsgenoſſen, ſo überraſchte ihn der Tod noch viel zu früh auf ſeiner ſchönen Laufbahn, auf der er bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens unablässig dem Ziele entgegenſtrebte, das er ſich vorgeſteckt hatte.

Er war der Sohn frommer Aeltern und zu Stargard geboren. Sein Vater, Andreas Petrus **Hecker**, aus **Werden** an der Ruhr in Weſtphalen, von wo er 1738 als Adjunct des Archidiaconus Jodocus Andreas Hiltebrandt nach Stargard berufen wurde, verwaltete in der Folge ſein Amt als Diaconus und Archidiaconus an der St. Marienkirche und lebte bis zum Jahre 1770, wo er als Präpoſitus adjunctus ſtarb. Seine erſte Frau war die Tochter des Archidiaconus Hiltebrandt, die zweite, die Mutter unſers Heckers, eine Tochter des Predigers Hamann zu Blankenburg bei Prenzlau. Unter 13 Kindern ſeiner Aeltern war er das ſechste. Er wuchs auf in ernſter Kindheit und ſtrenger Jugend, und durch beides entſtand der ernſte, gewiſſenhafte, ſtets thätige Mann. Wenn gleich er nicht, wie **Addiſon** von ſich erzählt, ſchon in den erſten Monaten die Kinderklapper von ſich warf, ſo zeigte doch ſein ganzes Weſen in der Folge, wie vortheilhaft eine wahrhaft chriſtliche Erziehung auf ihn eingewirkt hatte, um ihn durch Lehre und Beiſpiel zu einem wahrhaft frommen, und durch Frömmigkeit zu dem tüchtigen Manne zu bilden, den man in ihm geſehen hat. Sein religiöſer Sinn wurde geweckt durch die Erbauungsſtunden, welche in dem Saale der Realſchule von ſeinem Vater gehalten und ſo häufig beſucht wurden. Dort fand man den kleinen Hecker nicht ſelten unter den Erwachſenen. Dieſer Geiſt der Frömmigkeit herrſchte auch in der von ſeinem Vater geleiteten, und nach einer Stiftung des Kriegsraths Vangerow von ihm im Jahre 1759 angelegten Realſchule, in welcher neu gegründeten Schule unſer Hecker einer der erſten Schüler war, und unter väterlicher Aufſicht und Zucht in derſelben aufwuchs bis zu ſeinem funfzehnten Jahre, wo er im Stande war, in das Gröningſche Collegium im J. 1768 überzugehen. Die Koſten ſeines Studirens auf einer auswärtigen Schule, beſonders auf der Berliner Realſchule, wohin er ſich ſehnte, konnten ſeine Aeltern nicht aufbringen. Im Gröningſchen Collegio ſtudirte er bis zum Jahre 1771 unter den Profeſſoren Räther, Zollner, Tieffenſee, Jetze und Müchler. War gleich damals dieſe Anſtalt nicht eben in ihrem blühendſten Zuſtande, da die Partheien der beiden Hauptlehrer Tieffenſee und Jetze auf das Ganze nachtheilig einwirkten, ſo wußte doch Hecker das Gute von ſeinen Lehrern, dem tüchtigen Sprachforſcher Tieffenſee und ſeinem Rival Jetze, einem gewandten, vielſeitig gebildeten Mann, zu benutzen, wie er denn griechiſche Exercitien gezeigt hat, die er unter ihrer Leitung ausgearbeitet. — In der lateiniſchen Sprache machte er beſonders glückliche Fortſchritte, und bereitete ſich für ſie dadurch zu einem tüchtigen Lehrer vor. In dieſer Zeit ſtarb ſein Vater, und er gab nun, unter der Leitung ſeines ältern Bruders, als Collegiaſt zwei Jahre Unterricht in der Realſchule. Er zeichnete ſich durch ein, in ſeinem Alter ſeltenes geſetztes Weſen und einen mit Freundlichkeit verbundenen Ernſt aus. Obgleich er wegen ſeines Verhaltens und Fleißes vorzügliches Lob erhielt, ſo bemerkte man doch nie, daß er ſich etwas darauf einbildete, vielmehr war und blieb er auch in der Folge von allem Dünkel weit entfernt, ſo daß er nur zu demüthig von ſich dachte, und ſeinen Fähigkeiten, ſeinen erworbenen Kenntniſſen immer weniger zutraute, als er leiſten konnte und wirklich leiſtete. Hierauf beſuchte er 3 Jahre die Univerſität zu Halle, von 1771 bis 74. Es waren nur wenige Unterſtützungen, die ihm von ſeiner Mutter zu Theil werden konnten, kaum 70 Thaler jährlich, womit er ſich, gerade zu der Zeit, wo eine große Theurung herrſchte, kümmerlich durchhelfen mußte, und da auch ſeine Mutter ſchon im J. 1772 ſtarb, ſo war es nur die Verbindung mit dem Halleſchen Waiſenhauſe, durch welche er ſich erhalten konnte. Er bekam anfangs eine Stube mit einigen zwanzig Waiſenknaben. Da ihm dies bei ſeiner damaligen Schwächlichkeit zu läſtig wurde, ſo übertrug ihm der Director eine Schülerſtube, wo er über vier junge Leute die Aufſicht zu führen hatte, dabei mußte er täglich zwei Stunden katechetiſchen Unterricht geben, worauf er ſich ſorgfältig vorbereitete. Dieſe für ſo viele andere drückende Lage tödtete in ihm nicht die Kraft ſeines feſten Willens und das Streben nach Kenntniſſen. Er arbeitete ſich um ſo kräftiger empor und wurde Herr über ſeine äußern beſchränkten Umſtände. Für ihn waren die Studentenjahre nicht die Zeit des Leichtſinnes und der Unbeſonnenheit. So ernſt, wie die Zeit war, ſo ernſt war auch ſein Wille, um die Früchte vorzubereiten, die er in der Folge ſo reichlich eingeärntet hat. Die Richtung, welche ſeine Studien nahmen, erſtreckte ſich vorzüglich auf die Theologie. Er faßte den ernſten Vorſatz, die Wahrheiten der Religion nicht blos zu ſtudiren, ſondern auch zu üben, um nicht künftig andern zu predigen und dabei ſelbſt verwerflich zu werden. Viel trug dazu der ihm unvergeßliche, rührende Abſchied von ſeiner frommen Mutter bei, die ihn mit vielen Thränen gebeten hatte, dafür zu ſorgen, daß ſie ihn im Himmel dereinſt wieder finde, da ſie ihn in dieſem Leben nicht wieder ſehen werde. Sie ſtarb auch, nur 46 Jahre alt, während ſeines erſten Univerſitätsjahres. Die Vorleſungen der Profeſſoren Nöſſelt, Schultz und Freilingshauſen beſuchte er fleißig, trieb dabei die philoſophiſchen Wiſſenſchaften nebſt den alten Sprachen ſo emſig, daß man von ſeinem Fleiß die beſten Erwartungen für die Zukunft haben konnte. Michaelis 1774 kehrte er nach Stargard zurück, um eine Lehrerſtelle bei der Realſchule zu übernehmen, welche damals von ſeinem älteſten Bruder, Andreas Jacob Hecker, der zugleich Adjunctus des geiſtlichen Miniſteriums war, dirigirt wurde. „Nicht äußere Vortheile," ſo äuſſert er ſich darüber ſelbſt, „zogen mich nach Stargard zurück; dieſe konnte ich nur in andern, zum Theil wichtigen Anträgen finden, wie ſie theils der Graf von Wernigerode mir machte, der mich auf ſeiner Reiſe durch Halle zu ſich kommen ließ, um mir eine Stelle als Erzieher ſeiner Kinder anzubieten, weil er ſelbſt, von einem meiner nahen Anverwandten gebildet, eine große Vorliebe für unſere Familie zeigte. Auch wünſchte der Director des Halleſchen Waiſenhauſes mich bei dieſer Anſtalt zu erhalten. Es war daher eine vorzügliche Liebe zu meiner Vaterſtadt, der ich als Lehrer nützlich zu werden wünſchte, und zwar bei einer Anſtalt, worin ich ſelbſt ehedem den Grund zu den Wiſſenſchaften gelegt hatte und worin ich in Verbindung mit meinem Bruder geſetzt wurde, den ich vorzüglich liebte. Liebe, innige Liebe zur Stargardſchen Jugend, die mir mit ſo vielem Vertrauen entgegen kam, ließ mich alle Beſchwerden des Schulamtes vergeſſen, und mein heißeſter Wunſch und mein raſtloſes Streben ging dahin, unter dem Beiſtande Gottes nicht umſonſt zu wirken. Und wie wurde ich durch ihre Folgſamkeit, durch ihre Fortſchritte und durch die Zufriedenheit der Aeltern und meiner Vorgeſetzten aufgemuntert! Als daher mein Bruder im J. 1780 nach Berlin als Inſpector der königl. Realſchule und des damit verbundenen Pädagogiums berufen wurde und ich zugleich den Antrag erhielt, ihn als Lehrer am Pädagogium dorthin zu begleiten, koſtete es mir vielen Kampf, ehe ich mich dazu entſchließen konnte, mich von meinen bisherigen Verbindungen zu trennen. Es geſchah indeſſen aus mehrern wichtigen Urſachen, wobei ich jedoch immer die angenehme Hoffnung unterhielt, nach einiger Zeit wieder mit Stargard vereinigt zu werden.“

Was Hecker, ein junger, rüſtiger Lehrer, in Stargard geleiſtet, wie er ſich damals zu dem vorzüglichen Lehrer ausgebildet habe, das bezeugen ſeine damaligen Zeitgenoſſen; was er aber in Berlin geleiſtet, davon giebt der Umſtand einen Beweis, daß bei ſeinem Abgange von dort es ſchwer hielt, einen Lehrer der Hebräiſchen Sprache zu finden, der es wagen wollte, ſein Nachfolger zu werden. Er verlebte in Berlin drei ſehr angenehme Jahre, in welchen er mit ſeinen Collegen, beſonders den nachherigen Inſpectoren Hiltebrand, Herzberg, Koch und Sander in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen ſtand. Auf welche Art er wieder nach Stargard gekommen, erzählt er ſelbſt auf folgende Art:

„Wider Vermuthen wurde mein Wunſch erfüllt. Nachdem ich $3\frac{1}{2}$ Jahre in der Berliner Anſtalt mit vielem Vergnügen gearbeitet hatte, wurde ich aufgefordert, einem meiner Onkel in Vorpommern im Predigtamte adjungirt zu werden. Zu derſelben Zeit aber ſuchte auch der damalige General-Superintendent Gehring zu Stettin mich dahin zu bewegen, die vacant gewordene Inſpection, Direction und erſte Lehrerſtelle an der hieſigen Realſchule, (mit welcher durch ſeine Bemühung die von Güntersbergſche Armen- und Waiſenhausſchule vereinigt worden) und das Predigtamt im hieſigen Zuchthauſe zu übernehmen. Mehrere Monate unſchlüſſig, welchem Rufe ich folgen ſollte, nahm ich mir vor, diejenige Stelle anzunehmen, wobei zuerſt alle Schwierigkeiten, die noch bei beiden Aemtern obwalteten, gehoben ſeyn würden. Dies war in Stargard der Fall, und im feſten Vertrauen auf Gott beſchloß ich daher, alle übrigen Anträge abzulehnen und in meine Vaterſtadt wieder zurück zu kehren. So trat ich mit dem Anfange des Jahres 1784, von der königl. Regierung in Stettin berufen, mein neues doppeltes Amt an. Wenn in meiner ehemaligen Stelle die Schüler der erſten Claſſe der Realſchule nach gehöriger Reife in das Gröningſche Collegium verſetzt werden konnten, ſo war nunmehr von dem königl. Conſiſtorio die zweckmäßige Einrichtung getroffen worden, daß die Realſchule ſolche Schüler, die zum Studiren beſtimmt waren, nur für die obere Claſſe der damaligen hieſigen Rathsſchule zur weitern Ausbildung zubereiten und die Anſtalt mehr in eine höhere Bürgerſchule verwandelt werden ſollte. Nach dieſem Ziele zu ſtreben und die Schule ſo viel als möglich ihrem Zweck nahe zu bringen, iſt, ſo viele Jahre hindurch in einer bedrängten Lage, mein und ſo mancher meiner treuen Mitarbeiter eifriges Bemühen geweſen, die bei kärglichem Gehalt ihrer Pflicht treu blieben und die Wichtigkeit eines Schulamtes ſtets im Auge behielten. Was ich mit ihnen Gutes geſtiftet habe, bleibt dem höhern Urtheile Gottes, dem für alles Gute allein Lob gebührt, überlaſſen; aber Freude und Beruhigung wird es mir doch immer gewähren, daß ein ſo großer Theil von den vielen Tauſenden, die auch meinen Unterricht genoſſen haben, mit Vergnügen an die Jahre zurückdenkt, die ich mit ihnen verlebt habe. Wie viel mehr Gutes konnte geſtiftet werden, wenn die beſchränkten äußern Umſtände der Anſtalt ſolches zugelaſſen hätten und dieſelbe ſich einer höhern Unterſtützung hätte erfreuen können. Nie hätte ich im Jahre 1784, als ich mein Schulamt hieſelbſt aufs neue übernahm, geglaubt, daß die Realſchule ſich ſo lange würde erhalten können. Leer von Schülern und Schülerinnen fand ich die Claſſen, und die Lehrer konnten ihre Gehalte nicht beziehen. Aber in kurzer Zeit gewann die Schule mehr Anſehn und Feſtigkeit, ſo daß öfters weit über 300 Kinder darin unterrichtet wurden. Und ſo hat ſie ſich ohne andere Unterſtützung blos durch das Vertrauen des Publikums und durch neue Vermächtniſſe über 50 Jahre erhalten."

In dieſen Zeitraum, von 1784 bis 1812, fällt der wichtigſte Theil von Heckers Leben. Es waren die Jahre, wo er in voller männlicher Kraft und mit ganzer Liebe ſich dem Geſchäfte des Lehrens und Erziehens widmete. Mit ſeinen Kenntniſſen hätte er an jeder Gelehrtenſchule geglänzt; er zog es vor, in einer Provinzialſtadt eine verfallene Bürgerſchule zu leiten, und ſeine Wirkſamkeit gerade dann zu beſchränken, wo ſie am nützlichſten hätte werden können. Doch war der Umfang ſeines Wirkens auch nicht ſo gering, vielmehr konnte er in dieſer Lage viel weiter hinaus thätig ſeyn, als in mancher andern; er glaubte daher, gerade hier an ſeiner rechten Stelle zu ſeyn, und lehnte deshalb mehrere Anträge zu beſſern Verſorgungen ab. Er hat in dieſer Zeit faſt die ganze noch lebende Generation dieſer Stadt gebildet, er hat einen großen Theil ſeiner Schüler gründlich zum Beſuch der Gymnaſien vorbereitet; er hat außerdem unaufhörlich bis an ſeinen Tod eine große Anzahl junger Leute in näherer Aufſicht gehabt und ſie vorbereitet zu wichtigen Geſchäften des Lebens. Bis 1795, ſo lange er unverheirathet war, führte ihm eine ſeiner Schweſtern die Wirthſchaft, und als dieſe durch eine Heirath von ihm getrennt wurde, führte ihm das Glück ſo wunderbar die Gattin zu, welche gegenwärtig ſeinen Tod betrauert, die Tochter des zu Arensdorf bei Potsdam verſtorbenen Predigers Schmidt. In einer höchſt glücklichen Ehe wurde er Vater von ſieben Kindern, die alle, bis auf eins, nach ſeinem Tode unverſorgt blieben. Geräuſchlos floß ſein Leben in dieſer Zeit dahin, nur ſeinem Amte lebend, kannte ihn die Welt, ja dieſe Stadt ſelbſt nur mehr aus ſeinen Schülern, aber durch dieſe auch deſto vortheilhafter. Die Zeiten des Krieges berührten auch ihn, ohne jedoch ſeine Thätigkeit zu hemmen.

Aus der Vereinigung des bisherigen Gröningſchen Collegiums und der damit ſchon in Verbindung geſtandenen Rathsſchule mit der Realſchule entſtand das gegenwärtige Gymnaſium zu Stargard als eine Anſtalt, welche allen Zwecken des höhern Schulunterrichts genügen ſollte. Um die weibliche Jugend, die bisher in der Realſchule gemeinſchaftlich mit den Knaben und in einem und demſelben Zimmer unterrichtet war, abzuſondern, wurde eine beſondere Töchterſchule interimiſtiſch auf die Art eingerichtet, daß der Unterricht in derſelben in den beiden erſten Claſſen von einigen Lehrern des Gymnaſiums ertheilt wurde, wodurch aber dieſes leiden mußte, da nun die Lectionen nicht vollſtändig beſetzt werden konnten. Es blieb dies ein weſentlicher Mangel, daß die beiden Claſſen der Töchterſchule nicht ihre eigenen Lehrer gleich anfangs erhalten konnten; der Unterricht in derſelben blieb daher auch unvollſtändig. Die Elementarſchulen, die ſonſt auch einen Theil der Realſchule bildeten, wurden gleichfalls abgeſondert und erhielten ihre eigenen Lehrer. In den mittlern und untern Claſſen des Gymnaſiums war nun die bisherige Realſchule enthalten, und ſie konnten in dieſer Geſtalt nicht nur eben das, ſondern noch mehr, als die Realſchule, leiſten, weil jetzt mehr Lehrer vorhanden waren. Man hatte jedoch zur Ausführung des Ganzen nicht hinlängliche Mittel erhalten. Die Realſchule brachte zu dem Fond des Gymnaſiums nur einen jährlichen Zuſchuß von 150 Thlr., und aus Staats- und Provinzialkaſſen war damals kaum ein Beitrag von 1000 Thlr. zu erhalten. Man rechnete daher vorzüglich auf Beiträge von der Stadt, da es beſonders den Claſſen galt, die vorher die Realſchule gebildet hatten. Daß man bei dieſer Vereinigung den Namen der Realſchule, der doch an eine wohlthätige Stiftung erinnerte, ganz hatte eingehen laſſen, konnte freilich ungerecht gegen die Stifter jener Anſtalt erſcheinen; er ließ ſich jedoch, wie die Sache damals ſtand, nicht gut mit dem Gymnaſium vereinigen.

Die Stellung, welche Hecker an dem neuen Gymnaſium erhielt, war ſeiner bisherigen angemeſſen. Er wurde, unter dem Titel eines Prorectors, Gehülfe des Schulraths, Prof. Falbe, im Rectorat, ſo daß er die ſpeciellere Aufſicht über die untern Claſſen, über die Töchterſchule und ſämmtliche Elementarſchulen erhielt. Ungern zwar, doch aus

Noth mußte er die Stiftung ſeines Vaters, die er ſelbſt nachher am meiſten aufrecht erhalten hatte, aufgeben, und in eine, ihm zwar gar nicht fremde, aber doch durch die Länge der Zeit faſt fremd gewordene Lage kommen. Er hatte zwar in der Realſchule den Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen in der erſten Claſſe beſorgt, und brachte in dieſen Kenntniſſen ſeine Schüler ſo weit, daß ſie in der zweiten Claſſe eines Gymnaſiums fortkommen konnten; es wurden ihm jedoch noch andere Lectionen, beſonders der Unterricht im Hebräiſchen in den beiden obern Claſſen zu Theil.

In ſeinem 59. Jahre hatte er ſchon mit mancherlei körperlichen Beſchwerden, beſonders mit Verſtopfungen, zu kämpfen, denen er gewöhnlich mit angreifenden Mitteln zu begegnen ſuchte. Deſſen ungeachtet hat er bis ein Jahr vor ſeinem Tode wie mit völliger Jugendkraft gearbeitet. Er hatte die Geſchicklichkeit, in allen Claſſen des Gymnaſiums und in der unterſten Elementarſchule mit gleichem Nutzen zu unterrichten. In der glücklichſten Eintracht lebte er mit allen Lehrern. Bis zum Jahre 1821 verwaltete er neben ſeiner Schulſtelle auch das Predigtamt an dem vormaligen Zuchthauſe, welches aber, da es mit der Straf- und Beſſerungsanſtalt in Naugardten vereinigt wurde, aufhörte, wodurch er eine große Erleichterung erhielt.

Immer nur ſeinen Geſchäften obliegend, ſchien unſer Hecker kein anderes Vergnügen zu kennen, als was ihm durch das Bewußtſeyn des dadurch geſtifteten Guten erwuchs; auch hatte er zu wenig Zeit ſelbſt zu den unſchuldigſten Erholungen. Kam er aus ſeinen Lehrſtunden, ſo warteten ſchon andere zum Privatunterricht. Hatte er dieſen geendiget, ſo blieb ihm die Beſchäftigung der ſeiner ſpeciellen Aufſicht anvertrauten, bei ihm wohnenden jungen Leute. Dieſen Geſchäften widmete er den Tag bis zum ſpäten Abend, und dann erſt, wenn andere ſich ſorglos ihrer Ruhe überlaſſen konnten, ſuchte er Zeit zu gewinnen, ſich beſonders auf ſeine hebräiſchen Lectionen vorzubereiten. Bei dieſen ihn faſt niederdrückenden Geſchäften, denen er ſich zum Beſten ſeiner Familie unterziehen mußte, harrte er aus bis an ſein Ende, und ermüdete nicht. Wenn ſeine theuern auswärtigen Verwandten ihn bisweilen in den Ferien zu zerſtreuen ſuchten, erkannte er dies mit dem aufrichtigſten Dank, und war recht froh in ihrer Mitte; doch eilte er auch eben ſo vergnügt zu ſeinen gewohnten Geſchäften zurück. Es ſind in ſeinem 50jährigen Amtsleben wohl nur drei Ereigniſſe, welche, nicht zu ſeinen Geſchäften gehörig, ihm Erleichterung gewährten. Das erſte iſt die Wahl ſeiner ihn jetzt betrauernden Gattin, die die Vorſehung, nach ſeiner eigenen Aeußerung, ihm ſo wunderbar zuführte, und die ſo redlich mit ihm Freude und Leid getheilt hat. Das zweite, die vor vier Jahren eingetroffene Feier der ſilbernen Hochzeit mit dieſer ſeiner Gattin, eine Feier, die er jedoch ſelbſt nicht veranlaßte, oder auf irgend eine Art vorbereitete, die vielmehr ſeine hieſigen Freunde wider ſein Wiſſen in der Wohnung des Herrn Superintendenten und Hofpredigers Sturm veranſtalteten und ihn damit wahrhaft überraſchten. Schon damals zeigte ſich die aufrichtige Achtung und Liebe ſeiner Schülerinnen und Schüler, da ſie es hauptſächlich waren, die nach einem kurzen herzlich geſprochenen Wort des Herrn ꝛc. Sturm, ihm ihre Dankbarkeit auf eine ebenfalls ganz aus dem Herzen gekommene Art darlegten. Noch größer war aber die allgemeine Theilnahme an dem Tage ſeines 50jährigen Amtsjubelfeſtes, den 24. Septbr. 1824. An der Feier nahm Alles, Jung und Alt, aus allen Ständen, ſo viel es möglich war, Antheil. Am Vorabende des feſtlichen Tages erſchienen die Gymnaſiaſten der beiden obern Klaſſen in einem glänzenden Fackelzuge mit Muſik begleitet vor der Wohnung des Jubelgreiſes auf dem geräumigen Platz des Gymnaſiums und überreichten dem allverehrten Mann ein auf einem reichgeſtickten Kiſſen getragenes Gedicht, welches die Empfindungen der Jugend ausſprach, nebſt einem Geſchenk an Büchern. Tiefgerührt und mit gewohnter Güte und Freundlichkeit empfing der Greis die Glückwünſche der Jugend, in welche die ſchon zahlreich verſammelten Freunde, Verwandte, aus der Nähe und Ferne, ſo herzlich einſtimmten. Am Morgen des folgenden Tages begab ſich eine Deputation des Magiſtrats, der Stadtverordneten und die ſämmtlichen Lehrer des Gymnaſiums zu dem Jubelgreiſe, überreichten demſelben ein Glückwünſchungsſchreiben des königlichen Konſiſtoriums, eine gedruckte lateiniſche Abhandlung nebſt vorgeſetzter epistola gratulatoria und eine ſchön gearbeitete Singuhr, letztere im Namen der dankbaren Bürgerſchaft. Hierauf wurden von den zahlreichen vormaligen Schülern dem gefeierten Mann noch andere Geſchenke von Werth überreicht, unter andern zwei goldne Doſen und ein ſilberner Leuchter. Wegen der ſeit einiger Zeit ſchon merklich geſchwächten Geſundheit des Jubelgreiſes mußte die für ihn beſtimmte öffentliche Feier im Gymnaſium nach dem Rathe ſeiner Aerzte unterbleiben, um auf das tief angegriffene Gemüth deſſelben nicht allzuſehr einzuwirken. Auch hatte man die Hoffnung ſchon ganz aufgegeben, ihn bei dem zu ſeiner Ehre veranſtalteten Mittagsmahle zu ſehen; doch erſchien er zu Aller

Freude auf kurze Zeit unter Aufſicht ſeiner Aerzte, und war froh im Kreiſe ſeiner dankaren Schüler, ſeiner vielen Verehrer und Freunde. Zu dieſen bekannte ſich auch öffentlich Se. Excellenz der königliche Generallieutnant von Borke, welcher den Platz zu ſeiner Rechten einnahm und über der Tafel zuerſt Sr. Majeſtät, unſerm allergnädigſten König, ein Lebehoch ausbrachte, worauf Herr Bürgermeiſter Weier im Namen der Stadt die Gefühle ausſprach, von denen Alles ergriffen war und auf das Wohl und Leben des theuren Jubelgreiſes zu trinken aufforderte. Einige Wochen nachher wurde der verehrte Mann auf Befehl Sr. königlichen Majeſtät auch noch mit dem allgemeinen Ehrenzeichen erſter Klaſſe von dem hieſigen Herrn Superintendenten Sturm in Gegenwart ſämmtlicher Lehrer und Schüler des Gymnaſiums bekleidet.

Obgleich, ſelbſt bei der Feier, mit körperlichen Leiden kämpfend, ſprach er doch ſo anhaltend bei den ſich dargebotenen Gelegenheiten, daß er nur mit Mühe von zu großen Anſtrengungen zurück zu halten war. Wie lebhaft das Ganze auf ihn gewirkt habe, ſieht man daraus, daß es ihm noch in ſeinen letzten Stunden in der Fieberhitze vorſchwebte, in der er noch ſeinem jüngſten Sohn ein Lateiniſches Dankſagungsſchreiben wegen dieſer Feier dictirte und darin die geringſten Fehler des Schreibenden bemerkte. Seit ſeiner Jubelfeier zerfiel er merklich. Sein bisher volles und heiteres Anſehn verlor ſich, ſein Blick wurde ernſter, ſeine Wangen fielen ein. Er raffte ſich indeß möglichſt auf, examinirte noch die Abiturienten im Hebräiſchen und verſah in dem halben Jahre, von Michael bis Oſtern, noch alle ſeine Geſchäfte, wenn gleich er öfters dazwiſchen erkrankte. Sein Geiſt war immer noch ſtark, wenigſtens ſeinen meiſten Geſchäften gewachſen; der Körper wollte aber nicht gleichen Schritt halten. Von einer Erleichterung ſeiner Arbeiten wollte er aber noch nichts wiſſen. Es waren außer ſeinen öffentlichen Lehrſtunden noch mehrere Privatſtunden, die er theils erwachſenen Töchtern mehrerer Familien, theils den Schülern des Gymnaſiums gab. Dazu kam die Beſchäftigung mit den ſeiner ſpeciellen Aufſicht anvertrauten Penſionairen. Dieſe und ſo manche andere Geſchäfte nahmen den Tag ein, und ſpät in die Nacht arbeitete er auch itzt noch, um ſich auf ſeine Lectionen vorzubereiten. Seit Oſtern 1825 wurde ſein Zuſtand bedenklicher, ſeine ganze äußere Geſtalt war verändert, er wankte hin zu ſeinen Geſchäften, von denen er ſich durchaus nicht wollte abhalten laſſen. Mittwoch den 4. Mai 1825 gab er ſeine letzten Lehrſtunden von 11—12 in Secunda im Hebräiſchen. Nach deren Beendigung war er ſo angegriffen, daß ſeine Gattin bei ſeinem Anblick erſchrak und ihm ſtärkende Mittel darbot. Er geſtand ſeinen krankhaften Zuſtand ein, den er gewöhnlich während der Anſtrengung des Lehrens nur vergaß. Dennoch hielt er an dieſem Tage Nachmittags um 2 Uhr noch ſeine Privatſtunden mit den Tertianern. Dies waren aber auch ſeine letzten; er legte ſich und ſtand nicht wieder auf. In der größten Fieberhitze ſprach er von nichts als ſeinen Geſchäften, die im Nebenzimmer verſammelten Freunde hörten ihn ganz deutlich nach gewöhnlicher Art ſich mit ſeinen Schülern, die er vor ſich zu ſehen glaubte, unterhalten. So ſtarb er wahrhaft in ſeinem Beruf den 9. Mai Abends halb 11 Uhr. Sein Tod war lehrreich wie ſein Leben.

Obgleich in den eben angeführten Hauptereigniſſen aus Heckers Leben von ihm als Schulmann ſchon hinlänglich die Rede geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es bei einem ſolchen Lehrer nothwendig, noch einmal dahin zurückzukommen, um ihn gerade in ſeinem Hauptgeſchäft näher zu beobachten. Man kann von ihm in Wahrheit ſagen: er war in der That zum Schulmann geboren. Unter einem wohlerworbenen Vorrath gründlicher Kenntniſſe war es beſonders die Hebräiſche Sprache, in welcher er es bis zur Meiſterſchaft gebracht hatte. Nächſt dieſer zeigte er vorzügliche Kenntniß der Lateiniſchen Sprache, in der er ſich eben ſo leicht in Proſa als in Verſen ausdrückte. Wenn gleich kein gedrucktes Werk, zu deſſen Abfaſſung es ihm an Ruhe und Zeit mangelte, davon die öffentlichen Beweiſe enthält; ſo gab er deren deſto mehrere in ſeinen Lehrſtunden, in welchen er ſeine Schüler gründlich in der Grammatik dieſer Sprache und in dem Proſodiſchen und Metriſchen unterwies und in letzter Hinſicht öfters die gewöhnlichen Versarten übte und ihnen ſelbſt Muſter von eigener Hand darin vorlegte. Er war auch hier mit den neuen und neueſten Hülfsmitteln verſehen, ſtudirte die neueſten Grammatiken, beſonders die Zumptiſche, mit dem größten Eifer, und noch nach ſeinem Sterbetage erhielt er die neue Ausgabe des Kraftſchen Deutſch-Lateiniſchen Lexikons. Von ſeinen metriſchen Verſuchen im Lateiniſchen geben auch die Diſtichen auf Gröning einen Beweis, welche ſich über dem Eingange zu ſeiner bisherigen Wohnung im Gymnaſium befinden, wie er denn bei mehreren Gelegenheiten Lateiniſche Chronodiſticha, Anagramme und ähnliche kleinere Gedichte anfertigte. Eben ſo gründlich war ſeine grammatiſche Kenntniß der Deutſchen Sprache, in welcher ihm ebenfalls auch metriſche Verſuche im Hexameter und andern Sylbenmaaßen gelangen. Den Unterricht im praktiſchen Rechnen hatte er in der Realſchule viele Jahre gehabt, er erbot ſich dazu auch im Gymnaſium und zwar in der 3., 4. und 5ten Klaſſe deſſelben. Hier ſchien er ſich jedoch in den zahlreichen Klaſſen die Sache zu erſchweren, indem er zu viel Abtheilungen unter den Schülern annahm, blos in der Abſicht, um keinen Theil zu verſäumen, oder in ſchnelleren Fortſchritten aufzuhalten. Von dieſer Lection wünſchte er daher auch in der letzten Zeit befreit zu werden. Den Unterricht in der Religion für die oberen Klaſſen des Gymnaſiums, welcher ihm höheren Orts übertragen werden ſollte, wagte er nicht zu übernehmen, wohl erkennend die Schwierigkeiten gerade dieſes Unterrichts und in dieſen Klaſſen, wo es nicht darauf ankommt, Dogmatik oder Kirchengeſchichte oder einen andern Theil der theologiſchen Wiſſenſchaften, wie er auf Univerſitäten gelehrt worden, wieder vorzutragen, wo es vielmehr darauf ankommt, einen großen Theil der zum Studiren beſtimmten Jünglinge, für welche dieſes der letzte Unterricht bleibt, zu begeiſtern für das Göttliche und ihm für die Religion eine Achtung für das ganze künftige Leben einzuflößen, um ſich gleich weit entfernt zu halten von einem frömmelnden Myſticismus und von einem zuletzt auf reinem Unglauben hinführenden Rationalismus. Hecker traute ſich hier ſelbſt nicht die nöthigen Kenntniſſe zu, da er unter ſo vielen andern Schularbeiten dem Studium der Theologie, nach den Veränderungen, die es in neuern Zeiten erlitten hatte, nicht gleiche Aufmerkſamkeit und Fleiß hatte widmen können. Er wollte alſo etwas nicht übernehmen, wo er den Anforderungen nicht genügen zu können fürchten mußte.

Zu dieſen Kenntniſſen geſellte ſich bei Hecker ein empfehlendes Aeußeres, ein regelmäßig gebildeter, großer Körper, in deſſen Geſicht ſich eben ſo

Digitized by Google

viel Ernſt als Gutmüthigkeit abbildete; in ſeiner Stimme, in ſeinen Bewegungen, in ſeiner ganzen Haltung war nichts Widriges, Abſtoßendes, keine üble Gewohnheit klebte ihm an; es war vielmehr ſein eben ſo freundliches als ernſtes Wort und Weſen, was alle für ſich einnahm, was nie beleidigte. Gegen ſeine Schüler war er eben ſo ernſt als milde, darum verſammelten ſie ſich gern um ihn, lernten gern unter ſeiner Leitung, denn ſie lernten gründlich, was er vortrug; er lehrte aber auch immer nur das, was er lehren ſollte und wollte, ohne je Nebenſachen zu treiben, um nur die Zeit hinzubringen und ſeine Schüler zu langweilen, denn er war immer ſo vorbereitet, ſo zugleich von ſeinem Gegenſtande erfüllt, daß er zu ſolchen unredlichen Mitteln nie ſeine Zuflucht nehmen durfte. Er trieb das Geſchäft des Lehrens mit wahrer Luſt, dem er daher in ſeinem Leben auch alles übrige gern aufgeopfert hatte, ſo lockend auch öfter die Anerbietungen waren, die ihm gemacht wurden, um ihn aus dem, dem Anſcheine nach ſo beſchwerlichen Schulleben, in ein bequemeres Predigtamt zu ziehen. Er mochte aber nie Andern in den Weg treten, und da er auf Bequemlichkeit in ſeinem Amt nicht ſah, ſo harrte er bei dem dürftigen Gehalt ſeiner Realſchule aus, bis ihm zuletzt noch, freilich auch nicht ſonderlich viele Vortheile, nur noch eine erweiterte und ſeinen Kräften angemeſſene Thätigkeit zu Theil wurde. Auf ihn paſſen ganz die Worte des Muretus: „Wenn mir die Gottheit alle Schätze der Welt, alle Bequemlichkeit, Macht und Anſehn unter der Bedingung geben wollte, daß ich dieſe meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, das Vergnügen und den Reiz meiner Jugend, die treuen Begleiter meiner widrigen und glücklichen Zeiten, ſollte fahren laſſen; ſo würde ich dies nicht annehmen: es kann mir nichts angeboten werden, deſſen Preis ich eher verdienen wollte, als mich von dieſen meinen Lieblingsbeſchäftigungen zu trennen. Daher treibe ich ſie aus inniger Neigung, da mir ſonſt das Leben gar keinen Werth haben würde.“ Dieſes Leben mit und unter ſeinen Schülern war ihm das wahre Leben, darin fand er ſein Glück und vergaß während des Unterrichts ſo oft die Leiden des Körpers und widrige Ereigniſſe. Nie hat er daher auch über Laſt und Beſchwerden ſeines Amts geklagt. Immer war er bereit, wenn andere, viel jüngere Lehrer fehlten, ihre Geſchäfte mit zu verſehen, welches er noch zwei Wochen vor ſeinem Tode that; doch fühlte er ſelbſt, daß er hier zu viel gethan, verließ bleich und entſtellt die Klaſſe und als er einen ſeiner Collegen erblickte, erheiterte ſich ſein Geſicht, und auf den Unterleib hinzeigend, ſagte er: nun kann ich nicht mehr, hier wüthet es wie der Tod, nun muß ich mich legen. Das Lehren wurde ihm leicht, weil er es gern that und für jeden ſeiner Schüler die Methode auffand, wodurch er ihm am nützlichſten wurde. Was er lehrte, das lehrte er ſo, daß es ihm ſelten einer gleich thun wird. Er zeigte, daß es möglich ſey, völlig Herr ſeines Gegenſtandes zu ſeyn, denſelben Jahr aus Jahr ein vorzutragen, mit demſelben Eifer als geſchähe es zum erſtenmal, ohne ſelbſt zu ermüden und der Jugend ſtets neu zu bleiben. Es war daher auch ein Vergnügen, ihm bei öffentlichen und andern Prüfungen zuzuhören. Gegen ſeine Amtsgenoſſen war er immer der gutmüthige, freundliche Mann, der keinen beleidigte, auch wo er ihm aus Pflicht etwas ſagen mußte. Ohne ſich jedoch je etwas zu vergeben, blieb er ſtets in Aller Achtung und Liebe.

So ſehr er nun aber auch Schulmann war

Digitized by Google

und nur ſeinem Amt und ſeinen Pflichten lebte, ſo wenig hatte er doch die dem Schulſtande ſonſt vorgeworfenen Fehler. Er entfernte ſich nie ſo von der übrigen Welt, daß er ihr fremd geworden wäre. In ſeinem Benehmen war nichts Pedantiſches, Abſtoßendes und Lächerliches. Ein jeder ſah und hörte ihn gern, auch war er der heitern, frohen Geſellſchaft ſo wenig abgeneigt, daß er auch an ſeinem Jubelfeſte gern bei dem ihm zu Ehren angeſtellten Mahle erſchien und Theil nahm an der Freude. Er war ein Mann, der ſeinen Werth ſelbſt nicht kannte und eben dadurch hohen Werth erhielt; ohne Anmaßung, ohne Rechthaberei, ohne gelehrten Dünkel ertrug er freundlich die, die tief unter ihm ſtanden, in dem was gründliches Wiſſen und wahre Einſicht betraf, und ſich bisweilen über ihn erheben wollten; doch wußte er auch gegen Jedermann ſeine Würde zu behaupten. In dem langen Zeitraum ſeines Lebens und Wirkens in dieſer Stadt, war ihm mancher in äußerer Ehre zuvorgekommen, ohne daß dies im geringſten Eindruck auf ihn machte. Er ſelbſt verſchmähte es, auf einem Poſten zu ſtehen, den er nicht ganz ausfüllen konnte, und begnügte ſich mit der Achtung, die ſeine Vorgeſetzten ihm ſchuldig waren.

Als Menſch und Familienvater zeigte er den Ernſt und die Würde, die man auch ſchon von ſeinem Amt erwarten konnte. Das Leben war ihm oft ſehr ernſt; aber man ſah ihn immer mit Ruhe und Faſſung, nie kleinmüthig verzagen, ſo ſehr er auch in den letzten Jahren durch den Verluſt mehrerer Geſchwiſter nnd naher Verwandten geprüft wurde, ſo ſehr auch der Blick auf ſeine Familie, die er ohne Verſorger zu hinterlaſſen fürchten mußte, ihn zum Mißmuth ſtimmen konnte. Er vertraute Gott, da er ſeinerſeits in einer raſtloſen Thätigkeit alles gethan hatte, was er konnte. Hart wurde er freilich bis an ſeinen Tod geprüft durch die Leiden ſeiner Kinder, deren er ſechs unverſorgt zurücklaſſen mußte, von denen der älteſte Sohn, der ſonſt im Stande ſeyn würde, eine Stütze ſeiner Geſchwiſter zu werden, an den Folgen ſeines letzten Kriegsdienſtes ſo leidet, daß er durchaus zur Annehmung eines öffentlichen Amtes ſich nicht entſchließen darf.

So ſchwer es ſonſt iſt, Allen zu gefallen, und ſo ſehr es bei den meiſten, die darnach ſtreben, ein Beweis von Flachheit und Gemeinheit ſeyn mag, ſich durch geſchmeidige und einſchmeichelnde Fügſamkeit in Gunſt zu ſetzen, ſo leicht und ungeſucht wurde dies unſerm Hecker zu Theil, ohne daß ſein reines, edles Gemüth irgend etwas aufopfern durfte. Er war jedem Guten befreundet, er wollte Allen wohl und hat Tauſenden wohlgethan, darum konnte keiner ihm abgeneigt ſeyn. Die allgemeine Theilnahme, die ſein Tod bei allen Ständen und bei jedem Alter erregte, ging ſchon aus dem zahlreichen Gefolge hervor, das ihn unaufgefordert zu ſeiner Ruheſtädte begleitete und aus den Thränen, die bei ſeinem Sarge floſſen. Wie aber ſeine vorgeſetzte Behörde, das königliche Konſiſtorium ſeinen Werth ſchätzte, geht aus der Anzeige ſeines Todes in dem Amtsblatt Nr. 27. hervor, wo es heißt:

„Das Gymnaſium zu Stargard hat am 9.
„d. M. einen ſeiner älteſten und trefflichſten Lehrer,
„den Protector Hecker, durch den Tod verloren.
„Daß ein in Mühe und Arbeit vollbrachtes,
„vorwurffreies Leben, ein ſtilles, anſpruchloſes Wirken
„bei tüchtiger Geſinnung und gründlichen Kenntniſſen
„noch immer die allgemeinſte und dankbarſte
„Anerkennung findet, das bewies auf eine erfreuliche
„Weiſe die 50jährige Jubelfeier des Verſtorbe-

„nen im vorigen Jahre, und davon gab die Theilnahme, die ſein Tod und Begräbniß in allen Ständen und bei jedem Alter erregte, ein rührendes Zeugniß. Auch wir trauern über den Verluſt eines Mannes, der für die Bildung einer zahlreichen Jugend bis an das Ende ſeiner Tage mit ungeſchwächter Kraft und Liebe und im Segen arbeitete, und in welchem das Bild eines wahren Lehrers gegeben war. Friede mit ihm, dem nunmehr der ſchöne Lohn, für welchen er hier wachte, duldete, ſorgte und arbeitete, zu Theil geworden iſt, und Heil jedem Lehrer, der ihn gewinnt und treu bewahrt!“ Stettin den 28. Mai 1825.

Königliches Konſiſtorium und Schulcollegium von Pommern.

Auch zu ſeiner Amtsjubelfeier hatte das königliche Konſiſtorium dem würdigen Mann folgendes Glückwünſchungsſchreiben überreichen laſſen:

„Sie feiern heute Ihr 50jähriges Amtsjubiläum im Bewußtſeyn treuerfüllter Pflicht, im Beſitz der hohen Achtung Aller, welche Ihnen als Zeugen Ihrer raſtloſen Thätigkeit und Ihrer geſegneten Wirkſamkeit nahe ſtehen: und im frohen Genuß der Liebe und Dankbarkeit Ihrer zahlreichen ehemaligen und jetzigen Schüler und Zöglinge. Empfangen Sie bei dieſer ſeltnen, ſchönen Feier zu den vielen Beweiſen herzlicher und aufrichtiger Theilnahme auch unſern innigen Glückwunſch und die erneuerte Verſicherung, daß wir Ihr ſtilles, wahres Verdienſt um die Bildung und Erziehung der Jugend, ſo wie den in Ihrem Predigtamt bewieſenen frommen Eifer kennen und ſchätzen und mit Ihren Freunden den Wunſch theilen, daß Gott Sie Ihrem Wirkungskreiſe und

Ihrer Familie bis an das ſpäteſte Ziel menſchlicher Jahre erhalten möge, damit Sie noch lange das Muſter und Vorbild des Lehrſtandes in unſerer Provinz bleiben und für die heranreifende Menſchheit des Guten noch viel ſtiften."

„Wenn wir uns gleich überzeugt halten, daß Ihnen bei dem Rückblick auf die lange Reihe von Jahren, welche Sie der Schule und Kirche mit uneigennütziger Liebe geweiht haben, der Beifall Gottes und Ihres Gewiſſens genügt, ſo wollen wir Ihnen doch bei dieſer Gelegenheit als Zeichen unſerer dankbaren Anerkennung eine namhafte jährliche Gehaltszulage, hinſichtlich welcher wir Ihnen das Nähere des baldigſten bekannt machen werden, hierdurch im voraus zuſichern."

Stettin den 10. Septbr. 1824.

Königliches Konſiſtorium und Schulcollegium von Pommern.

Königl. Kirchen- und Schulcommiſſion.

Bei Ueberreichung des allgemeinen Ehrenzeichens erſter Klaſſe durch Herrn Konſiſtorialaſſeſſor und Superintendenten Sturm wurde zugleich folgendes Schreiben des königlichen Konſiſtoriums dem Jubelgreiſe übergeben:

„Auch des Königs Majeſtät, unſer allergnädigſter Herr, hat mit Wohlgefallen Kenntniß genommen von dem frohen Amtsjubelfeſte, welches Sie, würdiger Veteran der Pommer'ſchen Schulmänner, vor Kurzem in dem Kreiſe Ihrer Familie, Ihrer Freunde und Verehrer begangen haben, und es haben daher des Königs Majeſtät Allerhöchſtdero Theilnahme an dieſem ſeltenen Feſte mit landesväterlicher Huld dadurch bethätigen wollen, daß Allerhöchſtdieſelben Ihnen als Anerkenntniß Ihrer Verdienſtlichkeit in einem dem Schulamte mit ſo ſegensreichem Erfolge gewidmeten Leben, das allgemeine Ehrenzeichen erſter Klaſſe zu bewilligen geruht haben, deſſen Decorationen wir Ihnen hiemit im Auftrage des hohen Miniſterii der Geiſtlichen-Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten überreichen laſſen.“

„Indem wir Ihnen zu dieſer ehrenvollen Auszeichnung unſern aufrichtigen Glückwunſch darbringen, erneuern wir die Verſicherung der Ihnen gewidmeten hohen Werthſchätzung und bitten Gott, daß er den Abend Ihres Lebens, an welchem Sie auf ein im frommen Vertrauen auf den Beiſtand des Allerhöchſten zurückgelegtes mühevolles, aber geſegnetes Tagewerk zurückblicken dürfen, durch den Genuß einer dauerhaften Geſundheit erheitern möge.“

Stettin den 25. October 1824.

Königl. Preuß. Konſiſtorium und Schulkollegium
von Pommern.

An die Wittwe des verſtorbenen Mannes wurde von Seiten des königl. Konſiſtoriums noch Folgendes erlaſſen:

„Die erhaltene Nachricht von dem für ſeine Familie und Schulen noch immer zu früh erfolgten Tode Ihres würdigen Mannes hat uns mit tiefer Trauer erfüllt. Unſere Theilnahme an Ihrem großen Verluſte iſt um ſo herzlicher und aufrichtiger, da uns nicht unbekannt geblieben iſt, was der Verſtorbene während ſeiner 50jährigen Amtsführung für die Bildung und Erziehung der Jugend geleiſtet und durch welche Geſinnungen und Tugenden er ſich in allen Verhältniſſen ausgezeichnet hat. Was er hier für das Reich des Wahren und Guten mit ſtillem, treuem Sinn und Geiſte gewirkt hat, kann nicht untergehen, und der Segen, den er hier den Seinen hinterlaſſen hat, wird ſtets auf ihnen ruhen als ſein theuerſtes Vermächtniß."

„Wir wünſchen, daß dieſe fromme Zuverſicht Ihr Troſt in dem Kummer, welchen Sie bei der Erinnerung an den geliebten Todten und bei dem Gedanken an Ihre vaterloſen Kinder empfinden, ſeyn möge. Was von unſerer Seite geſchehen kann, um Ihnen die Sorge für die Zukunft zu erleichtern, wird mit freudiger Bereitwilligkeit geſchehen, und es ſind bereits hierzu von uns die nöthigen Einleitungen getroffen worden. Von dem Erfolg werden wir Sie zu ſeiner Zeit in Kenntniß ſetzen."

Stettin den 31. Mai 1825.

Königl. Preuß. Conſiſtorium und Schulcollegium von Pommern.

Segen ſeinem Andenken, das lange noch leben wird in den Herzen ſeiner Schüler und Freunde, ſo wie in der Geſchichte des Stargardſchen Schulweſens.

XXXII. Johann Gabriel Marquis von Chaſteler,

kaiſerl. Oeſtreichiſcher Feldzeugmeiſter, Commandeur des M. Thereſien- und des kaiſerl. Oeſt. Leopoldsordens, Großkreuz des königl. Sardin. St. Mauriz- und Lazarusordens, Inhaber der Tyroler goldnen Tapferkeitsmedaille; k. k. wirklicher Geh. Rath, Kämmerer, Inhaber des Inf. Reg. Nro. 27, Ehrenmitglied der Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu Venedig, Stadt- und Feſtungscommandant daſelbſt.

geb. den 22. Januar 1763.
geſt. den 10. Mai 1825. *)

Er ſtammte aus einer Seitenlinie des herzoglich Lothringiſchen Geſchlechts, welche, laut feierlicher Anerkennung der Heroldskammer zu Mecheln, in Theodorich dem Teufel (Thierry le Diable), mit dem regierenden Oeſtr. Kaiſerhauſe, mit den Guiſen, Mereveurs, Baudemonts und Elboeufs den gleichen Urſprung hat. Er wurde auf dem Schloſſe Mulblais im Hennegau geboren, deſſen Großmarſchall ſein Vater war (ſeine Mutter war eine geb. Gräfin Thürheim) und erhielt ſeine erſte Bildung in der berühmten Anſtalt zu Pont-à-Mouſſon, die ſpätere in der Wiener Ingenieur-Akademie. Im funfzehnten Jahre ſeines Alters trat er in den Oeſtreichiſchen Kriegsdienſt und machte unter dem Prinzen de Ligne den Baierſchen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete ſich bei dem Bau der von Joſeph angeordneten Feſtungen Joſephſtadt und Thereſienſtadt ungemein aus, eben ſo bei verſchiede-

---

*) Mit Benutzung des Conv. Lexicons u. d. Zeitgenoſſen, 68 Heft.

nen Bauen in Ungarn. Er ſprach alle Sprachen der Oeſtreichiſchen Monarchie und kein andrer General hat dieſelbe ſo bereiſet und war darin ſo orientirt. In eben jenen Friedensjahren machte er auch ſeine bewundernswürdigen Studien in der Geſchichte, Naturkunde, Kriegswiſſenſchaft und vorzüglich Kriegsbaukunſt. Im Türkenkriege diente er bei dem Corps in Croatien; ſein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudons Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Breſche von Novi erſtieg, brachte ihm das Thereſienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorſtädte, beſonders hervor. Während der Niederländiſchen Unruhen gab er die größten Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus. Beim Ausbruch des Franzöſiſchen Revolutionskrieges war ſeine erſte glänzende Waffenthat, wie er das mehrere Jahre vorher gänzlich geſchleifte elende Schloß von Namur, deſſen Breſchen nur mit Faſchinen hergeſtellt waren, 1792 durch volle vierzehn Tage gegen eine große Uebermacht der Franzoſen hielt. Er fehlte bei keiner großen That des daran ſo fruchtbaren Jahres 1793; — man braucht nur die Namen Neerwinden, Famars, Valenciennes, Marchiennes, Avesnes, Maubeuge zu nennen! In einem Gefechte bei Avesnes, wo ihn ſein kurzes Geſicht mitten unter eine feindliche Infanterietruppe hineinführte, erhielt er acht Bajonettſtiche. Im Feldzuge von 1794 that er ſich in den wüthenden Schlachten bei Charleroy und Tournay ungemein hervor, und gewann das vorzügliche Zutrauen des Feldmarſchalls Clerfait, wie er denn auch in der wechſelvollen Campagne von 1795 dieſes Zutrauen am Hartenberge vor Mainz und am Niederrhein auf das Glänzendſte rechtfertigte, und alle Welt ihm den überraſchend günſtigen Ausſchlag des Sturmes der Mainzer Linien zuſchrieb. 1796 und 1797 bedurfte man eben ſo ſehr ſeiner diplomatiſchen Gewandtheit, als jener militäriſchen Talente in Polen, deſſen dritte und letzte Theilung ſo eben vollbracht war. Er arbeitete ſofort in dieſem Geſchäfte in Petersburg mit dem Oeſtreichiſchen Botſchafter Grafen von Cobenzl. 1797 nach dem Frieden von Campo Formio war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Demarcation der neu erworbenen Venetianiſchen Provinzen. Sein glänzendſtes Jahr war 1799, wo er, durch das ganz beſondere Zutrauen des Miniſters, Baron Thugut, Generalquartiermeiſter der vereinigten Ruſſiſch-Oeſtreichiſchen Armee in Italien war, welche Feldmarſchall Graf Suwarow-Rimninsky und durch Chaſteler bald auch Italinsky befehligen ſollte und die jetzt nach dem Tode des hoffnungsreichen Prinzen von Oranien interimiſtiſch der F. M. L. Baron Kray commandirte. — Unvergeßlich machen die Tage von Magnano, von der Adda und Trebbia Chaſtelers Namen in den Jahrbüchern der Oeſtreichiſchen Kriegsgeſchichte. Der kühne für unmöglich gehaltene Uebergang über die Adda bey Caſtel di Trezza entſchied die Gefangennehmung von Serruriers Corps und den ſchnellſten Einzug in Mailand. Er gab Chaſteler das Commandeurkreuz des Thereſienordens. An der Trebbia, wo die Armee von Neapel unter Macdonald vernichtet wurde, that Chaſteler in den ſchwierigſten Augenblicken Wunder der Tapferkeit. Die Art, wie er Suwarow zu nehmen und zu gewinnen wußte, ehrt eben ſo ſehr ſein Herz und ſeine Selbſtverleugnung im Dienſt, als ſeine kluge Gewandtheit und Menſchenkenntniß. In den Laufgräben vor Tortona erhielt er ſeine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Kartätſchenkugel in die Bruſt. Sie ſchien tödtlich. Obriſt Zach löſete ihn ab als Generalquartiermeiſter und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von ſeiner ſchweren Verwundung kaum geheilt, ſendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Commando nach dem Abgange des Erzherzogs Carl der in Italien ſiegreiche Kray unter übeln Vorbedeutungen und nach dieſem der Erzherzog Johann übernahm. Chaſteler erhielt eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er ſich ungemein beliebt machte und jene Freundſchaft mit dem Freiherrn von Hormayr, damaligen Hauptmann und Major der Tyroler Landwehr anknüpfte, welche ſpäter auf die Ereigniſſe von 1809 in dieſem Gebirgslande ſo entſcheidenden Einfluß gehabt hat. Als der nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Obercommando berufene Erzherzog Carl den Waffenſtillſtand von Stadt Steyer ſchloß, wurde Tyrol geräumt, und nur von Franzöſiſchen und Oeſtreichiſchen Sauvegarden in gleicher Anzahl beſetzt. Chaſteler commandirte die Oeſtreicher, Nanſouty und Demont die Franzoſen. In dieſer Ruhezeit entwarf Chaſteler vortreffliche Plane für die Fortification Tyrols, für die Organiſation der Landwehr und des Landſturms daſelbſt, und für Erzielung eines kriegeriſchen Geiſtes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris, um ſeine Ausſtreichung von der Niederländiſchen Emigrantenliſte und die Rückgabe oder Ablöſung ſeines Vermögens zu bewirken. Bonaparte nahm ihn in St. Cloud mit Auszeichnung auf, machte ihm die größten Complimente über den Italieniſchen Feldzug von 1799 und ließ ihn leidlicher als gewöhnlich aus ſeinen Angelegenheiten in den Niederlanden ſcheiden. Chaſteler fuhr mit ſeinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neu errichtete Jägerregiment, und beim Ausbruche des Krieges von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub

Digitized by Google

mit der Baierſchen Diviſion Deroy, der Marſch gegen Salzburg, die Vertreibung Marmonts aus Grätz waren allerdings dazu gemacht, ſeinen alten Ruhm zu erhöhen. — 1806 und 1807 bereiſete er mehrere Gegenden der Monarchie, inſonderheit Galizien und die Karpathen. 1808 wurde ihm die Befeſtigung von Komorn übertragen, die er mit ſeiner gewöhnlichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt das Commandeurkreuz des neu geſtifteten kaiſerlich Oeſtreichiſchen Leopoldordens, das Commando des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann commandirten Armee von Inneröſtreich gehörte und bei Villach und Klagenfurt aufgeſtellt war. Zum Theil war es nach Tyrol beſtimmt, und obwohl nur zum kleineren Theile, befahl dennoch der Erzherzog Johann, daß Chaſteler wegen ſeiner Localkunde dieſe Expedition perſönlich führe. Chaſteler und Hormayr waren nun die Seele der Inſurrection Tyrols und aller damit zuſammenhängenden politiſch-militäriſchen Verſtändniſſe und Verbindungen, die ſchnell zu den günſtigſten Reſultaten führten. Am 9. April 1809 rückten ſie nach Tyrol vor; der Aufſtand brach aus. Schon am 13. April war das ganze nördliche und mittlere Tyrol erobert, 8000 Feinde mit Kanonen, Bagage und Trophäen genommen, dem Feind die Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland abgeſchnitten. Nun vertrieb Chaſteler auch Baraguay d'Hilliers aus Trient, ſchlug ihn am 24. bei Volano, am 25. April war auch Welſchtyrol erobert und die Verbindung mit dem Heere des Erzherzogs Johann hergeſtellt. — Inzwiſchen war das Unglück bei Regensburg geſchehen. Chaſteler mußte ſich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Bonaparte, über die Capitulation der 8000 Franzoſen und Baiern in Inſpruck ergrimmt, *um ſo mehr* ergrimmt, als ſich durch ganz Deutſchland Spuren der bedenklichſten Gährung zeigten, wollte eine außerordentliche Rache nehmen und gab zu Enns einen Tagesbefehl, wodurch er einen gewiſſen Chaſteler, angeblich General in Oeſtreichiſchen Dienſten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzoſen und Baiern verübten Mordthaten und als Anſtifter der Tyroler Inſurrection in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu ſtellen und binnen 24 Stunden zu erſchießen befahl. Kaiſer Franz verordnete Repreſſalien gegen dieſen barbariſchen und völkerrechtswidrigen Befehl, der um ſo ſchändlicher war, als die Fürſorge für die Gefangenen und Verwundeten einer der erſten Gegenſtände war, womit Chaſtelers ritterliche Seele ſich beſchäftigte. — Die Baierſche Armee unter dem Marſchall Herzog von Danzig brach ein und wüthete mit Brand, Raub und Mord. Furchtlos wie immer, aber faſt zehnmal geringer an Macht, ging ihr Chaſteler entgegen, wurde aber am 13. Mai bei Wörgl aufgerollt und gänzlich zerſprengt. Nun zog er ſich in die Centralpoſition des Brenners. Indeſſen war Tyrol von allen Seiten abgeſchnitten, der Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog Johann von Villach hinweg, und ſuchte den nächſten Weg zu dem inzwiſchen bei Aſpern geſchlagenen Napoleon. Chaſteler brach, ſo wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, wo General Buol zurückblieb und drang durch Kärnthen und Unterſteyer nach Ungarn. Nach Beendigung des Krieges ſtand er eine Zeit lang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 F. Z. M., Gouverneur von Thereſienſtadt und übernahm Dresden, als die Convention gemißbilligt wurde, die Klenau mit Gouvion-Saint-Cyr geſchloſſen hatte. Nach dem Frieden erhielt der

Digitized by Google

hochverdiente Mann den Ehrenpoſten eines Militärgouverneurs in Venedig.

* XXXIII. Ernſt Julius Walch,

Superintendent zu Salzungen.

geb. den 28. Auguſt 1751.
geſt. den 15. Mai 1825.

Sein Vater war der Handſchuhmacher Jakob Friedrich Walch zu Salzungen im Herzogthum Sachſen-Meiningen, welcher 1786 ſtarb mit dem Lobe eines rechtſchaffenen Mannes; ſeine Mutter Dorothea Regina geb. Stieler von Oepfershauſen; ſeine daſigen Lehrer waren Dahlhoſt, Lorey, Roſe, Diener und Silchmüller. Ob er gleich das Handwerk ſeines Vaters ſchon ziemlich gut gelernt hatte und außerordentlich ſchnell arbeitete; ſo wurde er doch noch zum Studiren beſtimmt, wozu beſonders außer ſeinen vorzüglichen Fähigkeiten auch die Abſtammung von väterlicher Seite aus einer Familie, welche mehrere würdige Gelehrte und Geiſtliche, z. B. auch die Walche zu Jena und Göttingen aufgeſtellt hatte, nähere Veranlaſſung gab. Im Jahr 1767 am Montag nach Johannis brachte ihn ſein Vater auf das Lyceum in Meiningen. Er kam als Veteranus nach Prima, aber ſchon nach 4 Wochen nach Selecta und erhielt 1768 den Henſlingiſchen Freitiſch. Seine Lehrer in Meiningen waren: Hopf, nachmal. Conſiſtorialrath und Superintendent, Emmrich, nachmal. Archidiaconus zu Meiningen und Volkhart, der als Superintendent zu Schalkau ſtarb.*) Bei der durch langwierige Kränklichkeit des Vaters verurſachten Armuth der Eltern war er während der Ferienzeit in Salzungen zu Handſchuhmacherarbeiten genöthigt, um ſich auf der Schule den dürftigſten Unterhalt zu verſchaffen. Dadurch erwarb er ſich allgemeine Achtung in ſeiner Vaterſtadt, aber auch Theilnahme und Unterſtützung zu ſeinem weitern Fortkommen. Während ſeines Aufenthaltes in Meiningen brachte ihn ein durch Anſteckung zugezogener Hautausſchlag und die dagegen angewandten falſchen Mittel dem Tode nahe und ſeine Geneſung erfolgte nur langſam. Am 3. Oct. 1770 hielt er ſeine öffentliche Abſchiedsrede in latein. Sprache, de auxiliis et impedimentis cognitionis philosophicae, konnte jedoch aus Mangel an Gelde nicht noch in dieſem Jahre Meiningen verlaſſen und trat daher noch einmal am 13. März 1771 zur Gedächtnißfeier Henflings, des Stifters des Convictoriums, mit einer lateiniſchen Rede auf: de studiis summorum principum personis non indignis. Er erhielt bei Gelegenheit dieſer Reden in den gedruckten Programmen ſeiner beiden Lehrer, Hopf und Emmrich, das rühmliche Zeugniß, daß er ſich durch ſeine Lernbegierde, Geſchicklichkeit und gutes Betragen während ſeines ganzen Aufenthaltes auf dem Lyceo des Beifalls ſeiner Lehrer würdig gemacht. Endlich am 17. April 1771 bezog er mit einem Vermögen von 25 Rthl. die Univerſität Jena und wohnte mit ſeinem Freunde Michel bei dem Kirchenrath Walch. Durch das Convict und den freien Beſuch der Collegien erhielt er hier eine große Erleichterung ſeiner Studien, wodurch ihm die große Theuerung, welche auch in Jena 1771 und 72 herrſchte, weniger fühlbar wurde. Sämmtliche theologiſche Vorleſungen hörte er bei Danov *); Logik,

---

*) Seine Biographie ſtehet im N. Nekrol. 1r Jhrg. p. 32.

---

*) Danovs unglückliches Ende am 18. März 1782 erſchütterte ihn außerordentlich und jedes Jahr bis an ſeinen Tod machte er es ſeinem Bruder, dem jetzigen wür-

Metaphyſik und philoſophiſche Moral bei Hennings; Naturrecht bei Ulrich; Staatengeſchichte und kanoniſches Recht bei Schmidt; reine Mathematik, Phyſik und Algebra bei Wiedeburg; angewandte Mathematik bei Succow; ferner hörte er noch außer Homiletik, Katechetik und Hebräiſchen Syntax bei Semler, Faber und Schmidt; Vorleſungen über Archäologie, Naturgeſchichte und Botanik bei Wolf und Gruner, ſo wie über die Diät der Gelehrten bei Mayer. Weil er einmal Lehrer an einer Schulanſtalt werden wollte; ſo trieb er die lateiniſche Sprache mit großem Fleiße und wurde ſchon im erſten halben Jahre als Mitglied der lateiniſchen Geſellſchaft umſonſt aufgenommen; auch war er in den zwei letzten Jahren Bibliothekar und zweiter Secretär der Geſellſchaft. *) Auch erhielt er in ſpätern Zeiten, 1815, das Diplom als Ehrenmitglied der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena. Ferner beſorgte er die Correctur der Jenaiſchen gelehrten Zeitung und fertigte die gelehrten Berichte, wofür er jährlich 12 Rthl. bekam. Für ſeine Wohnung zahlte er nichts, da ihn der Kirchenrath Walch als Vetter liebte und ſchätzte und er deſſen Bibliothek beaufſichtigte, auch die Correſpondenz mitbeſorgen half. Nach und nach erhielt er aus dem Vaterlande 5 Stipendien, und ſo gelangte er dahin, daß er 1773 nach wohlbeſtandenem theologiſchen

---

digen, auch als ehemaliger Lehrer am Lyceo in Meiningen ſehr verdienten Adjunctus Johannes Walch in Schweina bei Altenſtein in Briefen bemerklich, weil er ihm beſonders viel zu danken hatte.

*) Die latein. Sprache übte er fortwährend und ſchrieb darin meiſterhaft. Klaſſiſches Latein war ihm wahrer Leckerbiſſen und daher ſchätzte er die Arbeiten Eichſtädts und Dörings überaus hoch und ließ alles kommen, was ſie darin ſchrieben.

Examen in die Zahl der Meiningiſchen Candidaten aufgenommen wurde. Ob er nun gleich bereits zu einer Hofmeiſterſtelle nach Warſchau empfohlen worden war; ſo ging er doch noch ein Jahr nach Jena. Um dieſe Zeit hatte er von ſeinem ehemaligen Lehrer Volkhart einen Brief erhalten, worin er ihm ſchrieb, daß eine gewiſſe Geſellſchaft (es war, wie er erſt 1½ Jahre nachher erfuhr, die Freimaurergeſellſchaft in Meiningen, Charlotte zu den 3 Nelken) einen Candidaten auf ihre Koſten in die Oberlauſitz ſchicken wolle, um mehrere wohleingerichtete Schulen und die Lehrmethode daſelbſt kennen zu lernen, um die künftigen Landſchullehrer im Meiningiſchen damit bekannt zu machen. So dunkel und räthſelhaft ihm auch der im engſten Vertrauen an ihn ergangene Antrag zu dieſem Unternehmen war; ſo willigte er doch ein. Lange hörte er nichts weiter von dieſer Angelegenheit und deshalb nahm er den 1. Nov. 1774 die Hofmeiſterſtelle bei den Kindern des damaligen Hauptmanns und nachherigen Generallieutenants Wolfs von Todenwarth auf der Todenwarth, einem adelichen Gute unweit Salzungen, an, blieb daſelbſt aber nur bis d. 1. Jan. 1775; denn ganz unerwartet erhielt er Weihnachten 1774 abermals ein Schreiben von Volkhart mit der Nachricht, daß er nunmehr im Auftrag der Geſellſchaft nach der Lauſitz reiſen und in Meiningen das Weitere erfahren ſolle. Zwar etwas in ſeinem Entſchluſſe wankend, wurde er 3 adelichen Mitgliedern der Loge vorgeſtellt, wobei auch ein Prinz zugegen war. Er verſprach, dem Rufe zu folgen, mußte aber erſt noch am 3. Epiphanias 1775, als eben Landtag war, in der Schloßkirche predigen, weil man auch ſeine Predigertalente kennen lernen wollte. Nachdem er hierbei allgemeinen Beifall gefunden hatte, reiſete er im Februar deſſelben Jahres mit

12 Louisd'or Reiſe- und wöchentlich 1 Rthl. Taſchengeld ab. In Meiningen und in der Umgegend erregte ſeine Verſendung großes Aufſehen und viel Gerede. Jedermann, auch Geiſtliche, hielten das ihm aufgetragene Geſchäft für gefährlich und ſahen es gar als eine Veränderung ſeiner Religion an. Selbſt ſein Vater war von unverſtändigen Menſchen ſo ſehr wider die Sache eingenommen worden, daß er ihm die auffallendſten Vorwürfe machte. Aber er blieb ſeinem Entſchluſſe, welchen er in der redlichen Abſicht, Gutes zu erlernen und zu verbreiten, gefaßt hatte, treu und freute ſich noch im Alter der zu jener Zeit bewieſenen Selbſtverleugnung und Standhaftigkeit. Am 11. Februar 1775 reiſte er von Meiningen ab, blieb einige Tage in Leipzig, wo er mit Eck, Erneſti, Cruſius und andern Profeſſoren bekannt wurde und die Anſtalten und Merkwürdigkeiten der Stadt, vor allen aber die gräflich Hohenthalſche Schule daſelbſt, in Augenſchein nahm. Daſſelbe geſchah in Dresden, wo er unter andern vornehmen und ausgezeichneten Männern auch den durch ſeine Daktyliothek berühmten Lippert kennen lernte, ſo wie die Lehrer an der Armen- und Freimaurerſchule in der Friedrichsſtadt. Dieſer Schule wegen hielt er ſich 5 Tage länger in Dresden auf und beſuchte ſie täglich. Von Dresden reiſte er nach Bauzen, dann nach Teichnitz, ein Dörfchen und Gut des Conſiſtorialpräſidenten von Hohenthal, an welchen er empfohlen war. Hier lernte er die Schulen auf den Gütern kennen und erhielt Schulbücher aus dem Intelligenzcomptoir zu Leipzig unentgeldlich. In Lautitz verweilte er 5 Tage bei dem Stiftsverweſer von Gersdorf, welcher ihm die vorzüglich eingerichteten Schulen zu Radmeritz, Tauchritz, Ober- und Niederlinde und zu Markersdorf zeigen ließ. Dann reiſte er ſelbſt mit ihm nach

Görlitz und von da ins Stift Joachimſtein, *) wo er den 3. März 1775 ankam und eine liebevolle Aufnahme und die ausgezeichnetſte Behandlung genoß. Den Tag über beſuchte er die Schule des Magiſter Frenzel in Radmeritz, ſtudirte die beſten Schulſchriften, war in den gebildetſten Geſellſchaften und beaugenſcheinigte die Schulen und Merkwürdigkeiten der Gegend, z. B. Herrnhut. Nach einem faſt viermonatlichen Aufenthalt in der Lauſitz begab er ſich von da am 12. Jun. zunächſt nach Halle, wo er das Waiſenhaus mit allem dazu Gehörigen ſah und die Bekanntſchaft von Semler, Nöſſelt, Gruner und Griesbach machte. Bei ſeiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er den Befehl, *einen Entwurf, wie Landſchulen am glücklichſten verbeſſert werden könnten*, auszuarbeiten. Da die Ausführung des Vorhabens mehrere und größere Schwierigkeiten fand, als man vorher gedacht hatte, ſo mußte er zuvor noch im Jahre 1775 in Meiningen eine Schule errichten, welche aus adelichen Kindern beſtand, wozu nachher auch einige bürgerliche Häuſer traten. Außer freien Mittagstiſch bekam er als künftiger Lehrer des Seminariums 130 Rthl. aus der Schulcaſſe und anſehnliche Geſchenke von den Eltern der Zöglinge. Seine vornehmſten Gönner waren die Geheimenräthe von Eyben und von Türk. Er hielt mehrere öffentliche Examina vor zahlreichen und glänzenden Verſammlungen, wobei zuweilen ſelbſt fremde fürſtliche Perſonen zugegen waren und ſeiner Schule, welche trefflich gedieh, Aufmunterung und Geſchenke angedeihen ließen. Man ſehnte ſich jetzt mit dieſem Inſtitute allgemein aus, das man früher verkannt hatte. Der damalige Herzog Ferdinand von Braunſchweig, außer ſeinen Heldenthaten auch bekannt durch ſeine unermüdete Wirkſamkeit als Maurer, hatte auch einem ſolchen Examen beigewohnt und unterſtützte von dieſer Zeit an das zu errichtende Seminar alljährlich bis an ſeinen Tod mit 100 Rthl., die zu einer Beſoldungszulage für Walch benutzt wurden, mit dem der Herzog von jetzt an in einen Briefwechſel trat.

---

*) Adel. v. Zieglerſches freiwilliges Fräuleinſtift bei Radmeritz, zwiſchen Görlitz und Zittau.

Sobald dieſe Schule errichtet war, ſchritt er raſch auch zur Einrichtung des Schullehrerſeminariums. Am 14. Mai 1776 ward es feierlich eingeweiht und Walch zugleich Director und erſter Lehrer des Seminars mit dem Titel eines Katecheten und dem Range eines Landgeiſtlichen. Da für das Seminarium eine Experimental- und eine Normalſchule nöthig war: ſo wurden 14 arme Knaben dazu angenommen und von der Loge gekleidet und verköſtigt. Auch dieſe Schule richtete Walch ein, ſo wie ſpäterhin, als dieſelbe einging, eine Schule für die Kinder der Hofofficianten und Bedienten. 1780, den 7. Mai, wurde er Waiſenpfarrer mit Beibehaltung dieſer Anſtalt, wodurch ſeine Beſoldung verbeſſert und zugleich ein Lokale für ihn und das Seminarium gewonnen ward, deſſen Unterrichtsſtunden bisher in einem Privathauſe gegeben wurden. In beiden Functionen wirkte er bei ſeiner ihm eigenen Thätigkeit viel Gutes. Nun konnten die Landſchullehrerſtellen mit ſeinen Seminariſten beſetzt werden, und alle ſeine Schüler zeichneten ſich aus durch gründliches Wiſſen, eine gute Lehrmethode, Fleiß und Ordnungsliebe. Auch als Prediger hatte er großen Beifall und ſeine kleine, alte Waiſenkirche war ſtets mit Zuhörern aus allen Ständen überfüllt. Sein hoher Gönner, der damals regierende Herzog Carl, deſſen Lieblingsprediger er war, beehrte ihn oft mit Beſuchen in ſeiner Wohnung und ſchrieb ihm häufig Handbillets, die nicht ſelten Bezug auf die zu haltende Gottesverehrung hatten. Mit eben dieſem Herzoge arbeitete er auch viel im liturgiſchen Fache und alle damaligen Abänderungen floſſen aus ſeiner Feder. Im Jahr 1786 erlangte er den Rang und das Prädikat eines Adjunctus und 1788 die Exſpectanz auf die Superintendentur Salzungen; den 24. Auguſt 1792 ward er Hypodiakonus der Stadtkirche zu Meiningen und Pfarrer der beiden damit verbundenen Filiale Helba und Welkershauſen, aber ſchon den 2. Jun. 1793 trat er ſeine Superintendentur zu Salzungen an, welches letztere Amt er 32 Jahre lang rühmlich bekleidete. Im Jahr 1782 hatte er ſich mit der zweiten Tochter des Meiningiſchen Kirchenprobſtes, Oberbürgermeiſters und Landſchaftsdeputirten Deecken, Johanna Margaretha, verehelicht, mit welcher er in einer faſt 43jährigen glücklichen Ehe 9 Kinder zeugte, nämlich 3 Söhne und 6 Töchter, von welchen aber nur noch 1 Sohn *) und 4 Töchter leben, von welchen die eine bereits den Gatten **) verloren, in welchem Walch einen überaus würdigen und lieben Schwiegerſohn beweinte.

Sein Charakter zeichnete ſich durch folgende Eigenſchaften aus: 1) Seinen Gemeinden war er der treueſte Seelſorger, nicht blos auf der Kanzel, ſondern auch am Kranken- und Sterbebette; nicht blos durch Wort und Lehre, ſondern auch durch das muſterhafteſte Beiſpiel eines ächt evangeliſchen Wandels. Seinen Untergebenen war er als Superintendent der freundlichſte und dienſtfertigſte Helfer und Rathgeber, ſelbſt mit Aufopferung der zu eigenen Arbeiten oft höchſt nothwendigen Stunden. Freudig zollte er dem fleißigen redlichen Manne, der ſeine Dienſtpflicht mit Treue erfüllte, das gebührende, ermunternde Lob und empfahl ihn ſeinen Obern; aber auch ernſt und ſtrenge war er gegen die, welche leichtſinnig ihr Amt vernachläſſigten oder deren Wandel nicht mit der Lehre übereinſtimmte, die ſie verkündigen ſollten. Nichts konnte ihn mehr zum Mißmuth ſtimmen, als wenn all ſeine Ermahnungen fruchtlos waren und er irgend einen Tiefgeſunkenen mit all ſeiner Liebe nicht wieder für das Heilige ſeiner Dienſtpflicht gewinnen konnte. Er beſaß einen außerordentlichen und ſeltenen Grad von Beweglichkeit, ohne daß das geſetzte Weſen im Mindeſten darunter litt. Er war, weil ſein Kopf beſtändig, auch in Geſellſchaften beſchäftigt war, mehr zum Ernſte geneigt, ſprach überall über Gegenſtände des Wiſſens und der Gelehrſamkeit und trug beſtändig Manuſcripte ſeiner neueſten Geiſtesarbeiten bei ſich, die er entweder ſich ſelbſt vorlas und im Vorleſen verbeſſerte, oder Andern theils zur Belehrung, theils zur Beurtheilung mittheilte. In allen ſeinen Bewegungen und Handlungen war reges Leben. Wenn er nicht ſchrieb oder eben kein ernſtes Buch las, ſo ging er faſt beſtändig im Zimmer auf und ab, denn gehend wurden in der Studirſtube und auf Spaziergängen faſt alle ſeine Predigtdiſpoſitionen entworfen, meditirt und memorirt. Dieſer nie ruhenden Beweglichkeit wegen zog er auch die Fußreißen allen andern vor, denn Bewegung war ſein Leben und in der Kutſche ward es ihm nur zu bald zu enge. Auch führte er einen ſtarken Schritt und ſeine Begleiter fühlten dieſes oft ſehr, aber er bequemte ſich ſogleich gerne wieder nach ihnen. 2) Seine Thätigkeit war außerordentlich und ſeine Arbeiten faſt unbegreiflich. Daher fällte nach ſeinem Tode ein würdiger Vorgeſetzter, der ſeine Thätigkeit in allen Zweigen ſeiner Amtsführung kannte, das in Wahrheit verdiente Urtheil von ihm: „einen thätigern Superintendenten, der ſeine Berufsgeſchäfte treuer und pünktlicher „erfüllte, als Er, kann es nicht geben." Außer ſeinen vielen Berufsarbeiten in Meiningen und Salzungen, an welchem letztern Ort die Schulen während ſeines Superintendentenamtes eine neue Organiſation erhielten, wobei er überaus thätig war, übernahm er auch noch viele literariſche Arbeiten und hatte eine ſehr ausgebreitete Correſpondenz mit vielen berühmten Männern faſt in allen Theilen Deutſchlands, ſogar in Holland. Dennoch genoß er das Glück, immer geſund zu ſeyn, und nur einmal, verſchiedene Jahre vor ſeinem Tode, wurde er krank. 3) Muſterhafte Pünktlichkeit und Ordnungsliebe war ihm gleichſam zur anderen Natur geworden, und in ſeinen Schränken und Schreibepulten war Alles ſo ſchön geordnet, bezeichnet und aufgeſchrieben, daß nach ſeinem Tode auch nicht die geringſte Verlegenheit eintrat. 4) Er hielt feſt an der Wahrheit und an ſeinen Ueberzeugungen, und war ein erklärter Feind aller Unrichtigkeiten, ſo daß ſeine beharrliche Wahrheitsliebe manchmal den Schein des Eigenſinns hatte. Daher war er auch ſo aufrichtig, ja, ich möchte ſagen, offenherzig im Umgange, und Alles, was er ſprach, war der reine Ausdruck ſeiner Ueberzeugung und ſeiner Geſinnungen, denn dieſe konnte er nicht verfehlen, auch wenn er bei Manchem anſtoßen ſollte. 5) Zur Gefälligkeit und Freundſchaft war er ſehr willfährig und geneigt. Enthuſiaſtiſch, ſelbſt in den Stunden der Nacht, bemühte er ſich, diejenigen zu befriedigen, welche in irgend einer Sache Aufſchluß von ihm verlangten. Grollen und zürnen mit Jemanden: das konnte er nicht; und ſich rächen: das war ihm unmöglich. In der Freundſchaft war er feſt und treu und hielt dauernd an allen, die er lieb gewonnen und als redlich erkannt hatte. Seine innigſte und faſt vor 40 Jahren ſchon geſchloſſene Freundſchaftsverbindung fand mit dem Generalſuperintendent Vierling in Meiningen Statt, mit dem er wöchentlich Briefe wechſelte. Mehrere Jahre vor ſeinem Ende überſendete er mehreren ſeiner ältern und jüngern vertrauten Freunde ein Buch aus ſeiner Bibliothek, zum Andenken, wenn er vielleicht bald aus dem Kreiſe ſeiner Freunde ſcheiden würde. Die innigſte Liebe hegte er zu ſeinem Bruder, dem Adjunctus Walch in Schweina, welchen er auch ſchon auf Schulen und Univerſitäten ſo viel und nachdrücklich unterſtützte, daß er eigentlich nur durch ſeinen Beiſtand ſeine Studien fortſetzen konnte. 6) Ferner zeigte ſich an ihm eine ſeltene Uneigennützigkeit und Unparteilichkeit. Nie ließ er ſich durch Geſchenke oder Freundſchaftsverhältniſſe zu irgend etwas bewegen; alles mußte nach Tüchtigkeit und nach dem ſtrengſten Rechte entſchieden werden. Selbſt Verwandte waren froh, wenn ſie durch ſeine Unparteilichkeit nicht in Gefahr kamen, verletzt zu werden. Aechten Deutſchen Sinnes und vor Allem feſtanhangend ſeinem Fürſtenhauſe und dem Sachſenlande, hegte er 7) eine beſondere Liebe zum Volke, denn er kannte das viele Gute, welches in demſelben liegt. In Salzungen war er daher auch als eigentlicher Bürgerfreund anerkannt und mit allgemeiner Liebe dafür belohnt. Den Armen der Stadt und Diöces half er mit der größten Bereitwilligkeit und wurde auch durch den ungeſtümen Andrang nicht müde und verdrießlich. Er verwaltete ſelbſt mehrere zur Unterſtützung der Armen beſtimmte Caſſen, kannte alle Stipendien und Stiftungen des Innlandes und viele des Auslandes, und war ſtets bereit, allen, welche Anſprüche auf ſolche hatten, mit Rath und That unentgeldlich entgegen zu kommen. Seine Lebensart war höchſt einfach. Späteſtens früh 6 Uhr begann er ſeine Thätigkeit und ſetzte ſie des Abends bis 7 oder 8 Uhr fort. Bis 10 Uhr beſuchte er Freunde und Bekannte. Im Genuſſe der Speiſen und Getränke war er mäßig, daher er ſich einer guten Geſundheit erfreuete.

---

*) Collabor. Miniſter. und Quartus zu Salzungen.

**) Pfarrer Behlert in Immelborn bei Salzungen.

Zu den ſchriftlichen Denkmalen, die er von ſich hinterließ, gehören unter andern: die neuen, nach eigenem Plan trefflich eingerichteten Kirchenbücher der Stadt Salzungen nebſt Seelenregiſter derſelben; ſeine kleine und große topographiſche Beſchreibung des Meiningiſchen Landes; ſeine herrliche Beſchreibung des Salzwerkes zu Salzungen (noch im Manuſcript und jetzt von der Pfännerei erkauft); die Gebete für das Salzwerk; das allgemeine nachmittägige Kirchengebet in dem Meiningiſchen Unterlande; viele Predigtdiſpoſitionen in Beyers Predigermagazin; mehrere Aufſätze im allgem. Anzeiger der Deutſchen und in der Nationalzeitung der Deutſchen in den Meiningiſchen Taſchenbüchern und im neuen Nekrolog der Deutſchen; *) mehrere bei beſondern Gelegenheiten gehaltene Predigten. Ein Freund der Geſchichte, hatte er ſich beſonders mit der Sächſiſchen Geſchichte vertraut gemacht und die wichtigſten Werke dazu angeſchafft; in die vaterländiſche Geſchichte aber war er ganz eingeweiht. Eben ſo kannte er die Genealogie einzelner nur irgend bekannter Familien auf's Genaueſte. Unter ſeinem literariſchen Nachlaß müſſen ſich ſchätzbare Arbeiten,

---

*) Namentlich das Leben ſeines Lehrers Volkhard in Schalkau im 1. Jahrg.

vorzüglich in Hinſicht der vaterländiſchen Geſchichte, befinden. Eine vorzügliche Beachtung verdienen in dieſer Hinſicht ſeine vielen geſammelten Nachrichten zu einer neuen Bearbeitung und Fortſetzung von Weinrichs Kirchen- und Schulenſtaat des Fürſtenthums Henneberg, ſo wie die Nachrichten zu einer weitläuftigeren Bearbeitung der von ihm im Meiningiſchen gemeinnützigen Taſchenbuche gelieferten Biographie Haſſels, ſeine vielen mit Mühe verfertigten Stammbäume und noch ſo manche von ſeinen öffentlich gehaltenen Reden.

Die Urſache ſeines Todes war ein vieljähriger, ſehr ſtarker Bruch, Verſtopfung und Entkräftung. Drei Tage vor ſeinem Hinſcheiden beſuchte er noch einen 1 Stunde von Salzungen wohnenden Freund, war dort heiter und vergnügt und entwarf mit ſeinem ihm noch einzig übrig gebliebenen Schulfreunde *) den Plan zu einer baldigen Reiſe nach Eiſenach. Doch ihm ſtand eine weitere Reiſe bevor. Er erkrankte Tags darauf, beſorgte jedoch ſeine Berufsgeſchäfte bis vor ſeinen Todestag. Seinem Verluſte floſſen viele Thränen, denn es war in ihm ein würdiger Mann aus dem Kreiſe ſeines ſegensreichen Wirkens geſchieden. Eine zahlreiche Leichenbegleitung folgte ſeinem Sarge in feierlicher Stille nach der Stadtkirche, wo ihm ſein würdiger Kollege, der Archidiakonus Kretzer, die Standrede hielt. Der Kirchhof zu Sankt Huſen birgt ſeine Hülle. Friede mit den Manen des Edlen! Sein thatenreiches, ſegenvolles Leben war eine fruchtbare Saat in dem Acker des Himmelreichs und der Weisheit; ſeine Werke folgen ihm nach; ſein Gedächtniß bleibt in Ehren, denn er iſt ja des Nachruhms ſo werth! —

---

*) Pfarrer Schmidt in Witzelrode.

Meiningen. Dr. Ihling.

* XXXIV. Johann Gottfried Kneſchke,

Doctor der Philoſophie, Conrector am Gymnaſium und Bibliothekar der Rathsbibliothek in Zittau.

geb. zu Zittau am 2. December 1766 und
geſt. daſelbſt am 15. Mai 1825.

Sein gleichnamiger Vater — von Wendiſcher Abkunft, wie auch der Name zeigt — war Bürger und Seifenſieder in Zittau, ſeine Mutter Chriſtiana Roſina, geborne Gutbier. Beide Eltern gaben, als fromme und rechtſchaffene Leute, ihren vier Kindern eine gute, chriſtliche Erziehung und das beſte Beiſpiel. Leider hatten ſie durch das Bombardement ihres Wohnorts im ſiebenjährigen Kriege 1757 ſehr gelitten: ſo daß ſie äußerſt kümmerlich ſich ernähren mußten. Die Vorſehung aber, der ſie feſt vertrauten und dies Vertrauen ihren Kindern frühzeitig einflößten, ließ ſie nicht zu Schanden werden; und ſie genoſſen das Vergnügen, ihren erſtgebornen Sohn am 11. April 1773 in die ſechſte Claſſe des Zittauer Gymnaſiums aufnehmen zu ſehen. Hier entwickelten ſich, bei großer Lernbegierde, dermaßen ſeine ſeltenen Fähigkeiten, daß ihm die Lehrer riethen, ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften zu widmen. So ſchwer dies nun ſeinen Eltern, bei ihren dürftigen Umſtänden, wurde, ſo willigten ſie doch gern darein und er ging in die dritte Claſſe des Gymnaſiums über, worin damals die eigentliche Vorbereitung zur Hochſchule begann. Ununterbrochen und mit raſtloſem Fleiße genoß er den Unterricht von Gerlach, Hübner, Spitzig, Göſſel, Jary, Frühauf, Müller, Richter und Sintenis: ſo daß er, in ſeinem 21. Jahre, 1787 die Univerſität Leipzig beziehen konnte, deren akademiſches Bürgerrecht ihm von dem Profeſſor der

Mathematik Borz, als damaligem Rector, ertheilt ward.

Was für ein guter Wirth unſer Kneſchke war, erhellet daraus, daß er ſich während ſeiner Schuljahre zweihundert Thaler für die Univerſität geſammelt hatte. Die Vorſicht ſchenkte ihm, gleich als er auf das Gymnaſium kam, wohlthätige Herzen, die ihm das erſetzten, was ſeine Eltern, wenn ſie in einer glücklicheren Lage geweſen wären, gern ſelbſt gethan hätten, es aber, wie geſagt, leider! nicht im Stande waren. Unſtreitig begründeten auch dieſe Beweiſe einer für ihn ſorgenden Allgüte ſeine Frömmigkeit immer mehr. Den Höchſten preiſend, erwähnte er noch in ſpätern Jahren jener ihm, als Schüler, in nicht geringem Maße zugefloſſenen Unterſtützungen, welche er inſonderheit dem Conrector Johann Chriſtoph Müller und deſſen wirkſamer Empfehlung an wohlhabende Zittauer Familien verdankte. Auch hatte er ſich durch Stundengeben, z. B. im Hauſe des Scabinus Stremel, und als Sänger in der Dreifaltigkeitskirche, mehrere Jahre lang Etwas verdient.

In Leipzig, wo er ſich der Theologie und Philologie widmete, traf ihn das Glück, gleich im erſten Halbjahre das mittlere Sylverſteiniſche Stipendium auf drei Jahre zu erhalten, wodurch er während ſeiner akademiſchen Laufbahn vor drückenden Nahrungsſorgen geſchützt wurde und er ſeinen Wunſch erfüllt ſah, ohne Unterbrechung durch Privatunterricht ſeinem Studium ſich widmen zu können. Dieſes betrieb er unter den hochverdienten Männern Morus, Burſcher, Roſenmüller, Dathe, Reiz, Erneſti, Eck, Keil und Beck, von denen nur dieſer letztgenannte noch lebt und noch lange zum Nutzen und Ruhme jener Univerſität leben möge! — Erſter gewann unſern Kneſchke,

Digitized by Google

bei der Gelegenheit, da er, wegen des gedachten Stipendiums ſein Examinator war, ſehr lieb. Zur Prüfung hatte er Math. Kap. 10. V. 21 bis 36 gewählt und Kneſchke war ſo glücklich geweſen, ihm keine Frage unbeantwortet zu laſſen und von den Lippen des grundgelehrten, vortrefflichen Mannes einigemal: Optime! zu vernehmen. Der Beifall ſolcher Lehrer konnte für den ehrbegierigen Jüngling keinen andern als den beſten Erfolg haben, der in ſeinem ganzen folgenden Leben ſich zeigte. Wenige werden ihre Univerſitätszeit ſo gut anwenden. Eiſern war ſein Fleiß, außer ſeinen Hauptſtudien beſchäftigte er ſich auch eifrig mit Erlernung neuerer Sprachen und benutzte die gute Gelegenheit, die er hatte, täglich ſeine literariſchen Kenntniſſe zu vermehren. Er fand das: Prima eruditio nosse libros, welches ſein Lehrer Eck in den fruchtbaren und angenehmen Vorleſungen über die Gelehrtengeſchichte — die jetzt ſo ſchmerzlich auf jener Hochſchule vermißt werden — ſehr nachdrücklich einſchärfte, ſo unumgänglich nothwendig für den wahren Gelehrten, daß er nichts verſäumte, ſich Bücherkenntniß zu erwerben und damals ſchon gute Schriften ſich anſchaffte. Seine ins Weite gehende Pünktlichkeit und Ordnung kamen ihm dabei vortrefflich zu ſtatten. Noch in ſeinem Alter rechnete er es, mit Recht, ſich zum Verdienſt an, das aes alienum, ungeachtet ſeiner dürftigen Umſtände, nicht gekannt zu haben und freute ſich der Früchte ſeiner Sparſamkeit, deren erſte unſtreitig ſeine auserleſene, für einen Privatmann höchſt bedeutende Bücherſammlung war, der er die größten Opfer gebracht hatte.

Kneſchke würde, nach 1790 in Leipzig rühmlich vollendeten Studien, ſehr gern daſelbſt Magiſter geworden ſeyn, ſich der Academie gänzlich gewidmet und da ohne Zweifel nicht wenig geleiſtet haben, hätte er nur etwas eigenes Vermögen beſeſſen; aber, weil dieß nicht der Fall war, ſandte er eine Probeſchrift: De interna religionis Christianae indole, perpetuam illius durationem praestante, nach Wittenberg und hielt um die dortige Magiſterwürde an, die ihm auch mit Vergnügen ertheilt ward: denn in der That war er ein ſeltener Wittenberger Magiſter, der dieſem Namen zu wahrer Ehre gereichte.

Hierauf kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück und ward daſelbſt Hauslehrer bei dem Scabinus, nachmaligem Stadtrichter Seyfert, wo er in recht angenehmen Verhältniſſen lebte, und damals auch, da er Mitglied des Zittauiſchen Predigercollegiums geworden war, mehrmals mit eben ſo vielem Vergnügen für ſich — denn er ſprach gern an geheiligter Stätte — als mit ausgezeichnetem Beifalle ſeiner Zuhörer, die Kanzel betrat. Dennoch bewog ihn ſeine Liebe zur Philologie und zum Dociren nach dem Tode des Subrectors Jary, um deſſen Stelle anzuhalten. Daß er, der ganz dazu paßte, ſie erhielt, war ein Glück für das Gymnaſium. Am 7. Mai 1792 ward er dazu ernannt und am 5. Juni deſſelben Jahres vom Director Sintenis in ſein neues Amt eingeführt. Die erſte Schrift, welche er in demſelben ſchrieb, war gleich ein ſchöner Beweis ſeines Beſtrebens, den Schülern zu nützen. Sie führt den Titel: Commentatio peculiaris cujusdam societatis cum Gymnasii nostri alumnis constituendae, cujus propositum in eo cernitur, ut ingenia ipsorum libris legendis contineantur, patrio sermone scriptis. Zittaviae, 1792. fol. Er machte durch ſie ſein Vorhaben bekannt, unter den Gymnaſiaſten einen Leſekreis für Deutſche Schriftſteller und eine kleine Bibliothek derſelben zu begründen. Glücklich ſetzte er dieſen, damals noch neuen Gedanken ins Werk und half dadurch einem nothwendigen Bedürfniß der Schüler ab, ſie mit ihrer Mutterſprache bekannter zu machen und ihnen deren Claſſiker kennen zu lehren. Nicht minder löblich war die Abſicht ſeiner andern Schulſchrift, die er in demſelben Jahre und Formate unter dem Titel: De lingua Graeca, haud raro doctorum culpa discentibus invisa, drucken ließ. Er ſuchte darin dem an den Schülern bemerkten Mangel an Liebe zu der Griechiſchen Sprache abzuhelfen.

In den erſten Jahren ſeines neuen, von ihm mit aller Liebe umfaßten Wirkungskreiſes, gab Kneſchke, außer den Lehrſtunden im Gymnaſium, auch Privatunterricht, namentlich im Hauſe des Kaufmanns Hirſchfeld, deſſen Familie überaus freundſchaftlich gegen ihn geſinnt war; und auch in ſeiner Wohnung ertheilte er beſonders in neueren Sprachen Unterricht. Seine Sprachkenntniß war wirklich bedeutend, da er nicht nur die alten Sprachen, mit Einſchluß der Hebräiſchen und ſämmtlicher dieſer verwandten Dialecte, ſondern auch die mehrſten lebenden Sprachen mehr als oberflächlich verſtand. Er brachte zu ihnen und überhaupt zu ſeinem Unterrichte eine ſtets ämſige Lehrluſt, nebſt großer Geduld mit und wußte ihn durch öftere, wohl angebrachte geſchichtliche, beſonders literarhiſtoriſche Notizen ſehr anziehend zu machen: ſo daß aufmerkſame Schüler von ihm ungemeinen Nutzen zogen. Außer der Philologie war er in der Hiſtorie und Literatur ganz einheimiſch. Jene hatte er, worüber nur eine Stimme iſt, im vollen Sinne des Worts, ganz inne, und ſuchte immer weiter den Kreis ſeiner Forſchungen auszudehnen. Dieſe erſtreckten ſich aber nicht blos auf die alte Geſchichte, ſondern er nahm auch an der Geſchichte des Tages den wärmſten Antheil und ſtudirte ſie, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte. Daß er ein eifriger Zeitungsleſer war, erhellet aus dem Geſagten; und wer ihn dabei ſtörte, war ſein Freund nicht. Von den hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften umfaßte er insbeſondere die Erdbeſchreibung und Staatenkunde. Was die Literatur anlangt, ſo war er Literator im weiteſten Umfange und unter den Bücherkennern Deutſchlands gebührt ihm ein ehrenvoller Platz. In der Literatur der für ſeinen Studienkreis heterogenſten Fächer war er eben ſo bewandert, als in denen, die ihm zunächſt ſtanden, und leicht hätte er in dieſer Beziehung als Juriſt oder Arzt gelten können.

Daß er bei dieſen Vorzügen ſich ihrer bewußt war, würde gar nicht erwähnt werden, wenn ihm dieſes ſchöne Bewußtſeyn, die Frucht ſo vieler Mühe und großen Fleißes, nicht von manchen, als Stolz ausgelegt worden wäre, der doch ſeinem Gemüthe ſo fremd war und deſſen gänzlicher Ungrund ſchon damit bewieſen werden kann, daß er ſich der gelehrten Welt nie als Schriftſteller aufgedrungen hat, ſo ſehr er dazu berufen war und ſo viele Aufforderungen ihm dazu wurden. Seine vielen Gelegenheitsſchriften erfreuten ſich allgemeinen Beifalls und wurden von den entfernteſten Gelehrten verlangt. Daß ihm dieſe ehrenvolle Anerkennung des Werthes ſeiner literariſchen Arbeiten, eine ſchmeichelhafte Beurtheilung derſelben, ein verbindlicher Brief hinſichtlich ihrer vergnügten, war ſchon aus dem lebhaften Gefühle für Recht natürlich, das den Mann beſeelte, der doch das Mehrſte nur durch ſich und den gränzenloſeſten Fleiß geworden war, den freilich die glücklichſten Anlagen unterſtützt hatten, wobei es ihm aber doch ſchwer genug

Digitized by Google

geworden war, ſein Ziel zu erreichen. Das kleinſte Unrecht, dem Fremdeſten gethan, konnte Kneſchken heftig aufbringen und zum ſtärkſten Eiferer machen. Für das, was er einmal als recht erkannt hatte, glühte er, und freimüthig ſprach er ſich darüber aus. Die wenigen Feinde, welche er hatte, die ihm jedoch ſein Leben hinlänglich verbitterten, ſind auf dieſem Wege ſeine Gegner geworden und hierin liegt der Schlüſſel, daß ſein für Liebe ſo ganz geſchaffenes Herz gegen manche Verhältniſſe mit einem bittern Haſſe erfüllt werden konnte. Dieſer traf z. B. alles, was den Namen Rabuliſterei verdient.

Als Lehrer war Kneſchke, wenn man ihm ja etwas vorwerfen wollte, faſt zu gut. Als Mann, der, wie wir gehört haben, durch ehrnen Fleiß und glückliche Anlagen Gelehrter geworden war, hatte er die Ueberzeugung, Gelehrſamkeit laſſe ſich nicht erzwingen, und wo andre eiferten, ſagte er ruhig: Petrus currat. Uebrigens haben einige, — ob mit Recht, iſt eine andere Frage — an ihm getadelt, daß er ſehr am Alten gehangen habe. Wahr iſt es, die Märkiſche und Halliſche Grammatik, aus denen er in ſeiner Jugend Latein und Griechiſch gelernt, hatten bei ihm hohes Anſehen, und ſein Griechiſch ſprach er rein Reuchliniſch; wahr iſt, daß er gegen das Ueberſetzen ins Griechiſche eingenommen und, obgleich ſelbſt glücklicher Lateiniſcher Poet, ein Feind der auf Schulen getriebenen Versmacherei war. Doch, wo er ſich von etwas Beſſerem der neueren Zeit überzeugt hatte, da ergriff er es gewiß. So mußte der ehrliche Biedermann in ſeinen Hebräiſchen Lehrſtunden dem vortrefflichen Geſenius weichen, und gediegene Bereicherungen der Philologie machte er ſich gewiß ſehr bald eigen. Lernten doch ſeine Tadler ſo Lakein ſchreiben, wie er ſchrieb; verſtänden ſie doch ihr Griechiſch, wie er! — Mit Wohlgefallen hörte man die aufs ſorgfältigſte ſtyliſirten Gedächtnißreden, die er öffentlich hielt, und in denen er immer ein anziehendes Thema in elegantem Latein abhandelte. Bekanntlich werden auf dem Zittauiſchen Gymnaſium jährlich 2, oft auch 3 ſolcher Reden von Lehrern gehalten.

Bereits oben ward Kneſchkes lebhaften und guten Vortrags gedacht. Dieſer und andere auch ſchon angeführte ſchätzbare Lehrgaben machten ſeinen Unterricht ſehr nützlich. Abhold war er dem häufigen Dictiren und wollte lieber, daß ſeine jungen Freunde — denn dieß waren im eigentlichſten Verſtande alle ſeine Schüler, die ſich durch Moralität und Fleiß auszeichneten — die Lektion im Kopfe, als auf dem Papiere hätten. Deſſen ungeachtet hatte er zu mehreren ſeiner Lektionen Dictata abgefaßt, z. B. Lateiniſche für die vergleichende Erdbeſchreibung und Deutſche für die Geſchichte, die noch in den Händen ſeiner vielen Schüler ſich befinden und gewiß manchem von dieſen noch in ſpätern Jahren das Bild des frommen, ſtrengrechtlichen, gründlichen und unverdroſſenen Lehrers ins Gedächtniß rufen. Wie er dieß war, ſo war er auch der beſte, verträglichſte College, der ſtets bereit ſich zeigte, ſeinen Berufsgenoſſen gefällig zu ſeyn und wenn ſie durch Krankheit oder andere Umſtände von ihren Geſchäften abgehalten wurden, dieſe gern übernahm.

Als im Jahre 1802 der Conrector Müller in Ruheſtand verſetzt worden war, ward Kneſchke vom Zittauiſchen Magiſtrat zum Conrectorat dergeſtalt berufen, daß er bis zu Jenes Tode die Einkünfte des Subrectorats beibehielt, auch ward ihm deſſen Stelle als Bibliothekar an der Rathsbibliothek übertragen, der er, da er ganz dazu gemacht war, bis an ſein Ende muſterhaft vorſtand. So glücklich ihn nun, deſſen Steckenpferd von früheſter Jugend Literatur war, ſelbſt die Verwaltung dieſes Bücherſchatzes, der er die größte Sorgfalt widmete, machte, ſo äußerſt gefällig ließ er andere an demſelben Theil nehmen und kam jedem Wißbegierigen in dieſer Hinſicht auf das Bereitwilligſte zuvor. Der Rathsbibliothek verdankte er die froheſten Stunden, und eine ſchöne Frucht derſelben iſt ſeine „Geſchichte der Merkwürdigkeiten der Rathsbibliothek zu Zittau. Zittau und Leipzig, 1811. 8.“ Auch arbeitete er eine Schrift über die Incunabeln und alten Drucke aus, die auf gedachter Bibliothek ſich befinden. Dieſes ſchätzbare Werk, ſo wie vieles Andere, das er mit großem Fleiß ausarbeitete, blieb in ſeinem Pulte liegen. An der Herausgabe deſſelben hinderte ihn wahrſcheinlich die Furcht dabei eben ſo viel Schaden zu leiden, wie bei jener Geſchichte, die er auf ſeine Koſten hatte drucken laſſen.

Der Eheſtand, welcher in dieſem Leben ſo oft eine Belohnung oder Strafe iſt, war die erſtere für unſern Kneſchke. Er trat in denſelben am 29. Januar 1793 und der Gegenſtand der Liebe des wackern Mannes war Juliana Thereſe Kühn, einzige Tochter eines braven Zittauiſchen Kaufmanns, die treu die Sorgen für ſein kleines Hausweſen theilte, zu den Vorzüglichſten ihres Geſchlechts gehörte und ihn mit 2 Söhnen erfreute. Der ältere Karl Eduard ward am 27. October 1794 und der jüngere am 27. Auguſt 1798 geboren. An beiden erlebte er Freude. Jener kam, nachdem er in Leipzig fleißig Philologie ſtudirt hatte, als Collaborator 1817 an das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, und dieſer widmete ſich mit glücklichem Erfolge dem Studium der Medizin auf jener Univerſität. Am 11. November 1802 trennte der Tod die muſterhafte Ehe, indem die brave Gattin den erwähnten, aus geringer Einnahme entſpringenden Sorgen unterlag. Doch ſöhnte ſich in dieſer Hinſicht das Glück bald wieder mit unſerm Kneſchke aus, da er am 21. Juni 1803 die älteſte Tochter des ehemaligen praktiſchen Arztes zu Zittau, Dr. Karl Chriſtian Acoluth, Chriſtiana Juliana heirathete. Dieſe vortreffliche Gattin erſetzte ihm die Stelle der verlornen völlig und wurde ſeinen Söhnen die beſte Mutter. Glücklicher hätte er nie wählen können, und als Gatte und Vater war ſein Loos ſpäter beneidenswerth. Durch ein beſſeres Amt und die Glücksgüter ſeiner zweiten Gattin ging der frühere Mangel in wahren Wohlſtand über. Er kannte in den letzten 20 Jahren ſeines Lebens keine häuslichen Sorgen mehr und manche Verſagung, die er aus Gewohnheit ſich brachte, hätte er nicht nöthig gehabt. Dafür that er aber auch Alles an den Seinen; und als Familienvater kann er als ſchönſtes Muſter gelten. Willig hätte er den Seinigen ſein Letztes und Beſtes gegeben und ſeine aufopfernde Liebe für ſie ſchildern keine Worte. Sein größter Feind würde auf ihn als Familienvater und Menſch auch nicht den kleinſten Stein werfen können, und ſeine Schüler wußten es, daß es bei ihm hieße: Nicht nur nach meinen Worten, nach meinen Thaten richtet euch.

Daß unter den angeführten Verhältniſſen Kneſchke an den Freuden der Außenwelt, deren eigentlichen Werth er ſo richtig zu würdigen wußte, nicht hing, war wohl kein Wunder. Nie beſuchte er Geſellſchaften, nie wohnte er Vergnügungen bei. Seine Pflicht, ſeine Bücher und ſein Haus gewährten ihm die größten Ergötzungen. Des Sommers war ſein

Digitized by Google

weiteſter Weg von ſeiner Wohnung nach ſeinem Garten in der Vorſtadt und im Winter auf die Rathsbibliothek. Aber ungeachtet dieſer wahrhaft philoſophiſchen Einſchränkung ſeiner Selbſt auf das, was für ihn das Wichtigſte und Liebſte war, erwarb er ſich um das Publikum ſeines Wohnorts und deſſen Umgegend großes Verdienſt durch Beſorgung eines doppelten Leſecirkels, eines allgemein wiſſenſchaftlichen, in welchem die vorzüglichſten gelehrten und unterhaltenden Blätter, und eines theologiſchen, wo die vorzüglichſten periodiſchen und kleinen Schriften über Theologie, Exegeſe und andere damit verwandte Fächer herumgingen. Alles, was zu den Geſchäften dieſes wiſſenſchaftlichen Vereins gehörte, und deſſen war nicht wenig, wurde von ihm mit einer Pünktlichkeit, Genauigkeit, Ordnung, Ausdauer und Aufopferung von Zeit beſorgt, daß jeder Theilnehmende ſich zu dem innigſten Danke verpflichtet fühlte.

Ein ſo tüchtiger Mann, wie Kneſchke war, hätte nicht immer in einer ſubordinirten Stellung bleiben ſollen. Zur oberſten Lehrſtelle der Anſtalt, welcher er alles geopfert hat, zeigte ſchon in dem erſten Jahre ſeines Amts ſich ein Weg, als ſein Lehrer und College Sintenis emeritirt ward, und der zweite Lehrer, ſchon in hohem Alter, das Directorat ausſchlug. Ermuntert durch einen höchſt ehrenvollen Befehl des Konſiſtoriums, durch den ihm in der letzteren Zeit ein weſentlicher Theil des Directorats zur Verwaltung übertragen worden war, machte er auf die Stelle Anſpruch. Doch ſeine beſcheidene Hoffnung ſchlug fehl. Man erwiederte: er ſey zu jung und erwählte einen — Jüngern. Leicht vergaß jedoch der friedlich geſinnte Kneſchke dieſe Kränkung, denn die Wahl war ſo getroffen worden, daß er alles vergeſſen konnte. Er erhielt durch ſie den treueſten Berufsgenoſſen und das Gymnaſium, das ihm mehr als alles am Herzen lag, den beſten Leiter. Oft hat er ſpäter das Geſchick geſegnet, welches ihm dieſen Wunſch verſagte. Aber eine ſpätere Kränkung konnte er nicht verſchmerzen, und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß ſie die Urſache ſeines frühen Todes war. Ohne ſie würde ſeine Familie noch heute den treueſten Vater und ſeine Schüler den liebevollſten Lehrer haben. Sein oberer College Rudolph nämlich hatte in ſeinem Amte nicht das Glück gefunden, welches der in jeder Hinſicht vortreffliche Mann als Menſch und Gelehrter verdient hätte, wenn anders das Glück immer den Würdigen ſuchte. In reger Sorge für das Wohl der ihm anvertrauten Lehranſtalt war ſeine Geſundheit ſo zerrüttet worden, daß er, um den Seinigen ſich nicht ganz zu rauben, um ſeine Entlaſſung nachſuchte. Wenn nun 32 Dienſtjahre, in deren 10 letzten die Laſten des Rectorats bei den Krankheiten des Directors auf der zweiten Lehrſtelle ſchwer gelegen hatten; wenn nun allgemein anerkannte Gelehrſamkeit, die größte practiſche Fähigkeit und die ſtrengſte Rechtlichkeit im Leben nur im geringſten in Anſpruch kamen: ſo mußte Kneſchke die Stelle ſeines Kollegen erhalten. Doch das faſt unglaubliche geſchah — er ward übergangen, zurückgeſetzt, weil der rechtlichſte Eifer fürs Gute und männliche Offenheit, wo Schweigen der guten Sache zu ſchaden ſchien, ihm die Abneigung einiger Perſonen zugezogen hatte. — Von Einem derſelben hätte man beſonders für Haß Liebe, für Kränkung Wohlthun erwarten ſollen, und auch der Andere hätte vielleicht gerechteren Grund zum Dank, als zur Abneigung gehabt. Der kahle Grund, den Kneſchkes Widerſacher für ihr Verfahren angaben, war, daß

Digitized by Google

er für das Directorat zu alt ſey. Es ging ihm, wie ſo manchem hellen Kopfe, der gründliche Wiſſenſchaft und ein redliches Herz beſaß, und dem deshalb immer unwiſſende Finſterlinge zuwider waren: früher wies man den Verdienſtvollen, wegen ſeiner Jugend ab und in ſpätern Jahren ward er wegen ſeines Alters zurückgeſetzt. O der Erbärmlichkeit! — Zwar konnte er, der das Glück hatte, ſo viele Freunde zu beſitzen, ſchon den wenigen Feinden verzeihen, und er that es nach dem Beiſpiele ſeines großen Herrn und Meiſters. Soll ihnen nicht alſo ſein Biograph verzeihen? Er thut es von Grund des Herzens und wünſcht nur, daß die Urheber jener Kränkungen nie die Macht der Nemeſis fühlen und einen ſo ruhigen Tod finden mögen, wie der ſchwer Gekränkte ihn fand, deſſen Ende das des Gerechten war.

Wir nähern uns jetzt in dieſer Schilderung demſelben, und es krönte wahrhaftig ſein ſchönes Leben, dem man nach ſeinem glücklichen Organismus, ſeiner vernunftgemäßen Lebensweiſe und ſeiner ganz glücklichen Familienumgebung das längſte Ziel hätte verſprechen können. Dieſe war mit einer braven Schwiegertochter, auf der ſeine Augen mit beſonderem Wohlgefallen ruheten und einer, von dieſer an Kindes Statt angenommenen, kleinen Verwandten, die ſein ganzes Leben war, erweitert worden; und noch ein freundliches Weſen hatte ſich in dieſen heiteren, häuslichen Kreis gefunden, das ihm einſt näher anzugehören hoffte und was er mit der väterlichſten Liebe umfaßte. In dieſem Kreiſe legte er oft am Abende den ſteten Ernſt früherer Jahre ab und gab ſich ganz der ſchuldloſeſten Freude hin. Ach dieſe einzig wahren Genüſſe ſollten bald für ihn vorbei ſeyn! Seit eben erwähnter Kataſtrophe nagten niederdrückende

Affekte, die einzig nur durch ſie veranlaßt worden waren, mit ſcharfem Zahn an ſeiner feſten Geſundheit. Das reproductive Syſtem, vorzugsweiſe die Leber, fing zu leiden an und bald ſetzte das Uebel ſich auf die ſeröſen Häute fort. Im Schwächezuſtande ſonderten dieſe mehr aus, als aufgeſaugt werden konnte und die fürchterliche Bruſtwaſſerſucht war dadurch bedingt. Das ſcheinbar gelind auftretende Uebel wurde bald heftiger und ließ einen böſen Ausgang fürchten, der nur zu bald eintrat.

Als die Lectionen nach den Oſterferien wieder ihren Anfang nahmen, ließ ſich Kneſchke, ungeachtet ſeines Leidenszuſtandes nicht abhalten, Montags früh um 8 Uhr ſeine erſte Stunde und Nachmittags um 1 Uhr die zweite zu halten, wobei ihm jedoch das Reden ſo beſchwerlich fiel, daß er nur mit größter Anſtrengung ſie beendigte. Am folgenden Tage ſchrieb er einige Zeilen an den Director, in denen er ihn von ſeiner gänzlichen Unfähigkeit, ſeine Lectionen zu halten, benachrichtigte und ſeitdem betrat er die Katheder nicht wieder. Ungeachtet der thätigſten ärztlichen Hülfe und der ſorgfältigſten Pflege der Seinigen, bei der die liebende, fortwährend ſelbſt kränkelnde Gattin unermüdet ſich zeigte, wuchs das Uebel täglich und Geſchwulſt der Füße trat ein. Einigen ſeiner Collegen ſchien er zwar ſchon ſeit Weihnachten in ſeinem Aeußeren ſo verändert, daß ſie über dieſes ſcheinbare, ſchnelle Altern ſich wunderten; aber keiner derſelben hätte eine ſo ſchnelle Auflöſung vermuthet. Freilich überzeugten endlich einige Beſuche kurz vor ſeinem Tode, daß wenig zu hoffen ſey; aber auch ſo traf ſie und alle ſeine Bekannten die Nachricht von dem Schlage ſeiner letzten Stunde höchſt unvorbereitet und deſto ſchmerzlicher.

Für ihn ſelbſt, deſſen Religioſität eben ſo ausgezeichnet war, als ſeine Vaterlandsliebe *), hatte der Tod keine Schrecken.

Sein Hausarzt Dr. Hirt hatte in den erſten Tagen des Mays gute Hoffnungen; die Engbrüſtigkeit verminderte ſich bei dem Kranken und mit ihrer Abnahme auch andre läſtige Zufälle; aber plötzlich traten, zwiſchen dem 7. und 8. Mai, alle verſchlimmert wieder ein, und die Hoffnung, ihn zu erhalten, verſchwand. Der verdiente Zittauer Stadtphyſikus Dr. Peſcheck der ältere, hatte jetzt die Güte, ſeine Bemühungen mit Hirts zu ver-

---

*) Ohne Zelot zu ſeyn, war er ſtrenger Orthodox, und ſein Glaube hätte Berge verſetzen können. Tolerant in vollem Sinne des Worts, fühlte er ſich doch durch die Segnungen ſeiner Confeſſion glücklich und lebte ganz für dieſelbe. So entſtand auch eine merkwürdige Schrift, in der er die lutheriſche Kirche behutſam in ihrem Benehmen gegen andere Kirchen machen wollte. Sie war rein geſchichtlich und in ihr mit ungemeiner Mühe alles geſammelt, wodurch andere Kirchen der Lutheriſchen einſt zu nahe getreten waren. Doch die Frucht langer Bemühungen ging verloren, indem er ſie einem hohen Bekannten vor ihrem Drucke zur Durchſicht überſendete, und durch dieſen Zufall kam er um eine Berühmtheit ſeines Namens, die ihm nach einem ſolchen Werke nicht entgehen konnte. Aber er würde durch daſſelbe gewiß in eine auf mancher Seite unangenehme Polemik verwickelt worden ſeyn.

Kneſchkes außerordentlicher Patriotismus war in vieler Hinſicht merkwürdig. Die Liebe zu ſeinem Vaterlande war die ſtärkſte, und mit möglichem Fleiße hatte er die Geſchichte deſſelben in eigenen Heften ausgearbeitet, die nicht gedruckt worden, aber in vielfältiger Abſchrift in den Händen ſeiner Schüler ſind. Die Anhänglichkeit an ſein Fürſtenhaus war übrigens ſo groß, daß ſein König kaum einen treuern Staatsbürger haben konnte, und daß wohl nie ein Lehrer mehr als er dafür ſorgte, den Gemüthern ſeiner Schüler dieſe Liebe tiefer einzuprägen.

einigen; Kneſchke's jüngerer Sohn, den kindliche Liebe von Leipzig an das Krankenlager des Vaters getrieben hatte, unterſtützte in den drei letzten Tagen die einſichtsvollen Aerzte, gleiche Anſicht des Leidenszuſtandes mit ihnen theilend, mit raſtloſer Sorgfalt; aber die vereinten Bemühungen waren fruchtlos. In den Nachmittagsſtunden des 14. Mays ließen alle Zufälle nach. Der Kranke, welcher bisher oft in einem an Betäubung grenzenden Zuſtande ſich befunden hatte, fühlte ſich leichter und heiterer um Kopf und Bruſt und nahm an den Geſprächen der ihn Umgebenden Theil. Doch nur wenige Stunden dauerte dieſe Erleichterung des Athemholens; unter einem heftigen, kurzen, anhaltenden Huſten, nahm die Engbrüſtigkeit in der Nacht zu und raubte ihm alle Ruhe. Er ſelbſt nannte dieſe Nacht, als es endlich Tag wurde, eine nox difficillima, die ihn per ardua ad astra führe. Am Morgen ſchien ihm noch einige Hoffnung zu dämmern; als jedoch ſein jüngerer Sohn, die Vorbothen des Steckfluſſes bemerkend, die Thränen nicht länger zurückhalten konnte, und als der Leidende ſie in die ihm gereichte Arznei fallen ſah, ergriff er freundlich ſeine Hand, mit den Worten: nun weiß ich, wie ich ſtehe, rufe mir alle meine Lieben. Sie umtraten weinend ſein Bette, und mit größter Faſſung nahm er von ihnen Abſchied. Kein nahes Herz fehlte; um die Zukunft brauchte er nicht beſorgt zu ſeyn: Alles hatte er für ſie gethan. Daher die Ruhe ſeines Geiſtes, welche vielleicht erſchüttert worden wäre, wenn er hätte ahnen könnnen, daß nach ſeinem Tode der Haß ſeiner Beleidiger noch nicht befriedigt ſeyn, ſondern ſich auf den ältern Sohn fortpflanzen würde, der, als nach des Vaters Ableben die Stellen am Gymnaſium beſetzt wurden, das doppelte Schickſal der

Zurückſetzung des Vaters zum erſten Male erfuhr und es wohl auch ſpater zum zweitenmale würde erfahren haben können, wenn er ſein Amt nicht freiwillig niedergelegt hätte. Zuletzt gegen ¾ auf 1 Uhr mußte ihm ſein älteſter Sohn noch den wackern Director Lindemann rufen, den er zu ſprechen wünſchte. Dieſen empfing er mit einer Lateiniſchen Anrede, und die ganze Unterhaltung wurde Lateiniſch fortgeführt. Mit einer Sicherheit und Beſtimmtheit, welche wohl bei einem Geſunden Verwunderung erregt hätte, ſprach er, ſo ſchwer es ihm auch wegen des ſich bildenden Steckfluſſes war. Fehlerlos und rein waren die herzlichen Ausdrücke, deren er ſich bediente, um rührenden Abſchied zu nehmen, wie ihrer die Lateiniſche Sprache ſo viele hat. Eine volle Viertelſtunde redete er, zwar gewarnt von ſeinem jüngeren Sohne, nur von ſeinem baldigen Ende. Schon zuvor hatte er ſich die beiden Schlußſtrophen von Paul Gerhards troſtvollem Liede „O Haupt voll Blut und Wunden" vorleſen laſſen, deren erſter Vers bekanntlich lautet: Wenn ich einmal ſoll ſcheiden. Da der Vorleſer, ſein älterer Sohn, vor Schmerz und Jammer nicht im Stande geweſen war, dieſelben zuſammenhängend vorzuleſen, bat der Sterbende jetzt ſeinen oberen Collegen das nochmals zu thun. Er blickte, während es langſam geſchah, mit gläubigem, heiterm Blicke gen Himmel und erquickte ſich an den herrlichen Verſen recht ſichtlich. Hierauf drückte er ſeinem Freunde herzlich wiederholt die Hand, nachdem er zu ihm geſagt hatte: Jam sudor destillat de capite, est agon mortis. Jam ultimum vale; coram summo judice te revisam! Dieß waren ſeine letzten Worte, nach denen er bald, Sonntag Nachmittags halb zwei Uhr, bei vollem Bewußtſeyn, dem Steckfluß unterlag. —

Die Züge des ſo ſelig Entſchlafenen zeigten noch 48 Stunden hernach, nachdem er von den Aerzten, um ihre Anſicht von der Krankheit zu prüfen, geöffnet worden war, die ruhige Faſſung, die ihn auch ſterbend nicht verlaſſen hatte.

Am 20. Mai, Vormittags um 9 Uhr, ward der Leichnam in die Familiengruft ſeiner hochbetrübten Witwe, auf dem Kirchhofe zu St. Petri und Pauli, unter vielen gerechten Thränen der zahlreichen Anweſenden eingeſenkt. Der Diaconus M. Petri hielt in der Kirche vor dem Altar eine Parentation. Im Namen ſeiner Kollegen feierte an dieſem Tage der Director Lindemann, der dem Verewigten, ſo viel als möglich, ſeine ſchmerzliche Zurückſetzung durch wahre Freundſchaft vergeſſen zu machen ſuchte, in einer gelungenen Skizze von deſſen Leben, ſein Andenken. *) Nachmittags um 2 Uhr verſammelten ſich die Schüler des Gymnaſiums im Hörſale der erſten Klaſſe zu einer Todtenfeier, wobei vom Subrector M. Lachmann einige Worte des Troſtes und der Erhebung geſprochen wurden.

---

*) „Zum Andenken an den dahin geſchiedenen Freund und Amtsgenoſſen M. Johann Gottfried Kneſchke, Conrector am Gymnaſium zu Zittau, von ſeinen trauernden Collegen am Tage ſeiner Beerdigung den 20. Mai 1825. Kurze Nachricht über das Leben des Verſtorbenen. Zittau, gedruckt bei Johann Gottfried Seyfert. „2½ Bogen in Folio. Dieſes nicht in den Buchhandel gekommene Ehrengedächtniß und mündliche Mittheilungen, ganz unparteiiſcher, genauer Bekannten und Beobachter Kneſchkes, ſind die lauteren Quellen ſeines Nekrologs geweſen.

* * *

Kneſchkes in Druck gekommene gelehrte Arbeiten ſind, außer den 3 bereits angeführten Schriften, folgende:

Der Schullehrer lebt nach ſeinem Tode auch noch in ſeinen Schülern fort. Gedächtnißſchr. auf d. verſt. Cantor Göſſel. Zittau, 1793. Fol. — De nimia lectionum multitudine et disciplinae alumnis et scholarum doctoribus noxia. Zittaviae, 1794. fol. — De cautionibus nonnullis, in nimia lectionum multitudine imminuenda adhibendis. ibid. 1794. 4. — De disciplinae alumnorum industria domestica, a praeceptoribus moderanda. ibid. 1795. fol. — Linguam Hebraicam tironibus faciliorem esse, quam Graecam et Romanam, demonstratur. ibid. 1795. fol. — Unbegränzte Gutthätigkeit gegen älternloſe Waiſen iſt ein Hauptzug im Charakter des Chriſten. Zittau, 1796 Fol. — Warum läßt Gott bisweilen unmündige Kinder frühzeitig zu älternloſen Waiſen werden? Ebend. 1796. Fol. — Ermahnungsrede am erſten Communiontage im Jahre 1798, am 1. Jan. an die Zöglinge der erſten 3 Klaſſen des Gymnaſiums gehalten. Ebendaſ. 1798. 8. — Woher kommt es, daß der Sinn für milde Stiftungen in unſrem Zeitalter faſt gänzlich erſtorben zu ſeyn ſcheint? Ebend. 1798. Fol. — Welche Wünſche dringen ſich dem Nachdenkenden bei dem Grabe eines ehrwürdigen Greiſes auf? Gedächtnißrede auf den verſtorbenen Kaufmann Sohns. Ebend. 1798. Fol. — De eximia ratione, quam in formando Joecheri Lipsiensis ingenio iniit conjuncta et parentum et scholae magistrorum cura. Comm. I. et II. Zittaviae, 1798. fol. — Quid spectaverit Socrates in sermone, cum Theodata meretrice habito. Comm. I. et II. ibid. 1800. 4. — De aetatis nostrae ingenio, ludis litterariis admodum contrario. Comm. I. et II. ibid. 1801. 4. — Pietatis monumentum, Joanni Christophoro Muellero, Conrectori placide defuncto, positum. ibid. 1803. 4. — De scholarum flore recte dijudicando. 1803. 4. — Die Sonn- und Feſttagsevangelien nach der Hebräiſchen Ueberſetzung des Johann Clajus. Ein bequemes Elementarbuch zum Beſten der Anfänger mit einem Wortregiſter verſehen. Zittau und Leipzig, 1803. 8. — De optima commodissimaque juvenes jurisprudentiae studiosis ad academiam praeparandi ratione Zittaviae, 1803. 4. — De gente Kohliana olim splendidissima. Comm. I. et II. ibid. 1805. 4. — Erneuertes Andenken an einen ehedem allgemein geſchätzten, jetzt aber beinah vergeſſenen Zittauiſchen Geſchichtsforſcher (Gottfried Mönch). In der Lauſitziſchen Monatsſchrift, 1805. II. S. 49. ff. — De rationibus, quibus permotus Georgius Barbatus, Dux Saxoniae, animum induit, Luthero ejusque asseclis infensissimum. Comm. I. et II. Zittaviae, 1806. 4. — Ein für unſere Zeit merkwürdiger Brief v. Dr. Johann Gerhard. Im Intelligenzbl. der Leipz. Litteraturzeit. 1806. Nr. 51. S. 802. ff. — De Olympia Fulvia Morata. Comm. I, II, et III. Zittav. 1808. et 1809. 4. — Diploma, quo M. Christianus Kleimannus laurea poetica est ornatus, ex archetypo, quod in bibliotheca Senatoria asservatur, ibid. 1809. 4. — De autore libelli: Monarchia Solipsorum, ibid. Comm. I. et II. 1811. 4. — Memoria M. Adami Erdmanni Miri, Conrectoris quondam Zittaviensis. Comm. I. et II. ibid. 1812. 4. — De turbis Paccianis. Comm. I. et II. ibid. 1814. 4. — De D. Michaele Masco, Zittaviensi, ibid. Comm. I. et II. 1815. 4. — Propempticon, Viro Plurimum Reverendo, M. Carolo Henrico Godofredo Lommatzsch, Dresdam abeunti, dictum, ibid. 1815. fol. — Rede bei der Vorfeier des dritten Reformationsjubelfeſtes am 30. Oct. 1817, im erſten Hörſale des Gymnaſiums gehalten. Zittau, 1817. 8. — Carmen, Friederici Augusti, Saxoniae Regis, regimini semisaeculari die XX. Sept. celebrato, dictum. Zittaviae, 1818. fol. — Serenissimo Saxoniae Principi, Friederico Augusto, die XI. Januarii Zittaviam visenti, pietatem suam carmine testari voluit Gymnasium Zittaviense, ibid. 1823. fol. — De religione Christiana, a sexu muliebri per connubia propagata. Commentationes XI. ibid. 1817—1824.

L. L.

* XXXV. Carl Ulrich v. Bär,

königlich Würtembergiſcher Major und Oberinſpektor des Waiſenhauſes in Stuttgart.

geb. den 5. Junius 1760.
geſt. den 20. Mai 1825.

Er wurde zu Paris geboren, wo ſein Vater, früher Profeſſor in Straßburg, königl. Schwediſcher Geſandtſchaftsprediger und zuletzt Geſchäftsträger für den abweſenden Geſandten war. Seine Mutter ſtammte aus einer der älteſten adelichen Familien in Schwaben, aus der v. Gemming ab und war zuerſt an einen Grafen v. Schwerin verheirathet. — Hochgebildet waren ſeine Eltern und darum genoß er auch eine in jeder Hinſicht treffliche Erziehung. Beſonders lag ſeinem Vater Alles daran, ihn ſorgfältig in der chriſtlichen Religion zu unterrichten und für die Wahrheiten derſelben zu erwärmen, welches ihm ganz nach Wunſch gelang. Er wurde mit der Geſchichte und dem ganzen Inhalt unſerer Religion aufs Innigſte vertraut und hatte das Theoretiſche derſelben, beſonders auch eine ſehr genaue Bibelkenntniß, ſo inne, daß er es noch in den ſpäteren Tagen ſeines Lebens mit manchem Geiſtlichen hätte aufnehmen und eines Triumphes hätte verſichert ſeyn können. — Sein Vater, im Beſitze der mannichfachſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, unterrichtete ihn ſelbſt in Sprachen, Geſchichte und Geographie und lies ihm auch durch andere geſchickte Lehrer in andern Fächern Lectionen geben. Er wünſchte gar ſehr, der talentvolle Sohn möchte die Diplomatik zu ſeinem Berufe wählen. Gewiß wäre dies eine glückliche Bahn für ihn geworden, da er durch die vielen Kenntniſſe, die er erworben, ſchon zum Voraus entſchiedene Vorzüge ſich angeeignet hatte und durch die anſehnlichen Verbindungen, in denen ſein Vater ſtand, ſehr begünſtigt war. Allein ſein Gemüth ſträubte ſich dagegen; vielleicht ahnte er, daß ſich ſeine Geradheit nicht mit den Geſchäften eines Diplomatikers in Uebereinſtimmung bringen ließe. Gegen die urſprünglichen Wünſche ſeines Vaters wurde er Militär. Schon in ſeinem 18ten Jahre eröffnete er ſeine neue Bahn auf den ſchwimmenden Batterien vor Gibraltar und ſetzte ſie fort auf Minorka. Sein Leben ward unter den glühenden Kugeln, die ſo Manchen auf demſelben Schiffe tödteten, geſchützt. Er hatte die Ehre, die Nachricht von der Einnahme von Minorka nach Paris bringen zu dürfen, that dies mit der möglichſten Eile und Sorgfalt, erndtete aber nicht, wie man für ihn gehofft hatte, irgend eine Auszeichnung für ſeinen Dienſteifer ein und wurde bald nach dem erfolgten Frieden in ſeiner bisherigen Charge als Lieutenant mit ſeinem Regiment in verſchiedene Städte Frankreichs verlegt. Sein Regiment, Roi du Suede, ſtand als ein wohlgeordnetes in beſonderer Achtung. — Allein die Revolution löſte es auf; der Haß, dem damals der Adel ausgeſetzt war, wurde auch für ihn, ſogar für ſein Leben, bedenklich. Er ſah ſich genöthigt auf ſeinen bisherigen Rang zu verzichten und nahm in der Nationalgarde Dienſte. Die Unordnung und Wildheit, die ſo viele Nationalgardiſten ergriffen hatte, war ihm zuwider — und er verlies Frankreich. Sein erſter Ausflug ging nach Holland. Dort erhielt er ſich eine Zeitlang mit dem Informiren junger Leute. Ohne Widerwärtigkeiten ging dies nicht ab. — Da ſich die Franzöſiſchen Armeen gegen Holland zogen, ſo verließ er daſſelbe und begab ſich nach Oberſchwaben, wo er in dem Hauſe eines rechtſchaffenen Beamten abermals den Informator machte. —

Im Jahre 1791 ſtarb ſein Oncle, Regierungspräſident v. Gemming, in Stuttgart. Nun veränderte und verbeſſerte ſich ſeine Lage. Er begab ſich nach Stuttgart und ſetzte ſich in den Beſitz eines nicht unbedeutenden Vermächtniſſes ſeines Oheims (den bei weitem größern Theil erhielt ſeine Halbſchweſter, die Gräfin von Schwerin). Gemming hatte zu einem gewiſſen Herrn in Stuttgart großes Vertrauen gehabt und machte ihn zum Mandatarius des bedeutenden Vermögens ſeiner Nichte, der Gräfin v. Schwerin. In dem Hauſe dieſes Herrn lernte Carl Ulrich v. Bär Erneſtine Neuffer, die hinterlaſſene Tochter des verſtorbenen Diakonus Neuffer in Cannſtadt, kennen, ſchätzte ſie um ihrer Geiſtes- und Herzensvorzüge willen und heirathete ſie mit Einwilligung ſeines alten Vaters, der ſich auf ein Gütchen in Dorlisheim bei Straßburg zurückgezogen hatte. — Zu ſeinem nunmehrigen Aufenthalt wählte er Ludwigsburg. Im Vereine mit einer der edelſten Frauen lebte er dort recht glücklich. — Auch Vaterfreuden wurden ihm zu Theil. — Die Revolution, die ihn aus ſeinem Vaterlande getrieben, ſchlug ihm aber neue Wunden. Sein alter Vater ſtarb, und das Vermögen, das ihm zufiel, beſtand in werthloſen Aſſignaten. — Seine ökonomiſchen Umſtände nöthigten ihn, Dienſte unter dem Würtembergiſchen Militär zu nehmen. Ungeachtet er ſchon durch ſeine frühern Dienſte in Frankreich Vieles vor Andern voraus hatte, ſo mußte er doch wieder als Unterlieutenant anfangen. Zuerſt diente er in der Landmiliz und dann in einem Linienregiment, machte die Feldzüge in Oeſtreich und Schleſien mit und kehrte in ſeinem 40. Lebensjahre als Oberlieutenant in ſein neues Vaterland Würtemberg zurück. Da er ein Mann von ſehr ſanfter Gemüthsart war, ſo wurde ihm in ſeinen Feldzügen die Oberaufſicht über die Spitäler übertragen. Das war ein großer Gewinn für die kranken Soldaten, denn er war ſtets aufs Sorgfältigſte darauf bedacht, wie er denſelben ihre traurige Lage erleichtern möchte, beſuchte und tröſtete ſie mit väterlicher Theilnahme und handelte ſo uneigennützig, daß er, ſtatt ſich Vortheile zu machen, gar oft von ſeinem eignen Vermögen einbüßte. Im Jahr 1800 bekam er von Ingolſtadt aus, wo damals ſein Regiment in Garniſon lag, während eines Waffenſtillſtandes den Auftrag, ein Depot von Gewehren in Krailsheim abzuholen. Der Franzöſiſche Commandant, bei dem er ſich deshalb zu melden hatte, ſtand vormals bei dem Regiment Roi de Suede als Sergeant bei ſeiner Compagnie, — war indeß Franzöſiſcher Obriſt und Bär — Würtembergiſcher Lieutenant geworden. Welch ein ſonderbarer, für Bär nicht gleichgültiger, Wechſel des Schickſals! —

Seine ökonomiſche Lage ſchien ſich im Jahr 1802 auffallend zu beſſern. Seine Schweſter, die Gräfin von Schwerin, ſtarb zu Dorlisheim und er wurde zur Eröffnung des Teſtaments nach Straßburg eingeladen. Er reiſte mit ſeiner Familie dahin ab. 33,000 Gulden betrug das Kapitalvermögen, das ihm zufiel. Ueberdies noch das Gütchen. Da die Gräfin einige Perſonen Jahre lang um ſich gehabt, ſo vermachte ſie denſelben 4000 Gulden. Dieſe konnten aus dem Erlös des Gütchens beſtritten werden. Aber mit dem in Würtemberg durch Gemming wohl angelegten Kapital ſtand es nicht zum Beſten. Der Mandatarius dieſes anſehnlichen Vermögens hatte einen Wechſel mit dem ihn anvertrauten Kapitalien vorgenommen. Im Augenblicke ließ ſich die Sache nicht ganz auseinander ſetzen, da dieſer Herr gerade damals abweſend war. Briefe, die man von ihm erhielt, gaben die beruhigendſten

Verſicherungen, die er bei ſeiner Rückkehr perſönlich wiederholte. Allein es war von den 33,000 Gulden auch nicht Ein Gulden zu bekommen. Jener nun ſeit 6 Monaten verſtorbene Herr hatte ehemals viele Koſtgänger gehabt, für die er einen großen Aufwand machte, den er mit den Kapitalien der Gräfin beſtritt, aber nimmer erſetzen konnte, weil er bedeutende Forderungen an dieſelben, deren Eltern in der Revolution zu Grunde gegangen, vergebens einreichte. Weg war alſo das ererbte Vermögen von 33,000 Gulden! Mit Noth erhielt man jährlich 400 Gulden, die aus der Caſſe, welche dieſen Herrn beſoldet, abgezogen wurden.

Höchſt empfindlich war dies für Bär, der für die Erziehung von 4 Kindern zu ſorgen hatte. Aber er ertrug dieſen Verluſt mit ſeltner Gleichmüthigkeit.

Durch die Gnade des Königs Friedrich wurde er im Jahr 1808 Platzhauptmann in Ludwigsburg und im Jahr 1811 Oberinſpektor des Waiſenhauſes in Stuttgart und bald darauf charakteriſirter Major und zugleich Commandeur der Stadtgarde. —

Die neue Bahn, in die er durch ſein Schickſal, eigentlich durch die göttliche Vorſehung, eingeführt wurde, war nicht von ihm geſucht worden, aber für ſein Gemüth recht angemeſſen. Er, der von früher Jugend an in ſo vielen Europäiſchen Ländern, von der Küſte Afrika's bis in die nördlichen Gebiete von Europa, in ſo verſchiedenen Verhältniſſen umhergeführt worden, war nun mit ſeiner Thätigkeit auf den engen Kreis eines Erziehungshauſes für Waiſen beſchränkt. Aber das war es gerade, was ihn anzog. Ob er gleich ſchon früher in dem Hauſe ſeines Vaters gar häufig mit Staatsmännern und ſelbſt auch Fürſten in Berührung gekommen war und auch in der Folge manche Veranlaſſung hatte, im Umgange mit Männern von hohem Range zu leben, ſo war ihm doch die große Welt nie ſeine Welt. Es war ihm weit angenehmer, im ſtillen Kreiſe ſeiner Familie und weniger guten Freunde zu ſeyn. Gern begnügte er ſich daher auch mit ſeiner neuen Stelle.

Die Verbindung mit den beiden Waiſenhausgeiſtlichen, zuerſt mit dem nunmehrigen Herrn Pfarrer Rieke in Luſtnau, der vorher viele Jahre als evangeliſcher Prediger in Brünn ſegensvoll gewirkt hatte, und dann 13 Jahre lang mit Herrn Pfarrer Zoller, der zugleich Rector des k. Katharinenſtifts iſt, machte ihm ſeine neuen Verhältniſſe recht ſchätzbar. Zoller wurde ſein Freund, blieb es ununterbrochen die 13 Jahre und iſt auch noch theilnehmender Freund ſeiner hinterlaſſenen Wittwe mit ihren Kindern.

Mit väterlicher Sorgfalt nahm ſich Bär aller Waiſen an, drang ohne Menſchenfurcht auf eine gewiſſenhafte Darreichung der ihnen beſtimmten Koſt,*) hielt es nicht unter ſeiner Würde, gar oft in der Küche nachzuſehen, ob Alles dort reinlich und im vorgeſchriebenen Maaße bereitet ſey, verſäumte viele Jahre lang kein Abendeſſen, ohne ſelbſt zugegen zu ſeyn, beſuchte die Schlaf-, beſonders auch die Krankenſtube, traf in dieſer immer die erforderliche Veranſtaltung zur Krankenpflege und Krankenſpeiſe und verweilte oft lange an den Betten der Kleinen, um ſie durch Troſtſprüche aus der heiligen Schrift zu ermuntern und, je nach Umſtänden, auch auf das ewige Leben vorzubereiten. — Es war oft rührend, den alten Major im Kreiſe der leidenden

---

*) Beſonders auch im Jahr 1817, in dem Verkürzung der Koſt einſchleichen wollte.

Kinder mit ſo ungeheuchelter Religioſität ſprechen zu hören.

Nichts entging dem Edlen. Er ſorgte für eine beſſere Kleidung der Pflegekinder, für ihre phyſiſche Entwickelung und für ihre Freuden. Von Allem mußte ihm Rapport gemacht werden. Täglich mußten ihm abwechslungsweiſe einige Knaben den Rapport erſtatten. Da gab er denn ſeine Ermahnungen und Warnungen, letztere immer mit großem Ernſte. Mißhandeln ließ er kein Kind; aber an Ordnung mußten Alle gewöhnt werden. — Er ſelbſt hielt ſo viel auf eigne beſtimmte Ordnung, daß man ihn einen Mann nach der Uhr nennen konnte. Jeder Unparteiiſche mußte ſagen: Er ſtehe mit Würde auf ſeiner Stelle. Dies ſtellte ſich auch beſonders da heraus, als es König Friedrich gefiel, mit dem Waiſenhaus auch ein Singinſtitut zu verbinden, in dem Zöglinge fürs Orcheſter und Theater gebildet werden ſollten.

Seine ſehr mäßige und genau geregelte Lebensweiſe erhielt ihn beim ganzen Inſtitute in großer Achtung. Die Werthſchätzung der Religion, die ihm im väterlichen Hauſe ſo wichtig gemacht worden war, drückte er auch dadurch aus, daß er immer mit ſeiner Familie den ſonntäglichen Gottesverehrungen in der Waiſenkirche mit ſichtbarer Andacht beiwohnte und jedesmal mit den Konfirmanden das h. Abendmal genoß. Die vieljährigen Kriegsdienſte hatten ihm ſeinen Gott nicht fremd gemacht, ſondern immer näher zugeführt und der Herbſt ſeines Lebens trug ihm ſchöne Früchte der Religion. Denke man ſich an ſeiner Stelle einen andern Mann, der, ſo wie er, die Welt im Großen geſehen. — Es würde wahrſcheinlich das Beiſpiel eines ſolchen ganz anders geweſen ſeyn und der Segen, den er mittelbar geſtiftet, nicht ſo reichlich ſich verbreitet haben.

Bär war das, was er auf ſeinem Poſten ſeyn ſollte, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe. Mancher Andere hätte ſich mit der buchſtäblichen Erfüllung ſeiner Etatspflichten begnügt. Nicht alſo er. Es war ſein Dienſteinkommen nicht ſplendid, denn er hatte, außer freier Wohnung und 6 Klafter Holz, nur 600 Gulden zur jährlichen Beſoldung. — Aber ſeine Beſcheidenheit hielt ihn von Klagen ab, die bei dem großen Verluſt ſeines ererbten Vermögens nicht auffallend geweſen ſeyn würden.

Er war ſo wenig Miethling, daß er täglich vor allen Dingen ſein Amt beſorgte. Beſtändig widmete er ſich der Oberaufſicht über die Waiſen und deren Angelegenheiten. Nur in den Herbſtferien, welche den Kindern gegeben wurden, beſuchte er die Anverwandten ſeiner Gattin und richtete ſeine Reiſen, die er bis in ſein 64. Lebensjahr zu Fuße machte, immer ſo ein, daß er noch vor dem Eintritte der Waiſen wieder auf ſeiner Stelle war. Damit dieſe auch in den Ferien die guten Sitten, zu denen ſie im Hauſe angehalten wurden, zeigten, mußte Jeder bei ſeiner Rückkehr ein Zeugniß von ſeinem Ortsgeiſtlichen mitbringen.

Nichts war ihm zu klein, was die Waiſen anging. Deßwegen machte es ihm auch jedesmal eine eigne Freude, wenn Einzelne oder Alle Geſchenke an Geld oder Naturalien erhielten.

Er löſte die Aufgabe, die er von Gott für ſeine Stelle bekommen, in ſo vielen Hinſichten aufs Vollkommenſte.

Es war daher durchaus eine große Bekümmerniß, als er im Februar 1825 krank wurde und die traurigſte Wehmuth erfüllte das ganze Haus, als er den 20. Mai ſtarb.

Viele tauſend heiße Thränen wurden ihm an ſeinem Begräbnißtage von den Waiſen geweiht, und Herr Zoller, ſein Freund, drückte die große Achtung, deren er ihn gewürdigt hatte, durch eine rührende Rede aus. Ein großer Leichenzug von vielen Angeſehenen der Reſidenz feierte ſeine Verdienſte.

Seine Wittwe, ſeine zwei Töchter und ſeine beiden Söhne, von denen der ältere Hauptmann und Gouverneur des k. Prinzen Friedrich, der jüngere Officier im k. Generalſtabe iſt, erhielten die ausdruckvollſten Beweiſe der innigſten Theilnahme an dem Verluſt, den ſie erlitten, und immer wird ſein Andenken im Ruhme der gewiſſenhafteſten Thätigkeit bleiben.

Holzgertingen. **Neuffer.**

---

* XXXVI. Johann Heinrich Meynier,

Doctor der Philoſophie, Lector der Franzöſ. Sprache an der Univerſität zu Erlangen, Zeichenlehrer an der Univerſität und am Gymnaſium daſelbſt.

geb. den 29. Januar 1764.
geſt. den 22. Mai 1825.

Dieſer nicht nur unter ſeinem eigenen, ſondern mehr noch unter den von ihm für verſchiedene Arten von Schriften, verſchieden angenommenen fremden Namen, (Sanguin, Jerrer, Iſelin, André u. a. m.) allgemein bekannte und beliebte Schriftſteller gibt durch ſein ganzes Leben den ſeltenen, aber ſchönen und rühmlichen Beweis, daß auch ein einzelner Menſch, wenn er mit guten natürlichen Anlagen unermüdeten Fleiß und feſten Willen verbindet, faſt Unglaubliches zu leiſten vermag. Wer möchte nicht erſtaunen, wenn er hört, daß ebenderſelbe Mann, der nach ſeiner Univerſitätszeit mehrere Jahre als Juriſt ſich eifrig in den Geſchäften übte, hierauf 4 bis 5 Jahre täglich von Morgens 6 bis Abends 8 Uhr, die Mittagsſtunde allein ausgenommen, unausgeſetzt Unterricht ertheilte, und ſpäter, bis zu den letzten 10 Jahren ſeines Lebens, wenigſtens noch 5 bis 6 tägliche Unterrichtsſtunden hielt, — daß derſelbe Mann in einem Alter von 61 Jahren als Künſtler zu mehrern hundert Platten nicht etwa blos die Zeichnungen geliefert, ſondern dieſe ſelbſt auch radirt und geſtochen, und als Schriftſteller gegen 250 Bände, zum Theil ſehr mühevolle, ohne Ausnahme gute, viele in ihrer Art, namentlich in den letztern Zeiten ganz ausgezeichnete literariſche Arbeiten der Welt gegeben habe; Schriften, von denen weit über die Hälfte zum zweiten und dritten Male, viele 4, 5, 6, 7, einige ſogar 15 Mal neu aufgelegt wurden. Noch nach ſeinem Tode wurden in einem Jahre 7 ſeiner Werke neu aufgelegt und 9 Bände zum erſten Male gedruckt.

Das Leben eines ſolchen ganz ungewöhnlich thätigen und wirkenden Mannes in ſeine Einzelheiten zu verfolgen; zu ſehen, wie er ſich, ſelbſt in den beengendſten Verhältniſſen, ſtets frei und heiter, theilnehmend und liebevoll zu erhalten wußte; wie er nicht etwa als literariſcher Taglöhner, ſondern immer mehr aus wahrer Liebe zur Sache und aus unabweislichem Bedürfniß einer unausgeſetzten, immer neuen geiſtigen Thätigkeit ſich hingab, das kann auch denen, die ihn perſönlich nicht kannten und ſeines nähern Umganges ſich nicht erfreuten, nicht anders als höchſt intereſſant ſeyn. Zu einer wahren und eigentlichen Geſchichte ſeines innern Lebens hat er glücklicherweiſe ſelbſt den beſten Stoff durch ein faſt ununterbrochen fortgeſetztes Tagebuch gegeben, das ſeinen Hinterbliebenen das ſchönſte und liebſte Vermächtniß, zu dem angedeuteten Zwecke

Digitized by Google

aber auch für Andere eine werthvolle Verlaſſenſchaft iſt, das einer ſeiner Söhne, wenn ihm Gott Kraft und Geſundheit gibt, mit kindlicher Dankbarkeit und Liebe benutzen wird. Hier, in beſchränkterem Raume, möge es einem Freunde des Verſtorbenen erlaubt ſeyn, inzwiſchen nur von den äußern Verhältniſſen dieſes intereſſanten Mannes und von ſeinem Thun und Wirken im Allgemeinen einen kurzen Abriß zu geben.

Er war der einzige Sohn des ehemaligen Lectors der Franzöſ. Sprache an der Univerſität zu Erlangen, Johann Jakob Meynier, eines der erſten Lehrer dieſer im Jahre 1743 geſtifteten Univerſität, und ſeiner Zeit durch ſeine Schriften nicht unbekannt. Dieſem ſeinem Vater und ſeiner mit der größten Liebe zugethanen Mutter, einer gebornen Beſcheerer, verdankte er eine ſorgfältige Erziehung in früheſter Jugend.

Die erſten Jahre nach ſeiner Kindheit widmete er vorzugsweiſe der Franzöſiſchen und Lateiniſchen Sprache, in welcher erſtern er von ſeinem Vater, in letzterer aber von Privatlehrern unterrichtet wurde. Das Gymnaſium zu Erlangen beſuchte er erſt im letzten Jahre vor dem Antritt ſeiner akademiſchen Laufbahn.

Zugleich mit der Liebe zu dieſen Sprachen erwachte in ihm eine lebendige Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, beſonders zur Zeichnenkunſt. In dieſer unterrichtete ihn anfangs der damals an der Univerſität angeſtellte Profeſſor Reiß, nachdem derſelbe aber bald ſeine Stelle wieder aufgegeben hatte, ein Nürnberger Künſtler, Zeichnenmeiſter und Kupferſtecher Keller, unter deſſen Anleitung er die Zeichnenkunſt mit ſolcher Liebe übte, daß er ihr, ſo lange er auf der Univerſität ſtudirte, faſt alle ſeine Erholungsſtunden widmete.

Als Sachſtudium wählte er, nach ſeinem Abgange von dem Gymnaſium, das Studium der Rechte, und trieb daſſelbe unter der trefflichen Leitung eines Schott, Rudolph, Geiger, Häberlin, Glück, mit demjenigen Eifer, mit welchem er von frühester Jugend an alles zu thun gewohnt war, was er überhaupt einmal zu thun ſich vorgenommen hatte. Zeugniß davon gibt, daß er, nachdem er über 30 Jahre lang ſich nicht mehr mit dem Rechte ex professo beſchäftigt hatte, bei Beſprechungen über ſchwierige Rechtsfälle, und bei freundſchaftlichem Streit darüber, den er oft mit Wohlgefallen ſuchte, die betreffenden und entſcheidenden Stellen aus dem Corpus juris, nicht etwa blos ihrem Sinne nach, ſondern häufig mit den lateiniſchen Worten des Geſetzes anzuführen wußte. Nicht minder eifrig ſtudirte er unter Succow, Maſius und Meuſel Philoſophie und Geſchichte, und fand nebenbei, außer ſeinen ſchon gedachten fleißigen Uebungen in der Zeichnenkunſt, immer noch Zeit, durch Privatunterricht, mit Beihülfe eines kleinen Stipendiums, ſich ſelbſt, und größtentheils auch ſeine Mutter, beſchränkt, aber doch anſtändig zu unterhalten. Schon im erſten Jahre ſeiner akademiſchen Laufbahn nämlich hatte er ſeinen Vater und damit ſeinen und ſeiner jüngern Geſchwiſter Erhalter verloren. Mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit und wahrer kindlichen und brüderlichen Liebe ſuchte er in dieſer Hinſicht die Stelle ſeines Vaters zu erſetzen, und nicht ohne das größte Intereſſe konnte man ihn von jener Zeit der Noth und zugleich der ſchönſten Freuden erzählen hören.

Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn ging er nach Mark Einersheim (in der Grafſchaft Limburg-Speckfeld), wo zwei ältere Schweſtern von ihm verheirathet waren. Der Gatte der einen war Juſtiz- und Cameral-Beamter daſelbſt, der andere Advokat. Unter dieſen übte er ſich in den juriſtiſchen Amtsgeſchäften und im Prozeſſe. Es ereigneten ſich aber zufällig gerade zu jener Zeit ſo viele unangenehme Vorfälle, daß er es zu bereuen anfing, ſich dem Studium der Rechte gewidmet zu haben. Sein Schwager, der Beamte, wurde jetzt nach Sommerhauſen bei Würzburg verſetzt und er folgte ihm.

Während ſeines Aufenthalts daſelbſt ſtarb der Nachfolger ſeines Vaters, Diet, und er wurde von ſeinen Freunden aufgefordert, ſich um das Lectorat der Franzöſ. Sprache zu bewerben, ob es gleich nur 175 Fl. fixen Gehalt trug. Seine erkaltete Liebe zu dem Rechtsfache und die Hofnung, ſich deſto ungehinderter ſeiner Neigung zu der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten hingeben zu können, noch mehr aber der Wunſch, ſich mit ſeiner nachmaligen Gattin, die er in Markt Einersheim und Sommerhauſen kennen und lieben gelernt hatte, früher verbinden zu können, beſtimmten ihn, ſeine Einwilligung zu jenem Vorſchlage zu geben, und er erlangte ohne Schwierigkeit die geſuchte Stelle.

Im December 1788 reiſete er nach Erlangen ab, um ſein Amt anzutreten. Es fand ſich auch ſogleich eine große Anzahl von Schülern, unter denen die Söhne des damaligen Markgräfl. Baireuthiſchen Miniſters v. Seckendorf die erſten waren.

Schon im Sept. des folgenden Jahres (1789) verheirathete er ſich mit ſeiner bis zur größten Schwärmerei geliebten Freundin, der Tochter des damaligen Gymnaſial-Profeſſors Faber zu Stuttgart. Da ihm aber dieſe kein Vermögen zubrachte, und ſeine Stelle, wie wir ſchon bemerkt haben, nur 175 Fl. fixen Gehalt trug, ſo war er faſt ganz auf den zufälligen Erwerb hingewieſen, den ihm zunächſt ſeine Kenntniß der Franzöſiſchen Sprache an die Hand gab. Einige Jahre lang hielt er Lectionen vom frühen Morgen bis in die Nacht, und er würde dieſe Beſchäftigung wahrſcheinlich noch länger ausſchließlich fortgeſetzt haben, wenn nicht in Folge der in Frankreich ausgebrochenen Revolution viele Franzöſiſche Emigrirte auch nach Erlangen gekommen wären. Dieſe nahmen ihm allmählig alle neuen Schüler weg, während die ältern an ſich nach und nach abgingen.

Sein dadurch vermindertes Einkommen auf der einen Seite, und die bei faſt jährlich um ein Kind vermehrte Familie ſtets wachſenden Ausgaben auf der andern, machten es ihm zur Pflicht, auf neue Hülfsquellen zu denken. Er fand ſie in Schriftſteller- und Künſtlerarbeiten, denen er ſich alsbald mit unermüdeter Thätigkeit hingab. Sommer und Winter ſaß er ſchon früh morgens um 4 Uhr an ſeinem Schreibtiſche, um ſeinem Geiſte Nahrung und ſeiner Familie Brod zu verſchaffen.

Anfangs beſchäftigte ihn ausſchließlich die Franzöſiſche Literatur. Er ließ zuerſt einige Schriften ſeines Vaters neu auflegen und gab dann ſelbſt verſchiedene theils grammatikaliſche Werke, theils andere Bücher zum Unterricht in der Franzöſiſchen Sprache heraus. Eines der erſten war ein Auszug aus den Reiſen des Anacharſis (Abrége du voyage du jeune Anacharsis), dann die Contes moraux de Marmontel mit deutſchen Noten und Anmerkungen. Auf gleiche Art bearbeitete er Berquin's Ami des enfans, les Voyages de Rolande, Florian's Numa Pompilius und mehrere andere. Auch überſetzte er in derſelben Zeit verſchiedene Werke über die Malerei aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche, z. B. Violet's Anweiſung zur Miniaturmalerei (Hof 1793), die er mit

Digitized by Google

Anmerkungen und Zuſätzen begleitete; de la Hire's Abhandlung über alle Arten der praktiſchen Malerei (Baireuth 1796) u. a. m.

Früher ſchon hatten ihn verſchiedene Perſonen, denen Zeichnungen von ſeiner Hand zu Geſicht gekommen waren, erſucht, ihren Söhnen und Töchtern Unterricht in der Zeichnenkunſt zu ertheilen. Er übernahm dieſen Unterricht und bald mehrten ſich ſeine Schüler und Schülerinnen. Er war daher ſchon als Zeichnenlehrer bekannt, als die Zeichnenmeiſterſtelle an dem Gymnaſium zu Erlangen durch den Tod des bisherigen Zeichnenmeiſters Keller eröffnet wurde. Obgleich nur 50 Fl. fixer Gehalt mit derſelben verbunden war, bewarb er ſich doch gerne um ſie, erhielt ſie und gab ſogleich den vierten Theil dieſer neuen Einnahme, in dankbarer Erinnerung deſſen, was er ſeinem alten Lehrer, Keller, zu verdanken hatte, an deſſen Sohn ab, der in ſehr dürftigen Umſtänden lebte, ließ ihm auch dieſen Bezug als eine kleine Penſion ſo lange er lebte.

Später erhielt er auch noch die Zeichnenlehrerſtelle an der Univerſität mit einer kleinen Beſoldung, ſo daß ſein Geſammtgehalt ſich endlich auf etwas über 400 Fl. belief.

Bald nach Erſcheinung ſeiner Ueberſetzung des Violet gab er eine Anleitung zum Zeichnen und Tuſchen der Landſchaften bei Grau in Hof heraus, die Beifall fand. Der Verleger machte ihm daher den Antrag, auch ein Zeichnenbuch zu bearbeiten, das ſich über alle Theile der Zeichnenkunſt verbreitete, und nicht blos Muſter zum Nachzeichnen, ſondern zugleich eine genaue Anweiſung enthalten ſollte, wie man zeichnen müſſe. Dieſer Plan wurde ausgeführt, und ſo erſchien das theoretiſch-praktiſche Zeichnenbuch zum Selbſtunterricht für alle

Stände in 8 Heften. Hof 1797 — 1800, nebſt 2 Supplementheften.

Nach dem, was ihm theoretiſch von der Aetzkunſt bekannt war, urtheilte er, daß es Jemanden, der ſchon Fertigkeit im Zeichnen beſäße, nicht ſchwer werden müſſe, auch erträglich in Kupfer zu radiren. Er faßte daher den Entſchluß, ſich einige Anweiſung im Poliren, Grundiren und Aetzen der Platten ertheilen zu laſſen, um wo möglich einen Theil der Kupfer zu ſeinem neuen Zeichnenbuche ſelbſt zu bearbeiten. Er machte daher einige Fußreiſen nach dem benachbarten Nürnberg und lernte von dem dortigen Kupferſtecher Gabler in wenigen Tagen, was er erwartete. Sein Wunſch war, das erſte Heft in Franzöſiſcher Crayonmanier herauszugeben, die Methode aber, jedes Pünktchen mit der Nadel in die Platte zu ſtechen, war ihm zu ſteif und zu langweilig. Er erfand ſich daher ſelbſt Werkzeuge, durch welche er die Punkte theils einzeln ſehr ſchnell und richtig, theils 2, 3 und 4 zugleich, ſowohl auf den Aetzgrund als in die blanke Platte ſchlug. Er gerieth dabei auch auf eine Erfindung, mittelſt deren er auf einen einzigen Schlag Punkte zu Hunderten machte. Die 17 Platten in den zwei erſten Heften des Zeichenbuches waren ſeine erſten Verſuche in dieſer Manier, die er dann häufig anwendete. Er übte ſich dabei auch in der Aquatinta zur Darſtellung von Tuſchzeichnungen, denn keine Manier ahmt Tuſchzeichnungen treuer nach, als dieſe. Die Kupferſtecher machten aber damals noch ein Geheimniß aus dieſer Kunſt, und er mußte erſt durch viele eigene, oft fehlgeſchlagene Verſuche auf die rechte Methode geleitet werden. Auch zu dieſer Arbeit erfand er ſich eine eigne Maſchine, die er nebſt ſeinen andern Erfindungen in dieſem Fache und ſeinen Verſuchen in der Crayonmanier in einem eigenen Werke bekannt machte, das bei Grau in Hof erſchien.

Nach Vollendung des gedachten großen Zeichnenbuches bearbeitete er noch ein kleineres, das er aber an keinen Verleger abtrat, ſondern ſelbſt behielt.

Zudem gab er auch in derſelben Zeit eine Sammlung Charakterköpfe nach Lebrün und Andern heraus. Sie erſchienen ebenfalls in Hof und wurden alle von ihm ſelbſt geſtochen.

Im Jahre 1801 endlich überſetzte er Valencienne's Anleitung zur Linear- und Luftperſpective aus dem Franzöſiſchen und radirte noch ſelbſt alle dazu gehörigen Platten, deren Zeichnungen er nicht mechaniſch, ſondern nach den im Buche ſelbſt gegebenen Regeln auf's Kupfer brachte. Dies war indeß ſeine letzte im Zuſammenhang gegebene Arbeit in Kupfer. Später lieferte er nur Zeichnungen zu ſeinen Unterhaltungs- und Kinderſchriften und bearbeitete nur noch einzelne Kupfertafeln ſelbſt. Nur zu ſeinem neuen Bilderbuche für die Jugend (Baireuth 1803 u. 1804. 3 Bde.) radirte er noch größtentheils ſelbſt alle Kupfertafeln. Durch ſeinen unausgeſetzten Fleiß und den häufigen Gebrauch des Scheidewaſſers zu den radirten Platten hatte er nämlich ſeine Augen ſo ſehr verdorben, daß er auch ſchon deswegen dieſe, ihm ſonſt lieb gewordene Beſchäftigung wieder anfgeben mußte.

Dagegen wendete er ſich nun wieder mehr zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und widmete ſich anfangs abermals hauptſächlich der Franzöſiſchen Literatur. Sein in Gemeinſchaft mit dem Rector Memmert in Schwabach herausgegebenes Franzöſiſch-Deutſches Lexikon (2 ſehr ſtarke und enggedruckte Bände in gr. 8. Erlangen 1800—1802) beſchäftigte ihn einige Jahre, da er dabei mit der größten Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit zu Werke ging. Unmittelbar darauf ließ er eine grammatikaliſche Anleitung zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche drucken (Erlangen 1803, zuletzt 1825), und bei Sinner in Koburg erſchien hierauf eine Ausgabe von Delille's mehrſten Werken mit deutſchen Noten. Auf gleiche Art gab er Ducray Duminili's Contes de famille, das Théâtre de Berquin und mehrere andere Schriften in demſelben Verlage heraus; bei Grau in Hof aber im J. 1805 eine Sammlung Franzöſ. Briefmuſter und ſpäter einen Auszug aus Bauer's Gallerie hiſtor. Gemälde in Franzöſ. Sprache (2 Bde. 1807); nach dieſem wieder bei Sinner in Koburg eine Franzöſ. Ueberſ. von Schiller's dreißigiährigem Kriege, eine neue Bearbeitung der Meidingerſchen Grammatik, unter dem Namen Sanguin, von der bereits die 15. Aufl. gedruckt wird, einen zweiten Curſus und einen trefflichen Commentar dazu, ein kaufmänniſches (Franz.) Leſebuch für junge Deutſche, einen allgem. Handels-Correſpondenten in Franzöſ. und Deutſcher Sprache, dann eine große Zahl Franzöſ. Schriften mit Noten, bei dieſem und mehrern andern Verlegern, theils unter eigenem Namen, theils unter dem Namen Sanguin, theils aber auch ohne Namen; im Jahre 1817 noch eine Geographie à l'usage de la Jeunesse, bei Riegel und Wießner in Nürnberg, in den letzten Jahren ſeines Lebens nochmals einige Werke mit Deutſchen Noten bei Fleiſcher in Leipzig, und zuletzt noch bei Sinner in Koburg einige eigne Franzöſ. Schriften, ſämmtlich unter dem Namen Sanguin.

Inzwiſchen hatte aber ſchon, ſeit dem Jahre 1810, diejenige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begonnen, die, wie ſich bald zeigte, ſein eigentliches Ele-

Digitized by Google

ment war, in welchem er ſich mit Originalität, mit größter Liebe, und eben deswegen mit dem unermüdetſten, unausgeſetzteſten Fleiße und einer faſt unglaublichen Fertigkeit bewegte; ſeine Thätigkeit als Schriftſteller für die Jugend, theils als Erzähler in allen Gattungen größerer und kleinerer Geſchichten, theils als freundlicher, lebensfroher, wahrhaft kindlich geſinnter Lehrer in allen dem, was gut gebildete Kinder wiſſen müſſen, als Erzähler und Lehrer, den man nie müde wird, zuzuhören, der aus dem anſcheinend Unbedeutendſten eine Geſchichte zu machen, das Abſtrakteſte klar und faßlich darzuſtellen, der auch den trockenſten Gegenſtänden eine Seite abzugewinnen weiß, von welcher ſie dem Kinde intereſſant werden, und der dennoch, was ſonſt dem Kinderſchriftſteller ſo leicht begegnet, niemals in's Kindiſche und Läppiſche verfällt. Man leſe ſeine Familie Rohrbach, ſeine Erzählungen aus der Bibel, ſeine Feenmährchen, ſeine moraliſchen Erzählungen, ſeine Geſchichte der Deutſchen, ſeine Weltgeſchichte, ſeine Naturgeſchichte, ſeine: Julius Reiſeabentheuer, ſeine Bildergeographie, ſeine Europa's Länder und Völker, ſeine Rinaldo's Reiſen durch Deutſchland, kurz alle ſeine unterhaltenden und belehrenden Kinderſchriften, und man wird ſie ſelbſt als Mann und Frau, noch vielmehr als Vater und Mutter mit großem Intereſſe vom Anfang bis zum Ende durchleſen, und noch gar mancherlei aus ihnen lernen können, während ſie von den Kindern wahrhaft verſchlungen, und mit immer neuem Intereſſe wieder geleſen werden. Die leichte, natürliche und ungeſuchte, überall lebendige Darſtellung, die ganz einfachen und treffend wahren, aber dennoch ſonſt oft überſehenen Anſichten intereſſiren in der That jedes Alter, und dies iſt unſtreitig der größte Triumph eines Schrift-

Digitized by Google

ſtellers für die Jugend, ein Triumph, der ſelten errungen, den ihm aber Niemand abſprechen wird, der die beſſern ſeiner Jugendſchriften, und das iſt die bei weitem größere Zahl, auch nur theilweiſe kennen gelernt hat.

Wir laſſen am Schluſſe ein vollſtändiges Verzeichniß deſſen folgen, was unter ſeinem wirklichen Namen und unter den fingirten von Gr. Ludw. Jerrer und J. F. Sanguin, den er beſonders für Franzöſiſche Schriften brauchte, erſchienen iſt. Anonyme Werke und die, auf deren Titel er ſich L. K. Iſelin, K. H. André, W. Gottſchalk, Jul. Freudenreich, Felix Selchow, J. H. Selchow, Jul. Sternberg, Felix Sternau, K. L. Renner, W. Beſcheerer, welcher letztern 10 Namen er ſich beſonders auf neuern Kinderſchriften bediente, müſſen wir weglaſſen, weil die überaus große Zahl derſelben eine allzuermüdende Liſte bilden würde, und unter den erſteren 3 Namen allerdings auch nur ſeine weſentlicheren Produkte erſchienen ſind. Die Zahl der von ihm ganz namenlos vorhandenen iſt ebenfalls beträchtlich, wobei es bemerkenswerth iſt, daß er bei weitem nicht gerade die vorzüglichſten Schriften unter ſeinem eigenen Namen herausgab, ſondern entweder, wie es bei einigen der oben genannten der Fall iſt, ohne Namen oder unter angenommenem Namen, insbeſondere unter dem Namen Jerrer. — Deshalb war er auch bald unter den fremden Namen bekannter und beliebter, als unter ſeinem eigenen, und die Buchhändler verlangten daher in der Regel einen ſeiner fremden Namen. Er wählte aber deswegen hauptſächlich fremde und verſchiedene Namen, damit er nicht für einen leichtfertigen Vielſchreiber gehalten werde, weil wenige Menſchen nur einen Begriff davon haben, wie er jede Minute ſeiner Zeit zu ſeiner unabweislichen Lieblings-

Beſchäftigung anzuwenden wußte, eben ſo wenig, als er Jedermann und überall ſagen konnte, daß er in den letzten 15 Jahren ſeines Lebens faſt nichts anders gethan habe und thue, als ſchreiben und für ſein Schreiben das Nöthige leſen. Was er jedoch für ſein Schreiben zu leſen für nothwendig hielt, zeigt abermals den nicht gewöhnlichen Kinder-Schriftſteller. Dies waren nämlich nicht etwa die Bücher anderer Schriftſteller für die Jugend, obwohl er von Zeit zu Zeit auch von dieſen etwas las, ſondern hauptſächlich ſtreng-wiſſenſchaftliche Werke und unausgeſetzt und regelmäßig abwechſelnd ein lateiniſcher, deutſcher und franzöſ. Claſſiker, von welchen er ſeine Lieblinge, wie Horaz, Virgil, Livius, Schiller, Racine, Voltaire ꝛc. oft wiederholte. Auf dieſe Weiſe findet ſich in ſeinem Tagebuche regelmäßig bemerkt: Meine Lectüre in dieſem Monat war u. ſ. w., z. B. Adelungs Grammatik, Hildebrandts Phyſik, Horazens Satyren, Schillers Wilhelm Tell, Molliere's Tartuffe.

Die Quellen, die er zu ſeinen geſchichtlichen und wiſſenſchaftlichen Werken gebrauchte, waren immer die beſten, die er erhalten konnte, und ſo karg er ſonſt mit jeder Minute war, ſo ließ er ſich die Mühe nicht verdrießen, um ſich über etwas zu unterrichten, über das er noch im Dunkel oder Zweifel war, ganze Stunden nachzuſuchen, wie z. B. über eine verſchieden angegebene Jahrzahl, über den Gebrauch eines Wortes, über einen ihm unbekannten Kunſtausdruck u. dgl. Dinge, die man ſonſt wohl auch für gleichgültig hält. Ja, um das bei Campe in Nürnberg im Jahr 1823 erſchienene Kunſtlexicon zu ſchreiben, hielt er nicht für zeitraubend und zu ſpät, in einem Alter von beinahe 60 Jahren erſt noch ſo viel Engliſch und Italieniſch zu lernen, als er bedurfte, um einige

Engl. und Ital. ähnliche Werke zu benutzen, die ihm nothwendig ſchienen. Eben weil er unausgeſetzt thätig war und jede Minute zur Arbeit benutzte, die er nicht ſchon im Voraus entweder der Erholung oder dem Vergnügen beſtimmt hatte, fand er auch Zeit zu Allem, was ihm nöthig oder nützlich ſchien. Wie ſtreng er aber ſeine Zeit zu benutzen gewohnt war, mag unter mehrern andern folgendes charakteriſtiſche Beiſpiel beweiſen. Als er im Jahr 1823 von einer zweimonatlichen Reiſe nach Paris, nach einer im Wagen zugebrachten Nacht, Mittags nach Tiſch wieder bei ſeinen Lieben angekommen war, erzählte er ſo lange, bis er gegeſſen hatte. Seine gewöhnliche Schlafzeit nach Tiſch war nun aber ſchon vorüber; er ſetzte ſich alſo drei Viertel Stunden nach ſeiner Ankunft wieder an ſeinen Arbeitstiſch und verwieß ſeine Angehörigen, in Bezug auf ſeine weitern Mittheilungen, auf den Spaziergang in den Garten und Abends bei Tiſche. Ein anderer Vortheil, der ihm noch, außer der gewiſſenhaften Benutzung jedes kleinſten Zeittheilchens, beſonders zu Statten kam, beſtand darin, daß er ſtets an mehreren Schriften zugleich zu arbeiten verſtand, und dann zu dieſen verſchiedenen Arbeiten und den dazu nöthigen Vorarbeiten zu verſchiedenen Zeiten des Tags ſich beſchäftigen konnte.

Immer wußte er leichtere und ſchwerere Arbeiten geſchickt zu vereinigen und für die rechten Stunden zu vertheilen. Im Sommer beſuchte er jeden leidlichen Tag ſeinen eine kleine halbe Stunde von ſeiner Wohnung entlegenen Berggarten und auch für dieſen war immer eine eigene Arbeit beſtimmt, die nur dort vollendet wurde. Aus dieſer Ordnung ließ er ſich aber auch nicht leicht bringen, und Etwas wenigſtens von dem für dieſe oder jene

Digitized by Google

Zeit Beſtimmten mußte immer geſchehen. Aber auch, wenn er nicht unmittelbar mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich beſchäftigte, oder anſcheinend mit ganz fremden Sachen zu thun hatte, oder wirklich blos zu ſeinem Vergnügen etwas that, war er dennoch in der Regel auch zugleich für ſeine Schriftſtellerei thätig.

Er ſieht aus dem Fenſter unten auf der Straße ein Paar Jungen mit einander ſpielen, irgend etwas von dem, was ſie thun oder ſagen, fällt ihm auf, es gibt ein Geſchichtchen. Er kommt zu ſeinen Kindern, unterhält ſich, ſpielt mit ihnen; es iſt ein neues Kinderſpiel, das er zugleich erfindet und ſeinen Kindern lehrt; es wird aufgezeichnet und macht nun auch Andern Freude. Auf dieſe Weiſe entſtanden nach und nach viele Dutzend Spiele, die größtentheils Bieling in Nürnberg einzeln herausgab. Er arbeitet in ſeinem Garten, ſäet, pflanzt, oculirt, copulirt u. ſ. w. mehr als er ſonſt gewohnt iſt; das Reſultat iſt: Steubes Gartenbuch, (Nürnberg bei Campe). Dergleichen Beiſpiele könnten wir in Menge aufführen.

Wie viel Stoff ihm die Erziehung und der eigene Unterricht ſeiner Kinder, und ſpäter der Unterricht mit ſeinen Enkeln an die Hand gegeben haben, iſt hiernach leicht zu ermeſſen. Die verſchiedenen Charaktere derſelben finden ſich in ſeinen Schriften getreulich aufgezeichnet, und dieſe Charaktere, aus dem Leben gegriffen, aus einem Leben, das ihn ganz beſonders intereſſirte, geben begreiflich ſeinen Schriften einen beſondern Reiz, den auch das Kind, das ſie lieſt, gar wohl empfindet. Wie beluſtigend und charakteriſtiſch iſt nicht z. B. der kleine Franzoſe, der eine Zeit lang in ſeinem Hauſe lebte, in mehrere Schriften eingeführt? (z.

B. in die kleine Völkergallerie, Nürnberg bei Bieling 1810 und 1811, 2 Bdchn.)

Welche Fertigkeit er ſich aber in der Aufzeichnung deſſen, was er geben wollte, erworben hatte, mag die Thatſache beweiſen, daß er, bei einmal geſammeltem Stoffe, in der Regel in einem Tage ſo viel ſchrieb, als einen Druckbogen füllte, und daß in der Handſchrift dazu, bei der Reviſion, die er gewöhnlich erſt bei der Beendigung des ganzen Buches vornahm, oft keine 6 Wörter ausgeſtrichen werden mußten. Er durfte daher von ſeinem Concepte niemals erſt eine Abſchrift machen oder machen laſſen, ſondern konnte ſtets die erſte Aufzeichnung in die Druckerei geben, und was den dazu geſammelten Stoff anlangt, ſo waren ihm einzelne Wörter und kurze Sätze auf einem halben Octavblatte meiſtens für einen ganzen Bogen vollkommen ausreichend. Dieſe Notizenblättchen fertigte er in der letzten Zeit, wo ſeine Augen durch die unausgeſetzte Anſtrengung ſo ſchwach geworden waren, daß er abwechſelnd eines derſelben mit einem friſchen Blatte oder mit einem Stückchen Papiere verkleben mußte, meiſtens des Abends, während er ſich vorleſen ließ, und ſie genügten ihm dann bei der Ausarbeitung ſo vollkommen, daß er in der Regel nichts als dieſes Blättchen, höchſtens noch ein einziges aufgeſchlagenes Buch neben ſich liegen hatte. Das fruchtbarſte ſeiner letzten Jahre aber war das Jahr 1820; nachdem er alle ſeine Privatſtunden aufgegeben hatte und wegen ſeiner ſchwachen Augen auch von dem Unterricht im Gymnaſium entbunden worden war. Er ſchrieb in demſelben: Bilderbuch für kleine wißbegierige Knaben; Bilderbuch für kleine wißbegierige Mädchen; Bilderallerlei; Europa's Länder und Völker, 1r Theil; Einige Nachträge zum Hausbedarf des Wiſſens-

Digitized by Google

würdigſten; Gulliver's Reiſen; ein Gartenbuch; Begebenheiten des Robinſon Kruſoe; Robinſons Reiſen, 4r Theil; Anleitung zur Malerei; Inſekten-Beluſtigungen für die Jugend; Iduna, oder Erzählungen für Kinder von 6 bis 12 Jahren; Euphranor, oder Erzählungen für Kinder von 6 bis 12 Jahren; Eliſens Andachtsſtunden (nur an den Sonntagen Vormittags geſchrieben); kleine Reiſeabentheuer; Schilderungen aus Natur- und Menſchenleben, 3r Bd. (Fortſetzung des Werks eines andern Verfaſſers); Moraliſche Feenmührchen; Lehrbuch der Erziehung.

Bei aller dieſer unausgeſetzten ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit wurde er aber, wie das wohl ſonſt zu geſchehen pflegt, keineswegs ſeiner eignen Familie fremd, während er andern durch ſeine Schriften befreundet wurde. Seine eignen Kinder unterrichtete er regelmäßig täglich 2 Stunden; ſeine Enkel nahmen ihn manche halbe Stunde in Anſpruch; ſeine Gattin und ſeine erwachſenen Kinder entbehrten nie den überall rathenden und helfenden, zärtlich liebenden Gatten und Vater. Kein Geburts-, Namens- oder Hochzeittag in der am Ende ſeines Lebens ziemlich zahlreichen Familie ging vorüber, ohne daß er im väterlichen oder großväterlichen Hauſe förmlich gefeiert worden wäre und er dieſer Feier nicht wenigſtens einige Stunden gewidmet hätte. Er hielt ſehr viel auf ſolche Familienfeſte. Wenn einmal der Feſtkuchen zum Frühſtück gefehlt hätte, ſo wäre es ihm gewiß ſehr unlieb geweſen, und am Abend eines ſolchen Tages ließ er freudig auch ſeine Stimme beim Rundgeſang und dem Lebehoch ertönen, und litt es nicht, daß irgend ein Hauptfeſttag ohne Sang und Klang und ohne den vergoldeten Ehrenbecher vorüberging. Liebe und Vertrauen umſchlang alle Glieder der Familie, beren theures Haupt und ſchönſtes Muſter er war; ein wahrer Patriarch, lenkte er die, welche ihn umgaben, nie anders, als ſie ſelbſt wünſchen mußten, und daher auch nie anders, als zu ihrem herzlichſten Danke.

Die ſchwere Stunde der Trennung mußte aber auch hier ſchlagen. Schon im Winter 1822 auf 23 ſtellte ſich eine beſtändige Schlafſucht und ein beengender Huſten ein, welche mit jedem Tage zunahmen, und den letzten Tag des Jahres beinahe auch zum letzten ſeines Lebens gemacht hätten.

Am Vormittage des 31. Dec. 1822 trat plötzlich eine immer mehr den Athem raubende Beengung ein; die herbeigeeilten Aerzte ſahen darin alle nahen Vorboten ſeines Todes, und wirklich ſank er nach wenigen Minuten ſchon von ſeinem Lehnſtuhle ohne alle Zeichen des Lebens. Kein Mittel wurde unverſucht gelaſſen, das fliehende Leben zu halten und die Bemühungen waren nicht vergeblich; nach einer halben Stunde fing er wieder an zu athmen und lebte nach und nach zum vollen Bewußtſeyn auf. Der bereits für verloren gehaltene geliebte Gatte und Vater wurde noch ſo kräftig, daß er es ſich nicht nehmen ließ, nach alter Sitte das neue Jahr wachend mit ſeinen Lieben zu begrüßen, und im Geſpräche über die wichtigſten und heiligſten Angelegenheiten des Menſchen bis nach 2 Uhr des Morgens außer dem Bette zuzubringen.

Welche koſtbaren, unvergeßlichen Stunden! — Doch war noch nicht alle Gefahr vorüber. Noch dreimal kam der tödtliche Anfall in dem Zeitraume von vier Wochen zurück, immer weniger heftig zwar, aber wie beängſtigend für diejenigen, welche den Geliebten ſchon einmal den ſchrecklichen Tod des Erſtickens ſterben ſahen! Glücklicher Weiſe wa ren die für die Umſtehenden ſchrecklichſten Augenblicke für den Leidenden ſelbſt ohne Bewußtſeyn, wie er oft verſicherte. Endlich hörten die Anfälle auf, und geſunder, als er in vielen Jahren geweſen war, begrüßte er das Frühjahr; alle Schlafſucht, alle Beengung war vorüber, und heiter, wie immer, fing er mit erneuter Kraft ſeine gewohnten Arbeiten wieder an. Hätte es erſt noch eines Beweiſes bedurft, daß ſein Leben immer rein, ſein Weg immer ſicher geweſen, ſo hätte er ihn in dieſer Krankheit auf das Sprechendſte gegeben. Nur der wahrhaft gute und weiſe Mann kann ſo ruhig und heiter den letzten Augenblick ſeines Lebens herannahen ſehen. „Liebe Kinder," ſprach er, „ergebt euch willig und vertrauensvoll in die Stunde des Abſchieds; ich verlaſſe euch alle glücklich, mein Haus iſt wohlbeſtellt, mein Tagewerk habe ich redlich vollendet, mein müder, gebrechlicher Körper aber will und kann mir nicht mehr dienen. Ich bin bereit zu gehen, ſeht auch ihr mich ruhig gehen!"

Noch lebte er aber über zwei volle Jahre heiter und lebensfroh. Es waren die ſchönſten Jahre ſeines Lebens. Jeder neue Tag wurde, von ihm und den Seinigen, lebhaft als ein Geſchenk des Himmels betrachtet. Nach manchen drückenden Sorgen der frühern Zeit konnte er alle Behaglichkeit des mühſam ſelbſt errungenen Wohlſtandes empfinden. Von ſeinen neun Kindern waren zwar fünf in den erſten Jahren ihres Lebens wieder geſtorben; zwei Söhne und zwei Töchter aber waren ihm geblieben und lebten in glücklichen Verhältniſſen. Seine beiden Söhne hatten erſt ſeit wenig Jahren das Banquier- und Großhandlungshaus Charles Meynier u. Comp. zu Paris gegründet, und ſchon genoß es ein allgemeines Vertrauen und ſtand in den ausgebreitetſten Verbindungen mit allen wichtigen Handelsſtädten. Der ältere Sohn war bereits mit der liebenswürdigſten Gattin glücklich verheirathet; der zweite brachte ihm eine gleich liebenswürdige Braut, die mehrere Monate in ſeinem Hauſe lebte und durch ihren immer gleichen fröhlichen Sinn ſeine Tage zu verſchönern wußte. Von ſeinen beiden Töchtern war die ältere ſchon länger an den Appellationsger. Rath Brater in Ansbach verheirathet und ihm ſo nahe, daß er von Zeit zu Zeit die Freude haben konnte, das Glück dieſer Familie mit eigenen Augen zu ſehen. Seine jüngere Tochter endlich war ſeit einigen Jahren mit dem Profeſſor der Rechte, Dr. Schunck zu Erlangen, verbunden, und mit dieſer Familie lebte er in einem Hauſe und bei gemeinſchaftlichem Haushalt in dem ſchönſten Verhältniſſe herzlichſter gegenſeitiger Liebe.

Im J. 1824 brachte er die Braut ſeines zweiten Sohnes in ihr älterliches Haus zurück und begleitete von da das junge Ehepaar nach Paris, um auch die Gattin ſeines älteren Sohnes und ihre Verwandten perſönlich kennen zu lernen, die Einrichtung ſeiner Söhne und alle die Orte und Sachen zu ſehen, die jedermann, beſonders aber ihn intereſſiren mußten, der mit allen wichtigeren Begebenheiten der ältern und neuern Zeit auf das Genaueſte bekannt, ein Kenner der Kunſt und ein Beobachter war, der auch da noch Bemerkenswerthes fand, wo die meiſten nichts mehr zu ſehen wiſſen. Mit der größten Befriedigung in jeder Hinſicht und mit einem Schatze der intereſſanteſten Bemerkungen kehrte er in die Heimath und zu ſeinen gewohnten Beſchäftigungen zurück. Die Früchte dieſer Reiſe konnte er jedoch dem Publikum nicht mehr mittheilen. Mehrere andere bereits übernommene Arbeiten und einige größere ſchon angefangene Werke beſchäftigten ihn nach ſeiner Zurückkunft mehr

Digitized by Google

als gewöhnlich. Dazu brachte der Winter ſeine alte Krankheit wieder, und der folgende Frühling war nicht mehr im Stande, dieſelbe noch einmal völlig zu heben. Mit immer wachſender Sehnſucht ſah er daher der Ankunft ſeines älteſten Sohnes entgegen, der ihn mit Frau und Kind zu beſuchen verſprochen hatte, und beſtimmte dieſem, gegen ſeine Gewohnheit, als längſten Termin ſeines Eintreffens einen benannten Tag, den erſten Pfingſtfeiertag, an welchem er ihn mit Zuverſicht erwarte. Mit einer ganz ungewohnten Aengſtlichkeit ſuchte er die von Zeit zu Zeit ihn überwältigende Schlafſucht durch Arbeiten zu überwinden und gönnte ſich keine Ruhe, um bis zur Ankunft des Sohnes noch ein angefangenes hiſtoriſches Werk zu vollenden. „Wenn die Pariſer Kinder kommen, will ich ſchon ausruhen,“ war die gewöhnliche Antwort. Inzwiſchen hatte er ſeinen Sohn, als er ſchon unterwegs war, nochmals dringendſt gebeten, ja nirgends mehr ſich aufzuhalten, um nicht ſpäter als am erſten Pfingſttage einzutreffen. Am frühen Morgen dieſes Tages, als ſeine Gattin um 5 Uhr aufſtand und zu ihm kam, ſaß er ſchon wieder am Arbeitstiſche. „Ich muß ja noch fertig werden, und überdem iſt heute Sonntag und Feiertag, wo wir ohnedem länger beim Frühſtück ſitzen werden,“ war die Antwort auf ihr freundliches Abmahnen. Beim Frühſtück gab das ältere Kind im Hauſe, ſein Liebling, noch die Veranlaſſung zu einem langen, ſehr intereſſanten Geſpräch über die Erziehung unter allen Familiengliedern, nach welchem er ununterbrochen bis halb 12 Uhr fortarbeitete und dann mit vergnügtem Geſichte die Vollendung ſeines Buches ankündigte. Nach Tiſche hatte er ſich, wie gewöhnlich, ſchlafen gelegt, als unvermuthet die erſt am Abend erwarteten Kinder und Enkel aus Paris und Ansbach auf einmal angefahren kamen.

Der dadurch entſtandene Lärm ſchreckte ihn auf. Er ging ſchnell den Kommenden entgegen und herzte ſie — zum letzten Male. Wie er das Kind ſeines Sohnes auf die Arme hob, veränderte ſich plötzlich ſeine Miene; der alte Anfall kam mit aller Heftigkeit zurück, und kaum hatte er ſich anſcheinend etwas erholt und noch einige Worte des Troſtes geſprochen, ſo ſank er leblos in die Arme ſeiner Geliebten.

L. Dr. Sch — ck.

1) Schriften unter ſeinem eigenen Namen: Johann Heinrich Meynier:

Meynier, J. H., Neue Franzöſ. Briefmuſter. Hof 1794. 8. — Neues theoret. prakt. Zeichnenbuch. 8 Hefte mit 64 Kupfert. Hof 1797—1800. 4. — L'ami des enfans et des adolescens par M. Berquin, enrichi de l'explication des mots et des phrases les plus difficiles en faveur de la jeunesse allemande. 2 Tom. à Nuremb. 1798. gr. 8. — Handbuch zum erſten Unterricht in der Franz. Sprache, beſ. auf Schulen. 1799. gr. 8. Ebendaſ. — Die Kunſt zu tuſchen und mit Waſſerfarben ſowohl in Miniatur als in Gonaſche und in Aberliſcher oder Aquarellmanier. Mit Kupfern und einer Farbentab. Leipzig 1799. 8. — Nouveaux Contes moraux par M. Marmontel. 2 Tom. à Cobourg. 1800. 8. — Dictionnaire français-allemand etc. oder Franz. Deutſches Handwörterbuch ꝛc. von J. F. Memmert, verm. von J. H. Meynier. Der 2te Deutſch-Franz. Theil iſt ganz allein von ihm. Erlangen 1802. gr. 8. — Hiſtoriſch-chronolog. Kartenſpiel für die Jugend zur Erlernung und Wiederholung der Deutſchen Geſchichte. Nürnb. 1800. 16. (Mit 191 Kartenblättern.) — J. C. Chapuſet's Sammlung Deutſch-Franzöſiſcher Geſpräche. Neue Auflage. Nürnb. 1799. 8. — Conversations- u. Zeitungs-Lexicon fur alle Stände. gr. 8. Nürnb. Campe 821. 2 Thlr. — Erzählungen für Kinder, zur Erweckung eines feinen moral. Gefühls und zur Bildung milderer Sitten. M. K. Neue Aufl. 12. Ebend. 817. 1 Thlr. 8 gr. — Kleine Geſchichten zur Beſſerung und Veredlung jugendlicher Herzen. M. K. Neue Aufl. 12. Ebendaſ. 819. 1 Thlr. 8 gr. — Verm. Geſpräche zum Ueberſ. a. d. Franzöſ. in's Deutſche und a. d. Deutſchen in's Franzöſ. 1r Th. 8. Nurnb. 801. Jetzt Lauffer in Leipzig. 8 gr. —

Handbuch zum erſten Unterricht in der Franz. Sprache. Neue Ausgabe. gr. 8 Leipzig, Lauffer 819. 12 gr. — Neuer Orbis pictus in Deutſcher u. Franzöſ. Sprache. Mit vielen illum. Kupfern. Neue Aufl. gr. 8. Nürnberg, Campe. 818. 1 Thlr. 12 gr. — Vermiſchte Geſpräche zum Ueberſetzen a. d. Franzöſiſchen in's Deutſche und a. d. Deutſchen in's Franzöſ. 2 Theile. Nürnberg 801. 8. — Numa Pompilius, second Roi de Rome, par M. *de Florian.* Avec l'explication allemande des phrases et des mots à l'usage de ceux, qui étudient la langue Française. 2 Vol. à Cobourg 801. gr. 8. — Geſpräche in Franzöſ., Deutſcher, Engliſcher und Italieniſcher Sprache, aus Moliere's Werken gezogen. Leipzig und Coburg 802. 8. — Prakt. Anleit. zur Linear- und Luftperſpective für Zeichner und Maler, von P. H. Valenciennes. Aus dem Franzöſ. überſ. 1r Bd. Hof 1802. 2r Bd. ebendaſ. 1803. 8. Auch unter dem Titel: Der Rathgeber für Zeichner und Maler, beſ. im Fache der Landſchaftsmalerei, von Ebendemſ. A. d. Franzöſ. überſ. u. ſ. w. — Großbritannien, ein geograph. Lottoſpiel zur lehrreichen Unterhaltung für Kinder u. Erwachſene. Nürnb. u. Leipzig 803. — Deutſchland oder der reiſende Kaufmann, ein lehrreiches geograph. Geſellſchaftsſpiel. Mit 10 roth gedruckten Kreis- und 40 ſchwarzen Städtekarten. Nürnb. 1797. 12. — Rußland u. ſ. w. ohne Karte, ebendaſ. 803. — Frankreich, nebſt den dazu gekommenen Ländern nach ſeiner ältern u. jetzigen neuern Eintheilung. Mit 2 illum. Landkarten, 250 Looſen und 25 Spielkarten, ebendaſ. 803. — Fables de M. Florian, de l'Academie Française, de celles de Madrid, Florence etc. Avec l'explication des phrases et des mots à l'usage de ceux qui étudient la langue Française. Cobourg et Leipsic 803. 8. — Oeuvres de Jaques Delille, avec des Rémarques explicatives et des Notes en Allemand pour faciliter l'intelligence du texte à l'usage des jeunes Allemands qui se vouent à l'étude de la langue Française. Ier Vol. contenant les Jardins et l'homme des champs, ibid. 803. IIe Vol. contenant les Géorgiques de Virgil, Dithyrambe sur l'immortalité de l'ame et le passage du St. Gotthard, ibid. 804. IIIe Vol. contenant Malheur et Pitié, poëme en quatre chants, ibid. 804. 8. Les voyages de Rolande et de ses compagnons de fortune, autour du monde, par C. F. Jauffret. En III. Tomes. Mit einem illum. Kupfer. Ebendaſ. 803. Tome I et II. ibid. 804. 8. — Leichte geographiſche Aufſätze zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Franzöſ., mit untergelegter Fran-

Digitized by Google

zöſ. Phraſeologie. Baireuth 805. 8. — Nouveaux Modèles de lettres Françaises. Ire Partie. Hof, 805. 8. Auch mit folgendem Deutſchen Titel: Franzöſ. Briefmuſter. 1r Theil. — Anekdoten aus der Franzöſ. Literärgeſchichte. 1ſter Franzöſ. Theil. Leipzig 805. 2ter Deutſcher Theil, ebendaſ. 805. 8. — Le Correspondant français sur toutes les occurrences de la vie sociale à l'usage des jeunes personnes, dès gens d'affaires et des commerçans. à Hof 806. 8. L'Eneide par Jaques Delille. Tome I. à Cobourg 806. Tome II. ibid. 808. 8. — Galerie de Portraits historiques, contenant des Biographies interessantes des hommes illustres de dix-huitième siècle. Ouvrage tiré de la Galerie de Portrait-historiques par Sam. Baur. Tome premier et second. à Paris et Hof 808. 8. — Samml. verm. Briefe zum Ueberſ. in's Franzöſ. Nürnb. 1791. 8. — G. Phil. Plat's häusliche Franzöſ. Deutſche Geſpräche, verbeſſert und mit neuen Aufgaben bereichert. 2te Auflage. Ebendaſ. 1791. 8. — Uebungen über die gewöhnlichſten Gallicismen. Nürnberg und Altdorf 1793. 8. — Prakt. Franzöſ. Sprachlehre in Beiſpielen u. Uebungen über alle Theile der Grammatik. Ebendaſ. 1796. 8. — 300 bildliche Vorſtellungen ſinnlicher Gegenſtände nebſt ihren Namen, Eigenſchaften und Beſtimmung in Franzöſ. und Deutſcher Sprache. Mit K. Augsb. 1796. 8. (Auch mit einem Franz. Titel: Le monde corporel etc. — Neuer Orbis pictus in Deutſcher u. Franz. Sprache. Nürnb. 812. gr. 8. m. illum. Kupf. — Erzähl. für Kinder. Ebendaſ. 812. 12. — Kleine Geſchichten zur Beſſerung u. Veredl. junger Herzen. Ebendaſ. 813. 12. — Unterhaltendes Franzöſ. Leſeb. Ebend. 813. 2 Bde. gr. 8. — Histoire de la guerre de trente ans par F. Schiller, Leſeb. mit Deutſchen Noten. Ebend. 813. 8.

2) Unter dem Pſeudo-Namen Georg Ludw. Jerrer:

Neue Bildergeographie für die Jugend. Nach der Congreßakte vom J. 1815, den letzten Friedensſchlüſſen u. den neueſten Verträgen bearb. 3te verb. Aufl. Mit 20 Kupf. gr. 8. Nürnberg, Campe. — Erzähl. aus der Bibel für die Jugend. 2 Theile. 2te verb. Aufl. Mit Kupf. gr. 8. Ebendaſ. — Erziehung und Unterricht. Ein Hand- und Hülfsb. für Väter, Mütter, Erzieher u. Lehrer. 8. Ebendaſ. — Neue Samml. unterhalt. u. belehr. Reiſebeſchreib. für die erwachſene Jugend. In zweckmäßigen Auszügen bearb. 1r Bd. Mit Kupf. 8. Ebendaſ. — Die Weltgeſchichte für Kinder. 2 Theile. 3te verb. Aufl. mit vielen K. gr. 8. Ebend. 823. —

Gemälde aus der neueſten Völkergeſch. von der Franz. Revolution an bis auf unſere Zeiten, für die Jugend. 2 Th. 8. Leipzig, G. Fleiſcher. 824. — Geſchichte der Deutſchen für die Jugend. 2 Th. mit Kupf. 2te Aufl. 8. Nürnberg, Campe. 824. — Naturgeſch. für die Jugend. Mit 120 illumin. Abbild. 3te verb. Aufl. gr. 8. Ebend. 825. — Erzähl. aus der Geſch. der europ. Völker von Karl dem Großen b. a. unſere Zeiten. 38 Bändchen. gr. 8. Leipz. Brockhaus. 826. — Deutſchl. berühmte Männer in einer Reihe hiſtor. Gemälde zur Ermunterung und Bildung der reifern Jugend. 2 Bde. mit 10 K. gr. 8. Leipzig, Cnobloch.

3) Unter dem Namen J. F. Sanguin:

J. F. Meidinger's prakt. Franzöſ. Grammatik. Elfte, durchaus umgearb. und mit neuen Aufgaben verſehene Ausgabe. Coburg u. Leipz. 1821. 8. — Kleine Franz. Kindergeſpräche, zur Beförderung der Fertigkeit im Sprechen der Franzöſ. Sprache. 1810. 8. Ebendaſ. — Voyage du jeune Anacharsis en Grèce dans le milieu du 4 Siècle avant l'être vulgaire. 1810. 8. Ibid. — Geſpräche, Anekdoten und Briefe, als Uebungsſtücke zum Ueberſ. aus dem Deutſchen in's Franzöſ. Coburg und Leipzig 1808. 8. 2te Aufl. 1821. — Zweiter Curſus der ganz umgearb. Meidingerſchen Franz. Sprachlehre. Ebendaſ. 2te verb. und verm. Aufl. 1814. — Leichte Uebungsſtücke über das ganze Vocabulaire der Sanguiniſchen und anderer Franz. Sprachlehren. St. Gallen 1813. 8. — Leitfaden zum erſten Unterr. in der Franzöſ. Sprache, oder Ueberſ. ſämmtl. Uebungsſtücke der Meidingerſchen Grammatik, ſowohl der Orig. Edition, als der von Lugino und Sanguin umgearb. Ausgaben. Coburg 1814. 8. 2te verbeſſ. Aufl. 1821. — Kaufmänniſches Leſebuch für junge Deutſche, zur Beförderung der Waarenkenntniß und der Fertigkeit, ſich über Handlungsgegenſtände in Franzöſ. Sprache richtig auszudrücken. Coburg und Leipzig 1814. 8. (Auch zugleich Franzöſ.) — Cours de Conversation, oder Handb. zur Erlernung der Franzöſ. Sprache, als einer Sprache, die geſprochen werden ſoll. 1815. 8. Ebendaſ. — Allgemeiner Handl. Correſpondent in Deutſcher und Franz. Sprache. 1815. gr. 8. Ebendaſ. — Nouvelle Géographie à l'usage de la Jeunesse. Nuremberg 1818. 8. — Theoret. prakt. Kommentar über deſſen prakt. Franz. Grammatik. Coburg 1822. gr. 8.

XXXVII. Karl Wilhelm Salice Conteſſa,

Doctor der Philoſophie zu Berlin.

geb. den 19. Auguſt 1777.
geſt. den 2. Juni 1825. *)

Geboren zu Hirſchberg in Schleſien, wo ſein Vater (geſt. 1793) Oberälteſter der Kaufmannſchaft war, genoß er einer ſorgfältigen Erziehung in früher Jugend, bildete ſich dann an der Seite Ernſts von Houwald weiter aus auf dem Pädagogium zu Halle, wo beide Jünglinge vier Jahre lang ein Zimmer bewohnten und ſtudirte von 1797 bis 1801 in Halle und Erlangen. Später privatiſirte er erſt in Weimar, dann in Berlin, bis er nach dem Tode ſeiner Frau zu ſeinem Jugendfreunde Houwald nach der Lauſitz ging. Von dort aus kam er häufig nach Berlin, wohin ihn hauptſächlich Hoffmann, den er 1814 kennen lernte, und der Kreis, den dieſer um ſich verſammelte, zogen. Zuletzt hatte er ſich im vergangenen Herbſte noch einmal nach Berlin gewandt, um die Hülfe ausgezeichneter Aerzte bei einem Leiden, welches ſich in Folge einer Lungenentzündung in ihm entwickelte, in Anſpruch zu nehmen. Die Kunſt vermochte nicht mehr, in dem zerrütteten Körper heilbringend zu wirken.

Die Familie Conteſſa ſtand von jeher in Hirſchberg in Anſehen, hochgeachtet wegen ihrer ausgezeichneten Thätigkeit und der wohlthätigen Anwendung ihrer Wohlhabenheit. Entſproſſen an den herrlichen alpenbegränzten Geſtaden des Comer-Sees in Oberitalien, muß, ſo ſcheint es, ein Zweig

---

*) Größtentheils aus der Berliner Haude- und Spener'ſchen Zeitung, 1825.

dieſer Familie ſich in Deutſchland niedergelaſſen haben und in das Schleſiſche Gebirge gekommen ſeyn. Die Kunde dieſes Urſprungs hat ſich in der Familie erhalten, aber unbekannt blieb ſelbſt dem Verſtorbenen der Ort, wo dies Geſchlecht entſproſſen, und dunkel der Zuſammenhang, wie es in Schleſien heimiſch geworden. Wie ſich dem Stammnamen Conteſſa der Beiname Salice beigefügt, dies Familienereigniß iſt, da keine darüber ſprechenden Papiere gefunden worden, in Vergeſſenheit gerathen; doch die Familienglieder wiſſen, daß in früherer Zeit ſchon ein Conteſſa eine Salice zur Gattin gehabt hat.

Was Conteſſa als Dichter war, iſt jedem bekannt, der ſich für die Fächer der Poeſie, in deren Grenzen ſein Talent lag, intereſſirt. Sein Räthſel, welches zuerſt auf der Bühne zu Weimar erſchien, nachdem Göthe's „Mitſchuldigen" und Stoll's nach Dieulafois Défiance et Malice gebildetes Luſtſpiel „Ernſt und Scherz" den Deutſchen Alexandriner wieder zu Ehren gebracht, bleibt gewiß auf dem Repertoir jeder Deutſchen Bühne, die glücklich genug iſt, ein Publikum vor ſich zu verſammeln, dem der Sinn für den feinſten, gemüthlichſten Scherz nicht gebricht, und Erzählungen, wie „Meiſter Dietrich," Vergieb uns unſere Schuld u. ſ. w., wird neben dem Verdienſt, mit die erſten in dieſer Gattung geweſen zu ſeyn, auch dasjenige wohl nicht beſtritten werden, daß ſie von keiner ähnlichen Leiſtung der ſpäteren zahlloſen Nachahmer übertroffen worden.

Weniger als von dem dramatiſchen und dem trefflichen Romandichter, wußten aber ſeine Zeitgenoſſen von dem Menſchen Conteſſa, und doch war dieſer eine noch viel intereſſantere Erſcheinung, als ſeine Werke. Was jene hauptſächlich charakteriſirte, das Maaß, der zarte Takt für die Scheidelinie zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig, bei der entſchiedenen Gabe poetiſcher Auffaſſung auch des Widerſtrebenden, das fand ſich wie in dem Dichter, ſo auch in dem Menſchen. Nichts, was auf ihn einwirkte, und was er durch die Rede wiedergab, war anders als mit dem Blick des Dichters geſehen, aber nichts erſchien übertrieben, nichts fratzenhaft, alles Natur und Wahrheit, in der mündlichen Darſtellung, die ihm, durch eine ungemein lebendige Geſtikulation unterſtützt, ſtets ſo gelang, daß man ſich keinen Augenblick über ſein, wenn auch nicht ausgebildetes, doch hervorſtechendes Schauſpielertalent täuſchen konnte. Er ſprach wenig; aber hatte man auch nur einzelne Worte von ihm gehört, ſo wußte man gleich, wen man vor ſich hatte; denn eben weil er wenig ſprach, klang alles, was er ſagte, bedeutend. Dabei war ſein Scherz von grenzenloſer Gutmüthigkeit. Meiſterhaft hat ihn Hoffmann in den Serapionsbrüdern, deren einer er war, gezeichnet. „Sylveſter“ — unter dieſem Namen führt er ihn auf — „iſt ſtill und in ſich gekehrt, es koſtet Mühe, ihn zum hellen Geſpräch zu entzünden, das iſt wahr; aber nie iſt wohl ein Dichter empfänglicher geweſen für ein Werk des Andern, als eben er. Ohne daß er ſelbſt viel Worte machen ſollte, lieſt man in ſeinem Geſicht in deutlichen, ſprechenden Zügen den Eindruck, den die Worte des Freundes auf ihn gemacht, und indem ſeine innige Gemüthlichkeit ausſtrömt in ſeinen Blicken, in ſeinem ganzen Weſen, fühle ich mich ſelbſt in ſeiner Nähe gemüthlicher, froher, freier. Es ſcheint, als wenn unſere Dichter recht gefliſſentlich über jene Anſpruchloſigkeit hinwegſtürmten, die doch eben das Eigenthümlichſte der wahren Dichternatur ſeyn möchte und ſelbſt die

Digitized by Google

Beſſergeſinnten ſollten ſich hüten, nicht, indem ſie nur ihr Recht behaupten wollen, das Schwert zu zücken, welches jene gar nicht aus der Hand legen. Sylveſter geht umher, waffenlos wie ein unſchuldiges Kind. Oft haben wir ihm vorgeworfen, er ſey zu läſſig, er ſchaffe vermöge ſeiner reichen Natur viel zu wenig. Aber muß denn immer und immer geſchrieben werden? Setzt ſich Sylveſter hin und faßt das innere Gebilde in Worten, ſo treibt ihn gewiß ein unwiderſtehlicher Drang dazu an. Er ſchreibt gewiß nichts auf, das er nicht wahrhaft im Innern empfunden und geſchaut.“

Allerdings war dem alſo, darum iſt die Zahl ſeiner Werke nur gering, aber auch keines darunter, von dem man ſagen könnte, es ſey ſeines Dichters unwürdig.

Nächſt ſeinem poetiſchen, hatte Conteſſa aber auch ein ausgezeichnetes Talent für Malerei, namentlich für das Fach der Landſchaftsmalerei. Der Einſender beſitzt ſeinen dritten Verſuch in Oel, einen Baum mit einer Ausſicht in weite Ferne, ein Bild, das ſelbſt von Kennern, die den Maler deſſelben nicht ahneten, bald dem einem bald dem andern unter unſern neuern beſſern Künſtlern zugeſchrieben iſt. Somit ſcheint denn der Kern ſeiner geiſtigen Kraft das Darſtellungsvermögen geweſen zu ſeyn, das er ſowohl in Wort und Geberde, wenn er Erlebtes oder Gehörtes unnachahmlich wieder erzählte, oder, beſonders Dramatiſches, vorlas, als ein glücklicher Novelliſt und Schauſpieldichter, endlich als Maler, durch ſeine Landſchaften bewährte. Muſik verſtand und liebte er, übte ſie aber nicht mit Auszeichnung aus.

Sein Ende ſah er lange und mit Sicherheit voraus. In den letzten Tagen des März des J. 1825 ſchrieb er einem jungen Freunde, der ſich in Mexico niedergelaſſen hat, auf ein Stammbuchblatt:

Du gehſt nach Mexico, ich bald in's andre Land,
Nach dem wir alle ziehn und es nicht kennen
Wir wollen's Eldorado nennen —
Zum Abſchied reich' ich Dir zum letztenmal die Hand u. ſ. w.

Als kurz vor ſeinem Ende gewaltige Gewitter über Berlin hinaufgezogen waren und der Freund allein an ſeinem Jammerlager ſaß, über das die blauen Blitze hinzuckten, ſeufzte der Kranke ſtill: „Du lieber, milder, gütiger Himmel, haſt Du denn keinen Strahl für mich!“ Er ſah, wie dies den Freund erſchütterte und fügte hinzu: „Können Sie mir denn etwas anderes wünſchen in dem Zuſtande in welchem ich mich befinde? Mit dieſer Welt bin ich fertig und mit jener auch, ſo gut ich es vermag.“ —

An Handſchriften wird ſich nichts Erhebliches in ſeinem Nachlaß finden, wohl aber eine Farbenſkizze zu einem Bilde, die er im vergangenen Herbſt entwarf, und die ſchon damals jeden, der erſt auf ſie und dann auf den bleichen Mann vor der Staffelei blickte, in ihrer Intention tief bewegen mußte.

Die Idee des Bildes iſt folgende: Eine Waldgegend mit einer Klausnerhütte in tiefer, ſo tiefer Einſamkeit, daß das Wild ungeſcheut ſein Weſen um die Einſiedelei treibt. Es hat heftig geregnet und gewittert. Dunkles Gewölk wird vom Winde nach einer Seite hin vertrieben, die Sonne bricht mit falbem Schein von der entgegengeſetzten hervor und läßt ihren Strahl auf einen Hügel im Vordergrunde fallen, der allein hell beleuchtet aus dem Ganzen hervortritt. Es iſt des Klausners künftiges Grab..... Er tritt aus der Hütte, ſeine Blicke folgen dem Strahl der Sonne, und bleiben alſo auf dem Grabhügel haften.

Eine ungemein wohlthätige Ruhe waltet über dem Bilde, und es wäre ſeinem Schöpfer wohl zu gönnen geweſen, daß er, noch nicht zufrieden mit der bisherigen Anordnung, es zu ſeiner vollen Genüge hätte ausführen können.

Der Verſtorbene hinterläßt einen einzigen Sohn, den er ſcheidend der treuen Obſorge ſeines Bruders, des gleichfalls als Schriftſteller rühmlich bekannten Commerzienraths Conteſſa, der ältere genannt, in Hirſchberg, *) und ſeines treueſten Lebensgefährten Houwald, empfohlen.

Conteſſa iſt mehrere Male gemalt und gezeichnet; in keiner Abbildung aber ſo treu aufgefaßt, als in einer Zeichnung, die Krüger in Berlin in der letzten Hälfte des vorigen Jahres gemacht und die noch nicht die Schmerzenszüge zeigt, die ſpäter ſich erſchreckend in das Angeſicht des Leidenden gruben. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe Zeichnung als Original als Zugabe ſeiner ſämmtlichen Werke diene, die unter der Herausgabe des Herrn von Houwald bei Göſchen in Leipzig erſcheinen.

Folgende Schriften ſind von ihm bekannt:

Das Räthſel, ein Luſtſpiel, 1809. Der unterbrochene Schwätzer, Luſtſpiel 1809. — Er und Sie, ein Drama, in der Zeitung für die eleg. Welt, 1818. Nr. 28. — Der Fündling, oder die moderne Kunſtapotheoſe; Luſtſpiel in 2 Aufzügen, und der Talismann, eine Kleinigkeit, Fortſetzung des Räthſels (2te Sammlung der Luſtſpiele). Berlin, 1810. — Zwei Erzählungen: Der Todesengel, Haushahn und Paradiesvogel. Berlin,

---

*) Dieſer folgte ihm bereis den 11. November nach, unter welchem Tage, weiter hinten, auch ſein Leben zu finden iſt.

1815. 8. — Mit de la Motte Fouqué u. E. T. A. Hoffmann gemeinſchaftl.: Kindermährchen, 2 Bde. mit 6 Kupfern. 12. Berlin, 1816 u. 1817. — Erzählungen, 2 Bde. Dresden, 1819. 8. Auch unter dem Titel: Schriften u. ſ. w. 1. u. 2. Bd. — Beiträge zu Müllner's dram. Almanach für Privatbühnen, 1818 u. 1819 u. zu der Fortſetzung des Kotzebueſchen. In d. Abendzeitung: Wer zuletzt lacht, lacht am beſten, ein dramat. Sprüchwort (in Verſen) 1817. Nr. 277—279. — Das Schauſpiel im goldnen Bock. 1818. Nr. 47. u. 48. — Der Ehrentiſch, 1819. Nr. 248. — Gedichte in dem Jahrg. 1817, 1818 u. 1819. — Mit ſeinem Bruder Chriſtian Jacob Salice gab er heraus: Dramat. Spiele u. Erzählungen, 2 Bdchen. Hirſchb. 1812 bis 1814. 8. So auch, zwei Erzählungen: Das Bild der Mutter (von Carl Wilhelm Conteſſa) u. das blonde Kind (von Ch. Jac. Salice Conteſſa). Berlin, 1818.

Der Verfaſſer v. Hoffmanns u. Werners Leben.

---

* XXXVIII. Johann Bering,

Senior der Univerſität Marburg, Doctor und Profeſſor der Philoſophie, Hofrath, Ritter des kurheſſ. goldnen Löwenordens und erſter Univerſitätsbibliothekar zu Marburg.

geb. den 17. Decbr. 1748.

geſt. den 3. Juni 1825.

Seine Vaterſtadt iſt Hofgeismar in Niederheſſen, wo ſein Vater, Johann Georg, Hoſpital- und Kirchenvorſteher war. Bis zum 18. Jahre beſuchte unſer Bering die Schule ſeines Geburtsorts, dann das Gymnaſium zu Hersfeld, wo er ſich 2 Jahre zum Beziehen der Marburger Hochſchule fleißig vorbereitete. Auf dieſer beſuchte der anfänglich für die Theologie beſtimmte Jüngling zuvörderſt die Vorleſungen eines Duyſing, Robert und Wyttenbach, dann auch zur Erweiterung ſeiner Sprach-

und Geſchichtskenntniſſe, die Vorträge von Curtius, Haas, Schröder, Waldin, Coing und anderer. Nachdem er im Jahr 1773 die Prüfungen der Predigtamtscandidaten zu Marburg und Caſſel wohl beſtanden hatte, ward er wieder, was er ſchon zu Marburg geweſen, Hauslehrer bei dem Profeſſor Robert, (jetzt Vicekanzler der Univerſität, dann Major), Aufſeher und Repetent der Stipendiaten, akademiſcher Lehrer der Philoſophie und bereits gegen Ende des Jahres 1779 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Marburg. Seiner damals herausgegebenen Probeſchrift: Prüfung der Beweiſe für das Daſeyn Gottes, aus den Begriffen eines höchſt vollkommenen Weſens, Gießen, 1780. 8. hat der Verleger eigenmächtig, den ihm beliebigen Titel: „Gründlicher Beweis von dem Daſeyn Gottes“ gegeben, und deshalb einigen, nicht ungegründeten Tadel in der Jenaiſchen Literaturzeitung (1780. N. 64.) veranlaßt. Seiner Beſtimmung zum akademiſchen Lehrer der Logik und Metaphyſik entſprach der aufſtrebende Bering dadurch, daß er einer der erſten war, welcher der Kantiſchen Philoſophie Eingang auf der Univerſität Marburg zu verſchaffen ſuchte. Er ließ ſich deren Studium und Verbreitung ſehr angelegen ſeyn, zuvörderſt durch eine Lateiniſche Abhandlung: „De regressu successivo. Marb., 1785. 4.“, deren Ueberſendung an Kant ihm ein ſehr ermunterndes Antwortſchreiben des berühmten Königsberger Weiſen (v. 7. April 1786) zuführte, welches wir ſowohl des Verfaſſers und ſeiner Verehrer, als auch des Empfängers wegen, hier gern wiederholen: „Euer Wohlgeb. tiefgedachte und hellausgeführte Diſſertation iſt mir, nebſt beiden gütigen, an mich abgelaſſenen Briefen, ein ſehr angenehmes Geſchenk geweſen. Den erſtern zu beantworten, verzog es ſich ſo lange, bis, da ich endlich fand, daß keine der Nachſchriften meiner Vorleſungen Ihnen Genüge thun könnte, die Zeit zur Beantwortung mir zu ſpät ſchien, und die letztere gütige Zuſchrift empfing ich in einer Verwickelung unter ſo mancherlei Geſchäften, daß ich wegen meiner Verzögerung Verzeihung hoffe. Es iſt Schade, daß die Diſſertation, die ſo viel Gründliches enthält, und zugleich ſo ſtark iſt, nicht, wie ſie es wohl verdiente, auf die Meſſe gekommen iſt, um bekannter zu werden. Herr Tiedemann hat in ſeinen vermeintlichen Widerlegungen ſo wenig Begriff von der vorliegenden Frage, ſo wenig Einſicht in die Principien, worauf ihre Entſcheidung ankommt, und wenn ich es ſagen ſoll, ſo wenig Geſchick zu reinen philoſophiſchen Unterſuchungen bewieſen, und Ihre Ueberlegenheit in allen dieſen Stücken zeigt ſich in Ihrer Schrift ſo entſchieden, daß ich glaube, er werde von ferneren Verſuchen ähnlicher Art abſtehen. Dagegen hoffe ich mit Vergnügen und Vertrauen, dieſes Beiſpiel, welches E. W. gegeben haben, werde nach und nach die Nachforſchung über dieſen Punkt mehr rege machen, und ſo eine neue Schöpfung einer zwar ſchon von Alters her, ſo betitelten, in der That aber mißverſtandenen, in neuern Zeiten gar unter die Bank gerathenen Wiſſenſchaft nach und nach zu Stande bringen.

Sie beliebten mich zu fragen: wie bald wohl meine Metaphyſik herauskommen möchte. Jetzt getraue ich mich nicht vor zwei Jahren ihre Erſcheinung zu verſprechen. Indeſſen wird doch, wenn ich bei Geſundheit bleibe, etwas, was eine Zeitlang ihre Stelle vertreten kann, nämlich eine neue, ſehr umgearbeitete Auflage meiner Kritik, in Kurzem (vielleicht nach einem halben Jahre) zum Vorſcheine kommen, da mein Verleger, welcher, über mein Vermuthen geſchwind ſeinen ganzen Verlag dieſes Buches ſchon verkauft hat, darum dringend anhält. Ich werde auf alle die Mißdeutungen oder auch Unverſtändlichkeiten, die mir binnen der Zeit des Umlaufes dieſes Werkes bekannt geworden, Rückſicht nehmen. Dabei wird Vieles abgekürzt, manches Neue dagegen, welches zur beſſeren Aufklärung dient, hinzugefügt werden. Aenderungen im Weſentlichen werde ich nicht zu machen haben, weil ich die Sachen lange genug durchdacht hatte, ehe ich ſie zu Papiere brachte, auch ſeitdem alle Sätze, die zum Syſteme gehören, wiederholt geſichtet und geprüft, jederzeit aber für ſich und in ihrer Beziehung zum Ganzen bewährt gefunden habe. Weil nun, wenn mir dieſe Arbeit, wie ich ſie mir jetzt entwerfe, gelingt, es beinahe in jedes Einzelnen Vermögen ſtehen wird, ein Syſtem der Metaphyſik danach zu entwerfen, ſo werde ich darum die eigene Bearbeitung der letzteren etwas weiter hinausſetzen, um für das Syſtem der praktiſchen Weltweisheit Zeit zu gewinnen, welches mit dem erſteren verſchwiſtert iſt, und einer ähnlichen Bearbeitung bedarf, wiewohl die Schwierigkeit bei demſelben nicht ſo groß iſt. Fahren Sie fort, *theuerſter Mann*, Ihre jugendliche Kraft und das ſchöne Talent, das Ihnen anvertraut iſt, auf die Berichtigung der Anſprüche der, ihre Grenzen ſo gern überſchreitenden ſpeculativen Vernunft anzuwenden, hiermit aber die ſich immer regende *Schwärmerei*, die jene Anſprüche zu ihrem Vortheile nutzt, niederzudrücken, ohne jedoch dem ſeelenerhebenden, theoretiſchen ſowohl als praktiſchen Gebrauche der Vernunft Abbruch zu thun und dem faulen Scepticismus ein Polſter unterzulegen.

Sein Vermögen, und doch zugleich die Grenze ſeines Gebrauches beſtimmt erkennen, macht ſicher, wacker und entſchloſſen zu Allem, was gut und nützlich iſt, wogegen durch ſüße Hoffnungen unaufhörlich getäuſcht und durch immer erneuerte und eben ſo oft fehlſchlagende Verſuche in dem, was über ſeine Kräfte iſt, hingehalten zu werden, Geringſchätzung der Vernunft und hiermit Faulheit oder Schwärmerei hervorbringt. Ich empfehle mich" ꝛc. Nach dieſer, beſonders am Schluße wichtigen Abſchrift, die hoffentlich manchem Leſer willkommen ſeyn wird, kehren wir wieder zu dem verewigten Empfänger jenes Briefes zurück. Gegen Ende des Jahres 1789 wurde Bering an die Stelle des verſtorbenen Haas, zum Univerſitätsbibliothekar ernannt und 1810 zum Mitinſpector der aus dem Rintelſchen Fonds errichteten neuen Freitiſche erwählt. Seit 1782 war er ſehr glücklich verheirathet mit Caroline Chriſtiane Friederike Waitz, die ihm im folgenden Jahre eine Tochter gebar. Im Jahre 1794 ward er tiefbetrübter Wittwer und blieb in einſamer Abgeſchiedenheit, bis er ſich gegen Ende des Jahres 1800 mit einer Schweſter ſeiner erſten Gattin, Maria Luiſe Sophie, verband, die ihn überlebt hat. Den Hofrathstitel erhielt Bering im J. 1815 von dem vorigen, den Löwenorden im Jahre 1824 von dem dermaligen Kurfürſten, zur Feier ſeines academiſchen Lehrjubiläums. Das Leben des muntern Greiſes, der ſich in Muſeſtunden der ſchönern Jahreszeit gern mit Gartenbau und Bienenpflege beſchäftigte, hätte wohl noch länger dauern können, wenn nicht ein Schlagfluß am 3. Juni 1825 daſſelbe verkürzt hätte.

Digitized by Google

Zu den obenerwähnten zwei Schriften dieſes fleißigen, eines minder angenehmen Vortrages ungeachtet, beſonders früherhin, als freimüthiger Freund der Kantiſchen Schriften, vielbeſuchten Lehrers, haben wir, da er ſelten als Schriftſteller auftrat, nur noch nachgenannte zu ſetzen: Theses philosoph. Resp. J. O. Dalwig. Marb. 1786. 4. Resp. Geo. Pfaff, ib. 1787. 4. Progr. fun. in obitum Jo. Nicol. Seip, Superint. et consil. eccles. Marb. 1789. Progr. de felicitate, legis moralis, principio spurio, ib. 1789. 4.

In den letzten Jahren ſeines Lebens fühlte er ſich durch die philoſophiſchen Anſichten von Fries beſonders angezogen. Strenge Rechtlichkeit und Geradheit waren Hauptzüge ſeines Characters. Des Verewigten Freund und Lehrgenoſſe C. Franz Chriſt. Wagner, Prof. der Beredtſamkeit ꝛc. hat ihm, nach hergebrachter rühmlicher academiſcher Sitte, eine Lateiniſche, hier benutzte Denkſchrift (Memoria etc. Marb. 1825. 22pp. 4). gewidmet.

P—i.

Digitized by Google

XXXIX. Ferdinand Graf von Bubna und Littiz,

Großkreuz des kaiſ. Oeſtr. Leopold- und Ritter des militäriſchen Maria-Thereſienordens, Ritter erſter Klaſſe der kaiſ. Ruſſ. Orden St. Alexander-Newsky und St. Anna, des königl. Preuß. vom rothen Adler, der königl. Sardiniſchen der Annunziade und des heil. Mauriz und Lazar, wie auch des Conſtantiniſ. St. Georgsordens von Parma, k. k. wirklicher Geheimerrath und Kämmerer, General-Feldmarſchall-Lieutenant, Oberſter und zweiter Inhaber des, den Namen Großherzog von Toskana führenden k. k. vierten Dragonerregiments, kommandirender General in der Lombardei ꝛc. ꝛc.

geb. zu Zamersk in Böhmen den 26. November 1768.
geſt. zu Mailand am 6. Junius 1825. *)

Sein Geburtsort Zamersk liegt im Chrudimer Kreiſe und ſeine Abſtammung ſchreibt ſich aus einem jener Geſchlechter her, deren Adel weit über die Periode der Könige aus dem Lützelburger Stamme hinaufreicht. Eine Linie dieſer Familie, ſeit 1562 im Beſitze der Burg Littitz, die unter Georg von Podiebrad durch tapfere Vertheidigung gegen Mathias den Korviner berühmt geworden war, ſchrieb ſich ſeither „von Bubna und Littitz," und wurde unter dieſem Titel in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts durch Kaiſer Ferdinand II. in den Grafenſtand erhoben.

Politiſche Stürme und häusliche Unfälle brachten jedoch dieſe Familie ſo herab, daß die Eltern des Verblichenen, obſchon Abſtämmlinge von den beiden, einſt wohlhabenden Zweigen des Littitzer

---

*) Aus der Oeſtr. militäriſchen Zeitſchrift 1826. 5s Heft.

Aſtes, ſtatt durch ihre eheliche Verbindung die Stammgüter ihres Hauſes wieder zu vereinigen und dem einzigen Sohne zu hinterlaſſen, noch bei Lebzeiten genöthigt waren, dieſelben wieder zu verkaufen.

Von aller Unterſtützung entblößt, trat demnach Graf Ferdinand Bubna im ſechszehnten Jahre als Kadet, zuerſt (10. September 1784) in das 57. Linieninfanterieregiment, damals Joſeph Colloredo, und nachher (16. November 1788) in das 34., damals Anton Eſterhazy, mit der Eintheilung in jenes Feldbataillon, das mit den übrigen, für die Belagerung von Belgrad geſammelten Truppen, die Winterquartiere in den Barraken bei Semlin bezog.

Erſt nach Jahren, während welchen Beſchwerden und Entbehrungen die angeborne Heiterkeit ſeines Gemüths gleichſam ſteigerten, wurde ihm die erſte Beförderung zum Fähnrich im Regimente (16. Dezember 1788) zu Theil; aber wenige Monate nachher verdankte er eine zweite ungewöhnliche dem Zufalle, eigentlich dem Anziehenden, das in ſeiner Perſon lag.

An die Mittagstafel ſeines Inhabers, des Fürſten Anton Eſterhazy, gezogen, fiel ſeine vortheilhafte Geſtalt und ſein militäriſcher Anſtand dem Grafen Joſeph Kinsky, Inhaber des zwölften Dragoner-, ſeither fünften Chevauxlegersregiments auf. Ein Geſpräch, in welches dieſer General mit dem jungen Offizier ſich einließ, ſpannte den günſtigen Eindruck ſo hoch, daß eine Art von Wettſtreit zwiſchen den beiden Regimentsinhabern ſich erhob. Fürſt Eſterhazy beförderte ſeinen Fähnrich zum Unterlieutenant (16. Mai 1789) und am nämlichen Tage überſetzte ihn Graf Joſeph Kinsky als Oberlieutenant in ſein Regiment.

Dieſes ſtand damals unter den Truppen des Kroatiſchen Kordons. Die Ebene, welche gegenüber von der durch Joſeph Kinsky beſetzten Strecke ſich ausbreitete, wurde der Tummelplatz für die muthige und gewandte Reiterei, und mehrere Streifzüge, darunter (vom 13. zum 17. Juni) eine Fouragirung zwiſchen den Türkiſchen Schlöſſern Terſacz und Izachach, dienten dem Oberlieutenant Bubna zur erſten Schule des kleinen Kriegs.

Nach dem Frieden von Siſtow 1791 kam das Regiment zur Aufwartung nach Wien, wo ein, im Grunde unbedeutender Vorfall zur Andeutung von einer der intereſſanteſten Eigenthümlichkeiten im Karakter des Grafen Bubna, der ruhigen Beſonnenheit nämlich, Anlaß gab. Bei einer mißlungenen Luftfahrt Blanchards im Prater, brachen die Zuſchauer in lautes Murren aus. Gleich fanden ſich Menſchen ein, die in der bösartigſten Abſicht den Pöbel zu ungebührlichen Ausſchweifungen aufreizten. Der Auflauf ſchien bedeutend genug, um die Truppen in den Kaſernen unter die Waffen treten zu laſſen. Allein Oberlieutenant Bubna, zur Erhaltung der Ordnung im Prater mit einem Reiterpiket aufgeſtellt, hatte bereits durch eine witzige Anrede die Zuſammenrottung auseinander getrieben und ſie zerſtreute ſich unter allgemeinem Gelächter und Verhöhnung der unberufenen Volksredner.

Im nächſten Jahre, als ganz Europa durch die in Frankreich ausgebrochene Revolution unter die Waffen gerufen wurde, zog auch das Regiment Joſeph Kinsky (Mai 1792) aus Wien in das Sammlungslager bei Schwetzingen. In den Friedensgarniſonen hatte es durch ſchöne Haltung ſeinen Ruf gegründet; es bewährte ihn nun durch ausgezeichnete Tapferkeit und Beweiſe des trefflichſten Geiſtes, vom Marſche über Thionville nach Verdün angefangen, während dem nachherigen Rückzuge gegen die Moſel, in der Behauptung der dortigen Win-

Digitized by Google

terpoſtirung gegen Beurnonville (von 1792 auf 1793), in der ſtandhaften Vertheidigung der Aufſtellung vor Arlon (9. Januar 1793), wo mit großem Verluſte an Offizieren und Mannſchaft Zeit zur Rettung eines beträchtlichen Magazins gewonnen wurde; endlich in dem glänzenden Gefechte von Saulzoir und Avèsne le ſec (12. September 1793), wo das Regiment Joſeph Kinsky allein, unter Anführung ſeines tapfern Oberſten Fürſten Johann Liechtenſtein, durch vier Stunden eine feindliche Kolonne von 7000 Mann aufhielt, bis derſelben Niederlage und Zerſtäubung durch den General Graf Bellegarde mit eiligſt herbeigeführten Verſtärkungen vollendet wurde.

In allen dieſen Gelegenheiten, worin, nach dem gediegenen Sprichworte: „jeder nur ſo viel gilt, als er werth iſt," wurde Bubna bald der Abgott der kleinen Reiterſchaar, die er anführte und der Liebling ſeiner Gefährten und Vorgeſetzten. Beſonders erkannte der Oberſt Fürſt Johann Liechtenſtein, mitten im leichten Sinne und unter der unvollendeten Erziehung des jungen Offiziers, deſſen vollen innern Werth und ſeltene Anlagen. Seit dem zuletzt erwähnten Gefechte, in deſſen Relation Fürſt Liechtenſtein die Entſchloſſenheit und Einſicht des Oberlieutenants Bubna namentlich anrühmte, übertrug er demſelben öfter Dienſtleiſtungen höhern Vertrauens und verſchaffte ihm dadurch nicht nur einen beſondern Antheil an dem Ruhme ſeines Regiments, ſondern auch eine vollſtändigere Ausbildung in der Verwendung und Führung leichter Truppen.

Seit d. 16. April 1794 zum Sekondrittmeiſter im Regimente vorgerückt, zeichnete ſich Bubna abermals im nächſten Feldzuge, bei dem Angriffe (18. Oktober 1795) auf die feindlichen Lager vor Mannheim aus. Die Unternehmung wurde zwar durch den eingefallenen dichten Nebel im Ganzen vereitelt, doch gelang es dem Regimente Joſeph Kinsky öfter, die feindlichen Reihen zu gewahren, auf ſie einzuhauen und ſie zu werfen. In dem Berichte, welchen darüber der kommandirende General Graf Wurmſer erſtattete, wurde, nebſt andern angerühmten Offizieren, auch der Rittmeiſter Bubna, wegen des einſichtsvollen Muthes, der Allerhöchſten Gnade beſonders anempfohlen.

Im nachfolgenden Feldzuge (1796) kam das Regiment Joſeph Kinsky in die Brigade ſeines vormaligen Oberſten Fürſten Johann Liechtenſtein. Erzherzog Karl, bei der meiſterhaft entworfenen und wohlberechneten rückgängigen Bewegung ſeines Heeres vom Mittelrhein an die Donau, hatte dem Fürſten Liechtenſtein den ehrenvollen und wichtigen Befehl über die Nachhut anvertraut, — folglich die Verpflichtung, dem Heere, nach unabläſſigen Gefechten und ermüdenden Märſchen, während den nöthigen Erholungspauſen und in den Nachtlagern Ruhe und Sicherheit zu verſchaffen. Bei dieſem trefflich vollführten Auftrage hatte Fürſt Liechtenſtein die Führung eines zuſammengeſetzten Kommando's dem Rittmeiſter Bubna übergeben, welcher dem Vertrauen durch eine Reihe ſchöner Waffenthaten entſprach. Vom 10. bis 15. Juli überraſchte und beunruhigte er unausgeſetzt das Hauptquartier des Generals Deſaix; am 3. Auguſt beſtand er ein glänzendes Vorpoſtengefecht bei Aalen; am 11. Auguſt, während die geſammte Arriergarde unter Anführung des Fürſten Liechtenſtein, zwiſchen Bopfingen und der Straße von Neresheim nach Nördlingen, einer überlegenen feindlichen Linie die Stirne bot, fiel ihr Bubna unerwartet in Flanke und Rücken. Endlich an dem wichtigen Tage (22. Auguſt), wo das Heer des Erzherzogs, mit dem vom Niederrheine zurückgezogenen vereint, die Offenſive gegen einen der zwei vereinzelten feindlichen Oberbefehlshaber, gegen Jourdan, beginnen konnte, unternahm der Rittmeiſter Graf Bubna mit einigen Zügen Reiterei einen Streifzug gegen Neumarkt, der weſentlich beitrug, in dem Rücken des, vom Erzherzog geſchlagenen Feindes die Verwirrung und Beſtürzung zu vermehren.

Als nunmehr durch die glückliche Wendung des Feldzuges die Abtheilung des Fürſten Johann Liechtenſtein zur Avantgarde geworden war und ihr raſches Vorrücken durch den Ueberfall von Nürnberg (24. Auguſt), durch die Scharmützel bei Burg-Ebrach und Eltmann (27. bis 29. Auguſt) und durch den blutig abgewieſenen Angriff des Feindes auf Euerfeld (2. September) bezeichnete, war ſtets dem Rittmeiſter Bubna eine beſonders thätige Wirkſamkeit zugewieſen und wiederholt die namentliche Anrühmung in den åmtlichen Berichten zu Theil geworden. Der Zufall begünſtigte ihn abermals während dem zuletzt erwähnten Gefechte. Bubna, mit ſeinem Kommando beordert, die Verbindung mit dem kaiſ. Hauptheere aufzuſuchen, ſtieß auf ſelbes, als es eben in der Abſicht heranrückte, dem Feinde in deſſen Aufſtellung bei Würzburg eine Schlacht zu liefern. Erzherzog Karl ließ den Rittmeiſter Bubna vor ſich kommen, befragte ihn über die Beſchaffenheit des Bodens, welchen das Regiment ſchon ein Paar Tage durchſtrichen hatte und über die Stärke und Lage des gegenüberſtehenden Feindes und erhielt von demſelben eine ſo befriedigende Meldung, von einem ſo richtigen Urtheile begleitet, daß Beides von großem Nutzen für die Anordnungen des folgenden Tages (3. September), aber auch entſcheidend für Bubnas Zukunft wurde; denn der

Erzherzog, der ihn früher nicht gekannt hatte, verlor ihn nicht wieder aus der Erinnerung.

Einſtweilen blieb Bubna noch an der Spitze ſeiner wackern Reiterſchaar, in der thätigen Mitwirkung beim Verfolgen des Franzöſiſchen Obergenerals Jourdan bis an den Rhein. Alle Oeſtreichiſchen Heeresabtheilungen, welche auf verſchiedenen Straßen die feindlichen Kolonnen zurückgedrängt hatten, ſammelten ſich nun im Lager bei Altenkirch am Weſterwalde. Von dort verfügte der Erzherzog eine überraſchende Diverſion gegen den andern Franzöſiſchen Obergeneral, Moreau, und beſtimmte dazu die zwei Brigaden Liechtenſtein und Schwarzenberg, größtentheils aus leichten Truppen, fünf Bataillons, achtzehn Schwadronen und einer Kavalleriebatterie beſtehend. Anfangs führte ſie Feldmarſchall-Lieutenant Hotze (22. September) über Limburg und den Main nach Heidelberg. Zu Mannheim übernahm (2. Oktober) Generalmajor Fürſt Johann Liechtenſtein den Befehl, rückte auf das linke Rheinufer, über Rehhüte und Speyer nach Schweigenheim und entſendete während dem Marſche Streifzüge in allen Richtungen gegen den Hart, das Anweiler Thal und in die Umgegend der Feſtung Landau. Den letzten Auftrag erhielt der Rittmeiſter Graf Bubna mit hundert Pferden. Er drang (3. Oktober), mit eben ſo viel Kühnheit als Liſt, gleichſam als Vorläufer einer bedeutenden Macht, bis in die geſchloſſene Stadt Kronweißenburg, behauptete ſich darin durch 24 Stunden, befreiete mehrere Standesperſonen, die aus den Deutſchen Rheinländern vom Feinde als Geiſeln fortgeſchleppt worden waren, und brachte, bei der Rückkehr in das Hauptquartier ſeines Generals, einen Franzöſiſchen Generallieutenant und eine Anzahl von Gefangenen mit, welche jene ſeiner eignen Mannſchaft weit überſtieg.

Digitized by Google

Fürſt Liechtenſtein drückte ſich in dem darüber erſtatteten eigenhändigen Berichte (d. do. Schweigenheim 6. Oktober 1796) folgendermaßen aus: „Die „Verdienſte, welche der Sekondrittmeiſter Bubna in „dieſem Feldzuge ſich geſammelt hat, ſind ſo mannichfaltig und erwieſen, daß er die gerechteſten Anſprüche auf Beförderung hat, durch deren Verleihung — wie ich zu behaupten wage — der Staat „gewinnen wird; denn je früher Bubna auf höhere „Poſten gelangt, deſto ſchneller kann er durch ſeine „Talente und Bravour wichtigere Dienſte leiſten."

Nach Beendigung des thatenreichen Feldzugs wurde Graf Bubna (20. März 1797) Schwadronskommandant im Regimente und bei Wiederausbruch des Kriegs (1799) rief ihn von dort, der an die Spitze des Oeſtreichiſchen Heeres in Deutſchland tretende Erzherzog Karl in ſein Gefolge, zuerſt als Ordonanzoffizier, ſodann (28. Mai) als Major und Flügeladjutant. Eingedenk der früher abgelegten Probe des klaren und bündigen Vortrags, ſchickte der Erzherzog Karl den Major Graf Bubna, während der Waffenruhe an der Limath, mit mündlichen Mittheilungen zu dem kaiſ. Ruſſ. Feldmarſchall Suwarow nach Italien. Von dort traf Bubna wieder bei dem Heere in Deutſchland ein, als ſelbes eben durch Eilmärſche die hart bedrängte Reichsfeſtung Philippsburg entſetzt hatte und gegen das in Feindes Hände gerathene Mannheim rückte. Am denkwürdigen Tage der Erſtürmung dieſer Feſtung (18. September) beorderte der Erzherzog ſeinen Flügeladjutanten Bubna zu der zweiten, vom Feldzeugmeiſter Scztaray geführten Kolonne, mit welcher er auch in die Verſchanzungen der Neckerau und in die Stadt eindrang.

Im folgenden Jahre (März 1800) übernahm Feldzeugmeiſter Kray den Oberbefehl des kaiſerlichen

Heeres in Deutſchland, behielt unter ſeinen Flügeladjutanten auch den Grafen Bubna und ertheilte demſelben Aufträge, welche von der bereits gegründeten Meinung ſeiner vielſeitigen Brauchbarkeit zeugen. Zuerſt mußte er (27. März) mit dem Armeeminiſter Grafen Lehrbach und dem Brittiſchen bevollmächtigten Miniſter Wickham an Feſtſetzung der Sammelplätze, Depots, Magazine u. dgl., für das in Engliſchen Sold getretene Pfalzbaieriſche Truppenkorps arbeiten; am 2. Mai, am Vorabende des Tages, wo Moreau mit drei Heeresabtheilungen zugleich (St. Cyr, der Reſerve und le Courbe) die Oeſtreichiſche Armee bei Engen und Stockach anfiel und die Abſicht hegte, derſelben Rückzugslinie nach der obern Donau zu durchſchneiden, oder doch ihre verſchiedenen Korps zu trennen, hatte Major Bubna bei einem Rekognoszirungsritte die Wichtigkeit des Engpaſſes von Ach, auf der Straße von Engen nach Stockach, erkannt und auf eigene Verantwortung deſſen ſogleiche Beſetzung mit zwei Bataillons Infanterie veranlaßt. Feldzeugmeiſter Baron Kray billigte dieſe Verfügung, ließ noch zur Unterſtützung den Feldmarſchall-Lieutenant Rieſch mit zwei Kavallerieregimentern nachrücken und die Ereigniſſe des folgenden Tages bewährten den richtigen militäriſchen Blick des Grafen Bubna. — Bald nachher wurde er von ſeinem Kommandirenden nach Wien geſchickt, um dem Kaiſer mündlichen Bericht über die mißliche Lage des Heeres in Deutſchland zu erſtatten. Mit neuen Verhaltungsbefehlen des Hofkriegsrathes für das Armeekommando zurückgekehrt, wurde ihm von dieſem der Auftrag zu Theil, in Gemäßheit des fünften Artikels von dem zu Parsdorf (15. Juli) geſchloſſenen Waffenſtillſtande in die, ihren eigenen Kräften und Mitteln überlaſſenen Feſtungen Ingolſtadt, Ulm und Philippsburg zu

Digitized by Google

reiſen. Auch dieſem Geſchäfte wußte er ein beſonderes Verdienſt aufzudrücken, nicht blos, weil er mit vieler Klugheit, man kann ſagen Schlauheit, alle Vorräthe jener Plätze in einem befriedigenden Stande zu erhalten, ſondern auch den Geiſt der Beſatzungen aufzurichten bedacht geweſen war.

Inzwiſchen hatte die ungünſtige Wendung jenes Feldzugs den Kaiſer veranlaßt, perſönlich zu ſeinem Heere nach Baiern ſich zu verfügen. Graf Bubna wurde, mit der Beförderung zum Obriſtlieutenant (21. September), Anfangs dem erſten Generaladjutanten des Kaiſers, Grafen Lambertie, beigegeben; ſodann als Generaladjutant zum Erzherzog Karl beordert, welchem die ſchleunige Herbeiſchaffung und Ordnung von Vertheidigungsmitteln in dem nahe bedrohten Böhmen übertragen war. Als dieſer Prinz abermals (9. Dezember) den Oberbefehl des nach Oeſtreich zurückgedrängten Heeres übernehmen mußte, hatte auch Graf Bubna die Ehre, ihn dahin, als einer ſeiner Generaladjutanten, zu begleiten und wurde bis zu dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes (25. Dezember 1800) öfter in das Hauptquartier des Franzöſiſchen Obergenerals Moreau verſendet, wo er wiederholte Proben ſeiner Schicklichkeit für dieſe Verwendung ablegte.

Erzherzog Karl, nach Beendigung der Feindſeligkeiten mit der Oberleitung der k. k. Heere und des Hofkriegsraths beauftragt, behielt ſich auch jene des Militärdepartements unmittelbar vor und ließ darin, unter den abwechſelnd den Vortrag führenden Generaladjutanten, auch den (1. März 1801) zum Oberſten beförderten Grafen Bubna. Für einen Mann von ſo glücklichen Anlagen, von ſo viel geſammelten Vorkenntniſſen und bereits gereifter Erfahrung, konnte nichts vortheilhafter, noch belehrender ſeyn, als unter den Augen eines bewährten Feldherrn und in einer Epoche, die an trefflichen Einrichtungen für den Geiſt, wie für das Materielle der kaiſerl. Heere gleich reichhaltig war, in das Innere der Bereitung und Verwaltung aller Mittel und Stoffe des Krieges eindringen und ihre richtige und zweckmäßige Verwendung im großen Ueberblicke ſtudiren zu können.

Um ſich Kenntniſſe über die Verfaſſung fremder Heere zu verſchaffen, war er, mit Bewilligung ſeines erhabenen Chefs, zu den k. Preußiſchen Revuen und Herbſtmanövern bei Potsdam und Berlin (1802) abgereiſt. Zwei Jahre ſpäter (1804) begleitete er den Erzherzog zur Beſichtigung der, gleichfalls in Uebungslagern geſammelten Oeſtreichiſchen Truppen nach Peſt (v. 6. Juni bis zum 21. Auguſt), nach Turas unfern Brünn (v. 23. Aug. bis zum 6. September), endlich nach Lupotin bei Prag (vom 12. bis zum 17. September). Bei letzter Reiſe traf ihn der Unfall, im Fahren durch Königgratz ein Bein ſo unglücklich zu brechen, daß er die Schmerzen und das Ungemach dieſer Beſchädigung bis in das Grab mit ſich trug.

Als Vorbereitung des Feldzugs von 1805, in welchem Erzherzog Karl den Oberbefehl in Italien zu führen beſtimmt war, erhielt der Geſchäftsgang des Hofkriegsraths eine Veränderung.

Feldzeugmeiſter Graf Latour trat an deſſen Spitze und das Militärdepartement blieb nicht mehr unmittelbar an die Perſon des Präſidenten angewieſen, ſondern wurde den übrigen Departements gleichgeſtellt und zu deſſen Vorſteher und Referenten durch kaiſerliches Handſchreiben (18. März 1805) in den gnädigſten Ausdrücken der Graf Bubna, mit der Vrförderung zum Generalmajor, ernannt. Dieſe Beſtimmung hielt ihn zu Wien zurück, bis die Annäherung des Feindes Se. Majeſtät bewog, ihn mit mündlichen Aufträgen an den Erzherzog Karl nach Italien abzufertigen. Dort langte er während dem dreitägigen ſiegreichen Kampfe von Caldiero (29. bis 31. Oktober) an, um die traurige Beſtätigung von den Unfällen in Deutſchland zu überbringen, welche auch den Rückzug aus Italien nothwendig machten. Nach Wien zurückgekehrt, mußte er bald mit dem geſammten Hofkriegsrathe nach Brünn ſich verfügen, verſah kurze Zeit die Verrichtungen des Chefs vom Generalſtabe bei den, am linken Donauufer ſich ſammelnden Truppen und erhielt bald darauf die Beſtimmung in gleicher Eigenſchaft zu dem heranrückenden zweiten Ruſſiſchen Heere. Da dieſes jedoch noch nicht bei der Schlacht von Auſterlitz (2. Dezember) angereihet war, ſchloß er ſich während derſelben an das Kavalleriekorps des Fürſten Johann Liechtenſtein an und leiſtete ſowohl während deſſen ſiegreichem Vorrücken, als auch bei deſſen nachherigen tapfern Angriffen zur Deckung des Rückzuges der geſammten Armee, als freiwilliger Führer die trefflichſten Dienſte. Fürſt Liechtenſtein, beauftragt Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, nahm den General Graf Bubna als Begleiter nach Brünn in das Hauptquartier Napoleons, mit dem er hier zum erſten Male bekannt wurde.

Nach erfolgtem Frieden (26. Dezember) erhielt Bubna eine Kavalleriebrigade zu Prag, nebſt der Inſpizirung der, zur Förderung der heimathlichen Pferdezucht in Böhmen beſtehenden Beſchälanſtalten und am 1. November 1807 den Ruf nach Wien als Hofkriegsrath zur Oberleitung der Remontirung in der geſammten Monarchie. Eine höhere Beſtimmung zog ihn von dort wieder ab. Das Vertrauen, das er ſtets ſeinen Vorgeſetzten durch nähere Berührung einflößte, erwarb ihm auch jenes des Monarchen in ſolchem Grade, daß bei Erneuerung des

Digitized by Google

Krieges zwiſchen Frankreich und Oeſtreich (1809) General Graf Bubna, zur Perſon des Kaiſers berufen, in Allerhöchſt deſſen Begleitung den Bewegungen der Armee folgte. Von Sr. Majeſtät nach dem bedrohten Wien geſchickt, fand er dieſe Hauptſtadt bereits ringsum eingeſchloſſen; doch traf er wenigſtens aufwärts davon Vertheidigungsanſtalten längs der Donau und ordnete insbeſondere die, nachher ſo tapfer ausgeführte Behauptung der ſchwarzen Lacke an. Bei den rühmlichen Schlachten von Aſpern und Wagram befand er ſich bei dem Monarchen und begleitete ihn während dem Waffenſtillſtande von Znaym nach Komorn und Dotis. Zur Belohnung für die in jenem Zeitraum geleiſteten Dienſte und zur Anerkennung ihrer Wichtigkeit, wurde Graf Bubna (1. September 1809) zum Feldmarſchall-Lieutenant befördert und bald darauf dem Feldmarſchall Fürſten Liechtenſtein, an deſſen Seite er ſo viele Gefahren rühmlich beſtanden, der mit ihm manche Reiſer ſeiner eignen Lorbeern hochherzig getheilt hatte, zu einem Auftrage beigegeben, der vollkommen geeignet war, die innige Ergebenheit des treuen Staatsdieners zu bewähren, nämlich bei Verhandlung eines Friedens (Wien 20. Oktober 1809), wo ſtets vergeblich verſucht wurde, dem Uebermuthe des Siegers die gegenſeitig zu ehrenden Rechte der Völker und Staaten und eine auf ſolche Grundſätze gebaute Politik entgegen zu ſetzen; wo daher nichts anders übrig blieb, als durch ungeheure Opfer die Grundkräfte der Monarchie für einſtige große Zwecke und für eine beſſere Zukunft zu erhalten und zu bewahren.

Feldmarſchall-Lieutenant Bubna, bei dem Geſchäfte der Abgrenzung und Uebergabe einiger Landſtriche bis zu dem Spätherbſte verwendet, kehrte ſodann zur Leitung des hofkriegsräthlichen Remontirungsdepartements nach Wien zurück. Die Anſtrengung langer Kriege und wiederholte feindliche Einfälle waren zwar unüberwindliche Hinderniſſe gegen das raſche und ſichtbar gedeihende Fortſchreiten der Landespferdezucht im Kaiſerſtaate; allein das ſeither vervollſtändigte Syſtem in dieſem wichtigen militäriſchen Verwaltungszweige verdankt dem Grafen Bubna manche zweckmäßige Einleitung und beſonders im Jahre 1812 wirkte er thätigſt mit, jenes Oeſtreichiſche Hülfskorps ſchleunig und ſtattlich auszurüſten, welches zur Löſung des heiligen kaiſerlichen Wortes (vom 14. März) an dem Feldzuge gegen Rußland ſo lange Theil nahm, bis deſſen verhängnißvoller Ausgang eine Art nothgedrungener Waffenruhe herbeiführte.

Napoleon kehrte von ſeinem, beinahe aufgelöſten Heere nach Paris zurück und gab bei der Durchreiſe durch Dresden den Wunſch zu erkennen, in ſeiner Hauptſtadt einen Repräſentanten Oeſtreichs, ſtatt des an der Spitze des Hülfskorps ſtehenden Feldmarſchalls Schwarzenberg zu ſehen.

Die Wahl fiel auf Bubna, der ſchon früher Beweiſe von Napoleons perſönlicher Achtung erhalten, und, wie dieſer, in den großen Weltſcenen herangewachſen, eine ungewöhnliche Fertigkeit erlangt hatte, ſelbſt in überraſchenden Karakteren nur das wahrhaft Große zu ſchätzen, alles Trügeriſche oder Gefährliche darin ſcharf zu durchblicken und ihnen gegenüber mit voller Würde und unerſchütterlicher Feſtigkeit die vorgezeichneten Zwecke zu verfolgen. In den Tuilerien (1. Jänner 1813) dem Franzöſiſchen Kaiſer feierlich vorgeſtellt, wurde er fortan zu allen Ausrückungen und Truppenbeſichtigungen von ihm eingeladen, genoß die Ehren und Auszeichnungen eines Geſandten vom erſten Range und

Digitized by Google

verließ Paris (13. April) erſt am Vorabend der Abreiſe Napoleons nach Sachſen.

Auch dort ſollte Bubna im Namen Oeſtreichs die Stimme der Mäßigung erheben. Am 16. Mai überbrachte er nach Dresden ein eigenhändiges Schreiben ſeines Kaiſers an Napoleon und ſetzte in einer ſechsſtündigen Unterredung mit demſelben die Vorſchläge zur Vorbeugung des fernern Blutvergießens mit Klarheit und Nachdruck auseinander. Allein noch konnten ſie nicht Eingang finden. — Der Zeitpunkt ſchien günſtiger, als die Franzöſiſchen Heere bei Lützen und Bautzen Vortheile erkämpft hatten, die hoffen ließen, daß der Durſt nach Wiederherſtellung des Kriegsruhmes befriedigt ſey. Bubna erſchien wieder zu Liegnitz (2. Juni), um in dem Hauptquartier des Franzöſiſchen Kaiſers zu bleiben, während die Miniſter der vermittelnden Macht, ſo wie der kriegführenden, in Prag ihre Unterhandlungen pflegen und die Heere einer Waffenruhe genießen würden, welche ihnen der Vertrag von Pleßwitz (4. Juni) und eine durch Bubna bewirkte Verlängerung bis zum 10. Aug. zuſicherte. Dieſe Verhandlungen, für deren einſichtsvolle Führung Graf Bubna mit dem Kommandeurkreuze des kaiſ. Oeſtr. Leopoldsordens war belohnt worden, hielten ihn noch zu Dresden zurück, als bereits die ihm zugewieſene zweite leichte Diviſion an den Eingängen Böhmens, zwiſchen dem Iſarkamme und der Elbe, vom Fürſten Poniatowsky und dem General Lefevre Desnouettes mit Kerntruppen (19. Auguſt) angefallen wurde. Feldmarſchall-Lieutenant Bubna eilte an die Spitze ſeiner Diviſion, welche den Boden Böhmens an jener Grenze ſtandhaft vom Feinde rein erhielt, bis die einverſtändlichen Operationen ſämmtlicher Verbündeten den Kriegsſchauplatz in das Königreich Sachſen verſetzten.

Nach den erhaltenen Weiſungen brach er mit ſeiner Diviſion bei Rumburg in die Lauſitz hinaus, vereinte ſich mit den Preußen, drang mit dieſen gegen Dresden vor, verließ ſie wieder, um am linken Ufer der Elbe ſtromaufwärts gegen Sonnenſtein und Lilienſtein ſich zu wenden und erhielt dort den Befehl, am Entſcheidungstage der Völkerſchlacht in der Ebene von Leipzig auf dem äußerſten rechten Flügel der Verbündeten, unter dem kaiſ. Ruſſiſchen General en Chef Baron Bennigſen, angereiht zu ſeyn. Mit gewohnter Thätigkeit brachte er eiligſt Schiffe zuſammen, um unterhalb Pirna über die Elbe zu ſetzen. Nach einem angeſtrengten Marſche über Hubertsburg gelangte er (17. Oktober) nach Wurzen, mußte dort, zugleich von vorne und im Rücken angegriffen, den Weg nach Machern ſich bahnen, ſetzte nach kurzer Raſt in der Nacht den Marſch fort, ſtand am 18. mit grauendem Morgen vor Beicha und um 10 Uhr verkündete dem Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg der Kanonendonner, unter welchem Bubna das hartnäckig vertheidigte Dorf Paunsdorf angreifen ließ, daß die zweite leichte Diviſion unter ihrem tapfern Anführer ihre Aufgabe gelöſt habe. Ihr Erſcheinen, ihre ſtandhafte Behauptung in dem erſtürmten und wiederholt mit Wuth angefallenen Dorfe Paunsdorf war unſtreitig von großem Einfluſſe für den Sieg, der bald an allen Punkten ſich vollſtändig entſchied. Graf Bubna erhielt auf dem Schlachtfelde aus den Händen ſeines Monarchen das Ritterkreuz des militäriſchen Maria-Thereſienordens, vom König von Preußen den rothen Adlerorden erſter Klaſſe und wurde mit dem Kommando über die verfolgende Avantgarde der Hauptarmee beauftragt. Er rückte über Gera, Fulda durch den Speſſart (2. Nov.) nach Gellnhauſen und führte eine der vier Kolonnen, welche (9. November), unter dem Feldzeugmeiſter Grafen Gyulay, das Korps der Franzöſiſchen Generale Bertrand und Guilleminot aus den Verſchanzungen von Hochheim in die Feſtungswerke von Mainz zurückdrängten.

Als nunmehr die Operationen über den Rhein nach Frankreich ſelbſt vorgeſchoben werden ſollten, erhielt Feldmarſchall-Lieutenant Bubna das Kommando über eine neu zuſammengeſtellte Truppenabtheilung von 20,000 Mann, die unter der Benennung: Erſte leichte Diviſion, bei Waldshut (20. Dezember) über den Rhein ſchritt, mit Schnelligkeit den Kanton Bern und das Wadtland durchzog und unerwartet (28. Dezember) vor den Thoren von Genf erſchien, die ohne Widerſtand ſich ihm öffneten, ſo wie auch die vorwärts liegenden Schirmungspoſten, rechts St. Claude und links der Feſte l'Ecluſe. Somit war der Stützpunkt für die künftige Baſis der großen Operationen in Frankreich gewonnen, der einzige feſte Platz in der Schweiz, der wichtige ſtrategiſche Punkt, in welchem ſo viele bedeutende Heerſtraßen ſich vereinigen und der zugleich in den eroberten hundert Kanonen und in einer zahlreichen und muthvollen Bevölkerung eigene Vertheidigungsmittel in ſich ſchloß. Dieſe überraſchenden Vortheile waren beinahe ohne Blutvergießen erreicht. Ueberdies hatte der kluge General nicht nur in Genf, ſondern auch in der durchſchnittenen Landesſtrecke und in den Seitenthälern die Freude über die unverhoffte Befreiung von jeder Zügelloſigkeit zurückgehalten und geſtrebt, der Volksſtimmung die wahre Richtung zu geben, nämlich zu Anſtrengungen für Sicherſtellung des Errungenen, zu Unterwerfung unter die einſtweilen aufgeſtellten Behörden, zum Herbeiſchaffen von Lebensmitteln und zu ähnlichen Schutz- und Trutzmaßregeln.

Digitized by Google

Nach dieſen ſchleunigſt getroffenen Einleitungen zog er raſch mit dem beträchtlichſten Theile ſeiner Truppen (3. Januar 1814) über den beeiſten Jura, um von Poligay durch Entſendungen ſich mit dem nächſten Oeſtreichiſchen Armeekorps zu verbinden, das unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Fürſten Alois Liechtenſtein zur Berennung von Beſançon vorrückte. Allein die allgemeine Bewaffnung der Departemente im Rücken und in der linken Flanke und die Sammlung Franzöſiſcher Truppen zu Bourg en Breſſe vermochte ihn zum plötzlichen Entſchluſſe, ſich gegen dieſe ſtark beſetzte Stadt zu wenden. Er überfiel ſie (12. Januar), rückte kühn auf die Zuſammengerotteten los, entwaffnete die Einen, zerſtreute die Andern, bemächtigte ſich von zwei wichtigen Uebergängen über die Saone, von Macon (16. Januar) durch Ueberraſchung und von Chalons (18. Januar) durch Ueberwältigung der heftigen Gegenwehr und machte ſogar (19. Januar) einen Verſuch auf die Vorſtädte von Lyon, minder in der Erwartung eines Erfolges, als um die Stärke und Haltung des Feindes auf die Probe zu ſtellen.

Indeß hatte er nicht verabſäumt, über Lieſſard und Nantua die nächſte Verbindung mit der, aus Genf ihm entgegen rückenden Kolonne und mit dieſer Stadt ſich zu öffnen, eine Abtheilung im Walliſer-Lande und zur Beobachtung der Uebergänge über den großen Bernhard und den Simplon aufzuſtellen und eine andere Abtheilung nach Savoyen vorzuſchieben, die von Chambery und Montmeillan endlich auch (31. Januar) des verſchanzten Poſtens, les Echelles genannt, ſich bemächtigte.

Doch erhielt die Lage des Feldmarſchall-Lieutenants Bubna bald eine andere Geſtalt. Die Vorbereitung zur Schlacht von Brienne, ſpäter die Anordnungen zur Benutzung des daſelbſt erfochtenen

Sieges (1. und 2. Februar), theilten den Bewegungen aller übrigen verbündeten Armeekorps Richtungen mit, wodurch ſie ganz aus der Verbindung mit jenem des Grafen Bubna kamen und dieſes vollkommen ſelbſtſtändig auf ſeine eigenen Kräfte und Mittel beſchränkten, während ihm gegenüber der Franzöſiſche Marſchall Augereau, am 14. Januar in Lyon eingetroffen, zu den dortigen Truppen alle Neuausgehobenen und Nationalgarden der mittägigen Provinzen Frankreichs und 10,000 altgediente Krieger aus dem Heere von Catalonien zog. Gegen eine ſolche Ueberzahl war es unmöglich, länger auf der ausgedehnten Angriffslinie im freien Felde die Stirne zu bieten und bald wurde die Erhaltung von Genf Bubnas Hauptaugenmerk. Seine Truppen wichen von allen Seiten dahin zurück, doch nur indem ſie jeden Schritt mit einer Hartnäckigkeit vertheidigten, welche ihren Geiſt ungebeugt ließ. Zurückgedrängt (28. Februar) bis auf jene Anhöhen, von welchen Genf durch Wurfgeſchütz leicht in einen Schutthaufen verwandelt werden konnte, ſetzte daſelbſt Bubna ſich meiſterhaft feſt. Batterien, aufgeworfene Werke und deren angemeſſene Beſetzung ſicherten die beherrſchenden Punkte, oder eigentlichen Schlüſſel; der Ueberreſt von Truppen blieb in ſteter Bereitſchaft, und ſo gerüſtet kam die Umſicht des Generals jedem feindlichen Verſuche der Umgehung zuvor, wies die heftigen Angriffe ſtandhaft ab, hielt durch unerſchütterliche Kaltblütigkeit den Wankelmuth im Zaume, welchen die augenſcheinliche Nähe der Gefahr bei Vielen der Bewohner erzeugte und hob den Muth der Stärkern unter den Gutgeſinnten.

Die ſchwere Probe erhielt bald ein glückliches Ende, als auf Anordnung des Feldmarſchalls Fürſten Schwarzenberg, unter dem gemeinſamen Ober-

Digitized by Google

befehle des Prinzen, ſeither regierenden Landgrafen von Heſſen-Homburg, von der Hauptarmee drei Abtheilungen ſich ſüdlich wendeten, deren eine, unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Bianchi durch raſches Vorſchreiten und durch das glückliche Gefecht bei Macon den Marſchall Augereau zwang, von Lons-le-Saulnier wegzueilen und ſeine Streitkräfte in der Stellung von Limonet (19. März) zu ſammeln, um die Rettung von Lyon zu verſuchen, die ihm jedoch nicht gelang. Feldmarſchall-Lieutenant Bubna fühlte ſich kaum minder eingeengt, ſo brach er abermals zum Angriffe hervor, ließ die vom Feinde zerſtörten Brücken über die Arve wieder herſtellen und warf die, ihm gegenüber gebliebene Franzöſiſche Diviſion ſo raſch zurück, daß in Kurzem ganz Savoyen neuerdings befreit war, und Bubna auf der Brücke, die er bei Fletterive über die Iſere ſchlug, durch das Thal von Greſivaudan auf Grenoble vordrang. Der Einzug der ſiegreichen verbündeten Heere in Paris (1. April) und die nachherigen Uebereinkünfte machten den Feindſeligkeiten in ganz Frankreich ein Ende.

Als Beweis des hohen Vertrauens, deſſen Graf Bubna ſich würdig gemacht hatte, erhielt er die Ernennung zum Generalgouverneur der von Frankreich abzuſondernden Landſchaften Piemont, Savoyen und Nizza, mit dem Auftrage ſie zu beſetzen und bis zum Eintritte der königlich Sardiniſchen Regierung zu verwalten. Er zog über den Mont-Cenis mit der Vorhut der hierzu beſtimmten kaiſerlichen Truppen (9. Mai) nach Turin, vertheilte die übrigen ſtaffelförmig an den Straßen, auf welchen, in Folge der Uebereinkunft, das ehemalige Franzöſiſch-Italieniſche Heer in vier Kolonnen über den Col-de-Tende, Mont-Genevre und Mont-Cenis nach Frankreich zog und blieb ſodann, als der rechtmäßige Landesfürſt nach ſechszehnjähriger Verdrängung wieder in ſeine Hauptſtadt (17. Mai) zurückkehrte, an deſſen Seite als Oeſtreichs diplomatiſches Organ und zugleich als Befehlshaber der Truppen, welche dieſe Macht ihrem Bundesgenoſſen in deſſen Staaten, bis zur Bildung eines eigenen Heeres, zurückließ. An dieſer Stelle entfaltete ſich auf das Herrlichſte der früher bemerkte Zug im Karakter des Grafen Bubna. Die Kunſt, mitten unter aufgeregten Parteien zu leben, ohne ſichtbaren Kraftaufwand ſie zu zähmen und im Nothfalle zu bekämpfen, bei Allen beliebt, von Allen gefürchtet, ſie zuweilen zu verſöhnen, oder doch im gemeinſamen Zwecke zu verſchmelzen; dieſe eigenthümliche Gabe erwarb ihm hohe Achtung und inniges Vertrauen unter allen Ständen jenes Staates, dem er dadurch noch wichtigere Dienſte zu leiſten beſtimmt war.

Napoleons Erſcheinen in Frankreich (1815) führte einen neuen Feldzug herbei. Feldmarſchall-Lieutenant Bubna erhielt das Kommando über das zweite Korps der Italieniſchen Armee, woran noch die Piemonteſer ſich ſchließen ſollten, inſofern ihre unvollendete Organiſirung eine Mitwirkung geſtattete. Die ihm vorgezeichnete Beſtimmung war, während General der Kavallerie Baron Frimont mit der Hauptmacht über den Simplon nach dem Walliſer- und Wadtlande vorbrach, zuerſt deſſen Uebergang über die Alpen zu verbergen und zu unterſtützen, ſodann beim weitern Vorrücken deſſen linke Flanke zu decken.

Zu Erfüllung dieſer Zwecke ſchob der thätige General (17. Juni) ungeſäumt auf den Mont-Cenis und Genevre ſtarke Poſten und in die jenſeitigen Thäler Patrouillen vor und ließ — um die Täuſchung zu vermehren — mit Anſtrengung und gefliſſentlicher Kundmachung ſowohl dieſe Wege, als auch Gemeinſchaften über den Orco und Matuno herſtellen, als ſollten ſie für den Marſch ſtarker Kolonnen dienen. General Frimont ſchritt indeß unvermuthet und ungehindert über den Simplon mit der Hauptarmee, öffnete ſich über Genf und am rechten Ufer der Rhone den Weg nach Lyon und zugleich durchbrach Bubna Stellungen und Poſten, worin er wenige Monate zuvor in verkehrter Front ſich behauptet, oder doch vertheidigt hatte und traf nach einem blutigen Gebirgsgefechte bei Conflans (28. Juni) und nach Eroberung des Fortes de la Grotte (6. Juli) zugleich mit der, rechts von ihm vorrückenden Hauptkolonne und gleichſam ihren Vortrab bildend (12. Juli), vor den Thoren von Lyon, dieſer zweiten Stadt des Königreichs, ein. Die große Zahl der daſelbſt geſammelten Franzöſiſchen Truppen und die ausbrechende Wallung einer zahlreichen Volksmenge ſchien blutige Auftritte zu verkünden, denen vorzubeugen deſto dringendere Pflicht wurde, als die (8. Juli) erfolgte Wiederkehr Ludwigs XVIII. in ſeine Hauptſtadt jeden fernern Kampf einer Seits zwecklos, anderer Seits zum Verbrechen machte. Dem Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Bubna gelang es, die aufgeregten Leidenſchaften zu beſchwichtigen und er zog — in Gemäßheit der Uebereinkunft von Montluel — am 17. Juli in Lyon ein. Daſelbſt blieb er, durch kaiſerliches Handſchreiben vom 28. Juli, als Gouverneur, bis ſämmtliche Heere, mit Ausnahme der zur Occupation zurückbleibenden Truppen aus Frankreich abrückten und er ſelbſt von ſeinem Monarchen zum Stellvertreter des kommandirenden Generals in der Lombardie ernannt wurde. Als er an dieſen neuen Poſten abging, folgten ihm dahin, nebſt der Achtung aller Stände und Behörden, die mit ihm in

Berührung geſtanden, ihn feſt, aber billig gefunden hatten, die Segenswünſche vieler, die durch ſeine Milde auf die rechte Bahn geführt oder von Uebereilungen abgehalten wurden und der verdiente Ruf ſtrenger Mannszucht unter ſeinen Truppen, für deren Bedürfniſſe er ſtets väterlich ſorgte, aber über deren Ordnung er auch ſcharf wachte.

Der König von Sardinien überſchickte ihm die Inſignien des Großkreuzes vom St. Mauriz- und Lazarorden in Brillanten. Der Kaiſer verlieh ihm (9. Febr. 1816) die wirkliche Geheime-Rathswürde und ernannte ihn von Seiten Oeſtreichs zu der, mit der Leitung und Uebermachung der Befeſtigungsarbeiten in Piemont beauftragten Kommiſſion, deren Ergebniſſe nach fünf Jahren die Vollendung der Feſten Exiles und Leſſeillon in den Alpen, die Erweiterung und Verbindung der Werke um Genua und der Bau einer Straße von dieſer Stadt längs dem Meere über Spezzia nach Sarzana waren.

Im Jahre 1817 verlieh dem Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Bubna die Erzherzogin Marie Louiſe, Herzogin von Parma, durch eigenhändiges Schreiben, das Großkreuz ihres Conſtantiniſchen St. Georgordens. Am 10. Oktober 1818 übertrug ihm Se. Majeſtät der Kaiſer das bisher interimiſtiſch geführte militäriſche Oberkommando in der Lombardie vollſtändig und im Jahre 1820 erhielt er den Annunciadeorden vom Könige von Sardinien, in Anerkennung des bereits geleiſteten und gleichſam im Vorgefühle der bevorſtehenden, die vergangenen an Wichtigkeit noch übertreffenden Dienſte.

Noch glomm, gleich wie in mehreren Theilen von Europa, auch in Landſtrichen, welche an die Lombardie grenzen, der Brennſtoff von frühern Zeiten fort und drohte, vom Geiſte der Empörung angefacht, ganz Italien, von den Grajiſchen und

Peniniſchen Alpen bis an den Meerbuſen von Otranto, in Flammen zu verſetzen. Oeſtreichs Truppen ſchritten (8. bis 10. Februar 1821) über den Po, um die Gräuel des erſten Ausbruchs an der ſüdlichen Spitze von Italien zu unterdrücken. Im nämlichen Augenblicke erhob ſich in deſſen nördlichen Provinzen der Aufruhr, ſeine Anſchläge und Hoffnungen auf die Schwäche der Beſatzungen in der Lombardie gründend.

Allein Graf Bubna hatte ſchon früher die arge Stimmung in Piemont durchblickt und ſeine dort unterhaltenen Verbindungen verſchafften ihm bald beſtimmtere Andeutungen über die Umtriebe und Pläne. Ohne die Schirmung des Rückens von jenem Heere, das durch den Kirchenſtaat nach dem empörten Neapel zog, aus den Augen zu verlieren, vereinigte er alle verwendbar bleibenden Truppen an den Punkten, die er am meiſten bedroht erachtete und von wo er, wohl berechnet, früher mit voller Kraft auf den Sammelplatz der Gährung gelangen, als dort der verworrene Schwindel zur geregelten Meuterei ſich geſtalten konnte. So vorbereitet fand ihn die Nachricht, daß der Verrath in der Nacht vom 8. zum 9. März die Fahne in der Citadelle von Aleſſandria aufgepflanzt, am 12. März Turin in Verwirrung gebracht und durch ſchnelles Umſichgreifen den König zur Abdankung (13. März) und Uebertragung der Krone an ſeinen abweſenden Bruder veranlaßt habe.

Noch beſtand der Wunſch unter den in Laibach verſammelten Souveränen, ohne fremde Einmengung die allgemeine Ruhe wieder hergeſtellt und den Sieg des Pflichtgefühls über die Vorſpieglungen der Abenteurer durch Ermahnungen und Vorſtellungen bereitet zu ſehen. Doch blieben dem General Bubna die militäriſchen Maßregeln anempfohlen; die Kommandanten der Oeſtreichiſchen Erbſtaaten, beſonders der zunächſt liegenden, erhielten Befehl, Truppen in Bewegung zu ſetzen und ſelbſt Kaiſer Alexander ſchickte nach ſeinem fernen Reiche die Weiſung, 75,000 Mann ſchleunigſt aufbrechen zu laſſen.

Allein nicht die Langmuth der Fürſten, nicht ihre warnenden Anſtalten, nicht das Niederſchmettern des Neapolitaniſchen Aufruhrs durch die Unterwerfungsakte von Capua (21. März), nichts konnte in Piemont die Unſinnigen zu beſſerer Ueberlegung bringen. Dort nahm ſeit Anfang Aprils der Aufruhr einen ſehr ernſthaften, ja drohenden Karakter an. Es trat Zuſammenhang in die Maaßregeln. Die Verſchwornen hatten ſich Geld und andere Kriegsbedürfniſſe verſchafft. Durch förmlichen Beſchluß (27. März) wurden 100,000 Mann unter die Waffen gerufen, denen gegenüber Generallieutenant Latour kaum 4000 Mann dem Könige treu erhalten, aber ſelbe, weil er nicht mit gleichem Vertrauen auf die Unerſchütterlichkeit Aller rechnen konnte, hinter die Mauren von Novara geführt hatte. Die Frechheit der Aufwiegler war dadurch zum höchſten Uebermuthe geſteigert. Von ihren Vereinigungs- und Hauptwaffenplätzen, Turin, Genua und vorzüglich Aleſſandria wollten ſie, nach dem Vorbilde der ehemaligen Franzöſiſchen Umwälzung, über die Nachbarſtaaten ſich ergießen, um dort heimlich vorbereitete Aufregungen zu entflammen. Schon wagten ſie Streifzüge bis knapp an die Oeſtreichiſche Grenze und einer derſelben (6. April) drängte die, aus Novara ihm entgegen ziehenden königl. Truppen wieder dahin zurück. Nun ſchien es dem Grafen Bubna nicht mehr räthlich, auch nur einen Augenblick zu harren. Zwar waren ſeine Truppen, nebſt allen, aus dem Venetianiſchen mit größter

Anſtrengung ihm zugeſchickten, noch weit unter der Zahl der ihm gegenüberſtehenden und andere Verſtärkungen konnten vor Mai nicht angereiht ſeyn; doch hatte ein kaiſerliches Kabinetsſchreiben aus Laibach (2. April) die Sicherſtellung der Ruhe von Oberitalien mit unbeſchränkter Vollmacht in Bubnas Hände gelegt. Je dringender die Lage, die keine neuen Anfragen mehr geſtattete, je ſchwerer die Verantwortlichkeit wurde, die das ausgeſprochene unbegrenzte Vertrauen ſeines Monarchen ihm auferlegte, deſto mehr fühlte er Kraft in ſich, beſonders in dem Bewußtſeyn, wie er in einem damaligen Schreiben höchſt genial ſich ausdrückt, daß er in der heiligſten Pflichterfüllung Leuten entgegen trat, denen der Strick an der Kehle ſaß und die Schuld am Gewiſſen nagte.

In der Nacht vom 6. bis zum 7. April, während er und ſeine Generale im Theater und in Abendgeſellſchaften ſich zeigten, erhielten die Truppen in und um Mailand den Befehl zum ungeſäumten Aufbruch. Auf den rechtlichen Sinn der Mehrzahl unter Mailands Bewohnern trauend und in der Ueberzeugung, daß die frühere feſte Haltung der Behörden und die Vermeidung jeder Aufreizung die öffentliche Ruhe feſt genug begründet habe, um der Anweſenheit von Truppen einige Zeit zu entbehren, ließ General Bubna in der Hauptſtadt nur eine ſchwache Beſatzung zurück. Alle übrigen Truppen (7. April) am Ticino bei Pavia, Abbiategraſſo und Buffalora verſammelt, ſchritten am Morgen des 8. an dieſen drei Punkten über den Fluß auf das Piemonteſiſche Gebiet über. Ein Aufruf an das Volk, mit dem Gebot, der Theilnahme an Thätlichkeiten ſich zu enthalten, verſcheuchte jede Beſorgniß unter den friedlichen Bewohnern.

Der raſche Erfolg bewies, wie trefflich die Un-

Digitized by Google

ternehmung berechnet war. Die Empörer, bisher im Wahne, Oeſtreichs bewaffnete Macht ſey in den Lombardiſch-Venezianiſchen Provinzen zerſtreut, zurückgehalten, achteten es Anfangs für ein Blendwerk, als ſie mitten in Piemont auf Oeſtreichiſche Truppen ſtießen. Nur an dieſem Tage (8. April) verſuchten ſie am Glacis von Novara und am rechten Ufer der Agogna einigen Widerſtand. Der zweite (9. April) ſah ſie nach allen Richtungen ſich zerſtäuben. Eine ſchwache kaiſerliche Avantgarde, beauftragt, die Haltung hinter den feſten Wällen der Citadelle von Aleſſandria zu erſpähen, fand ſelbe wehrlos und rückte (11. April) ohne Hinderniß ein. Endlich ſtießen die, von Novi nach der Bochetta vorgeſchobenen kaiſerl. Poſten (13. April) auf eine Deputation, welche die, am Vorabend beſchloſſene Unterwerfung der Feſtung und des Gebietes von Genua in das kaiſerliche Hauptquartier überbringen ſollte.

Alſo am fünften Tage nach dem Einmarſche in das empörte und bewaffnete Land war daſelbſt die Ordnung und rechtmäßige Regierung wieder hergeſtellt und der Oeſtreichiſche Kommandirende, mit dem rechten Flügel des Armeekorps an Novara, mit dem linken an die Bochetta gelehnt, die Mitte bei Caſale und größtentheils bei Aleſſandria geſammelt, gönnte ſeinen Truppen die wohlverdiente Ruhe und dem Generallieutenant Grafen Latour mit den treu gebliebenen Piemonteſern die Ehre, nach Turin zu ziehen und ihren Landesfürſten in der Hauptſtadt zu proklamiren.

Graf Bubna, vom Kaiſer von Rußland mit dem Alexander-Newskyorden, vom Könige von Preußen mit den brillantenen Inſignien des rothen Adlers und vom Könige von Sardinien mit einer Dotation beehrt, erhielt von ſeinem Monarchen, nebſt dem Großkreuz des Oeſtreichiſchen Leopoldsordens und einem jährlichen Gnadengehalte durch Handſchreiben aus Laibach (16. April) den huldvollſten Ausdruck der allerhöchſten Zufriedenheit, und als Beweis des großen Vertrauens, die Wahl der fernern Einleitungen zur Sicherſtellung des Vollbrachten. Er beſtimmte die Zahl und Vertheilung der Oeſtreichiſchen Truppen, die in Piemont bleiben ſollten, bis Alles im gehörigen Gange bekräftigt wäre, ertheilte ihren Kommandanten Verhaltungsbefehle, welche das Gepräge würdevoller Mäßigung trugen und traf am 9. Mai wieder in Mailand ein. Dort empfingen ihn die Gutgeſinnten mit Jubel über die ſchnelle Befreiung von Beſorgniſſen und Schrecken und ſelbſt bei den Schuldbewußten herrſchte ſichtbar ein Gemiſch von Scheu vor ſeinem durchdringenden Blicke und von innerlicher Zufriedenheit, daß man ihnen nicht Zeit zu Unbeſonnenheiten gelaſſen hatte.

Unter ſo vielfältigen Anſtrengungen gerieth ſeine nie gehörig geſchonte Geſundheit vollends in Verfall. Noch hatte er (24. Februar 1824) die Sehnſucht befriedigen können, ſeine beinahe achtzigjährige Mutter und manchen Jugendfreund in Böhmen zu beſuchen und ſodann, nach der Provinz zurückgekehrt, die durch das gegenſeitige Band der ihr geleiſteten Dienſte und dafür von ihr gezollten Achtung gleichſam ſeine zweite Heimath geworden war, ſah er auch dort einen ſeiner heißeſten Wünſche erfüllt. Am 10. Mai 1825 zog er zum letzten Male ſeinen, um das Vaterland hochverdienten Degen und ſetzte ſich an die Spitze des feierlichen Zuges, welcher den geliebten Monarchen und deſſen erhabene Gemahlin durch die Straßen der alten Longobardiſchen Hauptſtadt und mitten durch ein wonnetrunkenes Gewühl führte. Am 11. Mai ſtellte er Ihren Majeſtäten

Digitized by Google

ſeine Untergebenen vor. Allein am folgenden Tage ergriff ihn das athritiſche Uebel, deſſen Qualen er bereits durch mehrere Jahre trug mit ſolcher Heftigkeit, daß der Arzt bald die Gefahr für hoffnungslos erkannte. Seine Schmerzen nahmen zwar ab; er bat ſogar ſeine Freunde, das Krankenlager zu umkreiſen; doch ſchwanden ſichtbar die Kräfte, bald auch die Theilnahme am Geſpräche der ihn Umgebenden, endlich die Beſinnung. Unverkennbar war das Lebensprinzip ohne Rettung zerſtört.

So entſchlummerte er am Morgen des 6. Juni, mit der Faſſung und Ergebung des echten Chriſten, mit der Ruhe des tröſtlichſten Bewußtſeyns und am Ende einer Laufbahn, die voll Ehre und Glanz, noch reicher an Wirken und Thaten und die vielleicht ohne Neider geblieben, weil ſie ganz ſein eignes Werk geweſen war.

In der zarten Jugend hatte der Kampf mit Widerwärtigkeiten des Schickſals ſeine innere Kraft geſtählt und frühzeitig in die Schule der Erfahrung hinausgeworfen, hatte er ſich ſelbſt, ſo zu ſagen von Innen heraus, gebildet und von ſeinen ſeltenen herrlichen Anlagen Erfolge geerntet, die ſonſt nur von einer ſorgfältigen Erziehung erwartet werden. So entwickelte ſich bei ihm nach und nach die ſchnelle Faſſungskraft zum ſcharfen und richtigen Ueberblicke und das angeborne Gefühl der entſprechenden Haltung zu der würdevollſten Stellung in den verſchiedenartigſten und ſchwierigſten Lagen bis hinauf zum Führer von Armeen, zum Unterhändler von Staatsverträgen, zum Verwalter fremder Provinzen und Bezähmer der empörten Länder! Sein Karakter war eine glückliche Miſchung von Eigenſchaften, die ſcheinbar ſich widerſprechen. Ruhe und Kaltblütigkeit beim Berathen und Ueberlegen, ſprühendes Feuer beim Vollziehen; Leichtigkeit, aber Gründlichkeit in

Digitized by Google

Geſchäften; Frohſinn und Offenherzigkeit in den geſelligen Beziehungen: in jenen des Dienſtes Ernſt, Verſchloſſenheit, eine kunſtloſe und ungezwungene Feinheit; Nachgiebigkeit und Gemüthlichkeit gegen ſeine Umgebungen; unerſchütterliche Feſtigkeit und beharrliche Kraft im Verfolgen des vorgeſteckten Zieles. Der ſchätzbarſte Zug, ſowohl in ſeinem gewöhnlichen, als öffentlichen Leben, bleibt noch zu erwähnen übrig, nämlich der Hang und die Gabe zu vermitteln, auszugleichen, zu verſöhnen, oft das Widerſtreitende in gemeinſamen Zwecken zu einigen. Wenn ſeine glänzendern Eigenſchaften bald Männern auffielen, welche den wahren Gehalt zu würdigen verſtehen, und wenn dieſe, einmal an ihn gezogen, nicht mehr von ihm ablieſsen, ihm ſtets ausgezeichnete Aufträge zuwendeten und dadurch ſeine ſchnelle und ehrenvolle Laufbahn bereiteten; ſo war es doch ſein Geiſt der Mäßigung und Verſöhnung, der in allen Lagen ihm Freunde, ja begeiſterte Verehrer ſchuf und ſeinen Verdienſten die Krone aufſetzte.

Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete ungeheuchelte Betrübniß in der Provinz, deren militäriſchen Verwaltung er vorſtand, im k. k. Heere, das ihn durch neun und dreißig Jahre unter ſeine ausgezeichnetſten Glieder zählte und im ganzen Kaiſerſtaate, in deſſen Jahrbüchern ſein erleuchteter Eifer und ſeine hohen Dienſte einen würdigen Platz finden werden. Bei der militäriſch-kirchlichen Trauerfeier, die auf Befehl des Kaiſers im Freien auf dem Marsfelde (23. Juni 1825) begangen wurde, ließ die Stadt Mailand ein Prunkgerüſte und an deſſen vier Seiten die paſſenden Inſchriften:

Ferdinandus Comes Bubna —
Civis Integer —
Bellator Fortis —
Moderator Sapiens —

aufſtellen. Die geſammte Garniſon unter den Waffen, die anweſenden Vornehmſten aller Stände und eine zahllos zuſtrömende Volksmenge bezeichneten die tiefe Rührung.

Se. Majeſtät der Kaiſer geruhte durch ein Handſchreiben (Mailand 17. Juni 1825) der hinterlaſſenen Witwe, und durch ein zweites (Preßburg 19. October) der hochbejahrten Mutter des Verblichenen das herzliche Beileid zu bezeugen und eben ſo huldvoll als feierlich die Verdienſte anzuerkennen, welche der Verewigte in den wichtigſten und ſchwierigſten Gelegenheiten durch die thätigſte Erfüllung ſeiner Pflichten und durch Beweiſe der treueſten Ergebenheit ſich erworben hatte.

So wurde Graf Bubna noch im Grabe von ſeinem Fürſten belohnt und geehrt!

* XL. M. Carl Gottlob Hauſius,

M. der Philoſophie und Pfarrer zu Batgendorf und Backleben.

geb. den 31. März 1754.
geſt. den 7. Juni 1825.

Einer der geiſtvollſten, vielſeitig gebildetſten und gelehrteſten Landgeiſtlichen in Thüringen, welcher ſich auch durch Schriften einen bleibenden Ruhm erworben hat. Die Stammeltern deſſelben gehörten ſchon ſeit einigen Menſchenaltern dem Predigerſtande an und der Vater, M. Carl Traugott, ſo wie die Mutter, Fr. Rahel Sophie, geb. Richter, waren aus dieſem Stande entſproſſen. Derſelbe ward im Jahre 1745 als Pfarrer nach Fremdiswalde bei Mutſchen im Leipziger Kreiſe berufen. Hier wurde unſer Carl Gottlob geboren, nebſt noch einem Bruder, der ſich in der Folge der Jurisprudenz widmete und als Rechtsconſulent zu Dresden ſtarb, und einer Schweſter, welche im Lenze ihres Lebens bereits irdiſch vollendete. Der Vater, ein würdiger Seelſorger ſeiner Gemeinde, war auch ein wahrhaft würdiger Erzieher ſeiner Kinder in Gottesfurcht und Wiſſenſchaft. Im Jahre 1755 erhielt er den Ruf als Probſt und Pfarrer nach Liſſen und Haardorf in der Ephorie Weißenfels. Nur kurze Zeit war es ihm hier von der Vorſehung vergönnt, ſeine ſegensvolle Wirkſamkeit in Kirche und Schule, ſo wie im liebenden Kreiſe ſeiner Kinder fortzuſetzen; er ſtarb 1758 in einem Lebensalter von 48 Jahren, 3 M., 2 W., 1 T. Der Sohn bis in ſein 13tes Jahr unter der ſorgenden Pflege der Mutter auf dem Lande erzogen, fand außer dem Schulunterricht des Ortes, in der Leitung eines würdigen Predigers zu Oſterfeld Veranlaſſung und Aufmunterung, ſich mit den Elementen der Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache bekannter und vertrauter zu machen und ſich auf das Studium der Theologie vorzubereiten, für welches nicht nur fromme Mutterliebe, ſondern auch ein eigner, innerer Ruf ihn beſtimmte. Er begab ſich daher im Jahre 1767 auf die Thomasſchule zu Leipzig, wo er unter ſorgfältiger Anführung der daſigen Lehrer und namentlich des berühmten Rector Fiſcher, welchem Sachſen viele gelehrte Männer zu verdanken hatte, ſeine Studien mit raſtloſem Eifer fortſetzte. Er zeichnete ſich bald unter ſeinen Mitſchülern rühmlich aus, und erwarb ſich inſonderheit das Wohlwollen Fiſchers. Eingezogen, haushälteriſch mit der Zeit, wenig bedürfend, entzog er ſich ſchon auf der Schule nicht dem Schweiße der Arbeit und ſuchte einzig in der Muſik ſeine Erholung, in welcher er ſich gründliche Kenntniſſe ſammelte und eine nicht gemeine Fertigkeit im Klavierſpiel zu erſtreben ſuchte. Bald legte er auch durch eigene Kompoſition und Verfertigung mehrerer Lieder und Tonſtücke für den Leipziger Almanach, ſo wie durch Unterricht und Bildung einiger ausgezeichneter Diletanten zu Leipzig ſeine gründliche, kunſtmäßige Ausbildung in der Muſik zu Tage. Eben ſo brachte er von der Schule eine gründliche Kenntniß des Versbaues und der Sylbenmaaße der Alten hinweg, welche gewiß viel dazu beitrug, daß er in ſeinen männlichen Jahren noch ein richtiger und feiner Beurtheiler der Deutſchen Proſodie blieb. Wohl vorbereitet und zur wiſſenſchaftlichen Thätigkeit gewöhnt, bezog er 1773 die daſige Univerſität. Hier bauete er mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße und glücklichſten Erfolge auf dem bisher gelegten Grunde fort und wählte ſich anfangs claſſiſche Literatur und bibliſche Philologie zu den Hauptfächern ſeines Studiums, einzig in der Abſicht, um durch dieſe Hülfswiſſenſchaften tiefer in ſein Hauptfach, die Theologie einzudringen. Er beſuchte hierauf die philoſophiſchen, hiſtoriſchen und mathematiſchen Vorleſungen der Herren Seydlitz, Cruſius, Platner, J. A. Erneſti, Burſcher, Borz und Gehler; in der Phyſik und Naturgeſchichte waren Ludwig, Leske, in der gelehrten Geſchichte und Dichtkunſt Eck, Boſſeck in der Hebräiſchen Sprache und Auguſti, Schwarz, Morus und Burſcher in den verſchiedenen Theilen der Theologie ſeine Lehrer. Er wurde durch ein kurfürſtliches, ingleichen durch die Greiniſchen und Fiedleriſchen Stipendien in ſeiner academiſchen Laufbahn unterſtützt. Auch erwarb ihm ſein academiſcher Fleiß die beſondere Zuneigung des Profeſſors Seydlitz, der ihn nicht nur zu ſeinem Famulus erwählte, ſondern ihm auch den Unterricht ſeiner Kinder anvertraute.

In dieſer erlangten Stellung ſtanden ihm nicht nur eine Menge literäriſcher Hülfsmittel zu Gebote, ſondern er gelangte durch dieſelbe auch zu einem nähern Umgang mit einigen akademiſchen Lehrern und geiſtreichen Männern und Frauen, die auf die Studien und die geſammte Bildung deſſelben wohlthätig einwirkten. Im Jahre 1780 bewarb er ſich um die Magiſterwürde, welche ihm auch die philoſophiſche Fakultät den 10. Februar a. o. auf eine für ihn ſchmeichelhafte Weiſe ertheilte. Aufgemuntert durch den Beifall ſeiner akademiſchen Lehrer und durch die wohlwollenden Winke einiger Gönner, war er eine Zeit lang entſchloſſen, ſich dem akademiſchen Lehrerberufe zu widmen; inzwiſchen gab er, entblößt von allem eigenen Geldzuſchuſſe, dieſen Entſchluß bald wieder auf. Die Bekanntſchaft mit dem um die Buchdruckerkunſt und Notendruckerei ſo hoch verdienten Buchhändler Breitkopf öffnete ihm ein belohnendes Feld für literäriſche Arbeiten und für eine ſorgenfreie Subſiſtenz. Er erhielt von ihm die Korrecturen von mehreren größeren Werken und muſikaliſchen Stücken und wurde als Mitarbeiter an den damaligen kritiſchen Zeitſchriften eingeladen. Es begann daher für ihn eine ſchöne Zeit, die mit ihren hellen, warmen Lichtſtrahlen noch den Abend ſeines Lebens verklärend erleuchtete. Dieſelbe brachte ihn auch mit dem damaligen Bürgermeiſter, Hrn. Apel in nähere Verbindung, in deſſen Familienkreiſe er glückliche Tage verlebte. Er leitete mit den jugendlichen Unterricht des durch ſeine Metrik ſo berühmt gewordenen D. Auguſt Apel und wußte denſelben durch ein unauflösliches Band dankbarer Liebe an ſich zu feſſeln, ſo, daß ſie auch noch als Männer im traulichſten Verkehr mit einander blieben und ihre gewonnenen allſeitigen Anſichten von der Verskunſt, über Rythmus und Metrum ꝛc., gegenſeitig ſich austauſchten. Tief und ſchmerzlich verwundete daher ſein Herz die Trauerkunde von dem am 9. Auguſt 1816 — bei ſonſt friſcher Geſundheit — ſchnell erfolgten Tode ſeines hochverehrten Schülers und Freundes. — Leipzig mit ſeinen mannigfaltigen Schätzen und Genüſſen feſſelte auch unſern Hauſius ſo feſt an ſich, daß der Gedanke an eine baldige anderweitige Anſtellung weder Raum noch Verlangen in ſeiner Seele gewann. Er ſah ja ſeine Subſiſtenz daſelbſt ſo wohlthuend geſichert; ſich ſelbſt mit einem auserwählten Kreiſe geiſt- und geſchmackvoller Kenner und Beſchützer der Kunſt und Wiſſenſchaft umgeben. Die Stunden der Muße benutzte er zur Anfertigung einiger Elementarbücher für einen erleichternden Schulunterricht, *) und zur Bearbeitung eines großen geographiſchen Handbuchs für die Jugend und Liebhaber der Geographie, welches 1795 bei Leo in 3 Th. in Druck erſchien. Daſſelbe gehört wegen ſeiner lichtvollen Ordnung, ungemeinen Faßlichkeit und Klarheit, ſo wie wegen ſeines Reichthumes an hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen, topographiſchen und phyſikaliſchen Notitzen zu den vorzüglichſten geographiſchen Lehrbüchern der damaligen Zeit und beurkundet des Verfaſſers große Länder- und Völkerkunde und Fleiß in dem Gegebenen. Er dedicirte dieſes geographiſche Werk dem damaligen Stiftsdirector zu Zeitz, Sr. Excellenz dem wirklichen Geh. Rath, Graf v. Werthern, einem eben ſo erleuchteten Kenner, als eifrigen Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, der es mit Wohlgefallen aufnahm und mit bleibender Werthſchätzung des Verfaſſers belohnte. Denn im Jahre 1799 trug er demſelben das er-

---

*) Darunter zeichnet ſich das ſehr verbreitete u. bekannte A B C-Buch aus der Naturgeſchichte, Leipz. bei Voß, aus.

ledigte Pfarramt zu Altbeichlingen in der Grafſchaft Beichlingen zur Annahme an. So ehrend dieſer Beweis des Vertrauens für ihn war, ſo verſetzte dieſer Ruf ihn doch eine Zeitlang in einen innern Kampf mit ſich ſelbſt, ob er aus den bisherigen ſo angenehmen Lebensverhältniſſen heraustreten und ſie mit der Abgeſchiedenheit von allem literäriſchen Verkehr dem ſtillen Berufe eines Landpredigers in einem kleinen Dorfe vertauſchen dürfe. Zuletzt entſchied doch die innere Gottesſtimme für die Annahme des vertrauungsvollen Antrags. Bevor er aber demſelben folgte und von Leipzig ſchied, verehelichte er ſich noch daſelbſt mit Igfr. Chriſtiane Erdmuthe Opitz, des auch als Schriftſteller bekannten Pfarrers zu Magdeborn bei Leipzig, Hrn. M. Carl Gotthelf Opitz, älteſten Tochter erſter Ehe. Am Trinitatisfeſte deſſelben Jahres hielt er mit ſeiner angetrauten Gattin den feierlichen Einzug in der ihm anvertrauten Gemeinde.

Schienen gleich Hauſius's Talente und Kenntniſſe auf einem einſamen Dorfe nicht an der Stelle zu ſeyn, wo ſie nach ihrer Kraft und Richtung wirken konnten, ſo erfüllte er doch auch da als Freund und Lehrer ſeiner Gemeinde die Pflichten ſeines Standes mit eben ſo viel Freudigkeit, als Segen. Als Menſchenkenner ſuchte er ſich ganz zu der Vorſtellungs- und Empfindungskraft der Landleute herabzulaſſen. Seine Predigten waren nach Inhalt und Form populär und voll praktiſchen Sinnes, obſchon letzterer ihn mitunter der Gefahr auszuſetzen ſchien, an das Gemeine und für die Kanzel Unſchickliche zu ſtreifen, eine Gefahr, der ſchon Viele unterlegen haben, welche Natur und Ackerbau zum vorherrſchenden Gegenſtand ihrer Predigten machten und hierin die beſte Anleitung zur wahren Gottſeligkeit für Landleute erkannten. Die Mehrzahl der Stunden des Tages, die ihm bei ſeinem Amte übrig blieben, verlebte er in wiſſenſchaftlicher Muſe, umgeben von einer auserwählten Bücherſammlung, welche er in Leipzig ſich nach und nach angekauft hatte; auch widmete er einen Theil derſelben einem ausgebreiteten freundſchaftlichen Briefwechſel und kleinen Beſuchen in ſeiner Umgebung, wodurch er ſich nicht nur viele und edle Freunde erwarb, ſondern auch Heilſames ſtiftete, indem er überall den Sinn für Wiſſenſchaft und namentlich auch für Natur und ihre Schöpfungen und Erſcheinungen zu nähren und zu begründen und Blumen des guten Geſchmacks hinzupflanzen ſich beſtrebte. Im häuslichen Leben erblühten ihm Vaterfreuden im Himmelgeſchenk dreier Töchter und eines Sohnes. Letzterer ward ihm bald durch den Tod wieder entriſſen. Seine Vaterſorge widmete er daher in liebender Treue der Erziehung und dem Unterrichte der ihm gebliebenen Töchter. Zugleich wurde im Schoße ländlicher Einſamkeit das Reich der Natur ein neuer Lieblingsgegenſtand ſeines Forſchens, wie auch Oekonomie mit ihren Hauptzweigen. Ihn leitete hierbei der Wunſch, mit den erlangten Kenntniſſen belehrend auf ſeine Gemeindeglieder zu wirken. Eine Frucht ſeines Fleißes war ein Werk unter dem Titel: „die vier Jahreszeiten", welches er in Druck gab und das bei Voß in Leipzig erſchien; ferner erſchien auch von ihm bei demſelben Verleger 1800 „der kleine Pferdeliebhaber", ein Leſebuch für Knaben. Er ſtudirte in dieſer Zeit auch mehrere mediziniſche Werke, um ſich in Bekanntſchaft zu ſetzen mit der Natur und der Behandlung der herrſchenden Krankheiten unter den Landleuten und ihrer nächſten Heilmittel; ſelbſt die ſogenannten, bei dem Landmanne beliebten, ſympathetiſchen Heilmittel entgingen ſeiner aufmerkſamen Prüfung und Würdigung nicht. Ueberhaupt reizte ihn nichts

Digitized by Google

mehr, als irgend eine Vervollkommnung im Reiche des Wiſſens. Jede ſeinem Stande Gewinn darbietende Schrift, die durch innern Gehalt ſich auszeichnete, füllte entweder ſeine Bibliothek aus, oder wurde wenigſtens von ihm geleſen und excerpirt. Er notirte ſich genau alle vorzüglichern Werke an. Stieß er beim Leſen auf Stellen, die ſeine Bedenklichkeit in Anſpruch nahmen — ſo prüfte er ſie beſonnen, und man fand bei ihm, der früher an recenſirenden Schriften Theil genommen, die treffendſten Beurtheilungen der wichtigſten und ſchätzbarſten Werke. Ja, es war ihm ſo eigenthümlich geworden, Stellen, die ihn anſprachen, alsbald beim Leſen mit der Bleifeder zu unterſtreichen, oder die ihm nicht genügend und überzeugend zuſprachen, mit abfälligen Bemerkungen und Zeichen zu begleiten; ſelbſt ihm nur geliehene Bücher unterlagen dieſer ſeiner eigenhändigen Kritik, nicht allemal mit beifälliger Zuſtimmung der eigenthümlichen Beſitzer. Das beſchränkte Dienſteinkommen ſeiner jetzigen Stelle legte ſeiner Bücherliebe enge Feſſeln an. Erfreuend war es daher für ihn, als deſſen Hr. Kirchenpatron, der Graf und Herr von Werthern ihn im Jahre 1809 zum Pfarramte in Batgendorf mit Backleben in der Ephorie Sangerhauſen berief. Durch dieſe Verſetzung ſah er ſich nicht nur in eine größere Parochie, ſondern auch in eine, für ſeine wachſenden Familienbedürfniſſe günſtigere Lebenslage eingeführt. Dom. Judica hielt er die Anzugspredigt in ſeinem neuen Amtskreiſe. Auch hier lebte er außer ſeinem Geſchäftskreiſe ganz den Wiſſenſchaften, erzog ſeine Töchter würdig und weihete ihnen die aufmerſamſte väterliche Sorgfalt. Zugleich lenkte er ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf die Verbeſſerung der beiden ihm untergebenen Schulen. Belehrend, berathend und ermuthigend trat er den Lehrern zur Seite und ſuchte ſie für ihren wichtigen Beruf zu erwärmen und zu begeiſtern. Er ſuchte ſie zu überzeugen, daß, jemehr die Bildner der Nationaljugend vorzüglich darauf ſehen, derſelben an dem ihr vorgehaltenen Lehrſtoffe eine höhere Gewandtheit des Geiſtes abzugewinnen, deſto gewiſſer würden ſie dieſe auch nach vollendeter Schulzeit in allen Verhältniſſen des häuslichen und bürgerlichen Lebens offenbaren. Die Welt, auch die Deutſche Welt werde nur mit den Menſchen und durch die Menſchen anders. „Wie wir dieſe bilden“ — rief er — wird jene dereinſt ſeyn. „Stolz erhebe ſich in unſerer aller Bruſt der große „Gedanke: von uns Bildnern der Landjugend geht „hauptſächlich die Erlöſung der Menſchheit von ihrem größtentheils noch ſehr unvollkommenen Zuſtande aus. Feſt ſtehe daher auch unſer Entſchluß: „wir wollen durch eine weiſe, geordnete Erziehung „der Jugend ein künftig kräftigeres, verſtändigeres „und edleres Geſchlecht aufſtellen, welches nicht nur „in eine beſſere bürgerliche Verfaſſung paßt, der „wir entgegen ſehen dürfen, ſondern aus deſſen geläuterter Geſammteinſicht auch mit der Zeit ein „ſich allmählig immer vollkommner ausbildendes „Bürgerthum nothwendig hervorgehen wird.“ — Elementarlehrmittel wurden angeſchafft, die Stephaniſche Laut- und bildende Lehrmethode im Geiſte der ächten Sokratik wurde eingeführt, das Rechnen, in welchem Hauſius ein Meiſter war — und namentlich das Kopfrechnen zu einem Hauptzweige des Unterrichts erhoben und der Deutſchen Sprache und dem Realunterrichte mehrere Lehrſtunden angewieſen. Er ſuchte eine Schulbibliothek zu fundiren, in welche die beſten Lehrbücher aufgenommen wurden. Zugleich bildete er einen Leſezirkel für Schullehrer, um ſie auf eine weniger koſtſpielige Weiſe mit den Fortſchritten im Schul- und Erziehungsſache des In- und Auslandes in Kenntniß zu ſetzen. Er ſchloß ſich auch mit ſeinen Lehrern an die Schulkonferenzen an, deren ſich mehrere in der Werthernſchen Herrſchaft zur Förderung einer Geſammtbildung der Volkslehrer gebildet und begründet hatten. Den nun Verewigten lernte in dieſem Abſchnitte ſeines Erdenlebens der Referent näher kennen und er verdankt ihm von dieſer Zeit an manche belehrende Stunde im freundlichen Umtauſch theologiſcher und pädagogiſcher Anſichten und Ueberzeugungen. Er war und blieb ein fleißiger Forſcher und Denker und hielt mit ſeinen gelehrten Zeitgenoſſen gleichen Schritt; doch hatte er ſein theologiſches Syſtem gewiſſermaßen geſchloſſen und man ſah, wie Erneſtis liberale Denkungsart und Gelehrſamkeit demſelben zur Grundlage gedient hatte, obſchon auch Cruſius in ihm ein gewiſſes Hinneigen zu apokalyptiſchen Meinungen angebildet hatte. Die in neuerer Zeit bekannt gewordenen Abweichungen ſo Mancher von einer ſo langen Zeit bewährten und durch große Schriftforſcher erprobten Orthodoxie im edlen Sinne des Worts, machten ihn oft unruhig. „Wo wird dieſes alles hinführen," ſagte er oft, — „ich erlebe es zwar wahrſcheinlich nicht, aber die Folgen von dem Leichtſinn, mit dem man jetzt hie und da die heiligen Religionsurkunden und Glaubenswahrheiten behandelt, können nicht anders als traurig ſeyn." So ſehr ihn aber die daraus entſpringende Gleichgültigkeit in Anſehung der Religion und des öffentlichen Cultus derſelben ſchmerzte, ſo wenig war er doch intolerant gegen Andersdenkende; entfernt von Verketzerungsſucht ließ er Jeden ſeinen Weg gehen; Verſchiedenheit des Glaubens machte bei ihm keinen Unterſchied in der Freundſchaft. Mit

Digitized by Google

voller Ueberzeugung kann Referent verſichern: Hauſius erhielt in ſich lebhaft den regen Sinn für jede fremde Idee; in ihm vereinigte ſich die reinſte Empfänglichkeit für das Neue mit der gereifteſten Würdigung des Alten; dabei war er ein ſchlichter, guter, edler Mann, ohne Arg und Falſch; ſein Grundſatz war: „thue Recht, ſcheue Niemand." Nur darin fehlte er, daß er ſtreng in ſeinen Forderungen an Andere war und im perſönlichen Umgange mit Amtsbrüdern heftigen Widerſpruch nicht wohl zu ertragen vermochte und daher zuweilen unverſchleiert und derb ſeine Meinung ſagte; weshalb er auch oft verkannt und hart beurtheilt ward. Am beſten lernte man ihn kennen und ſchätzen im traulichen Geſpräch unter vier Augen. Da hat Ref. und andere Amtsbrüder oft mit ergriffen ſeine Erhebung über das Gemeine, über die ganze äußere Welt, aber auch ſein Kummer, nicht tiefer hier ins Heiligthum der Wahrheit, in das Reich des Lichtes, wornach ſein Geiſt dürſtete, eindringen zu können. Seinem äußern Menſchen ſchenkte er freilich oft zu wenig Aufmerkſamkeit und nicht ſelten vernachläßigte er in ſpätern Lebensjahren die Haltung und Bekleidung ſeines Körpers. Indeſſen wer nicht an der Schale, ſondern am ächten Kern hing, wußte ihn dennoch zu ſuchen und zu genießen. Die Familie ſeines Kirchenpatrons ſchätzte ihn jederzeit hoch. Er ward von derſelben mit ausgeſucht und gebeten, den Jugendunterricht der ſich nun in Spanien befindenden k. Sächſiſchen Geſandtin, Freifrau von Könneritz, geb. Freiin und Herrin von Werthern, namentlich in der Geographie, Phyſik und Naturbeſchreibung zu leiten und zu ertheilen. Die Gründlichkeit und Tiefe ſeines Wiſſens zeigte ſich auch hier in den erfreulichſten Fortſchritten ſeiner talentvollen und geiſtreichen Schülerin. Die ſitzende

Lebensweiſe, ſo wie auch die Schrecken des Krieges im Deutſchen Freiheitskampfe, die ſeine Gemeinde und auch ſein Haus ergriffen, ausplünderten und ſogar ihn und die Seinigen in die Flucht trieben, wirkten im Ablauf der Zeit ſchwächend auf ſeine Geſundheit und namentlich auf ſeinen Unterleib. Leberleiden ſtellten ſich ein. Durch ärztliche Hülfe wurden dieſelben eine Zeitlang glücklich gedämpft, doch ſie kehrten wieder in verſtärktem Schmerze. Das Uebel wuchs, und mit demſelben die allmählige Abnahme ſeiner Körperkraft, — bis endlich eine überwiegende Kraftloſigkeit und Schwäche mehrere Monate hindurch ihn ganz unfähig für die Verwaltung ſeines Amtes machte — und zuletzt aufs Siegbette warf. Auf demſelben erduldete er ſeinen zunehmenden Leidenskampf als Weiſer und als gläubiger Chriſt — bis am 7. Juni 1825 derſelbe von ihm im 71. Lebensjahre durchkämpft ward, und ſein Geiſt ſich verklärend loswand von der irdiſchen Hülle und ſich aufſchwang aus dem Lande des Glaubens in das ewige Lichtreich des Schauens. — Der Körper wurde am 10. Nachmittags ohne weitern Prunk — den der Vollendete im Leben nie geliebt hatte, beerdigt, aber ſeine Beerdigung durch das zahlreiche Geleite ſeiner Gemeindeglieder und durch die freiwillige Begleitung vieler benachbarter Amtsglieder in Amtskleidung ſehr feierlich gemacht. Am Grabe ſelbſt ehrte der würdige und geachtete Herr Superintendent Fiſcher von Sangerhauſen, den eine Inſpectionsreiſe in dieſen Theil ſeiner Ephorie zufällig geführt hatte, den Verewigten noch durch eine kurze, ſchöne, ſalbungsvolle Rede. Der geweſene Beichtvater des Vollendeten, Herr P. Bech zu Schloßbeichlingen hielt hierauf in der Kirche vor der verſammelten Gemeinde die gewöhnliche Stand- und Leichenrede mit der ihm eignen redneriſchen Kraft und eindringenden feurigen Beredſamkeit. Die anweſende Menge ſchied mit bewegten Herzen und voll Segens von den irdiſchen Ueberreſten des Verklärten und von der Trauerſtätte.

Multis ille bonis flebilis occidit! — Sit ei terra levis, ossaque molliter cubent! —

Außer den erwähnten gedruckten Schriften hat Hauſius mehrere Recenſionen in gelehrte Zeitungen, theologiſche Abhandlungen in theologiſche Zeitſchriften und pädagogiſche Aufſätze in die Literaturzeitung für Deutſchlands Volkſchullehrer geliefert.

C. M. B.

* XLI. Benedict Chriſtian Vogel,

Doctor und Profeſſor der Arzneikunde zu Nürnberg.

geb. den 24. April 1745.
geſt. den 8. Juni 1825.

Benedict Chriſtian Vogel ward geboren zu Feuchtwang im damaligen Markgrafthum Ansbach, wo ſeine Eltern, Kaplan Georg Ludwig Vogel und Frau Anna Maria Barbara, eine geborne Frieß — in glücklicher Ehe lebten. Noch nicht dem Knabenalter entwachſen, mußte er ſchon den geliebten Vater zu Grabe tragen ſehen, und die Sorge für ſeine fernere Bildung und Erziehung blieb nun der trefflichen Mutter allein überlaſſen. Doch der kindlichſte Gehorſam, zärtliche Liebe und ein kühn emporſtrebender Geiſt, der in dem heranwachſenden Knaben ſich immer mehr und mehr entfaltete, erleichterten die Mühen und Sorgen der Mutter.

Den erſten Unterricht erhielt er in der Feuchtwanger Lateiniſchen Schule und von ſeinem Oheim Frieß, nachmaligem Pfarrer zu Pegnitz. Wohlvorbereitet begab er ſich in einem Alter von 16 Jahren auf das Gymnaſium nach Ansbach, wo er ſogleich in die oberſte Klaſſe verſetzt wurde. — Zwei Jahre widmete er ſich hier der verfeinerten Ausbildung der Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache unter der trefflichen Anleitung des damaligen Rectors Junkheim, dann der Phyſik und Mathematik in den Vorleſungen des Profeſſors Rabe, und ſtattete ſich, raſtlos arbeitend, mit allen den Kenntniſſen aus, die zur Betretung ſeiner akademiſchen Laufbahn erforderlich waren. Dieſe begann er zu Oſtern 1763 auf der Univerſität Helmſtädt, woſelbſt ſchon ſein älterer Bruder, der nachherige Sachſen-Weimariſche Kammerrath und Landſchaftscaſſier, Herr Wilhelm Georg Vogel ſtudirte.

Ein gründliches Studium der innern und äußern Heilkunde, der Naturgeſchichte und Botanik und eine genaue Kenntniß aller für dieſe Wiſſenſchaften erforderlichen Hülfsquellen, war das Ziel, nach dem des Jünglings thätiger Geiſt auf dieſer Bahn raſch vorwärts ſchritt.

Durch ſeinen unermüdeten Fleiß hatte er ſich während 3 Jahren, in denen er die anatomiſchen, phyſiologiſchen und chirurgiſchen Vorleſungen des Doctor Adolph, die phyſiſchen, chemiſchen, pharmazeutiſchen, pathologiſchen ꝛc. des berühmten Hofrath Beireis, dann die botaniſchen u. ſ. w. beſuchte, die volle Zufriedenheit ſeiner Lehrer erworben, unterwarf ſich dann den Prüfungen der mediziniſchen Facultät, vertheidigte am 13. Mai 1766 ſeine Lateiniſche Diſſertation in nämlicher Sprache und verließ, mit der Doctorwürde begleitet, Helmſtädt, um auf ſeiner Rückreiſe auch Göttingen, Halle, Leipzig, Jena und Erlangen zu beſuchen. Mit Sehnſucht erwartete ihn daheim die heftig erkrankte Mutter, die ſchon 14 Jahre lang minder oder mehr — an der Waſſerſucht leiden mußte. — Dem Sohne war es vorbehalten, an ihr die Wohlthätigkeit des erlernten Studiums zu erproben, und die glückliche Erhaltung jenes ihm ſo theuren Lebens, ließ ihn mit verdoppelter Liebe dem Berufe huldigen, den er gewählt hatte. Am 15. November des nämlichen Jahres wurde er zu Ansbach in das mediziniſche Collegium aufgenommen, aber nur kurze Zeit war er deſſen Mitglied, denn ſchon am 5. Mai 1767 erhielt er den Ruf eines außerordentlichen Lehrers der Arzneikunde auf der vormaligen Reichsſtadt-Nürnbergiſchen Univerſität Altdorf, welchem er auch im Monat Auguſt folgte. Schon am 24. April 1768, gerade an ſeinem 24. Geburtstag wurde ihm die Ernennung zum ordentlichen Profeſſor daſelbſt überbracht. — 1771 rückte er in die zweite, 1784 in die erſte Stelle der mediziniſchen Facultät vor, auch war er mehrmal Dekan und Rector der Univerſität.

Er liebte ſeine Verhältniſſe um ihrer ſelbſt willen, weil ſie ſeinem vielfach gebildeten und thätigen Geiſte ein weiteres Feld zur Ausſaat darboten, aber er liebte ſie auch deshalb, weil ihm durch ſie die hohe Freude zu Theil wurde, die geliebte Mutter zu ſich nehmen zu können, um durch die zarteſte Treue jede frühere Sorge und Mühe zu vergelten. Ein ſchmerzliches Gefühl war es für ihn, als ſein älteſter Bruder Georg Johann Ludwig, Profeſſor der Philoſophie zu Halle, zu ihm kam, um bei ihm Hülfe gegen ein langſames Zehrfieber zu finden, welches er aber nur lindern konnte, und es dem Tode überlaſſen mußte, den lieben Kranken von ſeinem unheilbaren Uebel zu befreien. Eben ſo drohte auch ihm in einem Alter von einigen 30

Jahren eine lange dauernde Kränklichkeit mit einem frühzeitigen Ende; doch die genaue Kenntniß des eigenen Körpers und der für denſelben erforderlichen Heilmittel, ſo wie überhaupt das ordentlichſte und pünktlichſte Leben, gaben ihm ſeine Kräfte wieder, die er mit ſeltſamer Treue dem Berufe des Arztes und Lehrers weihte.

Im Jahre 1784, am 22. November, verehelichte er ſich mit Fräulein Chriſtiane Johanne von Königsthal, der Tochter des zu Wetzlar verſtorbenen Herrn Guſtav Georg von Königsthal, verſchiedener Fürſten und Stände des Reichs Geheimenrath und erſten Conſulenten der Reichsſtadt Nürnberg. Ein ſegensreiches häusliches Verhältniß war die glückliche Folge dieſer Verbindung, denn der edle Mann verſtand der Gattin vielfach gebildeten Geiſt, ihr treffliches Herz und ihre kluge Wirthſchaftlichkeit zu würdigen und zu achten. — Dieſes glückliche Verhältniß erhöhte der Beſitz von zwei Töchtern und einem Sohne; doch den letztern, Eberhard Wilhelm Ludwig, einen hoffnungsvollen Knaben, raffte im zweiten Jahre ſeines kurzen Daſeyns der Tod unerwartet in einem Augenblick dahin und verurſachte dadurch in den Herzen der liebenden Eltern eine lange ſchmerzlich blutende Wunde.

Im Jahre 1792 ſtarb fromm und ruhig, wie ſie gelebt hatte, Vogels würdige Mutter in einem Alter von 74 Jahren und hinterließ ihm und den Seinigen ihren mütterlichen Segen. — Die beiden Töchter erhielt ihm die Vorſicht. Eine einfache und ſorgfältige Erziehung bildete bei ihnen Geiſt und Herz und machte ſie fähig das Glück tief zu empfinden, Kinder ſo trefflicher Eltern zu ſeyn.

Die glückliche, freie, ſeinen innern Gefühlen ſo ganz entſprechende Lage, in welcher der Selige in Altdorf lebte, ließ ihn keinen glänzenderen Wirkungskreis ſuchen, noch annehmen, obgleich ſich ihm öfters die Gelegenheit darzu darbot, denn er hatte und übte ſtets den ſchönen Grundſatz:

„daß der Menſch überall, wenn er ernſtlich will, des Guten viel zu ſchaffen vermag."

So war er ein ſorgſamer Lehrer für ſeine Schüler, ein eifriger Prieſter im Tempel der Natur, ein helfender Engel am Lager des Kranken, ein treuer Bürger des Staats, dem er diente, ein hocherfahrner Mann, durch unabläſſiges Denken und Forſchen, und hüllte alles, ſein Thun und Wirken in das zarte Gewand der Beſcheidenheit und chriſtlichen Demuth. Dem wahrhaft Armen und Nothleidenden war er im Stillen ein Freund und Wohlthäter, denn auch hier folgte er den Worten der heiligen Schrift:

„die Rechte ſoll nicht wiſſen, was die Linke „thut" —

und bei ſeinen Krankenbeſuchen zog der Edle nur den Dürftigen vor.

So entſchwanden ihm — bekannt und hochgeachtet in einem weiten Umkreis ſeines Beſtimmungsorts — Tage und Jahre dahin. — 1809 feierte er in Altdorf zugleich mit ſeiner ſilbernen Hochzeit die Verlobung ſeiner älteſten Tochter Maria Eleonora Sophia mit Herrn Wilhelm Georg Eberhard von Königsthal, königl. Rechtsanwalt und Stiftsconſulent daſelbſt. Aber dieſe Feier ſollte ihm nicht ungetrübt beſchieden werden, denn eben um dieſe Zeit wurde die ihm ſo lieb gewordene Lehranſtalt aufgelößt, und er, deren Senior und

Rector er damals war, ſah, innig bewegt, nun ſo manches Gute und Schöne enden. —

Im April 1810 verließ der wackere Mann mit den Seinigen den Ort, wo er 43 Jahre ſegnend gewirkt und zufrieden gelebt hatte. Er wählte Nürnberg zu ſeinem Aufenthalt, wo er von nun an in dem ſchönen Kreiſe liebender und wiedergeliebter Verwandten und Freunde fortwährend thätig, nützend und helfend der Menſchheit — die ihm noch gegönnte Zeit entſchwinden ſah. Die bald darauf an ſeinem Geburtstage vollzogene Trauung der ſchon genannten Tochter mit dem von ihm ſo innig geliebten Schwiegerſohne, — mit deſſen würdigem Vater, dem früher dahier verſtorbenen hochgeachteten Herrn Rathsconſulenten Eberhard Jodocus von Königsthal, der Vollendete ſchon vor langen Jahren durch ein heiliges Band vereint war — milderte das Bittere der vorausgegangenen Trauung und öffnete in dem gefühlvollen Herzen des zärtlichen Vaters eine neue Quelle beglückender Empfindungen. Ein Jahr ſpäter, wieder an ſeinem Geburtstage, wurde ſeine erſte Enkelin getauft und erhielt von ihrer verehrten Großmutter und Pathe die Namen Johanna Chriſtiana Sophia Regina.

Auf dieſe Freude folgte eine bange Sorge, denn eine ſchwere Krankheit drohte dem kleinen Säugling, die Mutter ſchon frühe zu entreißen. Doch dem hocherfahrnen Arzte ließ es die Vorſehung gelingen, nach vielen ſchmerzlich durchkämpften Wochen zum zweitenmal der Tochter das Leben zu geben.

Im Mai 1813 erhielt er eine zweite Enkelin, deren kurzes Daſeyn aber ſchon mit 10 Monaten wieder endete. Im December des nämlichen Jahres verſetzte ihn die Nachricht von dem unerwarteten Tode ſeines geliebten Bruders des Kammerraths Vogel in Jena, in Trauer. Am 13. Mai 1816 begingen die Seinigen das ſchöne Feſt der 50jährigen Feier der erhaltenen Doctorwürde. Im Herbſt des nämlichen Jahres erfolgte die Geburt der 3ten Enkelin, die aber gleich der 2ten frühzeitig zum Engel wurde. Ein ähnliches Feſt beglückender Erinnerung, wie das obgedachte, beging er am 5. Mai 1817, am Tage, wo er 50 Jahre früher zum academiſchen Lehrer berufen wurde.

Der darauf folgende 22. October verurſachte eine große Lücke in dem trauten engen Familienkreiſe, indem er zum Todestag der geliebten Gattin und kindlich verehrten Mutter ward.

So wie in allen Begebenheiten ſeines Lebens, erſchien er auch hier den Seinigen als das wahre Bild eines weiſen, frommen Chriſten. Aber in ſeiner zweiten Tochter, Regine Charlotte Juliane hatte ihm die Vorſicht eine treue Stütze für ſeine einſameren Tage aufbewahrt. Sie war es, die von nun an nur für den theuern Vater lebte, die in ſeinem Geiſte handelte, jeden Wunſch zu erſpähen ſuchte, und in der ſorgſamſten Pflege ihre größte Freude und ihr höchſtes Glück fand.

Im Januar 1818 ward die Geburt ſeines Enkels und Pathens, Chriſtian Wilhelm Guſtav Eberhard, ein ihn ſehr beglückendes Ereigniß, und mit eben der zärtlichſten Liebe, mit der er alles, was ihm theuer war, umfaßte, blickte er auch auf den zweiten Enkel, Philipp Friedrich Wilhelm Eberhard, geboren am 13. Juni 1820.

Schon weit zum ehrwürdigen Greiſenalter vorgerückt, ſchien ſein Geiſt in den Zeiten der früheren Kraft und Stärke zu verweilen, denn noch vor wenig Jahren, bei der Säkularfeier der Begründung der ehemaligen Univerſität Altdorf, ſchrieb er zur dankbaren Erinnerung eine Lateiniſche Rede. Eben ſo zeugen viele Manuſcripte, ſo wie mehrere von ihm erſchienene Druckſchriften, wodurch ſein Name in der gelehrten Welt nicht unbekannt blieb, von ſeinem raſtloſen Fleiß und, obgleich ſelbſt reich an den ſeltenſten Erfahrungen, ging er dennoch, ſtets vorwärts ſchreitend, mit dem Geiſte der Zeit fort, prüfte alle neuen Syſteme und verſchmähte nicht das Gute, wo er es auch fand, mit ſeinen eigenen Beobachtungen zu vereinigen. So tief er über ſeine große Wiſſenſchaft dachte, eben ſo innig beſchäftigte ihn auch die Beſtimmung ſeiner unſterblichen Seele, und die Wahrheiten der heiligen Schrift, ſo wie die erhebenden Stunden der Andacht trugen ſie oft in heiligem Vorgefühl zu jenen Höhen, wo ſie jetzt im Verklärungsglanze ſchwebt. Dieſer fromme Sinn, verbunden mit einem unbegränzten Vertrauen auf Gott, gab ihm aber auch eine Heiterkeit, wodurch er ſich leicht die Herzen gewann, und gern verſammelte ſich der ſchöne Kreis ſeiner Verwandten von Löffelholz, von Praun und der treu bewährte Freund von Fürer und von Holzſchuher um den ehrwürdigen Greis, der ſo viele Freudenblumen gab und dankbar jede ihm dargebotene annahm.

Im Juli des letzten J. (1824) erlebte er noch eine Enkelin, Regine Mariana Sophie, und am 15. Mai deſſelben Jahres die Freude, ſeine älteſte Enkelin Johanna durch ihre Konfirmation in die Gemeinde der erwachſenen Chriſten aufgenommen zu ſehen. Schon damals fühlte er ſich ſehr unwohl, da ein heftiger Katharr, ein Uebel, von welchem er beſtimmt ein paarmal des Jahres geplagt wurde, — ihn wieder befallen hatte. Dieſer artete in ein Schleimfieber aus, dem jedoch der Vollendete — der immer, auch bei noch ſo bedeutenden Krankheiten, ſein eigener Arzt war — durch zweckmäßige Mittel zu entgegnen wußte. Eine bedeutende Schwäche blieb jedoch ſehr bemerkbar und veurſachte den Seinigen manche ſtille Sorge. Noch am 4. Juni 1825 machte er Beſuche in ſeinem Berufe und erfreute ſich des Wiederſehens der ihm ſo lieben Töchter ſeines verſtorbenen Bruders in Jena, aber in der Nacht vom 4. auf den 5ten wiederholte ſich ſein Uebelbefinden. Er klagte über große Mattigkeit und wurde des Nachmittags von einem heftigen Krampfhuſten befallen. Am 6ten befand ſich der theure Kranke erträglicher und war am Nachmittag und Abend ſehr heiter. In der Nacht auf den 7ten verlor ſich der Huſten und eine ſtarke Beengung trat an ſeine Stelle; demungeachtet verordnete er noch einigen Kranken, bis ſeine letzte Kraft erſchöpft war. Die Beengung nahm zu und wurde immer beängſtigender, der Kranke nannte ſelbſt ſeinen Zuſtand eine Lungenlähmung. Er verlangte nach ſeinem würdigen Freund, Herrn Dr. Oſterhauſen, beſprach ſich mit dieſem, nur mit der größten Anſtrengung über ſeinen Zuſtand und verſicherte nachher wiederholt: „er werde dieſen Anfall nicht überſtehen“.

Die gemachten Verordnungen verſchafften ihm einige Erleichterung, aber keine Befreiung von der Beklommenheit. Seine ihn ſo treu pflegende Tochter ſuchte er, als er ihren Schmerz bemerkte, durch die Hinweiſung auf ſein hohes Alter zu beruhigen, indem er ihr zugleich für ihre kindliche Sorge Gottes reichen Segen verhieß. Das angeſtrengte Athemholen dauerte fort, übrigens war er ruhig, nahm pünktlich die Azneien, ſchlummerte zuweilen und blieb bei vollem Bewußtſeyn. So zog mit bleiernen Flügeln auch die Nacht ahnungsſchwer vorüber, der Morgen hatte getagt und es nahte die

5te Stunde: da fühlte der Sterbende nach ſeinem Puls und blieb ruhig wie vorher. — Die Athemzüge wurden leiſer und leiſer; die zärtliche Tochter nahm ſorgſam den Theuern in ihre Arme und ſanft war er aus dem Kreis der ihn umgebenden Seinen geſchieden, nachdem ihn die göttliche Gnade 80 Jahre und 6 Wochen dieſer Erde erhalten und ſeinen heiſen Wunſch erfüllt hatte: „bis an das Ende ſeiner Tage der Menſchheit nützen zu können.“

Der Doctor und Profeſſor Vogel war einer der kenntnißreichſten Aerzte ſeiner Zeit, ſo wie einer der gutmüthigſten und gemüthlichſten Menſchen. Als Arzt hatte er auf keines der neuern Syſteme der Heilkunde geſchworen; er verfolgte ſein Studium unabhängig, und einzig dem Grunde dieſer ſo ſchwierigen und aus ſo vielen parziellen Bruchſtücken zuſammengeſetzten Wiſſenſchaft treubleibend. Sein Lieblingsfach war Botanik, dazu bot ihm ſowohl die Gegend um Altdorf, als der treffliche botaniſche Garten, welcher, ſo wie manches edle, nützliche und zweckmäßige, unter dem Einfluſſe des bekannten Gr. v. M. — ebenfalls der Organiſations- und Reformationswuth unterlag, reichen Stoff. Er laß aus Liebe zu dieſer Wiſſenſchaft die Botanik öffentlich, alſo unentgeldlich, ſelbſt zu einer Zeit, wo ſich ein einziger, noch überdieß ziemlich unfleißiger, der Heilkunde Befliſſener zu Altdorf befand.

Seine dem Anſcheine nach gewagten, aber auf ſeinen gründlichen anatomiſchen, phyſiologiſchen und chirurgiſchen Kenntniſſen ruhenden chirurgiſchen Kuren haben ihm mit Recht einen bedeutenden, ausgebreiteten Ruf erworben.

Dahin gehört vorzüglich die Kur eines damals als Studirenden zu Altdorf ſich aufhaltenden, dermalen als Geiſtlicher in England ſich befindenden Ortſtein aus Roſtock, den er durch den Trepan von einem Bruſtgeſchwüre heilte; ingleichen die Kur des im Jahr 1796 im Franzöſiſchen Kriege bei Bezenſtein ſchwer am Kopfe verwundeten Generals Crawford.

Er war der gemüthlichſte und wohlwollenſte Arzt. Der Arme hatte auf ſeine Hülfe, wo nicht höheren, doch gleichen Anſpruch. Wenn man ihm zum Vorwurf machte, daß er zu viel Arzneien verſchrieb, ſo war dies einzig ein Ausfluß jener unbegrenzten Gemüthlichkeit. Er kannte den Menſchen, er wußte, daß der Kranke ſchon durch die Gegenwart des Arztes ſich beruhigt fühlte, und noch mehr durch deſſen Heilmittel. Er verſchrieb alſo ſelbſt da, wo er von der Unmöglichkeit der augenblicklichen Heilkraft überzeugt war, Arzneien, die zwar unter dieſen Umſtänden nicht heilen, aber doch vielleicht dem Kranken Troſt, Beruhigung oder Linderung verſchaffen konnten.

Obgleich bis in das ſpäteſte Alter ein liebenswürdiger Geſellſchafter, hatte er doch durch ſein fortgeſetztes Studium, durch ſeine im Grund iſolirte Lebensweiſe, durch ſeine Treue, ausſchließende Anhänglichkeit an das Studium, ſich einige allgemeine Redensarten, z. B. das Wort insbeſondere dergeſtalt angewöhnt, daß er es im Geſpräche unzähligemal wiederholte, ohne es zu wiſſen. Wie gerne ſah man dies dem würdigen Greiſe nach!

Uebrigens war Ruhe und Stille der Hauptzug ſeines Charakters. Nur wenn es allzu arg wurde, braußte er auf.

So befand ſich z. B. Verfaſſer dieſes einſt mit ihm an der Tafel eines öffentlichen Gaſthauſes. Ein anweſender junger Mediziner wurde über die neuern Heilmethoden ſehr vorlaut. Lange hörte ihm der gute Vogel gelaſſen zu; aber endlich brach er aus: Das verſtehen Sie nicht! rief er, und zergliederte die Inconſequenz des Geſagten.

Der Mediziner und ſeine Umgebungen hörten ihm erſtaunt zu und da er ihre Betroffenheit bemerkte, ſetzte er am Ende hinzu: „Ich bin der Profeſſor Vogel".

Und die jungen Herren verſtummten und bezeugten ihm ihre Ehrerbietung!

Er führte mit den berühmteſten Aerzten ſeiner Zeit, einem Hufeland, Stark, Schäfer und vielen auswärtigen Gelehrten einen fortdauernden Briefwechſel.

Sein Bildniß ſteht vor der erſten Dekade des Supplementi plantarum selectarum; auch vor Gruners Almanach für Aerzte auf das Jahr 1790 (vergl. Müllers Schattenriſſe der jetzt lebenden Altdorfiſchen Profeſſoren).

Sanft ruhe die Aſche dieſes Edlen, der durch ſeine gründlichen Kenntniſſe, bei einer bis zu ſeinem Ende ſehr ausgebreiteten Praxis, ohne Glanzſucht, aus reinem Streben: nützlich und wohlthätig zu wirken, die Bürgerkrone verdiente und deſſen Andenken allen guten Menſchen und vorzüglich dem heilig ſeyn wird, der dankbar für ſo viele, von ihm erfahrene Beweiſe des Wohlwollens, dies mit naſſen Augen niederſchrieb!

Seine gedruckten literariſchen Arbeiten ſind folgende:

D. de regimine secretionum et excretionum. Helmst. 1766. 4. — Pr. de generatione vegetabilium. Altdorf, 1768. 4. — Plantarum selectarum, quarum imagines pinxit C. D. Ehret, Dec. VIII. X. Aug. Vind. 1772—

1773. fol. maj., (die vorhergehenden Dekaden beſorgte C. F. v. Trew.) — Supplementum plantarum selectarum Ec. ibid. 1790. fol.; Raulins Abhandl. v. d. Lungenſucht, mit vielen Anmerk. u. einer Vorrede von D. Ben. Chr. Vogel; aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Joh. Gottlieb Grundmann, 1. Theil. Jena, 1784. 2. Thl., ebd. 1787. gr. 8. — Index plantarum horti medici Altdorfini, 1790. 4. — Sichere u. leichte Methode d. Illus v. eingeklemmten Darmbrüchen zu heilen, ſammt 3 merkwürdigen Fällen, die ſelbige beſtätigen. Nürnberg, 1797. gr. 8. — Ueber die Amerikaniſche Agave und beſonders diejenige, welche im Sommer 1798 im botaniſchen Garten zu Altdorf geblühet und auch Früchte angeſetzt hat. Mit einer colorirten Abbildung in Regalfolio, ebd. 1800. 8. Er lieferte auch die 2. u. 3te Dekade der plantarum rariorum, wovon Trew die 1ſte Dekade geliefert hatte. Nürnb. 1779—1784. Fol. — Verfertigte den Text zu den Dietzſchiſchen Vögeln, 2 Hefte, Nürnb. 1772—1777. Fol. — Geſchichte eines glücklich ausgerotteten Rachen- und Naſenpolypen bei einer und derſelben Perſon; in Loders Journal für die Chirurgie u. ſ. w. Bd. 2 St. 3. Nr. 2. 1799. — Der praktiſchen Geſchichte Europäiſcher Naturprodukte, I—VII. Heft. Nürnberg, auf Koſten der Stiebneriſchen Druckerei, 1779—82. gr. 4. (D. Vogel hat den meiſten Antheil daran.) — Sammlung ſchwieriger mediciniſch-chirurgiſcher Fälle für die praktiſche Heilkunde, nach eigener Erfahrung, 1. Lieferung, Nürnb. 1805. 2te Lieferung, 1807. gr. 8.

Julius Graf von Soden.

* XLII. Bernhard Klefeker,

Doctor der Theologie, Hauptpaſtor an der St. Jacobi-Kirche und Scholarch zu Hamburg,

geb. zu Hamburg am 12. Januar 1760,
geſt. zu Leipzig am 10. Junius 1825.

Es iſt zwar nicht zu befürchten, daß bei dem Manne, deſſen Leben die folgenden Blätter darſtellen ſollen, der Ausſpruch des Cicero: Nihil citius evanescit, quam hominum memoria ſo bald in Erfüllung gehen werde. Denn wer mit vorzüglichen Talenten des Geiſtes ſchätzbare Eigenſchaften des Herzens verbindet, wer, durch eine gütige Vorſehung auf einen bedeutenden Wirkungskreis angewieſen, den Pflichten deſſelben mit glühendem Eifer für das Wahre und Rechte in jeder Hinſicht genügt, der lebt gewiß in dem Andenken der Guten fort, auch ohne daß ein Anderer für die Erhaltung ſeines Andenkens ſorgt. Aber je größer unſere Freude iſt, wenn wir auf unſerem Lebenspfade einem ſo ſeltenen Manne begegnen, deſto heiliger ſcheint die Pflicht, das Andenken eines ſolchen Edlen, wenn derſelbe von dem Schauplatze des irdiſchen Wirkens abgerufen iſt, dankbar zu ehren, deſto lebhafter fühlen wir das Bedürfniß, uns das Bild des theuern Vollendeten noch einmal nach allen ſeinen Zügen zu vergegenwärtigen, um durch dieſe Beſchäftigung den Schmerz der Trennung auf einige Zeit wo nicht zu vergeſſen, doch zu lindern. Aus dieſem Geſichtspunkte mögen die folgenden, kurzen und ſchmuckloſen, aber wahrhaften und unpartheiiſchen Lebensnachrichten über den verſtorbenen Dr. Klefeker betrachtet werden.

Bernhard Klefeker ſtammt aus einer angeſehenen Familie Hamburgs. Schon in früheren

Zeiten verwalteten Glieder derſelben bedeutende Aemter in dieſem Freiſtaate. Auch ſein Vater, ebenfalls Bernhard Klefeker genannt, bekleidete die bedeutende Stelle eines Secretärs der Kammer (Kämmereiſchreibers) daſelbſt, in welcher er ſeinen ältern Sohn, Hieron. Heinrich, zum Nachfolger hatte.

Der jüngere Sohn, unſer Bernhard Klefeker, wurde am 12. Januar 1760 zu Hamburg geboren. Auf ſeine Bildung konnte, bei der glücklichen äußern Lage, in der ſich die Familie befand, große Sorgfalt gewendet werden, und dies geſchah um ſo mehr, da ſich bei dem Knaben ſchon ein hervorſtechendes Talent zeigte, welches den Vater nicht lange anſtehen ließ, die Neigung deſſelben zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und den ſchon früh geäuſſerten Wunſch, ſich dem Studium der Theologie zu widmen, zu begünſtigen. Er entzog ihn daher, von richtigen Grundſätzen geleitet, bald dem häuslichen Unterricht und übergab ihn der öffentlichen Gelehrtenſchule zu Hamburg, dem Johanneum, deſſen Rectorat um dieſe Zeit Joh. Mart. **Müller** *) verwaltete. Klefeker wurde, da er nicht unvorbereitet erſchien, ſogleich in die höheren Klaſſen ge-

---

*) Zwei Männer deſſelben Namens, aber nicht mit einander verwandt, haben nach einander das Rectoramt des Johanneums bekleidet: 1) Joh. Sam. **Müller** (geboren zu Braunſchweig 1701, geſt. zu Hamburg 1773), ein für ſeine Zeit ausgezeichneter Gelehrter und Schulmann, Verf. der früher ſehr geſchätzten Ueberſetzung des Tacitus und anderer Schriften. 2) Auf ihn folgte im J. 1773 Joh. Martin **Müller** (geb. zu Wernigerode 1722, geſt. zu Hamburg 1781), dem man außer andern Schriften auch zwei wichtige Beiträge zur Geſchichte des Johanneums, Hamburg 1779 und 1781 verdankt. Er war der Vater des, zur großen Betrübniß ſeiner zahlreichen Verehrer im J. 1826 verſtorbenen Predigers an der Petrikirche, Chriſtian Heinrich Ernſt **Müller**.

ſetzt, aus denen er bald nach Prima aufrückte. Hier, wo, der damaligen Einrichtung gemäß, nur der Rector und Conrector lehrten, genoß er nun den Unterricht Müller's und noch kurze Zeit den des Conrectors J. A. G. Schetelig, der um dieſe Zeit ſein Schulamt mit einem Paſtorat in Celle, zu dem er berufen war, vertauſchte. Seine Stelle wurde im J. 1777 durch Anton Auguſt Lichtenſtein *) erſetzt, einen noch jungen, aber durch gründliche philoſophiſche und theologiſche Gelehrſamkeit ausgezeichneten Mann. Dieſer neue Lehrer war es, an den ſich Kl. vorzugsweiſe anſchloß, da ihn ſowohl die Lehrmethode deſſelben, als auch die freundliche und milde Behandlung, welche die Jugend von ihm erfuhr, anſprach. Das Johanneum vermochte zwar ſchon damals, ſeine Schüler bis zur Reife für die Univerſität vorzubereiten; doch beſuchten die meiſten Studirenden vor ihrem Abgange zu derſelben noch das akademiſche Gymnaſium, eine Anſtalt, die dazu beſtimmt iſt, den Uebergang von den Schulſtudien zu denen der Univerſität zu vermitteln. Auch Kleſeker ging zu demſelben um Oſtern des J. 1778 über und benutzte die dort gewöhnlichen Vorleſungen mit der ihm ſchon damals eigenen Ordnung und mit ausharrendem Fleiße. Als Beweis dafür mag unter an-

---

*) Ant. Aug. Heinr. Lichtenſtein, (geb. zu Helmſtädt 1753, geſt. daſ. 1816) ward erſt Rector in ſeiner Vaterſtadt Helmſtädt, dann 1777 Conrector und 1782 Rector des Johanneums zu Hamburg, 1795 auch Prof. der Oriental. Sprachen am akadem. Gymnaſium u. Bibliothekar daſelbſt. Im J. 1799 verließ er Hamburg und kehrte als Superintendent und Abt nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Er war der letzte Rector des Johanneums. Denn nach ſeinem Abgange erfuhr die Schule eine höchſt nöthige heilſame Reform unter dem zum Director erwählten Dr. Joh. Gurlitt.

dern der Umſtand dienen, daß unter den damaligen Zuhörern des Prof. der Beredſamkeit, Joh. Heinr. Nölting *), er vielleicht der einzige war, der alle die zahlreichen Arbeiten, die derſelbe in ſeinen rhetoriſchen Vorleſungen zu verlangen pflegte, mit großer Genauigkeit ausarbeitete. Doch ließ er es bei dem, was die Vorleſungen ihm auferlegten, nicht bewenden, ſondern widmete ſich mit gleichem Eifer den Privatſtudien, theils in eingezogener Ruhe, theils mit gleichaltrigen, einen, dem ſeinigen ähnlichen Zweck verfolgenden Jünglingen. Es ward ihm das Glück zu Theil, ſogleich bei ſeinem Eintritt in das Gymnaſium an Lorenz Cropp **), einen mit ihm gleichgeſinnten und wie er nach Ausbildung des Geiſtes und des Herzens ſtrebenden jungen Mann zu finden; die Herzen Beider ſchloſſen ſich bald enger an einander und es wurde ein Freundſchaftsbund geſtiftet, der das Leben Beider hoch beglückt hat und den nur der Tod des Einen von ihnen für dieſe Erde trennen konnte. Bald wurden gemeinſchaftliche Arbeiten verabredet und mit noch einigen andern, durch wiſſenſchaftlichen Sinn und gute Sitten ſich empfehlenden Studirenden eine literariſche Verbindung geſchloſſen. Man kam nach beſtimmten Intervallen zuſammen, theilte ſich Arbeiten über ſelbſtgewählte, oder gegenſeitig aufgegebene Themata philologiſchen, hiſtoriſchen oder belletriſtiſchen Inhalts mit und beurtheilte dieſelben in der nächſten Zuſammenkunft. Wer ſelbſt, als Lehrer oder in andern Verhältniſſen, Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, welchen ſegensreichen Einfluß dergleichen gemeinſame Studien auf den Geiſt guter Jünglinge äußern, wie in ſolchen Vereinen oft ſchlummernde Talente geweckt werden, wie die wahre und edle wiſſenſchaftliche Begeiſterung durch ſie entflammt wird, der wird nicht zweifeln, daß auch Kl. dieſen jugendlichen Beſtrebungen, deren er noch im ſpäteren Alter oft mit inniger Rührung gedachte, viel verdankt habe. — Doch entzogen ihn dieſe anhaltenden geiſtigen Beſchäftigungen nicht dem Umgange mit ſeiner eigenen und mit andern gebildeten Familien der Stadt. Schon jetzt ſuchte er ſich auch in äußerer Hinſicht zum Redner vorzubereiten und den Mangel an Declamations-Uebungen, der damals noch in den öffentlichen Unterrichts-Anſtalten ſehr fühlbar war, durch eignen Fleiß zu erſetzen. Sein edler körperlicher Anſtand, ſeine volltönende Stimme kamen ihm bei dieſen Verſuchen ſehr zu ſtatten und es war nicht zu verwundern, daß man den liebenswürdigen Jüngling gern hörte, wenn er im Verein von Freunden des väterlichen Hauſes Beweiſe ſeines Talents ablegte, und daß ihn der erlangte Beifall zu immer größerer Ausbildung deſſelben anſpornte. Auch betrat er ſchon jetzt einmal die Kanzel einer benachbarten Dorfkirche, was, nach den Geſetzen des Hamburgiſchen Gymnaſiums, den auf demſelben ſtudirenden Theologen erlaubt iſt, und erfreute ſich auch hiebei eines glücklichen Erfolgs. Sogar ſeinen erſten Verſuch als Schriftſteller zu machen, ſollte Kl. noch als Gymnaſiaſt Gelegenheit finden, und zwar auf eine Veranlaſſung, die zugleich einen Beweis ſeines edlen und dankbaren Herzens gibt. Die genaue Verbindung mit dem Conr. Lichtenſtein war nicht unterbrochen, ſondern die philologiſchen Uebungen, für welche das Gymnaſium weniger leiſten konnte, unter deſſen Leitung, namentlich die Leſung des Homer, eifrig fortgeſetzt. Jetzt vernahm Kl. von mehreren Seiten, daß es dem Manne, den er ſo ſehr achtete, nicht gelingen wolle, ſich bei ſeinen Schülern, unter denen, bei der laxen Diſciplin des Vorgängers, ein Ton der Geringſchätzung gegen den zweiten Lehrer eingeriſſen ſeyn mochte, in der nöthigen Autorität zu erhalten. Tief ergriffen von dem Unrechte, das dem Manne widerfuhr, und von Dankbarkeit gegen denſelben durchdrungen, ließ er einen Aufruf *) an ſeine ehemaligen Mitſchüler im Druck erſcheinen, worin er ſie von ihrem pflichtwidrigen Betragen mit jugendlich-feuriger Beredtſamkeit abmahnte. Zwar fand die Schrift mehrere Gegner **), und ihre Abfaſſung wurde dem jungen Manne als Eitelkeit und Sucht nach frühem Autorruhme ausgelegt. Aber ſie wirkte, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar, indem die Sache nunmehr allgemeiner bekannt und öffentlicher beſprochen wurde, mit zur Abſtellung des Unfugs. — Früher, als es ſonſt, namentlich bei Hamburgern, gewöhnlich iſt, im neunzehnten Jahre ſeines Alters, aber darum nicht minder vorbereitet, bezog Klefeker um Oſtern 1779 mit ſeinem geliebten Cropp, deſſen Begleitung ihm den Abſchied von den Seinigen erleichterte, die Univerſität zu Leipzig, die damals von Hamburgſchen Jünglingen ſtark beſucht wurde; er betrat dieſen ehrwürdigen Muſenſitz mit der reinſten und innigſten Begeiſterung für den erwählten heiligen Beruf. Die dortige theologiſche Fakultät konnte in ihrem damaligen Zuſtande nicht zu den ſehr reich ausgeſtatteten gerechnet werden, und der prüſende Jüngling, der als Ausländer keine äußern Rückſichten bei der Wahl ſeiner Collegien zu nehmen hatte, konnte nicht lange in der Wahl ſeiner Lehrer unſchlüſſig bleiben. Der gefeierte Joh. Aug. Erneſti lebte zwar noch, konnte aber in ſeinem hohen Alter wenig mehr auf die Zuhörer, die ſich freilich noch immer in großer Anzahl um ſeinen Lehrſtuhl verſammelten, wirken.*) Burſcher mit ſeiner geſchwätzigen Breite und ſeinem pedantiſchen Gelehrtthun, das dennoch mit Ungründlichkeit verbunden war, konnte den geiſtreichen jungen Mann eben ſo wenig anziehen. Dafür aber ſand er hier einen Lehrer, der ihm viele erſetzte, wir meinen den edlen, gründlich und umfaſſend gelehrten, bei wahrer Aufklärung kindlich frommen, ächt humanen Morus. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieſes Mannes Wirkſamkeit eine reich geſegnete nennen; vielleicht hat ſich ſelten oder nie ein akademiſcher Lehrer einer glücklicheren erfreuet, noch wenigſtens hörten wir keinen ſeiner Schüler anders, als mit Begeiſterung von ihm reden. An ihn ſchloß ſich auch Kl. mit inniger Liebe an, hörte nicht nur alle ſeine exegetiſchen, dogmatiſchen und philologiſchen Vorleſungen, ſondern ſuchte ſeinen nähern Umgang und hatte die Freude, deſſelben würdig geachtet zu werden. Hat aber Morus je einen dankbaren Schüler gehabt, ſo war es Kleſeker; er ehrte ihn noch, als er lange ſchon Thränen der Wehmuth über den Tod *) des geliebten Lehrers vergoſſen hatte, als den Mann, dem er nicht nur gelehrtes Wiſſen verdanke, ſondern der ihm — was höher ſteht — ein Vorbild für ſein ganzes Leben, Wirken und Handeln geworden ſey. Doch vernachläßigte Kleſeker keinesweges die andern Vorleſungen. So ſuchte er unter Anleitung des gründlichen Dathe die Lücken ſeiner hebräiſchen Sprachkenntniß, die der mangelhafte Schulunterricht darin gelaſſen haben mochte, auszufüllen, hörte die Kirchengeſchichte bei dem M. Hilſcher, ſo wie die praktiſchen Vorleſungen bei dem Superintend. Körner. Auch war er ein eifriger Schüler Böhmer's in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften und des damals mit jugendlich-rüſtiger Kraft lehrenden Plattner in der Philoſophie, mit welchem letztern er zugleich durch näheren Umgang in Verbindung ſtand. Wenn aber von den Männern die Rede iſt, die auf die Bildung unſers jungen Theologen Einfluß hatten, ſo verdient vorzüglich noch Erwähnung der treffliche Zollikofer, deſſen in der reformirten Kirche gehaltene Vorträge Kl. nie, oder doch höchſt ſelten, verſäumte. Hier fand ſein reines, für wahre Tugend früh erwärmtes Herz die ſchönſte Nahrung. So — das ward ihm bei jedem neuen Vortrage, den er aus dem Munde dieſes Redners vernahm, klarer — müſſe man, was tiefes philoſophiſches Nachdenken erzeugt habe, von der Kanzel in einer faßlichen, aber edlen und reinen Sprache lehren, ſo die Gemüther für wahre Religioſität und Tugend entflammen, aber auch zugleich ſo als Vorbild reiner Frömmigkeit und Moralität ſeiner Gemeinde vorleuchten, wie

---

*) Geb. im Lauenburg. 1736, geſt. zu Hamb. 1806.

**) Seit dem Jahre 1786 hat die Gemeinde zu Moorburg, im Hamburger Gebiet, das Glück, dieſen wahrhaft würdigen Mann als ihren Prediger zu beſitzen. Möge er derſelben noch lange als Muſter jeder Tugend vorleuchten! — Ihm, dem Jugendfreunde Klefeker's, verdankt der Verf. dieſer Biographie manche ſchätzbare Notiz.

---

*) Der Titel iſt: Etwas an die Primaner des Hamburger Johanneums. Hamb. 1779. 20 S. 8.

**) Es erſchienen zwei heftige Gegenſchriften: 1) Beurtheilung des Etwas an die Primaner. Hamburg 1779. 14 S. 8. 2) Q. an Z. und Z. an Q. über das Etwas an die Primaner. Hamburg 1779. 16 S. 8. — Alle drei Schriften gehören zu den ſeltenen Hamburgenſien.

---

*) J. A. Erneſti ſtarb bekanntlich den 11. Sept. 1781.

---

*) Morus ſtarb im J. 1792 den 11. November.

Digitized by Google

Zollikofer *) es that. — Die gemeinſame literariſche Thätigkeit auf dem Gymnaſium zu Hamburg hatte einen zu günſtigen Einfluß geäußert, als daß die beiden Freunde, Cropp und Klefeker, nicht auch in Leipzig auf die Errichtung eines ähnlichen Vereins hätten denken ſollen. Ein ſolcher kam auch wirklich zu Stande, und bezweckte jetzt vorzüglich Ausarbeitungen über philoſophiſche, gelehrt-theologiſche und religiös-praktiſche Gegenſtände; ja Kl. empfahl ſogar ſolche gemeinſchaftliche Beſchäftigungen in einer kleinen, auf dieſe Veranlaſſung ausgearbeiteten und dann in Druck gegebenen Schrift: „Ueber den Werth einer gemeinſchaftlichen Thätigkeit." (Leipzig 1781.) — Dabei verſäumte er es nicht, von Zeit zu Zeit die Verſuche im Predigen zu wiederholen. Mehreremale betrat er die Kanzel in der Thomas-, ſo wie in der Nikolaikirche und erhielt den Beifall kundiger Richter.

So floſſen ihm unter ſteter angeſtrengter Thätigkeit die Univerſitätsjahre raſch dahin und es kam die Zeit, wo er in das praktiſche Leben treten und mit dem erworbenen Schatze gelehrter Bildung nützen ſollte. Mit dem beruhigenden Gefühl, jene Jahre wohl angewendet zu haben, verließ er im Frühling des J. 1782, obwohl unter ſchmerzlichen Gefühlen der Trennung von theuern Lehrern und Freunden, das ihm ſo werth gewordene Leipzig und kehrte in ſeine geliebte Vaterſtadt zurück, wo er bald darauf, nach wohlüberſtandener Prüfung,

---

*) G. A. **Zollikofer**, geb. zu St. Gallen 1730, ſtarb 1788 zu Leipzig. Es ſcheint an der Zeit, an ihn, den über dem Schwarm der modernen Myſtiker faſt Vergeſſenen, einmal wieder zu erinnern und auf **Garve's** ausgezeichnete Schrift über Zollikofer's Charakter (1788) aufmerkſam zu machen.

unter die Zahl der Candidaten des Miniſteriums aufgenommen wurde. Es konnte nicht fehlen, daß dem jungen Manne, der mit trefflichen Kenntniſſen eine feine Bildung und gefällige Sitten verband, bald der Unterricht männlicher und weiblicher Jugend in angeſehenen Familien übertragen wurde. Die gewiſſenhafte Treue und der Erfolg, mit dem er ſich dieſem Geſchäft widmete, noch mehr die von ihm in den Hamburgſchen Kirchen gehaltenen Vorträge, lenkten die Aufmerkſamkeit auf ihn und erwarben ihm wohlwollende Gönner und Freunde. Daher war es eben ſo natürlich als gerecht, daß, als im J. 1785 die Stelle eines Katecheten am Spinnhauſe erledigt wurde, man noch in demſelben Jahre, am 4. Junius, dieſe ihm übertrug. In derſelben war er theils zu den mit den Sträflingen an beſtimmten Tagen anzuſtellenden Katechiſationen, theils zu einer an jedem Sonn- und Feſttage zu haltenden Predigt verpflichtet. Er hatte an dem zum Diaconus an der St. Nikolaikirche erwählten Joh. Jac. Schäffer*) einen ausgezeichneten Vorgänger gehabt, deſſen Predigten man gern hörte; aber es gelang ihm, ein würdiger Nachfolger zu werden. Mit Freuden ſah er, wie der Kreis ſeiner Zuhörer ſich immer erweiterte und ließ ſich durch den ihm gewordenen Beifall nur zu noch größerer Anſtrengung ermuntern, um der ſchwierigen Anforderung zu genügen, Vorträge zu halten, die den gebildeten Zuhörer erbauen konnten und doch zugleich die Sträflinge nicht ganz unberückſichtigt ließen. Aber ſo lohnend ihm auch der Beifall war, den er erndtete und der ihn veranlaßte, ſchon damals einige Predigten dem Druck zu übergeben, ſo beſeelte ihn doch, nachdem er dieſe Stelle mehrere Jahre verwaltet hatte, der innige Wunſch, dieſelbe mit einem ordentlichen Predigtamte und einem feſten Berufskreis zu vertauſchen, um ſo mehr, da er erſt dann auf die Begründung eines häuslichen Glücks hoffen konnte. Jedoch ſchienen Anfangs alle Verſuche zur Erreichung jenes Ziels fehlzuſchlagen. Von dreizehn Wahlpredigten, die er zur Erlangung eines Amtes entweder in der Stadt oder auf dem Lande hielt, hatte nicht eine den gewünſchten Erfolg. Nur in weiter Ferne, in Archangel, wurde ihm eine Beförderung angetragen, die er aber, aus Liebe zum Vaterlande, unbedenklich ablehnte. Schon faſt entmuthigt durch das Mißlingen aller ſeiner Verſuche, wurde er durch die ihm von einem Freunde in Osnabrück mitgetheilte Nachricht von einer an der dortigen Katharinenkirche erledigten Predigerſtelle angenehm überraſcht; dieſer Nachricht war der Wunſch beigefügt, er möge zur Abhaltung der Probepredigt dahin reiſen. Klefeker zögerte nicht, dieſem Wunſche Genüge zu leiſten; aber auch dieſes Unternehmen drohte anfangs zu mißlingen; denn die gehaltene Predigt hatte nicht gefallen, und die Gemeinde, der allein das Wahlrecht zuſtand, ſchien nicht gewilligt, ihm das Amt zu übertragen. Schon ſchickte er ſich zur Abreiſe an, als derſelbe Freund ihm die Bitte vortrug, er möge vorher noch einmal vor derſelben Gemeinde auftreten. Auch dazu ließ ſich Kl. bewegen. Nun bot er die ganze Kraft ſeiner Beredtſamkeit auf; alle Befangenheit, die bei dem erſten Erſcheinen vor einer ihm völlig fremden Verſammlung vielleicht ſichtbar geweſen ſeyn mochte, war verſchwunden. So ergriff er aller Herzen, und — nach dieſer zweiten Predigt war dieſelbe Gemeinde einmüthig überzeugt, in ihm den Mann, den ſie ſuche,

---

*) Geb. zu Hamburg 1751, ſtarb als Hauptpaſtor der Nikolaikirche 1819.

Digitized by Google

gefunden zu haben. Er ſelbſt jedoch wartete den Erfolg nicht ab, ſondern verließ Osnabrück, das Weitere der Fügung Gottes überlaſſend. Kaum war er indeß in Hamburg wieder angelangt, als auch ſchon die Nachricht von ſeiner Erwählung eintraf.

Am Neujahrstage 1791 hielt er in der Spinnhauskirche ſeine Abſchiedspredigt, verließ dann ſeine Vaterſtadt und eilte dem neuen Wirkungskreiſe entgegen. Bald nach dem Eintritt in denſelben, im Mai 1791, ſchloß er den ehelichen Bund mit Katharine Marie Süberkrub aus Hamburg, deren Hand ihm ſchon ſeit mehreren Jahren zugeſagt war und wurde durch dieſe Wahl ein höchſt beglückter Gatte. Zwar wurden ihm in ſeiner Ehe die Vaterfreuden nicht zu Theil; aber er fand den Erſatz dafür in der treuen Liebe und zarten Sorgfalt, durch welche die Gattin ſeinen Lebenspfad verſchönerte, ſeine Leiden ihm tragen half, ſeine Freuden erhöhete und in der ſie bis zu ſeiner Todesſtunde ausharrte.

Klefeker's Wirkſamkeit im Amte zu Osnabrück war eben ſo beglückend für ſeine Gemeinde, als reich an Freuden für ihn ſelbſt. Sah er doch die Hauptbedingungen einer ſegensreichen und frohen Amtsführung, Vertrauen und Liebe der ihm Anvertrauten und Eintracht mit den Collegen, erfüllt. Gern verſammelte man ſich zu ſeinen Vorträgen, obgleich er, als jüngſter Prediger, dieſelben in den Frühſtunden zu halten hatte; ſelbſt bei des Winters Kälte fand er das Gotteshaus gefüllt. Durch dieſe Liebe, die er erfuhr, geſtärkt und gehoben, ertrug er mit Leichtigkeit manche Entbehrungen, die ihm das geringe Einkommen ſeines Amtes auflegte. Mit Wenigem zufrieden, fand er ſelbſt im Entbehren einen Genuß, der noch erhöht wurde, wenn er mit eigner Aufopferung, ſeinem Hange zum Wohlthun folgend, den Dürftigen nicht ohne Hülfe entließ. Mit wahrem Enthuſiasmus widmete er ſich der Seelſorge für ſeine Pfarrkinder. Sie fanden bei ihm eine liebevolle Theilnahme an ihren Leiden und Freuden, in ihm einen Verſöhner und Friedensſtifter. Die Kranken beſuchte er emſig und ſprach ihnen Troſt zu, und dies vorzüglich in der traurigen Zeit, als, bei den damaligen Kriegsunruhen, auch Osnabrück durch beſtändige Truppen-Durchzüge beunruhigt und endlich ſogar von einer gefährlichen Lazareth-Krankheit heimgeſucht wurde, als deren Opfer eine nicht geringe Anzahl von Einwohnern dahin ſtarb. Wer hält nicht jeden Geiſtlichen hoch, der, nicht das Bett eines ekelhaften Kranken, nicht die dumpfe Luft des Krankenzimmers ſcheuend, ſeinem Berufe folgt und Pflichten ausübt, welche die Welt nicht lohnt, ſondern nur der Richter in eigner Bruſt! Wie achtungswerth muß uns aber dann erſt Kl. erſcheinen, der, dem Schutze des Höchſten vertrauend, ſelbſt durch die augenſcheinlichſte Lebensgefahr ſich nicht abhalten ließ, den letzten Troſt dem Sterbenden zu gewähren, zu dem er oft, nur über Leichen hinſchreitend, gelangen konnte! — Auch den Unterricht der Katechumenen betrieb er mit Eifer und liebevoller Geduld. Zur Erleichterung deſſelben ſchrieb er einen wohlgerathenen Abriß der bibliſchen und Religions-Geſchichte (1791), ſo wie auch die Schrift: Für Confirmanden (1794), die ihren Zweck, heilſame Entſchließungen ſeiner Schüler bei Ablegung ihres Glaubens-Bekenntniſſes zu bewirken, gewiß erreicht hat. In demſelben Jahre erſchien ein Band: Religions-Vorträge über wichtige Lehren und Grundſätze des Chriſtenthums zur Aufklärung und Beruhi-

Digitized by Google

gung vernünftiger Gottesverehrer, Reden, welche die Vergleichung mit ſeinen ſpätern Arbeiten nicht ſcheuen dürfen.

Zwar fühlte er ſich in dieſer Wirkſamkeit ſehr glücklich; aber die Liebe für die Vaterſtadt erkaltete darum bei ihm nicht, und ſehnſüchtig dachte er oft an dieſelbe, ſo wie an die innigen und zarten Verhältniſſe, die ihn an ſie ketteten, zurück. Faſt fünf Jahre hatte er in Osnabrück verlebt, als dieſe Sehnſucht, ihm ſelbſt damals ganz unerwartet, befriedigt werden ſollte. Im J. 1795 trat an der St. Jacobi Hauptkirche zu Hamburg durch den Tod des Archidiaconus Haſſe und des Diaconus Encke eine doppelte Vacanz ein und Klefeker war bei der Wiederbeſetzung in Vorſchlag gebracht; ihn kannte und ſchätzte der damalige Senior und Paſtor an derſelben Kirche, Dr. Gerling, und ſeine Empfehlung bewirkte es, daß Kl. am Sonntage Exaudi deſſelben Jahres mit einer großen Ueberzahl von Stimmen zum zweiten Diaconus an dieſer Kirche erwählt wurde. Gern und mit innigem Dank gegen die Vorſehung folgte er dieſem Rufe; aber ſchwer, ſehr ſchwer wurde ihm dennoch der Abſchied von Osnabrück, wo er Jahre verlebt hatte, die er ſtets zu den glücklichſten ſeines ganzen Lebens zählte. Wie er dort geliebt war, das zeigte ſich beim Scheiden von der Gemeinde; wie man ſein treues Wirken im Andenken behalten, das bewies die Freude und Achtung, mit der man ihm entgegen kam, als er, nach Verlauf einiger Jahre, eine Reiſe dahin machte.

Doch er fand in Hamburg wieder, was er dort verlaſſen hatte, und dies in dem umfaſſenderen Wirkungskreiſe bei einer der zahlreichſten Gemeinden der Stadt in noch größerem Maße. Mit frommen Eifer und mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit würde er auch, wenn es ihm gelungen wäre, ſogleich aus dem Candidatenſtande in dieſes Amt zu treten, daſſelbe geführt haben. Jetzt kam zu dieſem gewiſſenhaften Eifer noch die im Auslande erworbene Erfahrung, die ihm bei ſo manchem ſchwierigen Verhältniſſe, in ſo manchem Falle, wo es auf ſchnelles Ergreifen des zweckdienlichſten Mittels ankam, den richtigen Weg zeigte. Oft hat er nachher ſein Schickſal, das ihm damals, als es ihm die ſchnellere Beförderung in ſeiner Vaterſtadt verſagte, minder glücklich ſchien, gerade in dieſer Beziehung gelobt; oft, wenn er von ſeinem früheren Leben erzählte, die Vorſehung, daß ſie ihn dieſe Wege gehen hieß, geprieſen und mit einem tiefgefühlten: Gott hat Alles wohl gemacht! geſchloſſen.

Daß ihm in Hamburg der frühere Beifall wieder zu Theil ward, bedarf kaum einer Erwähnung. War er, der ſtets an ſeiner Vervollkommnung arbeitende, ja doch fortgeſchritten in ſeiner Ausbildung! Hob ihn doch das Vertrauen, das angeſehene Familien ihm bewieſen, indem ſie ihn zu ihrem Beichtvater wählten. Aber auch in äußerer Hinſicht hatte er ſich in ſeinem Amte glücklich zu preiſen, da es ihm ein Einkommen gewährte, das, wenn nicht glänzend, doch ſehr beträchtlich zu nennen war. Nur Eins war ihm ein drückendes Gefühl, daß er, bei dem vorzüglich durch die Seelſorge faſt ſeine ganze Zeit in Anſpruch nehmenden Amte, der Wiſſenſchaft nicht ſo, wie er wünſchte, angehören und der bei ihm immer mehr zunehmenden Neigung, als Schriftſteller zu wirken, zu wenig huldigen konnte. Zwar ließ er auch jetzt einige achtungswerthe Schriften erſcheinen: zuerſt das ſehr geſchätzte Erbauungsbuch Gethſemane (1797); dann machte er im J. 1800 einen Verſuch, die **Entwürfe ſeiner Mittagspredig-**

ten, ſo wie auch Entwürfe zu praktiſchen Betrachtungen über die Leidensgeſchichte, Auszüge aus ſeinen in der St. Gerdrutskapelle, einem Filial der Jacobikirche, gehaltenen Faſtenpredigten, auf den Wunſch vieler ſeiner Zuhörer, in Druck zu geben, da dieſe Sitte ſonſt nur bei den an den Vormittagen gehaltenen Hauptpredigten üblich iſt. Aber die Stunden einer freien Muße waren ihm zu ſpärlich zugemeſſen, als daß er in ihnen die literariſchen Plane, die ihm vorſchwebten, hätte ausführen können.

Auch dazu ſollte ihm durch eine abermalige Amtsveränderung Gelegenheit werden. Im J. 1801, am 13. Januar, ſtarb, Allen unerwartet, zum höchſten Bedauern des Hamburgſchen Publikums, der Hauptpaſtor an der Jacobikirche, Dr. Gerling, der zugleich das Seniorat eine Reihe von Jahren mit Ruhm bekleidet hatte. Klefeker, der in dieſem Manne einen väterlichen Freund verehrt hatte — wovon die zu deſſen Andenken herausgegebene Schrift (1801) deutliche Beweiſe enthält — hatte ſich die Achtung des Publikums und das Vertrauen der Kirchenvorſteher in ſo hohem Grade erworben, daß die Letzteren ihn für würdig hielten, der Nachfolger Gerlings *) zu werden, und er am 3. Januar 1802, abermals mit einer großen Mehrzahl der Stimmen, als ſolcher erwählt und bald darauf, am 19. Februar, in ſein neues Amt feierlich eingeführt wurde.

---

*) Im Seniorat, das gewöhnlich von den Hauptpredigern der älteſte der Wahl nach bekleidet, folgte auf Gerling der unvergeßliche Joh. Jakob **Rambach**, Paſtor zu St. Miaelis. Vergl. die Lebensbeſchreibung dieſes wahrhaft ehrwürdigen Geiſtlichen, verfaßt von deſſen Sohne und nunmehrigem hochverdienten Nachfolger Aug. Jakob **Rambach**. Sie erſchien zu Hamburg 1818. 8.

Digitized by Google

So hatte denn nun Kl. die höchſte Stufe erſtiegen, die er, mit Ausnahme des Seniorats, in Hamburg erreichen konnte, und eins der ehrenvollſten Aemter erhalten, zu welchem man früher vorzugsweiſe auswärtige Gelehrte berufen hatte. Er hatte gerade dieſes Amt zwar nicht geſucht, aber doch gewünſcht, und dies wahrlich nicht aus Rückſicht auf irdiſche Vortheile, deren Erhöhung er theils nicht ängſtlich zu ſuchen brauchte, theils nicht erwarten durfte, da das Diaconat leicht reicheren Ertrag gewährt haben konnte, als das Hauptpaſtorat verſprach; er hatte es nur gewünſcht, weil er glaubte, lange genug für die Seelſorge gewirkt zu haben, um ſeine übrige Lebenszeit in einem Amte, das ihn derſelben überhob und ihn hauptſächlich nur als Kanzelredner in Anſpruch nahm, theils dieſem Beruf, den er ſo ſehr liebte, theils der Wiſſenſchaft und der Förderung derſelben durch eigene Schriften ungeſtörter widmen zu dürfen. Dieſen Vorſatz führte er denn nunmehr auch eifrig aus. Davon zeugen die zahlreichen und zum Theil ſehr geſchätzten Schriften, die er von dem Jahre ſeiner Erwählung an bis zu ſeinem Tode herausgab. Regelmäßig lieferte er von nun an die Entwürfe ſeiner Predigten, Anfangs unter dem Titel: Auszüge aus den in der St. Jak. Kirche gehaltenen Vormittagspredigten, bis zum Jahre 1813; nur in dem für Hamburg ſo leidensvollen Jahre 1814 litt die Herausgabe derſelben eine Unterbrechung, begann aber wieder mit dem J. 1815, wo ſie den paſſenderen Titel: Ausführliche Predigtentwürfe erhielten, unter welchem ſie bis zu ſeinem Tode in ununterbrochener Folge fortgeſetzt wurden. Man bewundert, wenn man dieſe anſehnliche Reihe von Bänden überſieht und durchmuſtert, mit Recht den in denſelben enthaltenen

Ideen-Reichthum, die immer neue und immer anziehende Behandlung derſelben Perikopen, und ſtimmt gern in den Beifall ein, der dieſen fleißigen Arbeiten in den angeſehenſten kritiſchen Blättern gegeben wurde, wodurch ſogar — ein bei Predigt-Entwürfen gewiß nur ſelten vorkommender Fall — eine neue Auflage in abgekürzter Form von den erſten fünf Jahrgängen der neuen Folge (1815—19) veranlaßt wurde. Dabei gab er von Zeit zu Zeit noch andere Sammlungen von Kanzelreden heraus. Hieher gehören, um einzeln erſchienene Predigten nicht zu nennen*), die *Predigten zur Beförderung der Werthſchätzung des Chriſtenthums* (1806); *Predigten mit Rückſicht auf Zeit und Ort* (1809).) Aber auch damit begnügte ſich der thätige Mann noch nicht, ſondern begann mit dem Jahre 1809 ein Werk, durch das er ſich gewiß den innigen Dank recht vieler ſeiner Amtsbrüder verdient hat, wir meinen ſein *Homiletiſches Ideenmagazin*, dieſe reiche Vorrathskammer von zum Theil ſehr ſchätzbaren Materialien für Kanzelvorträge. Er ſah ſich bei dieſem Unternehmen von mehreren würdigen Männern durch Beiträge unterſtützt; doch blieb er auch ſelbſt immer einer der thätigſten Mitarbeiter und betrieb die Redaction des Ganzen mit großer Sorgfalt. Ein gleichfalls ſehr verdienſtliches Unternehmen war die Herausgabe der *Prakt. Vorleſungen über das N. T. für nichtgelehrte, aber nachdenkende Chriſten*, die er im J. 1811 begann. Er beſtimmte dieſelben für Leſer, die, ohne im Beſitz der nöthigen Vorkenntniſſe und ausreichenden Hülfsmittel zu ſeyn, ihre Bibel mit richtiger Erfaſſung ihres Sinnes und mit beſtändiger Anwendung auf die Lagen und die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens zu leſen wünſchen, und traf dabei den Ton ſo richtig, hielt ſo glücklich zwiſchen zu großer Ausführlichkeit und trockner Kürze die Mitte, miſchte die zur Erklärung nöthigen Kenntniſſe, die Reſultate mancher gründlichen gelehrten Forſchung, in ſo faßlicher Sprache ein, daß wir unbedenklich dieſes Werk zu den nützlichſten rechnen können, die ſeiner Feder entfloſſen ſind. Leider iſt es in den drei vorhandenen, nur über die Evangelien ſich erſtreckenden Bänden unvollendet geblieben und die Hoffnung, in Klefeker's Nachlaſſe ein, die Fortſetzung enthaltendes Manuſcript vorzufinden, nicht erfüllt worden.

---

*) Der Leſer findet auch dieſe im vollſtänd. Schriftenverzeichniß am Schluſſe dieſer Biographie aufgeführt.

Bei ſo zahlreichen literariſchen Arbeiten, denen er ſich, ohne der Pflicht des Amtes den geringſten Abbruch zu thun, unterzog, war freilich auch neben dem unermüdlichen Fleiße, den er beſaß, die durch kein bedeutendes unglückliches Ereigniß geſtörte äußere und innere Ruhe, die er eine Reihe von Jahren genoß, kein geringes Förderungsmittel. Doch nur zu bald wurde dieſelbe unterbrochen. Am Schluſſe des Jahres 1810 erfolgte nämlich die langgefürchtete, und nur durch die weiſen Maßregeln der Väter der Stadt noch bis dahin abgewendete Beſitznahme Hamburgs, ſo wie der übrigen Hanſeſtädte, welche zuſammen dem Franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt wurden. Tief trauerte damals Klefeker, wie jeder redliche Hamburger, über die zu Grabe getragene Freiheit ſeiner Vaterſtadt; mit innigem Schmerzgefühl ſah er den ſonſt ſo blühenden Wohlſtand ſeiner Mitbürger unter dem ſchwerlaſtenden und hemmenden Joche immer mehr zuſammen ſinken. Aber mit dieſen patriotiſchen Geſinnungen die Klugheit eines erfahrnen Weltmannes verbindend, unternahm er weder im ſchriftlichen noch im mündlichen Vortrage irgend etwas, wodurch er ſeiner Gemeinde oder ſeiner Vaterſtadt hätte Nachtheil bringen können, ſondern fügte ſich dem, was die unabänderliche Nothwendigkeit erheiſchte, war ſogar nachgiebig gegen die Diener des Uſurpators, um vielleicht auf dieſe Weiſe ein Scherflein zur Milderung der allgemeinen Noth beizutragen. Dabei gab er aber nie die Hoffnung auf eine mögliche Befreiung, ſo unwahrſcheinlich ſie auch damals ſeyn mochte, ganz auf, und blieb im Herzen der guten deutſchen Sache getreu. Daher begeiſterte ihn auch ein Hochgefühl der Freude, als ſich der Freiheitsſinn in Deutſchland zu regen begann; und als im Anfange des Jahres 1813 von der kühn vordringenden Schaar der nordiſchen Befreier die bei weitem zahlreicheren Tyrannen-Söldlinge aus Hamburg hinweggeſcheucht und der muthige Tettenborn unter dem Jubel der Männer und Frauen, der Greiſe und Kinder in Hamburg eingerückt war und Hamburgs Söhne zur Theilnahme am Freiheitskampfe ermuntert hatte, da gab ſich Kl. ganz der Freude über die wieder erſtandene Freiheit hin, begrüßte mit inniger Rührung am Sonntage Oculi 1813 zum erſtenmal wieder die in ihre Aemter von Neuem eingeſetzten Obern der Stadt, ergriff Aller Herzen durch ſeinen trefflichen Vortrag: Wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit, und bewog durch denſelben wohl manchen Jüngling, ſich den Reihen der Vaterlandsvertheidiger anzuſchließen. Aber ſeine damals ausgeſprochene Bitte: „Schütze uns gnädig, o Gott, vor Unterbrechung unſerer Freiheit und unſeres Friedens" ſollte noch nicht erfüllt werden. Nach wenigen Monaten der Freiheit wurde der guten Stadt das Joch härterer Knechtſchaft aufgelegt und die zurückgekehrten Diener des

Kaiſers übten der Kränkungen genug auch gegen **ihn**, deſſen Geſinnung ihnen als nur zu verdächtig geſchildert ſeyn mochte. Mit frommer Ergebung trug er, was nicht zu ändern war. Mußte er es doch ſelbſt mit anſehen, daß in dem traurigen Winter von 1813 — 14, wo Hamburg ſich im Belagerungszuſtande befand, ſeine ihm ſo theure Kirche ſammt den meiſten übrigen Gotteshäuſern den Franzöſiſchen Kriegern eingeräumt und durch ſie entweihet wurde. Aber als ein wahrer Vater ſeiner Gemeinde ſorgte er dafür, daß unter dieſen Stürmen das religiöſe und ſittliche Leben bei dem in der Stadt zurückgebliebenen Theile derſelben nicht ganz unterginge. Zu dieſem Zweck ließ er, Aufopferungen, die damit verbunden waren, nicht ſcheuend, ſeine zum Glück ſehr geräumige Amtswohnung zur Kirche einrichten, ſo daß gegen 900 Menſchen Platz darin fanden und der Gottesdienſt alſo ohne Unterbrechung gehalten werden konnte. Bald wurde ihm dieſer uneigennützige Eifer durch die wieder erlangte Freiheit gelohnt. Was er empfand, als er im Frühling 1814 die vormalige Verfaſſung der ehrwürdigen Hanſeſtadt nun mit größerer Sicherheit wieder hergeſtellt ſah, das ſprach er aus, als er am Sonntage Exaudi die Kanzel betrat und mit dem warnenden Worte: Daß ihr daran gedenket! die Lehren, welche die vielbewegte merkwürdige Zeit gegeben hatte, ſeinen Zuhörern an's Herz legte.

Von nun an lebte er wieder in ungeſtörter äußerer Ruhe der treuen Erfüllung ſeiner Amtspflichten und ſeiner wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen. Außer der Fortſetzung des ſchon oben erwähnten homiletiſchen Ideenmagazins, das er erſt im J. 1819 mit dem achten Bande beſchloß, obgleich es auch da, ſeinem früheren weiter angelegten Plane nach, noch nicht ganz vollendet war, beſchäftigte ihn jetzt die Herausgabe einer Sammlung von Predigten, die er im Jahre 1814, wo, wie ſchon erwähnt iſt, die Herausgabe der Entwürfe unterbrochen war, bei beſonderen Veranlaſſungen und mit Berückſichtigung merkwürdiger Zeitverhältniſſe gehalten hatte (1816) und die, nach dem einſtimmigen Urtheile kundiger Richter, zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten gehören. In dieſer Zeit begann auch ſeine Theilnahme an der Halliſchen allgem. Literaturzeitung, ſo wie an Seebode's kritiſcher Bibliothek. Für beide Inſtitute lieferte er jährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Beurtheilungen exegetiſcher, homiletiſcher und pädagogiſcher Werke. — Längſt ſchon war auch das Ausland auf den Werth und die Verdienſte des Mannes aufmerkſam geworden; einen ehrenvollen Beweis der Anerkennung gab ihm die theologiſche Fakultät der Univerſität Jena, indem ſie ihn im J. 1817, bei Gelegenheit des Reformations-Jubiläums, aus freiem Antriebe die Würde eines Doctors der Theologie ertheilte. Um der Fakultät ſeinen Dank zu beweiſen, gab er im J. 1818 die kleine, aber wohlgerathene Schrift: Des chriſtlichen Predigers, als Auslegers der heiligen Schrift Beruf und Befugniß heraus. Es war anfänglich ſeine Abſicht geweſen, dieſes Thema weitläuftiger in lateiniſcher Sprache zu behandeln; aber manche vorher nie geahnte Bewegung in der theologiſchen Welt, manche Umſtände, auf welche wir bei Darlegung ſeiner theologiſchen Ueberzeugung zurückkommen werden, riethen, ſo ſchnell als möglich „an ſehr bekannte, aber zu unſerer Zeit leider oft vergeſſene Wahrheiten" — wie es auf dem Titel heißt — zu erinnern.

Im J. 1820 waren ſeit ſeiner Anſtellung als

Diaconus und als Hauptprediger bei der Jacobi-Gemeinde zu Hamburg volle 25 Jahre, ſeit er überhaupt ein öffentliches Lehramt geführt hatte, 35 Jahre verfloſſen. Der Sonntag Exaudi, wo er dieſe Feier beging, war für ihn ein Tag der reinſten Freude. Mit jugendlicher Kraft hielt er zur gewöhnlichen Stunde einen trefflichen Vortrag, in welchem er „den Hinblick des chriſtlichen Religionslehrers auf das Reich Gottes am Gedächtnißtage ſeiner fünf und zwanzigjährigen Amtsführung" darſtellte und mit einer tiefen, ungeheuchelten Demuth auf ſeine von Gott ſo augenſcheinlich geſegnete Laufbahn zurückſah, mit einer Fülle von Liebe neue Vorſätze und Gelübde „für den Abend ſeines Lebens" ausſprach. Möge aus dieſer Predigt eine Stelle, in der er ſelbſt kurz ſeine Laufbahn ſchildert und ſo Manches von dem, was wir früher anführten, beſtätigt, hier ihren Platz finden:

„Und wenn ich denn ſo zurückblicke" heißt es daſelbſt *) „auf meines Lebens Gang, wie könnte „ich mich der Freude und des Dankes erwehren vor „Gott! Laſſet mich ſchweigen von der Vorliebe, die „ſchon früh im Knabenalter für dieſe Berufsart bei „mir ſich entwickelte und auf jeder Stufe nachfolgender Lebensalter ſich erhielt; laſſet mich nichts „erwähnen von dem, was ohne all' mein Verdienſt, „an brauchbaren Kräften, wie beſchränkten Maßes „denn auch, von Natur in mich gelegt ſeyn mag; „aber daß ich Aeltern hatte, die ſorgfältig mich erzogen, Lehrer, die weiſe und treu an meiner Bildung arbeiteten; daß ich Freunde fand, die mich „leiteten und ermunterten; daß mir früh in dieſer „meiner Vaterſtadt eine Anſtellung ward, die mir

---

*) S. 14 f.

„zur Vorbereitung auf das eigentliche Predigtamt
„ſo ungemein nützlich war; daß ich dann ſehr oft
„und ſehr verſchiedenen Gemeinden in eben dieſer
„meiner Vaterſtadt meine Dienſte, und immer vergeblich,
„anbot; daß, als meine Hoffnung ſchon
„zu ſinken anfing, ob ich überall von Gott berufen
„ſeyn möchte, in einem erweiterten Wirkungskreiſe
„von ſeinem Sohne zu zeugen und ſein Reich
„zu verkündigen, die Stimme Gottes an mich erſcholl:
„Gehe aus deinem Vaterlande in ein Land,
„das ich dir zeigen will; daß ich im Auslande eine
„Gemeinde fand, die freundlich mich aufnahm und
„von welcher ich nur unter heißen Thränen mich
„trennen konnte; daß ich, nach dort eingeſammelten
„Erfahrungen, und wahrlich ganz gegen mein
„Erwarten, zu Dir, geliebte Gemeinde, berufen
„wurde, die, wenn ich noch jetzt eine Wahl hätte,
„ich von allen übrigen wählen würde; daß ich,
„hochgeſegnet im Häuslichen, in dir der guten
„Menſchen ſo viele fand, ſo daß es mir nur um
„ſo eher gelang, mit Freudigkeit mein Amt zu
„führen und zu meinem Theil Gottes Reich zu
„fördern, das iſt heute vor Gott, der mich berief
„und ſegnete und ſtärkte, meine Freude und mein
„Dank."

Alles beeiferte ſich, an jenem Tage, deſſen Feier auch durch ein vom Hrn. Paſtor **Freudentheil** verfaßtes treffliches Gedicht verſchönert wurde, ihm Beweiſe der Liebe und Verehrung zu geben, und oft noch dachte er in den folgenden Jahren mit dankbarer Rührung daran zurück.

Ein ähnliches und noch ſelteneres Feſt, ſeine funfzigjährige Amtsjubelfeier, beging im J. 1822 der für das Wohl Hamburgs noch jetzt rüſtig und kräftig wirkende Senior des Miniſteriums, D. H. J. **Willerding**, Paſtor an der St. Petrikirche.

Wie hätte Klefeker es unterlaſſen können, bei dieſer Gelegenheit jenem hochachtbaren Haupte der Hamburgſchen Geiſtlichkeit, mit dem er durch die Bande inniger Freundſchaft vereinigt war, auch öffentlich einen Beweis ſeiner Theilnahme zu geben? Er that es durch die Zueignung einer wohlgerathenen Abhandlung: „Ueber die lichtvolle Behandlung der Religionswahrheiten im Kanzelvortrage,“ welche dem, dem ſie gewidmet war, wahre Freude machte und ſich überhaupt den Beifall aller Beförderer der Aufklärung in dem Grade erwarb, daß ſchon im folgenden Jahre eine neue Auflage derſelben veranſtaltet werden mußte.

Wie herzlich wünſchten damals alle Verehrer Klefeker's, auch ihn noch dereinſt als Jubelgreis, nach funfzigjähriger Amtsführung, zu begrüßen! — Aber es war im Rathe der Vorſehung anders beſchloſſen. Schon ſeit mehreren Jahren hatte ſeine Geſundheit zu wanken angefangen, längſt ſchon hatten ſich die Folgen einer zu großen und zu anhaltenden geiſtigen Anſtrengung gezeigt. Wohl fühlte er ſelbſt die Abnahme ſeiner Körperkräfte; ſelbſt in der oben erwähnten Predigt findet der ihn genau kennende Freund Hinblicke darauf. Gleichwol ſchien ſein Durſt nach Wiſſenſchaft, ſeine Begierde zur Arbeit ſich dadurch nur zu vergrößern. „So lange ich kann, will ich wirken durch Rede und Schrift; ſchnell genug wird für mich die Nacht hereinbrechen“ — das waren die Antworten, die er auf Ermahnungen zur Muße gab. Selten nur genoß er die freie Luft; ſchwer entſchloß er ſich zu einem Spaziergange; im Winter blieb er nicht nur ganze Tage, ſondern oft ganze Wochen, mit Ausnahme der Stunden, wo ſein Amt ihn beſchäftigte, auf dem Studirzimmer. Im Sommer ſorgte freilich die vorſichtige Gattin für einige Wiederherſtellung der Kräfte durch einen ländlichen Aufenthalt, der in den letzten Jahren in dem dichteriſch beſungenen Wandsbeck gewählt wurde. Aber auch hier wurden die heiteren Frühlings- und Sommermorgen nicht in dem erfriſchenden Park, ſondern höchſtens bei geöffnetem Fenſter am Studirtiſche genoſſen und die Lectüre und Arbeit, mit Ausnahme der Stunden, die den zahlreichen Beſuchen fremder und einheimiſcher Gelehrten gewidmet waren, bis zum ſpäten Abend fortgeſetzt. Das Hauptleiden, von dem er ſeit mehreren Jahren bald anhaltender, bald weniger anhaltend gequält wurde, waren Unterleibs-Beſchwerden, die den gewöhnlichen Mitteln hartnäckigen Widerſtand leiſteten. Mit ihnen war an manchen Tagen ein völliger Mangel an Eßluſt verbunden, der zuletzt eine auffallende Magerkeit des Körpers nach ſich zog. Oft war ihm gerathen worden, eine Reiſe in ein ſtärkendes Bad zu unternehmen; aber theils die mit der Reiſe verbundenen Beſchwerden, theils die zu lange Unterbrechung ſeiner Amtsverrichtungen ſcheuend, hatte er ſich immer deſſen geweigert. Im Frühjahre 1825 entſchloß er ſich — freilich, wie der Erfolg zeigte, zu ſpät — Befreiung von ſeinen Leiden in den Heilquellen des Karlsbades zu ſuchen, aus dem er ſchon manchen Freund hatte geſtärkt zurückkommen ſehen. War es die frohe Hoffnung auf die Reiſe oder eine zufällig eingetretene Beſſerung, in der letzten Woche vor ſeiner Abreiſe ſchien er etwas geſtärkt. Herzlichen, aber dabei ernſten Abſchied nahm er von ſeinen Freunden. Der Herzenskündiger weiß es, wie ſehnlich dieſe Beſſerung und Stärkung für ihn vom Himmel erfleheten. Noch am letzten Sonntage — es war das Trinitatisfeſt, der 28. Mai — beſtieg er die Kanzel und hielt mit voller Kraft ſeinen Vortrag über das Thema: **Wie kommt es,**

Digitized by Google

daß die einleuchtendſten und wichtigſten Wahrheiten nicht immer die Aufnahme finden, welche ſie verdienen? Dieſen beſchloß er mit den Worten: „Deinen Herrn alſo nimm „dir zum Muſter. Lebt in dir ſein Sinn der uneigennützigen Liebe, des ächten Eifers für Gottes „Ehre, die reinſte und ungetheilteſte Achtung für „die Wahrheit ſelbſt: wahrlich auch dein Wirken „wird nicht fruchtlos; auch du wirſt ein würdiger „Prieſter in dem Heiligthume der Wahrheit ſeyn.“ Daran knüpfte er dann folgende Worte *), mit denen er von ſeiner Gemeinde Abſchied nahm: „Ein „Prieſter in dem Heiligthume der Wahrheit — wie „gern hätte ich Euch das ſeyn mögen, Geliebte, in „den vielen Jahren meiner Amtsführung in Eurer „Mitte! Und welche Beruhigung würde es für „mich ſeyn, wenn ich jetzt, da ich wegen meiner „ſehr wankenden Geſundheit auf einige Wochen „eine entfernte Heilquelle aufſuchen muß, es mit „Ueberzeugung denken dürfte, daß es Eure Wünſche „ſind, die mich dorthin begleiten und denen meine „Rückkehr zu Euch nicht gleichgültig iſt. Doch „warum ſollte ich zweifeln an einer Sache, für „welche ich ſo viele Beweiſe habe! Nichts bleibt „mir alſo übrig, als meinen Dank vor Gott für „Eure Liebe und Zuneigung auszudrücken; nichts, „als der Wunſch, daß Gottes Schutz Euch und die „Eurigen überall umſchweben und daß wir, iſt es „ſein Wille, uns freudig wiederſehen. Amen.“

Am 30. Mai beſtieg er, begleitet von ſeiner Gattin, den Wagen. Die Reiſe ging über Lüne-

---

*) Man fand ſie ſeinem Handexemplare des gedruckten Predigt-Entwurfes beigeſchrieben. Daraus hat ſie ſein College, Hr. P. **Kunhardt**, in dem Vorworte zu dem letzten unvollendeten Jahrg. der ausführl. Predigt-Entwürfe mitgetheilt.

burg, wo er bei ſeinen geliebten Freunden, dem Superint. **Chriſtiani** und dem Director **Wagner**, einige frohe Stunden verlebte; von da über Braunſchweig und Wolfenbüttel, wo er aber nicht verweilte, da er ſich die Freude, den ehrwürdigen Abt **Bartels** zu ſehen, für die Rückreiſe aufgeſpart hatte, nach Halberſtadt und Halle. Hier eilte er in die Arme des gleichgeſinnten Herzensfreundes **Wegſcheider**, dann zu dem von ihm ſo hochverehrten Kanzler **Niemeyer**, der ihn mit einem Exemplar ſeines damals eben erſchienenen Antiwilibald *) beſchenkte. Die dort ſtudirenden jungen Hamburger verſammelten ſich nm ihn und wurden auf's Liebreichſte empfangen. Ein froher Abend in Wegſcheider's Hauſe beſchloß den zweitägigen Aufenthalt in Halle, deſſen Verlängerung die ſich heftiger wieder einſtellenden Leiden verhinderten. Von dort begab er ſich zu einem ſeiner vertrauteſten und liebſten Univerſitätsfreunde, dem Superint. **Starke** in Delitzſch, (zwiſchen Halle und Leipzig), den er ſeit 43 Jahren nicht geſehen hatte. Mit ſtummen Entzücken ſchloſſen ſich die beiden Freunde in die Arme. Wie lange ſchon hatten ſich Beide auf dieſen Augenblick gefreuet! Wie oft war Hoffnung dazu geweſen, die dann wieder vereitelt war! Endlich war ſie erfüllt. Aber ein Blick auf den Leidenden mußte dem Freunde ſagen, daß es der Eile bedürfe, jenen dem Ziele ſeiner Reiſe näher zu bringen. Daher trennten ſie ſich bald, um — ſo hofften ſie — ſich froher wieder zu ſehen. Am 7. Juni

---

*) Antiwilibald, Vertheidigung der wiſſenſchaftlichen Lehrmethode der Theologie auf deutſchen Univerſitäten gegen harte Anklagen und ſcheinbare Einwürfe. — Eine Denkſchrift zur Jubelfeier eines ehrwürdigen theol. Veteranen (des D. **Knapp**) von A. H. **Niemeyer**. Halle 1825. 8. — Eine goldene Frucht in ſilberner Schale!

Digitized by Google

Mittags traf Kl. in Leipzig *) ein; zum erſten Mal, ſeitdem er die Akademie verlaſſen hatte, ſah er es wieder. Kaum angelangt, eilte er zu dem Archidiaconus D. Goldhorn, der ihn im J. 1816 in Hamburg beſucht und bei ihm eine liebevolle Aufnahme gefunden hatte. Das innigere, damals geknüpfte Verhältniß war ſeitdem durch beſtändigen Briefwechſel unterhalten. Nach der erſten Begrüßung klagte er dieſem ſeine überhandnehmende Ermattung und ſeine heftigen Schmerzen, äußerte ihm auch den Wunſch, deſſen Arzt über ſeinen Zuſtand zu Rathe zu ziehen, um zu erfahren, ob er, ſeinem Plane gemäß, die Reiſe am andern Tage fortſetzen dürfe. Mit Lebhaftigkeit äußerte er dann den Wunſch, Morus und Zollikofers Grab zu beſuchen; alles Uebrige wolle er ſpäter auf der Rückreiſe ſehen und dann manchen ihm von der frohen Jugendzeit her theuern Platz aufſuchen, jetzt nur dieſe ihm ehrwürdige Stelle ſchauen; denn das Bild jener Männer habe, beſonders in den letzten Jahren, faſt täglich vor ſeiner Seele geſtanden und ſey bei dem Anblick der Thürme Leipzigs zu voller Lebendigkeit erwacht. Doch mußte für dieſen Tag der Gang dahin ausgeſetzt und bis auf den folgenden Morgen verſchoben werden. Dr. Goldhorn theilte ihm noch ein ſo eben angelangtes Blatt der Halliſchen Lit. Zeitung **) mit, das eine Beurtheilung der meiſten, auf Veranlaſſung der verheerenden Sturmfluthen in der Gegend von Hamburg im

---

*) Bei der Erzählung von dem Aufenthalte und Tode Klefeker's in Leipzig folgen wir in den Hauptſachen dem genauen Berichte darüber, den die Leipziger Lit. Zeit. v. J. 1825. Nr. 165. enthält.

**) Das 55ſte Stück der Ergänzungsblätter zur Hall. Lit. Zeit. v. J. 1825.

Februar 1825 gehaltenen und zum Beſten der durch jene Fluthen unglücklich gewordenen Familien in Druck erſchienenen Predigten enthielt, unter welchen ſich auch eine von Klefeker ſelbſt herausgegebene *) befand. Dieſe Beurtheilung war vielleicht das Letzte, was er mit Aufmerkſamkeit las. Dann unterhielt er ſich noch mit ſeinem Freunde über Hamburg und den dortigen kirchlichen und religiöſen Zuſtand, ſprach auch Einiges über ſeine amtlichen Verhältniſſe und klagte über die Nothwendigkeit, in die ihn die einmal hergebrachte Sitte verſetze, die Entwürfe ſeiner Predigten in Druck zu geben und ſchrieb der damit verbundenen Anſtrengung einen Theil ſeiner körperlichen Leiden in den letzten Jahren zu. Nach dieſer Unterredung eilte er in das Gaſthaus, wo er abgetreten war, zurück. Kaum hatte er ſein Zimmer erreicht, als er ſich genöthigt ſah, das Lager zu ſuchen, weil ihn ein ungewöhnlich heftiges Erbrechen befiel. Dieſer Anfall verſetzte indeß anfänglich weder ihn ſelbſt, noch ſeine Gattin in große Sorge, da etwas Aehnliches ihn ſchon mehrmals in Hamburg betroffen hatte; beide hofften, es werde dies Uebel vorübergehend ſeyn, wie ſonſt, wo es dem Kranken, wenn er auch in der Sonnabendsnacht daran gelitten, doch noch möglich geweſen, am Sonntage die Kanzel zu beſteigen. Aber diesmal täuſchte leider jene Hoffnung. Der geſchwächte Körper war durch die ungewohnte heftige Bewegung auf der Reiſe ſo zerrüttet worden, daß alle angewandten Mittel, von zwei erfahrnen Aerzten verordnet, ohne Wirkung blieben. Der Magen verweigerte alles; ſelbſt nicht

---

*) Dieſe Predigt wurde dreimal aufgelegt. Die Unterſtützung, die dadurch den Unglücklichen ward, betrug 1500 Hamb. Mark.

einen Tropfen Waſſer konnte der von brennendem Durſt Gequälte zu ſich nehmen, ohne ihn bald unter den heftigſten Anſtrengungen wieder von ſich geben zu müſſen. Am 9. Juni trat eine Erleichterung ein; die liebende Gattin ſchöpfte Hoffnung, aber die Aerzte ahneten freilich nicht viel Gutes. In dieſem etwas freieren Zuſtande ſchrieb Klefeker einige Worte an ſeinen Starke nach Delitzſch, der ihn ſchon Tags vorher hier beſucht hatte und von bangen Ahnungen erfüllt geſchieden war, verſuchte auch, in Niemeyer's Antiwilibald einige Seiten zu leſen, mußte aber das Buch bald bei Seite legen, da er die Anſtrengung nicht ertragen konnte. Dann beſchäftigte er ſich damit, einige Anordnungen für die nächſten Tage zu treffen. Die Reiſe ins Karlsbad war aufgegeben; in einer freundlichen Gartenwohnung vor den Thoren Leipzigs ſollte, auf Anrathen der Aerzte, mit den in der Struve'ſchen Anſtalt bereiteten künſtlichen Mineralwaſſern ein Verſuch gemacht werden. Aber jene ſchlimme Ahnung der Aerzte ging nur zu bald in Erfüllung. Gegen Mittag kehrten die Anfälle des Erbrechens noch heftiger, als vorher, zurück und rieben ſichtlich die geringen noch übrigen Kräfte des Kranken auf. Doch behielt dieſer ſein volles Bewußtſeyn. Am Abend erhielt er noch einen Beſuch vom Dr. Goldhorn. Kl. unterredete ſich mit ihm über die auf den folgenden Tag angeſetzte Feyer des Sächſ. Bußtages; er ſprach geordnet und zuſammenhängend, nur die lauten Klagen über die unerträglichſten Schmerzen in der Gegend des Magens unterbrachen ſeine Worte. Der jüngere von den Aerzten entſchloß ſich, die Nacht bei dem Leidenden zuzubringen; in derſelben nahmen aber die Schmerzen mit ſolcher Heftigkeit zu, daß ſie ihn nach Mitternacht in eine Art von Betäubung ſenkten, in welcher er gegen 2 Uhr des

Morgens zu den Wohnungen des Friedens hinüber ſchlummerte, ohne, ſo viel man vermuthen konnte, eine klare Vorſtellung von der Nähe ſeines Todes gehabt zu haben.

Gern wären die Aerzte zu einer genauen Kenntniß des eigentlichen Uebels gelangt; aber dies war nicht möglich, da ein von dem Verſtorbenen früher auf den Fall ſeines Todes mit Beſtimmtheit ausgeſprochenes Verbot eine Leichenöffnung nicht geſtattete. Indeß ſchloſſen ſie mit der größten Wahrſcheinlichkeit aus allen Symptomen auf große Unordnung der Leber und auf eine durch gänzliche Verengung herbeigeführte Darm-Entzündung und Zerrüttung des Unterleibes.

Allgemeine Theilnahme erregte in Leipzig der unerwartete Tod des auch dort geſchätzten Mannes. Aber wer ſchildert den Schmerz der Gattin, als ihr nun die ſchreckliche Gewißheit geworden war, ihr Gatte ſey nicht mehr unter den Lebenden! Wer fühlt nicht Mitleid, wenn er ſich die tief Gebeugte denkt, wie ſie daſtand, allein in der fremden Stadt, bei der Leiche deſſen, der ihr im Leben Alles geweſen war! Aber daß ſie nicht hilflos, nicht troſtlos blieb, das war das Werk edler Menſchenfreunde, die ſich der Verlaſſenen annahmen, das war vorzüglich das edle Werk des Dr. Goldhorn, dem ſie ſelbſt, dem es Hamburg nie vergeſſen wird, was er für ſie und zu Klefekers Ehre that. Er war es, der zuerſt der trauernden Witwe mit den Troſtgründen der Religion nahete und ihr die Kraft einflößte, ihr herbes Geſchick mit Faſſung zu erdulden, der mit der zarteſten Sorgfalt ihre Wünſche für die Beſtattung des geliebten Todten zu erfüllen ſtrebte, der es bewirkte, daß der ſehnlichſte aller ihrer Wünſche befriedigt ward, man möge dem Dahingeſchiedenen ſeine Ruheſtätte neben dem Grabhügel des Mannes bereiten, von dem ſie ihn im Leben ſo oft mit Dankbarkeit habe reden hören, neben dem Grabhügel ſeines Lehrers Morus.

Am 12. Junius wurde die Leiche nach dem Todtenacker gebracht; ihr folgten, außer dem Jugendfreunde Starke, der von Delitzſch wieder herbeigeeilt war, und einigen andern theilnehmenden Männern, die ſämmtlichen Prediger beider proteſtantiſchen Confeſſionen in Leipzig. Am Grabe wurde, gegen die ſonſt daſelbſt gewöhnliche Sitte, eine Rede gehalten, und Hr. Dr, Goldhorn erwies ſeinem entſchlafenen Freunde auch dieſe letzte Ehre. Er ſprach bei dieſer Gelegenheit Worte des innigen Gefühls, Worte, die den Redner eben ſo ſehr ehren als den, an deſſen Sarge ſie geſprochen wurden und die wir uns nicht enthalten können, hier mitzutheilen, obgleich ſie ſchon in einem ziemlich weiten Kreiſe bekannt ſeyn mögen.*) Sie lauteten:

„In fremder Erde alſo, fern von ſeiner Vaterſtadt, fern von ſeiner Gemeinde, von ſeinem „Hauſe, von den Gräbern ſeiner eignen, theuern „Todten, hat ſeiner Laufbahn Ziel der würdige „Genoſſe unſeres Amtes am Evangelium gefunden, deſſen ſterbliche Ueberreſte wir jetzt vor unſern Augen in des Grabes Tiefe hinabſinken ſehen, theure Brüder in dem Herrn! Wäre daheim

---

*) Herr Dr. Goldhorn hatte die Güte, das Manuſcript dieſer Rede der Witwe mitzutheilen. Nach demſelben wurde ſie in Hamburg gedruckt und an Klefeker's Freunde als Andenken an den Verewigten vertheilt. Hr. Fortmann hat ſie dann in ſeiner Chronik der Jakobi-Kirche, Hamburg 1825 S. 148 ff., wieder abdrucken laſſen. Mit vollem Rechte hat Hr. Prof. Pölitz ſie als Muſter aufgenommen in ſein ſo eben erſchienenes Lehrbuch der deutſch-proſ. u. redner. Schreibart. Halle 1827. 8. S. 284 ff.

„ihm heute ſein Grab geöffnet worden, o! wie „würde ſeinem Sarge die Trauer, die Verehrung, „der Dank, die Liebe ſeiner großen, berühmten „Stadt gefolgt ſeyn, wie würden ſie an ſeiner „Gruft ihre vereinigten Stimmen laut erhoben haben. „Denn er iſt ein treuer, hochverdienter Lehrer „und Führer ſeiner Gemeinde geweſen! Das „habt Ihr längſt ſchon vernommen, theure Brüder, „und darum ſeyd Ihr von einem Gefühle „der Verehrung ſeines Namens durchdrungen, an „dieſe Stätte ihm gefolgt, ob auch keiner von Euch „ſein Angeſicht je geſehen, und nur mir früherhin „die Freude vergönnt geweſen iſt, ihn in ſeiner „Stadt zu begrüßen, jetzt aber die ſchmerzliche Gelegenheit „gegeben worden, hier in der unſrigen „der Zeuge, ach! der tief erſchütterte Zeuge ſeiner „letzten, ſchweren Kämpfe zu ſeyn!

„Daß er hier ſein Grab finden, daß wir „um daſſelbe ſtehen, daß ich, ein Prediger dieſer „Stadt, über demſelben reden ſollte, wer hätte „dies ahnen können, als er vor mehr als 40 „Jahren, ein blühender Jüngling und ein fleißiger „Schüler der Weisheit, die den Tod nicht „fürchten und ein ewiges Leben hoffen lehrt, wohl „mehr denn einmal mit dieſem Freunde ſeiner „Jugend*) unter dieſen Gräbern einher gegangen „ſeyn mag; das hat er nicht ahnen können, „als er nur am vorletzten Sonntage noch unfern „der Nordſeeufer vor großen Schaaren ſeiner „Mitbürger das Wort des Herrn verkündigte und „ihren Wünſchen und Gebeten für dieſe Reiſe ſich „empfahl, auf welcher er die erſehnte Heilung von „ſeinen langen Schmerzen zu finden hoffte. Gott „hat es anders gewollt; die Stimme deſſen, der

---

*) Superint. **Starke.**

da ein Herr iſt des Lebens und des Todes, rief ihm unerwartet zu: bis hieher ſollſt du kommen und nicht weiter!

„Nun, ſo mögen ſie denn ſanft ruhen deine Gebeine, du treuer Mitarbeiter an dem Werke, das auch uns gegeben iſt! Zwar in fremder Erde werden ſie ruhen! Aber die Erde iſt überall des Herrn; in ſeiner Hand ſind auch hier, wie dort, die da ſchlafen, auch unſer Gottesacker iſt ein Feld der Auferſtehung! Und ſiehe, der Wunſch, der dich zu uns führte, das Grab deines unvergeßlichen, auch uns allen ehrwürdigen Lehrers, des trefflichen Morus, noch einmal zu ſehen und zu ſegnen, dieſer dein Wunſch iſt mehr als erfüllt; „dein eignes Grab iſt dir an der Seite des ſeinigen „geworden, und im Laufe weniger Jahre wird „deine Aſche mit der ſeinigen ſich miſchen.

„Doch, ſo wenig wie er, moderſt und verweſeſt du ſelbſt in dieſer Erde. Du ſelbſt biſt eingegangen zu dem, der dich geſendet und geführt hatte in das wahre Vaterhaus; du biſt eingegangen zu der Herrlichkeit deſſen, deſſen Namen du deinen Brüdern eine ſo lange Reihe von Jahren ſo unermüdet und lauter und ſegensreich gepredigt haſt. So empfange denn nun aus den Händen ſeiner Gnade den Lohn deiner Treue und genieße bei ihm die Seligkeit, die auch wir alle zu finden hoffen durch ſeine Barmherzigkeit, deren wir alle zu geringe ſind und die an uns allen hier ſchon thut und dort einſt thun wird über alles, was wir bitten und verſtehen.

„Wir aber, theure Brüder in dem Herrn, wir wollen von dem Grabe dieſes vollendeten Genoſſen unſeres Berufes nicht anders hinweggehen, denn alſo, daß wir über ſeinem Sarge es einander heilig geloben, zu wirken die Werke deſſen,

„der uns geſandt hat, ſo lange unſer Tag uns „leuchtet, jeder nach dem Maße ſeiner Kraft, die „ihm gegeben, und des Glaubens, der ihm verliehen iſt, und in ſtiller Ergebung zu erwarten, wie, „wann und wo dereinſt auch einen Jeden von uns „der Herr von ſeinem Tagewerke abrufen wird; „anbeten wollen wir in gläubiger Demuth die Fügung deſſen, der da unbegreiflich iſt in ſeinen Gerichten und unerforſchlich in ſeinen Wegen. Preiſen wollen wir ihn, der ſeinen Rath, ob er auch „wunderbar iſt, ſo herrlich hinausführt! Ja Herr, „Herr Gott, du biſt würdig, auch an Gräbern zu „nehmen Dank und Anbetung und Preis und Ehre! „Du haſt es wohl gemacht auch über dieſem Grabe; „du wirſt es wohl machen auch einſt über unſern „Gräbern! Gelobet ſey dein heiliger Name immer „und ewiglich! Amen!“

Bei dieſen letzten Worten fiel der Chor der Thomasſchüler mit dem Verſe von Klopſtock: Dank, Anbetung, Preis und Ehre ꝛc. ein und der Sarg wurde in die Gruft geſenkt.

So ruhen denn nun Klefekers ſterbliche Ueberreſte an der Seite des Grabes ſeines Morus, kaum zwei Schritte von Gellerts Grabe entfernt, und bald wird ſeine Aſche ſich mit dem, was nach mehr als 30 Jahren von der Aſche ſeines Lehrers noch übrig ſeyn mag, miſchen.

Schnell genug kam die Kunde von ſeinem Tode nach Hamburg, eine Schreckensbotſchaft für ſeine Verwandten und Freunde, eine Botſchaft der Trauer für ſeine Gemeinde. Man hatte dieſen Unfall um ſo weniger geahnet, da einige auf der Reiſe von ihm geſchriebene Briefe leidliches Wohlbefinden meldeten. — Noch zweifelte man an der Wahrheit der Nachricht, als durch die Ankunft der Gattin, die gleich nach der Beerdigung ihres Man-

Digitized by Google

nes Leipzig verlaſſen hatte, die niederſchlagende Gewißheit gebracht wurde. Alles beeiferte ſich auch hier, ihr Leiden zu mildern und ihr Beweiſe zu geben, wie ſehr man den Verſtorbenen geliebt und geſchätzt habe. Auf Veranſtaltung der Vorſteher der Jakobikirche wurde bald nachher auf Kleſekers Grabe ein einfaches und geſchmackvolles Denkmal mit paſſender Inſchrift errichtet und bald ſchmückte auch den, der Kanzel, die er ſo oft betreten, gegenüber ſtehenden Pfeiler das Bild des Verewigten, zu dem ſeine Verehrer ſtets mit dankbaren Gefühlen emporblicken.

* * *

Auf dieſe einfache Darſtellung der vorzüglichſten Lebensumſtände Kleſekers mögen hier noch einige Bemerkungen folgen über das, was derſelbe als Menſch, was er als Gottesgelehrter und als Kanzelredner war. Sie ſollen keinesweges eine erſchöpfende Charakteriſtik des Mannes in den genannten Beziehungen ſeyn, ſondern nur dazu dienen, den Zuſammenhang ſeines innern und äußern Lebens anſchaulicher zu machen.

Schon als Menſch nahm Kl. eine höchſt achtungswerthe Stelle ein und durfte zu den Vorzüglicheren gerechnet werden. Zuvörderſt zeichnete ihn eine innige Religioſität aus, die er freilich nicht immer auf der Zunge führte, die aber nichts deſto weniger in ſeinem Innern tief begründet war und das Prinzip jeder Pflichterfüllung bei ihm ausmachte. In ſeinem ganzen Leben waltete ferner ein ſtrenger ſittlicher Ernſt; von Jugend an hatte er die größte Sittenreinheit beobachtet und konnte mit innerer Ruhe auf ein ſchuldlos durchlebtes Jünglingsalter hinblicken. Daher die Achtung, die ihm auch in dieſer Hinſicht ſeine Altersgenoſſen zollten.

Die Erfüllung aller einzelnen moraliſchen Pflichten bei einem ſolchen Manne durchzugehen, ſcheint um ſo unnöthiger, da bei edlen Menſchen die Uebung einzelner Pflichten in einem nothwendigen Zuſammenhange ſteht, und da, wer über die Grundlage aller Moralität im Menſchen mit ſich einig iſt, wie es Kl. war, zwar von einzelnen Fehlern und Schwächen nicht frei ſeyn, im Ganzen aber doch ein Leben ohne innere Widerſprüche darſtellen wird. Wir heben hier alſo nur Einiges, das der Beachtung vorzugsweiſe werth ſcheint, hervor. In ſeinem ganzen Weſen ſprach ſich die reinſte Humanität aus; dahin gehört die Herzensgüte, das ungeheuchelte Wohlwollen, mit dem er Jedem, der zu ihm kam, begegnete, die einnehmende Sanftmuth, mit der er ſich zu dem Bittenden oder Fragenden herab ließ; auch wenn er bei dringender Arbeit unterbrochen war, las man dennoch keine Spur des Unmuthes über die Störung auf ſeiner Stirn. So wie er aber Jedem zugänglich war, Jeden mit Liebe behandelte und mit ſeinem Rathe gern unterſtützte, ſo übte er die thätige Pflicht einer edlen Liberalität oft über ſein Vermögen; ſelten ließ er einen wahrhaft Bedürftigen, nie einen ohne Schuld Duldenden ungetröſtet von ſich, obgleich die Anſprüche an ihn in der großen volkreichen Stadt ſich von Jahr zu Jahr mehrten. Nichts war ferner von ihm, als Egoismus; Aufopferung von Zeit und angeſtrengter Arbeit ſcheuete er nie, weder wenn es galt, etwas wahrhaft Gutes für das allgemeine Wohl zu bewirken, noch wenn es darauf ankam, dem Freunde zu dienen. Daher waren ihm aber auch diejenigen verhaßt, die, von Selbſtſucht geleitet, um der Ehre und des Fortkommens willen eine Zeit lang ein Betragen zeigten, das, vielleicht an ſich nicht tadelnswerth, doch mit ihrem Benehmen

Digitized by Google

und Handeln in der Folgezeit grell contraſtirte. — Er beſaß ein lebhaftes, aber auch reizbares Temperament. So war ihm raſches, kräftiges Handeln habituell geworden; aber in einzelnen Fällen bemerkte man dabei auch in ſeinen Handlungen nicht ganz die beſonnene Ruhe, nicht ganz die Mäßigung, die den Beleidiger, auch den heftigſten, entwaffnet und die erforderlich iſt, um in allen Fällen die unſern gut gemeinten Vorſätzen entgegenſtehenden Hinderniſſe hinwegzuräumen. Er kannte ſich in dieſer Hinſicht genau, tadelte ſich oft ſelbſt deswegen und dankte der Vorſehung, daß ſie ihm an dem Senior Willerding einen Freund gegeben, der mit der Ruhe eines wahren Weiſen ſein raſches Verfahren in Rede und Schrift mäßige und zügele. Schnell, wie er ſelbſt arbeitete, mochte er auch gern die ihn Umgebenden arbeiten ſehen; ein Langſamer war ihm unerträglich. Aber bei dieſem feurigen Weſen war er der Mann der pünktlichſten Ordnung nicht allein in dem, was das Amt betraf, er war in Allem der Mann nach der Uhr. Nur durch dieſe Ordnung und durch den genaueſten Auskauf der Zeit war es ihm möglich, ſo vieles in ſeinem Amte und als Schriftſteller zu leiſten, und dennoch den Anforderungen der Freunde und einer zahlreichen Familie zur Geſelligkeit zu genügen. Wenn er auch ſpät zur Ruhe gegangen war, ſo fanden ihn doch die Frühſtunden des nächſten Tages ſchon wieder am Arbeitstiſche. — Gern ſah er Freunde um ſich; aber obgleich ihn ſeine Amts- und Familienverhältniſſe zwangen, oft an größern Cirkeln Theil zu nehmen, ſo war ihm doch ein traulicher Verein von wenigen nähern Freunden lieber. Bei ſolchen wahrhaft Sokratiſchen Mahlen überließ er ſich ganz der heiterſten Fröhlichkeit, dem gutmüthigen Scherz, dem erheiternden Witz; denn hier war er ſicher, daß kein Horcher oder Laurer das arglos ausgeſprochene Wort aufgreiſe und es hintrage, wo es verdreht und vergrößert, zum verketzernden Vorwurf gegen ihn oder ſeine Denkart gemacht ward. Dieſelbe einnehmende Gabe der Unterhaltung, die ihm in kleinen Vereinen eigen war, bewieß er auch mit Unbefangenheit in größern Cirkeln, wenn ihn ſeine Verhältniſſe dahin führten. Daher ſah ihn nicht blos der Gelehrte gern, er war allen gebildeten Ständen willkommen; denn überall zeigte er die größte Feinheit der Behandlung Anderer, namentlich auch würdiger Frauen, die aufmerkſamſte Würdigung der Verhältniſſe des Lebens. Nie machte er, wo es unpaſſend geweſen wäre, den Gelehrten geltend, unter allen Verhältniſſen aber ſeinem Stande Ehre.

In Allem, was das Amt und die mit demſelben verbundenen Geſchäfte betraf, war er ſtreng und ernſt. Ueberhaupt der Unentſchloſſenheit und dem Schwanken abhold, haßte er es in dieſen Verhältniſſen noch mehr. Hier fand bei ihm kein Abweichen vom einmal gefaßten und wohl durchdachten Plane ſtatt; hier war an keinen Blöße gebenden Rücktritt, an keine Menſchenfurcht zu denken. Alles dieß hielt er unter der Würde ſeines Amtes, deſſen Wichtigkeit ſo wie die Pflicht, auch durch ſein Beiſpiel zu wirken, ihm ſtets vorſchwebte. Indem er ſo die Würde feſthielt und dieſe Stellung nicht nur für einzelne Fälle annahm, oder anlernte, ſondern durchſtehend beobachtete, nahm er in jedem amtlichen Verhältniß eine gewiſſe Gravität an, die ihm nur zu oft gemißdeutet und als Stolz ausgelegt iſt. Und doch iſt dieß mit großem Unrecht geſchehen. Kann man mit Recht einem Manne Stolz vorwerfen, der ſeinen eigenen Werth ſo wenig überſchätzte, daß er über ſeine eignen Verhältniſſe, über ſein eignes Verdienſt als Geiſtlicher und als Schriftſteller ſtets mit der größten, oft rührenden Beſcheidenheit ſprach, der die Verdienſte Anderer in der Nähe und Ferne, nur nicht ſein eignes erhob. Man leſe die Vorreden zu ſeinen Werken, um über die geringen Anſprüche, die er machte, zu erſtaunen. Wahrlich! wenige Gelehrte auf ſeinem Standpunkt würden ſo anſpruchlos, ſo beſcheiden geſprochen haben. Oder drückte er etwa den angehenden Gelehrten mit dem Uebergewicht ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen? Wer das behaupten wollte, gegen den würde eine ganze Zahl jüngerer Männer aufſtehen und laut erklären, daß ſie nie liebreicher und zuvorkommender behandelt worden ſeyen, als von ihm, der eher die Stellung annahm, als lerne er von ihnen, als daß er ſie ſein Uebergewicht hätte fühlen laſſen. Daher war ihm aber auch Anmaßung junger Gelehrten, keckes Aburtheilen derſelben durch eben Gelerntes über Veteranen in der Wiſſenſchaft verhaßt; dem Beſcheidenen aber war er gern ein berathender Leiter, ein väterlicher Freund auf dem Pfade der Wiſſenſchaft und des Lebens. —

So wie Klefeker als Menſch höchſt achtungswerth erſchien, ſo war er es auch als Gelehrter und namentlich als Gottesgelehrter. Wie eifrig er in ſeiner Jugend bemüht war, ſich mannichfache Kenntniſſe zu ſammeln, haben wir oben geſehen, ſo wie auch, daß ſein eifriges Streben ſchon früh auf eine gründliche humaniſtiſche Bildung gerichtet war. Aber eine ſo ſtreng philologiſche Vorbildung, wie ſie fleißige Jünglinge in unſerm Zeitalter, bei dem hohen Standpunct, den die Philologie erreicht hat, mit hinaus auf die Hochſchule nehmen, lag zu jener Zeit außerhalb der Leiſtungen der Gelehrten-Schulen überhaupt und namentlich

lich der Hamburgiſchen. Oft klagte er, wenn er als Scholarch den Maturitätsprüfungen, wie ſie nunmehr gehalten werden, zuhörte, darüber, daß ihm ein ſolcher Unterricht nicht geworden ſey. Wohl mochte es ihm daher Anfangs nicht leicht geworden ſeyn, dem in elegantem Latein mit allen Kunſtausdrücken der gelehrten Interpretation vortragenden Morus ganz zu folgen. Aber beharrlicher Fleiß ſiegte auch hier über manche Schwierigkeit; ſtets blieb er von hoher Achtung für die Philologie durchdrungen; auch noch im Alter gehörte das Leſen eines Claſſikers zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen. In der Philoſophie, deren vorzüglichſte Syſteme ihm nicht unbekannt waren, konnte man ihn mit Recht zu den Eklektikern rechnen. Daß er in allen Diſciplinen, die den gelehrten Theologen ausmachen, bewandert war, bedarf bei einem ſolchen Namen kaum der Erwähnung. Doch hatte er ſchon früh bei ſeinen Studien die praktiſche Richtung im höhern Sinne vorzüglich in's Auge gefaßt. Und genau genommen ſollte ja, wie der treffliche **Hüffel** ſagt, das ganze Studium eines Geiſtlichen praktiſch ſeyn. Doch war und blieb die Exegeſe des N. Teſtaments mit ihren Hülfswiſſenſchaften ſein Lieblingsſtudium, auch dann noch, als, wie ſchon die Mehrzahl ſeiner Werke beweiſt, die Homiletik das eigentliche Feld geworden war, das er als Schriftſteller anzubauen bemüht war. — Unermüdet ſchritt er mit der Literatur fort. Wie wäre es auch von einem Manne, der ſelbſt ſo thätigen Antheil an derſelben nahm, durch eigene Schriften und durch Beurtheilung fremder Werke nicht unbedeutend auf ſie einwirkte, anders zu erwarten geweſen? Daher war auch ſeine Bibliothek, in der von den ältern Werken viele und bedeutende fehlten, an neueren vorzüglich reich; faſt jedes neu

Digitized by Google

erſcheinende für ſeine Lieblingsfächer, die Exegeſe und Homiletik, Ausbeute gebende Werk zierte nicht nur ſeine Repoſitorien, ſondern war von ihm geleſen und benutzt.

Seine theologiſchen Anſichten waren ſo, wie man ſie von einem Schüler des gründlich gelehrten Morus, der auf den von ſeinem Lehrer gelegten Grund, von dem Standpunkt einer ruhig forſchenden und prüfenden grammatiſch-hiſtoriſchen Interpretation aus, fortgebauet hatte, erwarten konnte, — er war entſchiedener Vernunfttheologe und hielt den Namen eines Rationaliſten, ſo ſehr auch blinde Eiferer ihn ſchmähen mochten, für einen Ehrennamen. Es iſt hier nicht der Ort, eine Vertheidigung des Rationalismus zu ſchreiben. Aber fragen möchten wir jene blinden Eiferer, die durch denſelben das Weſen der Gottheit und die Religion beeinträchtigt wähnen: Wann hat je ein Rationaliſt geleugnet, daß Gott die höchſte Vernunft ſey? Wann nicht ſeine eigene, in Vergleich mit der göttlichen allerdings ſehr ſchwache Vernunft der göttlichen untergeordnet? Aber wie folgt daraus, daß ihm der freie Gebrauch ſeiner Vernunft nicht erlaubt ſey? Fragen möchten wir ſie ferner: Iſt es möglich und denkbar, daß, wenn ein wahrhaft gebildeter Menſch in ſeinem ganzen geiſtigen Streben, ganz vorzüglich aber in ſeinem redlichſten Streben nach einer möglichſt vollkommenen Erkenntniß Gottes den unbeſchränkteſten Gebrauch von ſeiner Vernunft macht, er dadurch die Gottheit beeinträchtigen kann? Einzig die von Gott gegebene Vernunft iſt es ja, die uns Menſchen fähig macht, Belehrungen von Gott zu empfangen, und ſich zum Glauben an den wahren Gott, zur Anbetung deſſelben im Geiſt und in der Wahrheit zu erheben! Sie allein iſt es, die den Menſchen fähig macht, ſeiner geiſtigen Natur den Sieg über die ſinnliche zu verſchaffen und ihn der Aehnlichkeit mit Gott, dem Urbilde aller Vollkommenheit, näher bringt. Frei alſo muß der freie Menſch dies Himmelsgeſchenk gebrauchen dürfen bei Prüfung der Gründe und des Inhalts eines jeden religiöſen Glaubens, eines jeden Dogmas; denn erſt dann hat ſeine Ueberzeugung Werth. — Doch laſſen wir Kleſeker ſeine theologiſche Ueberzeugung ſelbſt hier ausſprechen, indem wir aus der im Januar 1825 geſchriebenen Vorrede zur neueſten Ausgabe ſeiner Schrift für Confirmanden, die wenige Wochen vor ſeinem Tode erſchien, hier eine merkwürdige Stelle mittheilen. Er ſchreibt S. VII:

„Einfach wie die Schrift nun einmal iſt, bloß
„ſehr klaren und deutlichen Ausſprüchen der Heil.
„Schrift und den Grundſätzen der geſunden Vernunft
„folgend, wird ſie in ihrer ſchlichten ungekünſtelten
„Geſtalt ſich wahrſcheinlich nicht ſehr vortheilhaft
„neben den eminenten Producten ſolcher
„Männer ausnehmen, die ſich wie Inſpirirte —
„was ſie in einem gewiſſen Sinne denn auch wohl
„ſeyn mögen — gebehrden. Es läßt ſich vielmehr
„vorausſehen, daß ſie denen unter unſern heutigen
„Theologen höchlich mißfallen werde, die in dem
„Helldunkel myſtiſcher Phraſen und in der wiederaufgewärmten
„Syſtemsweisheit, ja wohl gar in
„Begriffsbildungen und Beſtimmungen ihr Heil
„ſuchen, die weit über das eigentliche Syſtem hinausliegen;
„Eben ſo wenig wird ſie bei dem Theil
„des Publikums ihr Glück machen, der nun einmal
„an leerem Wortgeklingel Geſchmack und Freude
„findet. Es läßt ſich mit Sicherheit vorausſehen,
„daß ſie von denen werde behohnlächelt, oder wenn
„ſie billig verfahren, bemitleidet werden, die im Gefühl
„ihrer Superiorität und ihres vermeinterweiſe

„ſchon entſchiedenen, wenn nur nicht mit einer trau„rigen Niederlage endenden Triumphes, auf uns „übrige im Vernunftgebrauch ergraute Männer als „auf ſolche herabſehen, welche einer ſchnell veral„terten Zeit angehören, die ſchon anfängt kindiſch „zu werden und deren ermattendes Treiben bald „mehr ſchonend zu überſehen, als ſcharf zu bekäm„pfen ſeyn wird *). Ja es läßt ſich endlich vor„ausſehen, daß die infallibeln Männer, die ſich in „dieſer Weiſe ausſprechen, ſchon ihr Anathema in „Bereitſchaft haben werden, um damit inſonderheit „gegen die neu hinzugefügten Betrachtungen loszu„donnern. Der Verfaſſer aber geſteht offen, daß „er ſich durch dergleichen Großſprechereien eben ſo „wenig irre machen, als durch Theaterblitze und „Bannſtrahlen einſchüchtern läßt.“

Rührend iſt der — man ſollte glauben in einer Vorahnung des nahe bevorſtehenden Todes geſchriebene — Schluß derſelben Vorrede, in welchem er gleichſam von ſeiner Gemeinde Abſchied nimmt:

„Und ſo mag denn, heißt es dort, S. IX, „dies Büchlein hingehen in die Welt, um offen „und unumwunden von der theologiſchen Denk„art ſeines Verfaſſers zu zeugen. Es mag, da es „leicht das letzte ſeyn möchte, welches dieſer in ſei„nem ſchon weit vorgerückten Alter dem Publikum „darbietet, für ein Vermächtniß gelten, welches er „ſeiner Gemeinde und namentlich dem jüngeren „Theil derſelben hinterläßt, und gewiſſermaßen für „ein Glaubensbekenntniß, das er um ſo rückſichts„loſer ablegt, je weniger es ihm, eben ſeines hö„hern Alters wegen, um den rauſchenden Beifall

---

*) Worte aus der neueſten Sammlung (1824) gewiſſer wohlbekannter Denkblätter.

„einer ſtets beweglichen Volksmenge, wohl aber „recht ſehr darum zu thun iſt, ſich, ſo lange er „noch wirken kann, ſo nützlich als möglich zu machen.“

Das war alſo Kleſeker's Ueberzeugung. Und dieſe hatte er ſein ganzes Leben hindurch feſtgehalten, vermöge der ihm eigenen Charakterfeſtigkeit, dieſes nicht genug zu ſchätzenden Gutes. O, möchten doch alle Jugendlehrer es ſich geſagt ſeyn laſſen, daß ſie die Pflicht auf ſich haben, bei der Biduug der Jugend nicht allein auf die Erregung des wiſſenſchaftlichen Sinnes, ſondern auch ganz vorzüglich dahin zu wirken, daß ihre Zöglinge mit einem biederen Charakter und einem feſten Sinne ſfür das Leben ausgerüſtet werden. Hätte man dieſes Ziel überall vor Augen behalten, ſo könnte es unmöglich ſo viele geben, die ehemals frei und helldenkend, plötzlich zu Unfreien und Verdunkelern werden, Grundſätze verleugnen, die ſie Jahre lang nicht nur laut bekannt, ſondern für ihren Stolz gehalten haben und in liebloſer Intoleranz die verurtheilen, die ſich nicht entſchließen können, mit ihnen von der lichtvollen Bahn hinabzuſteigen in die finſtern Sümpfe der modernen katholiſirenden Myſtik, wo höchſtens ein Irrlicht leuchtet, das noch tiefer in den Sumpf führt. Charakterloſigkeit iſt's, wovon ſie ſo umhergetrieben werden, nicht Streben nach Fortſchritten zum Beſſeren; eiteles Haſchen nach dem Beifall der Menge leitet ſie, nicht Ueberzeugung von früherem Irrthum.

Daß Kleſeker bei ſeiner oben geſchilderten Ueberzeugung, bei der Conſequenz, mit der er ſie, ohne jedoch je ſtürmiſch zu verfahren, durchführte, bei der Offenheit, mit der er ſie ausſprach, auch Feinde hatte, war natürlich. Ein braver Prediger muß Feinde haben, ſagt ſchon Luther, und ich möchte ihm dieſen Ruhm nicht rauben; denn wer könnte doch von dem etwas halten, der es Allen recht zu machen verſteht! Aber Kleſeker hatte dieſe Feinde nicht unter den ehrenwerthen Orthodoxen, gegen die er die höchſte Toleranz bewies, die er achtete und ehrte; er erfuhr Anfeindungen nur in neueren Zeiten von den ſeit der Herausgabe der Harms'ſchen Theſen immer kecker hervortretenden Miſologen. So that — um von Unbedeutenden gar nichts und von Bedeutenderen nur ein Paar faſt ſcherzhafte Beiſpiele anzuführen — der Verfaſſer des Christomnestus Eudoxus *) ihm, als er das Erſcheinen der Oppoſitionsſchrift von Klein und Schröter im Hamburgiſchen Correſpondenten mit Lob angekündigt hatte, die Ehre an, ihn den buccinator cohortis vestrae (der Rationaliſten) zu nennen. So griff Harms ſelbſt, als er die Schrift: Ueber lichtvolle Behandlung u. ſ. w. geleſen hatte, ihn in mehreren Beziehungen an in den Anmerkungen zu ſeinen Reformationspredigten **), gab ihm aber zugleich die vollkommenſte Genugthuung, indem er ihn dort mit Herder und Niemeyer zuſammenſtellte; über welche ehrenvolle Geſellſchaft Kleſeker ſeine herzliche Freude zu erkennen gab und den Angriff lächelnd eine große Ehrenbezeigung nannte. — Dagegen erfreute und belohnte ihn der Beifall der würdigſten Freunde des Lichts und der Aufklärung in der Nähe und Ferne, der innige, vertraute Umgang mit den ſein redliches Streben lobend anerkennenden Herzensfreunden, einem **Willerding**, einem **Funk** *), einem **Gurlitt**, für welchen Letztern er auch in der Kirchenzeitung die Feder ergriff, als einige Aeußerungen deſſelben in der trefflichen **Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauchs bei dem Studium der Theologie** **) mißverſtanden und gemißdeutet waren ***). Und auch denen, die ihn verkannten und anfeindeten, hatte der Edle ſchon hier auf Erden längſt verziehen; wir aber bitten ſie mit **von Salis** Worten:

---

*) Die Schrift iſt nun wohl längſt vergeſſen. Daher ſetzen wir ihren Titel her: Christomnesti Eudoxi responsio advers. thes. XCV J. Boysensi, Harmsii totidem Thesibus oppositas. Kil. 1819. Vom buccinator iſt daſ. pag. 29 die Rede.

**) Drei Reformationspredigten gehalten 1820, 21, 22, von Cl. Harms. Altona, 1823, S. 79 u. 80.

„Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden
am Wege,
„Die dich verfolgen und ſchmähn, — wahrlich, ſie kannten dich nie."

Mit dem, was Klefeker als **Theolog** war, ſteht das, was er in ſeinem Lieblingsberufe als **Kanzelredner** leiſtete †), in genauer Verbindung.

---

*) Wer ſich über Alles, was des würdigen **Funk's** bekannte Bibelausgabe mit Anmerkungen betrifft, näher unterrichten will, der leſe die geiſtvoll geſchriebene **Geſchichte der Altonaer Bibelausgabe**. Altona, 1823. Welchen Eindruck „die von dem päbſtelnden Schwärmerbund durch Täuſchung des lichtfrohen und gerechten „Königs erſchlichene finſtere Gewaltthat" (die Beſchlagnahme der noch unverkauften Exemplare) auf Voß machte, ſ. man in deſſen Antiſymbolik, Th. 2, S. 320. Dadurch vorzüglich ward Voß bewogen zu dem bekannten Aufſatz: Wie ward Fr. Stollberg ein Unfreier? Sophronizon, I, 3.

**) 2te dem Herrn D. Willerding bei deſſen Amtsjubiläum gewidmete Ausg. Hamb. 1822. 4.

***) Vergl. **Pahl** über den Obſcurantismus, der das Deutſche Vaterland bedroht. Tübingen, 1826, S. 183. f.

†) Nur darüber ſcheinen hier noch einige Bemerkungen nöthig, da wir von ſeiner Wirkſamkeit in den übrigen Verrichtungen des Geiſtlichen, namentlich in der Seelſorge, ſchon oben geſprochen haben, als von den bei-

Daß er dieſen Beruf aus wahrer Neigung gewählt hatte, iſt, glauben wir, eben ſo ausgemacht, als daß er für denſelben geſchaffen war und daß ſein Enthuſiasmus für denſelben nie erkaltete, ſondern immer zunahm. Mit Recht konnte auch er von ſich behaupten, was Harms von ſich ſagt: „Ich bin mit Luſt Prediger.“ Sein ihm angebornes Talent aber hatte er, wie er ſelbſt bekannte, durch muſtergiltige Vorbilder ausgebildet und veredelt. — Früher war ſein Muſter Zollikofer, ſpäter Reinhard, deſſen homiletiſche Arbeiten er nicht nur alle geleſen, ſondern ſtudirt, ja, viele derſelben zu ſeiner Uebung in Auszüge gebracht hatte. Daß dieſes Studium fremder Arbeiten dennoch ſeiner homiletiſchen Individualität nicht geſchadet habe, liegt durch ſeine Arbeiten ſelbſt am Tage und bedarf keines Beweiſes. Sieht man nun auf die einzelnen Aeußerungen ſeines angebornen und durch Studium erweiterten und ausgebildeten Talents, ſo beſaß er zuvörderſt eine unglaubliche Kraft der Invention. Dieſe glückliche Erfindung der Hauptthemata hatte er ſich durch ein ſorgfältiges Studium der Philoſophie, hauptſächlich der Pſychologie und Moral, erworben; genährt aber und geſchärft war daſſelbe durch die Nothwendigkeit, in der er ſich befand, eine ſo lange Reihe von Jahren faſt immer über dieſelben Perikopen zu predigen. Da er ſeit ſeiner Anſtellung als Hauptprediger alle ſeine Predigten, oder doch die Entwürfe derſelben, dem Druck übergab, ſo war er gezwungen, immer auf etwas Neues zu ſinnen, und dieſer Zwang hatte ihm zuletzt eine ſolche Uebung verſchafft, daß er oft, beſonders ſeit-

---

den Aemtern, wo ihm dieſelbe oblag, dem zu Osnabrück und dem Diakonat zu Hamburg, die Rede war.

dem er angefangen hatte, mehrere Sonn- oder Feſttage hintereinander Themata, die in einer genauen innern Verbindung ſtanden, oder vielmehr ein Hauptthema nach allen Beziehungen in mehreren einzelnen Vorträgen abzuhandeln, zum voraus für eine Reihe von Wochen disponiren konnte; ja ich fand ihn einmal, wo er an einem Morgen, bei vorzüglich heiterem Geiſte und von Schmerzen freiem Körper, die Dispoſitionen für alle Predigten eines Halbjahrs entworfen hatte. Seine Themata ſind — es iſt mir nicht unbekannt — wegen ihrer Ausführlichkeit getadelt worden, und ich bin nicht geſonnen, dieſen Vorwurf ganz von ihm abzulehnen. Aber ſollte nicht dieſe Methode durch die Deutlichkeit, die ſie bezweckt und erreicht, ihre Vorzüge haben? Sollte ſie wenigſtens nicht vor der hie und da überhandnehmenden Sitte, die Themata in — — faſt möchte man ſagen — änigmatiſcher oder epigrammatiſcher Kürze abzufaſſen, bei der die Zuhörer doch wohl ſchwer zu einer klaren Anſchauung gelangen, den Vorzug verdienen? — In der Anordnung ſeiner Predigten hielt er das ſtreng-logiſche Prinzip — wie Reinhard — feſt und ließ ſich nicht durch das Gerede derjenigen, die gerade dies an jenem großen Redner tadelten, irre machen. Wer möchte auch, um einer mißverſtandenen Popularität zu huldigen, die Logik, die Grammatik des Verſtandes, vernachläßigen! Und wer, der den menſchlichen Geiſt kennt, ſollte nicht überzeugt ſeyn, daß auch der minder gebildete Zuhörer nach und nach ſo an logiſche Ordnung gewöhnt werden könne, daß ihm die Feſthaltung derſelben am Ende zum Bedürfniß werde! Daß man dabei zu weit gehen könne, wird nicht geleugnet; daß aber Klefeker nicht in den Fehler des Mißbrauchs, vor dem Reinhard *) ſelbſt warnt, verfallen ſey, beweiſen ebenfalls ſeine Schriften. So ſehr Kl. die Deutlichkeit und das Intereſſe des Hauptgedankens, ſo wie die ſtrenge Ordnung berückſichtigte, eben ſo ſorgſam verfuhr er bei der Ausarbeitung des Ganzen, wie der einzelnen Theile, mit einer Gründlichkeit, die ihren Gegenſtand bis in das Kleinſte verfolgt. Daher war eigentlich jede ſeiner Predigten ein Kunſtwerk. Dennoch war bei den völlig ausgearbeiteten und nicht blos ſkizzirten Vorträgen, oder auch bei dieſen, wenn man ſie von ihm hörte, die Darlegung des Fadens, an welchem ſich die Reihe der Gedanken hinzog, nicht zu ſehr bemerklich, obgleich ſie auch nicht ganz zurück trat; welches Letztere, dem bekannten Ausſpruche artis est artem tegere zufolge, oft für ſchön gehalten und zum höchſten Nachtheil für die Erkenntniß und wahre Erbauung des Zuhörers zu ſehr in Anwendung gebracht wird. Kl. wandte jenen, ihm wohl bekannten Satz mit richtigem Bewußtſeyn und mit Maaß an. So wirkte er alſo hin auf Klarheit, Vollſtändigkeit und innern Zuſammenhang, immer den Grundſatz, den er in der ſchon oft angeführten Schrift: Ueber lichtvolle Behandlung u. ſ. w. ſo belehrend durchführte, vor Augen habend: „Durch den Verſtand zum Herzen!“ Und es wird hoffentlich bald die Zeit wiederkehren, wo man die Richtigkeit dieſes Prinzips wieder allgemeiner anerkennen wird, als es jetzt leider zu geſchehen pflegt. Denn nimmermehr kann man doch das Gefühl allein als Lehrer und Beſſerer anſehen; deutliche Erkenntniß und richtige Einſichten müſſen ihm doch wahrlich voran gehen, wenn die Wirkung glücklich ſeyn ſoll. Nur was der Verſtand deutlich einſieht, das ergreift kräftig

---

*) Geſtändniſſe S. 144.

der Wille; nur dann entſchließt ſich der Menſch mit Erfolg zum Streben nach dem Wahren und Guten, wenn auch ſein Verſtand zugleich in Anſpruch genommen iſt. Mit dunkeln Gefühlen, mit erkünſtelter Spannung der Einbildungskraft, mit augenblicklich erregter Rührung, mit über die Wangen herabfließenden Thränen iſt da nichts gethan: das Alles verſchwindet, ſo ſchnell es gekommen, und bringt keine Früchte für's Leben hervor. — Die Sprache Kleſekers in ſeinen Kanzelvorträgen war edel, würdig, lebhaft, oft ſelbſt blühend und redneriſch. Manche haben in ihr die nöthige Popularität vermißt; aber die recht verſtandene Popularität ging ihr gewiß nicht ab. Er ſtrebte von je her darnach, ſein Publikum zu ſich herauf zu bilden, und dies war ihm auch bei Vielen ſo gelungen, daß ſie verſicherten, von Jahr zu Jahr ſeyen ſie immer tiefer in den Sinn ſeiner Rede eingedrungen. Darauf ſollte aber, meinen wir, das Bemühen eines jeden Religionslehrers gerichtet ſeyn. Käſtners Ausſpruch, eigentlich vom Lehrer der Jugend geſagt, leidet auch hier Anwendung: „Der Lehrer muß ſich zu ſeinem Schüler herablaſſen, aber nicht zu ihm niederkauern.“ Andere vermißten in Kleſekers Sprache bisweilen die Herzlichkeit. Von einigen gedruckten Predigten mag dies gelten, von der Mehrzahl gilt es nicht. Und dann iſt der Schluß von der gedruckten Predigt auf die gehaltene nicht durchaus richtig; hier trat die Lebendigkeit und Wärme, hier das Herzliche und wahrhaft Salbungsvolle mehr hervor. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Vorwurfe, den man ihm wegen der Länge ſeiner Perioden hie und da gemacht hat. Es läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß er in ſeinen Entwürfen, bei dem Reichthum der ihm ungeſucht zuſtrömenden Gedanken, oft viele derſelben in einen

Satz zuſammendrängte; aber es iſt auch eben ſo gewiß, daß er bei dem mündlichen Vortrage es meiſterhaft verſtand, ſolche — wenn man will — überladene Perioden zu zerlegen und faßlicher zu machen. — Nie betrat er ohne die ſtrengſte Vorbereitung, die ihm ſein durch lange Uebung ungemein ſtarkes und treues Gedächtniß ſehr erleichterte, die Kanzel; höchſtens erlaubte er es ſich, in der Wochenpredigt, die er an jedem Freitage zu halten hatte, über eine Dispoſition zu ſprechen und ſich in Hinſicht auf die Ausführung ganz den Eingebungen des Augenblicks zu überlaſſen. Hier redete er zu der minder großen Verſammlung ganz aus der Fülle ſeines liebevollen Herzens und äußerte, daß er das Gefühl habe, ihm ſeyen ſolche Vorträge bisweilen beſſer gelungen, als die nach der ſtrengſten vorhergegangenen Meditation gehaltenen, ſprach auch oft den Wunſch aus, einmal eine ſo von ihm gehaltene Predigt, wörtlich nachgeſchrieben, hinterher leſen zu können. Sehr gern wurden auch dieſe Vorträge von denen gehört, welchen ihre bürgerlichen Verhältniſſe den Beſuch der Kirche an den Wochentagen geſtatteten.*) — Daß Klefeker, bei ſeiner oben geſchilderten theologiſchen Denkungsart, mehr Moral als Dogmatik auf die Kanzel bringen mußte, bedarf kaum einer Erwähnung; doch war die Dogmatik keineswegs ausgeſchloſſen, am häufigſten Beides mit einander verbunden. Er wollte allerdings einen kräftigen vernünftigen Glauben, aber auch zugleich ein thätiges Chriſtenthum fördern. Polemiſches Verfahren, das dieſen Namen verdient, war ihm auf der Kanzel eigentlich völlig fremd. Wohl ſchützte er bisweilen ſeine Ueberzeugung und zeigte die Vernunftmäßigkeit derſelben, aber mit Hinblicken auf eine ihr entgegengeſetzte nur ſelten und nur dann, wenn er durch zu heftige Angriffe gereizt war. Möchten nur Alle den chriſtlich friedlichen Ton, der allein der Würde des Predigtamts geziemt, ſo feſthalten und ſich immer mehr überzeugen, daß nicht Theologie, ſondern bibliſches Chriſtenthum auf die Kanzel gehöre!

---

*) Auf den Wunſch mehrerer von ſeinen Zuhörern fügte Kl. in den Jahren 1824 und 25 ſeinen Sonntags-Texten während der Faſtenzeit, wo dieſe Wochenpredigten ſtärker als gewöhnlich beſucht wurden, wenigſtens die allgemeinen Umriſſe derſelben bei.

Sieht man endlich auf das, was man gewöhnlich Kanzelgaben nennt, ſo war Kl. auch in dieſer Hinſicht zum öffentlichen Redner gemacht. Ihm fehlte keins von den ingenitis adjumentis, die Quinctilian *) von einem ſolchen verlangt: vox, latus patiens laboris, valetudo, constantia **), decor. Schon ſeine hohe und ſchlanke körperliche Geſtalt, verbunden mit dem Anſtand und der Würde, die in ſeiner öffentlichen Ankündigung lag, hatte etwas Imponirendes; dazu kamen die ſcharf markirten, aber edlen und einnehmenden Geſichtszüge, ein ſprechendes Auge, eine ſtarke Stimme, eine ausdrucksvolle Declamation. Manche tadelten an ihm, und wohl mit Recht, daß er zu laut rede und ſo in der ſtark wiederhallenden Kirche nicht immer deutlich und Allen vernehmlich werden. Aber die Aufgabe, „durch das alte gothiſche, auf etwas mehr „als anſehnlichen Pfeilern ruhende, mit hohen Emporkirchen und weiten Winkeln reichlich verſehene „und dabei niedrige Gebäude der St. Jakobi-„Hauptkirche“ *) hindurch zu dringen und allenthalben, auch in dem entfernteſten Winkel, verſtanden zu werden, mag auch keine leicht zu löſende ſeyn. Er kannte den Vorwurf, den man ihm in dieſer Hinſicht machte und gewiß mit Beziehung auf denſelben ſchrieb er einſt: **) „Eine eigentlich „richtige und angenehme Declamation iſt in unſern „Hauptkirchen an ſich etwas Unmögliches. Wer „von Natur dazu Anlage oder durch Kunſt ſich „dazu gebildet hat, muß die Anwendung jener „Anlage und die Ausübung dieſer Kunſt doch bald „wieder aufgeben; oder wo — wie dies denn „zuweilen der Fall iſt — die alte Natur wiederkehrt, den Schmerz des Vorwurfs, daß er unvernehmlich geblieben ſey, nicht ſcheuen.“ — In Hinſicht der Geſticulation — und dies möge die letzte Bemerkung ſeyn, die wir hinzufügen — hielt er das richtige Mittel zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig. Uebrigens waren bei ihm Declamation und Aktion, obgleich er allerdings die Regeln derſelben im Allgemeinen ſtudirt hatte, doch bei den einzelnen Predigten nicht die Frucht einer mit dem Memoriren verbundenen Prämeditation, ſondern das augenblickliche Erzeugniß des an heiliger Stätte von dem Sinne der Worte ſelbſt innig ergriffenen Herzens. — So lebte, ſo war, ſo wirkte Klefeker. Segen ſeinem Andenken, Friede ſeiner Aſche!

---

*) Institutt. orat. Prooem. fin.

**) Durch constantia bezeichnet aber Quinctilian dort nicht, wie man früher annahm, den feſten Charakter, deſſen Erwähnung an einer Stelle, wo v. den angebornen Rednertalenten die Rede iſt, nicht paſſen würde, ſondern vielmehr den Muth, die Dreiſtigkeit, die zum öffentlichen Auftreten gehört. Dies zeigt die Stelle im Quinctilian Inst. or. XII, 5, wo die constantia mit der fiducia und fortitudo zyſammengeſtellt und als das fehlerhafte Extrem derſelben die confidentia, temeritas, arrogantia aufgeführt wird. Vergl, Sarpe Anal. ad Quinctil. p. 13.

Hamburg. Cornelius Müller.

---

*) So ſchildert Kl. ſeine Kirche ſelbſt. Andenken an Gerling. S. 17.

**) Ebendaſ.

Klefekers Schriften

ſind in Meuſels Gel. Deutſchl. Bd. 4. und den dazu gehörigen Nachträgen nicht vollſtändig aufgeführt. Wir geben daher hier ein möglichſt genaues, nach der Zeit der Herausgabe geordnetes Verzeichniß derſelben:

Etwas an die Primaner des Hamburger Johanneums. Hamburg 1779. 8. — Der Werth einer gemeinſchaftl. Thätigkeit. Leipzig 1781. gr. 8. — Zwei Predigten, am Oſterfeſte 1788 in der Spinnhauskirche zu Hamb. gehalten. Hamburg 1788. 8. — Abſchiedspredigt am Neujahrsfeſte 1791 über Röm. 12, 12. ebendaſ. gehalten. Ebend. 1791. 8. — Kurzer Abriß der bibl. und Rel. Geſchichte, zum Gebrauch beim Unterricht meiner Katechumenen entworfen. Osnabr. 1791. 8. — Relig. Vorträge über wichtige Lehren u. Grundſätze des Chriſtenthums; ein Beitrag zur Aufklärung und Beruhigung vernünftiger Gottesverehrer; nebſt einer Confirm. Rede. Hamburg 1794. gr. 8. — Für Confirmanden; ein Beitrag zur Erweckung des Nachdenkens und heilſamer Entſchließungen bei Ablegung des Glaubensbekenntniſſes. Ebendaſ. 1794. 8. — Gethſemane, für Freunde einer vernünftigen religiöſen Unterh. überhaupt und der Geſchichte Jeſu inſonderheit. Ebend. 1797. 8. 2te Aufl. Altona 1813. 8. — Predigt-Entwürfe für den ſonn- und feſttägl. Nachmittags-Gottesdienſt. Erſtes (und einziges) Vierteljahr (Joh. bis Mich.) Hamburg 1800. 8. — Ausführl. Entwürfe zu prakt. Betrachtungen über die Leidensgeſch. (in der St. Gerdruts-Kapelle gehalten. Erſte (und einzige) Abtheil. Ebend. 1800. 8. — Ein Wort zum Andenken Chr. Ludw. Gerlings. Seinen Hinterbliebenen, ſeiner Gemeinde und ſeinen Freunden gewidmet. Ebend. 1801. kl. 4. — Predigt beim Antritt des Paſtorats in der Jakobikirche am 19. Februar 1802 gehalten. Ebend. 1802. 8. — Auszüge aus den in der Jakobikirche gehaltenen Vormittagspredigten. 1ſte Samml. für 1802; 2te Samml. für 1803 u. ſ. f. bis 1813; 1814 erſchienen keine. Von 1815 an fortgeſ. unter dem Titel: Ausführl. Predigt-Entwürfe bis zum J. 1825 Sonntag Trinitatis. Der letzte unvollendete Jahrg. herausgeg. und mit einem kurzen Vorworte begleitet von L. H. Kunhardt, dritten Diac. an der Jakobikirche. Hamburg 1825. 8. — Predigt am Sonntage Judica 1804, als am Tage vor der Hinrichtung Rüſau's, über Joh. 8, 46 — 59. geh. (ward mehreremale aufgelegt.) — Predigten zur Beförderung der Werthſchätzung des Chriſtenth. Hamb. 1806. 8. — Predigten, mit Rückſicht auf Zeit und Ort gehalten. Ebend. 1809. 8. — Homilet. Ideenmagazin. Herausgeg. von B. Klefeker. 1r bis 8r Bd. (jeder Bd. in 2 Hälften.) Hamb. 1809 u. 10. 4r bis 8r Bd. nebſt Regiſter. Altona 1814 bis 19. Dieſe letztgen. Bände haben auch einen eigenen Titel: Materialien zu Kanzel- und Amtsvorträgen. Vom erſten Bande erſchien 1823 eine neue Aufl. zu Altona. — Zuſchrift an Confirmanden. Hamburg 1810. 8. — Prakt. Vorleſungen über das N. T. für nichtgelehrte, aber nachdenkende Leſer. 3 Bde. (jeder in 2 Heften oder Samml.) Ebend. 1811. 12. 8. — Wo der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Eine Predigt am Sonnt. Oculi über 2 Cor. 3, 17. Ebend. 1813. 8. — Daß ihr daran gedenket! Eine Predigt am Sonnt. Exaudi über Joh. 15, 26 — 16, 4. Ebend. 1814. 8. — Predigten, im J. 1814 bei beſonderen Veranlaſſungen und mit Rückſicht auf merkwürdige Zeitverhältniſſe gehalten. Altona 1816. gr. 8. — Dr. M. Luthers kl. Katechismus, nebſt den nöthigen Worterklärungen und beigef. Sprüchen unb Liederverſen, auch einem beſ. Anhang ſolcher Sprüche u. Verſe. Hamburg 1815. 12. — Ideen nnd Entwürfe über einige für die dritte Jubelfeier der Reformation in Vorſchlag gebr. Bibelſtellen, als Beil. zum homil. Ideenmagazin. Altona 1817. 8. — Des chriſtl. Predigers als Auslegers der heil. Schriften Beruf und Befugniß. Eine wohlgem. Erinnerung an ſehr bekannte, aber zu unſerer Zeit leider oft verkannte Wahrheiten. Ebendaſ. 1818. 8. — Gethſemane. Neue Aufl. — An dem im J. 1818 vom Hamb. Miniſterium herausgeg. kleinen und größern Katechismus nahm Kl. thätigen Antheil. — Rede bei der Einführung des Hrn. L. H. Kunhardt als Diac. an der Jakobikirche (zuſammen mit Kunh. Pred.) Hamb. 1819. 8. — Predigt am S. Exaudi 1820, als am Gedächtnißtage ſeines vor 25 Jahren bei der Jakobigemeinde übernommenen Amtes. Ebendaſ. 1820. 8. — Die lichtvolle Behandlung der Rel. Wahrheiten im Kanzelvortrage nach ihrer Nothwendigkeit und ihren Erforderniſſen dargeſtellt. Verſ. eines Beitrags zur Homiletik. Altona 822. Neue Aufl.

Ebend. 1823. 8. — Rede bei der Einweihung des neu erbauten Lehrzimmers der Knackenrüggiſchen Freiſchule und bei Einführung des neuen Lehrers derſ. Hamburg 1822. 8. — Predigt-Entwürfe. 2te Ausg. (in abgek. Form) 5 Bde. (von 1815 — 19.) Altona 822 — 25. 8. — Rede bei der 25jährigen Berufsfeier des Hrn. Wedderihn, Lehrer an der Kirchenſchule zu St. Jakobi, ſteht in der Schrift: Geſänge und Reden bei der 25jährigen Berufsfeier des ꝛc. Hamburg 1823. S. 22 ff. — Die zerſtörenden Wirkungen der Natur im Lichte der Religion betrachtet. Eine Wochenpredigt, am 11. Februar 1825 nach der Sturmfluth den 3. Februar über Pſ. 93, V. 3 u. 4. geh. Ebend. 1825. 8. — Beitr. zur Beförd. vernünftigen Nachdenkens und heilſamer Entſchließungen bei der Confirmationshandl. (Neue umgearb. Aufl.) Altona 1825. 8. — Eine Predigt lieferte Kl. auch für: Predigten über ſämmtl. Sonn- und Feſttags-Evangelien des Jahres (von verſchiedenen Verf.) Zum Beſten der Gemeinde in Mühlhauſen herausgeg. von Ernſt Zimmermann. Darmſtadt 1826. 8. — Zahlreiche Beiträge lieferte er ferner: a) zur Halleſchen allgem. Lit. Zeitung; b) zu der ſeit dem J. 1819 vom Director Dr. Seebode herausgeg. krit. Bibliothek für das Schul- u. Unterrichtsweſen; c) minder zahlreiche zur Allgemeinen Kirchenzeitung.

* XLIII. Dr. Johann Friedrich Facius,

Herzogl. S. Cob. Saalfeld. Rath und Profeſſor der Griechiſchen und Lateiniſchen Sprache an dem Caſimirianiſchen Gymnaſium zu Coburg.

geb. zu Coburg den 26. Januar 1750.
geſt. daſelbſt den 21. Juni 1825.

J. F. Facius war der dritte Sohn des herzogl. Raths und Geh. Secretärs, Daniel Wilhelm Facius zu Coburg. Der Vater ſtarb frühzeitig und die Mutter, eine geb. Pertſch, übergab den Knaben einem Hauslehrer zum Unterricht. Im 13ten

Jahre wurde Facius in das Gymnaſium zu Coburg aufgenommen. Die damals an dieſer gelehrten Schule angeſtellten Lehrer: Frommann, J. F. Gruner, Feder, Harles, Bartenſtein, Prätorius ſind meiſt ſpäter als Profeſſoren an Univerſitäten, von denen ſie berufen wurden, bekannt und berühmt geworden. Facius hatte eine entſchiedene Vorliebe für Philologie und ſchloß ſich darum vorzüglich an Harles an, der ſich gern für den eifrigen Schüler intereſſirte. Nach vier wohl angewendeten Schuljahren bezog Facius 1767 die Academie Göttingen, eigentlich, um Theologie zu ſtudiren, und darum hörte er denn auch wohl die hauptſächlichſten Collegien dieſer Wiſſenſchaft; ſein Lieblingsſtudium blieb aber die Philologie, und dafür fand er in Heyne einen ſo vortrefflichen Lehrer, wie er ſich ihn nur wünſchen konnte. In Heynes Hörſaal wurde nun in ihm auch die Liebe für die Alterthumskunde mächtig geweckt, ſein Geſchmack geläutert, ſein Urtheil berichtigt, und mit dem Fortſchreiten in den philologiſchen Wiſſenſchaften wuchs ſein Eifer für Archäologie und Kunſt. Heyne ſah, daß es dem jungen Facius Ernſt war, etwas Tüchtiges zu lernen und unterſtützte ihn mit Rath und That. Facius wurde in das, unter Heynes Leitung ſtehende philologiſche Seminarium aufgenommen und erhielt dadurch neue Gelegenheit zur gründlichen Bildung. Im Herbſt 1769 verließ Facius Göttingen, um eine Hofmeiſterſtelle in einem angeſehenen Hauſe in Hannover anzutreten, die ihm ſein väterlicher Freund Heyne verſchafft hatte. Von dieſer Zeit beginnt ein Briefwechſel zwiſchen Facius und Heyne, der, und nur zuletzt mit einigen Unterbrechungen, bis in das Jahr 1807, alſo bis fünf Jahre vor Heyne's Tod fortgeſetzt wurde, wie aus den vielen Briefen dieſes großen Gelehrten hervorgeht, die ſich in Facius Nachlaß finden und nun vor uns liegen. Facius hatte zu ſeinem hochverehrten Freund und Lehrer das vollſte unbegrenzteſte Vertrauen; über die Wahl ſeiner gelehrten Arbeiten und die Art ihrer Behandlung, über alle wichtigere Angelegenheiten ſeines Lebens erbat er ſich Rath und Belehrung und öffnete vor dem theilnehmenden wohlwollenden Freund ſein ganzes Herz. Heyne erſcheint in dieſen Briefen ganz der edle Mann, wie ihn uns Heeren ſchildert; *) überall ſpricht ſich die warme Freundſchaft, die lebhafteſte Theilnahme, die größte Uneigennützigkeit aus, und die Aufrichtigkeit mit der er ſeinen jungen Freund zurechtwieß, Lebensregeln gab, ſelbſt auf Kleinigkeiten aufmerkſam machte, erhöht zugleich den Werth des Lobes, das er ihm öfters ertheilte und war ein Beweis, wie ſehr ihm das Wohl des jungen Facius am Herzen lag. Aus dieſer Correſpondenz, aus der wir, ſo weit es der Raum verſtattet, Einiges mittheilen werden, haben wir manche Nachrichten für unſere kleine Biographie geſammelt, welche nun folgen ſollen. Als Hauslehrer konnte ſich Facius nicht recht in ſeine Lage finden, es fiel ihm ſchwer, ſich in andere zu ſchicken und auch nur in Kleinigkeiten nachzugeben, wo er eine andere Anſicht hatte. Dieſe Eigenheit, die in ſeinem ganzen Leben bemerkbar blieb, kommt vielleicht von der entbehrten väterlichen Erziehung her. Nach den Briefen von Heyne haben Mißverſtändniſſe zwiſchen dem neuen Hofmeiſter und dem Vater ſeiner Eleven ſtattgefunden. Heyne war ſehr beſorgt darüber, er empfahl unſerm Facius mehr Muth und degagirtes Weſen, damit er ſich das Zutrauen Anderer er-

---

*) Chr. G. Heyne biographiſch dargeſtellt von A. H. L. Heeren, S. 403. ff.

werde. Er ſchrieb ihm: „Mit aller Gelehrſamkeit der Welt werden Sie ein unbrauchbarer Mann, wenn ſie nicht mit Andern umgehen lernen.“ Indeſſen ſcheint ſich doch Heyne überzeugt zu haben, daß Facius in das neue Verhältniß nicht paſſe, rieth ihm darum ſelbſt, abzugehen, und verſicherte, daß er für das Künftige gern jede Gelegenheit benutzen werde, das Glück ſeines Freundes zu befördern.

Unterdeſſen war der Profeſſor Harles von Coburg nach Erlangen berufen worden, und Facius mochte ihm von ſeiner Lage Nachricht gegeben haben; denn jener lud ſeinen ehemaligen Schüler freundlich ein, zu ihm zu kommen und in Erlangen ſein Glück zu verſuchen. Facius folgte der Einladung und hoffte durch einen hohen Gönner bei dem Gouvernement, eine Anſtellung an der Univerſität zu erhalten. Harles verwendete ſich freundſchaftlich für ihn, und ſchon glaubte man zu Heyne's inniger Freude am Ziele zu ſeyn, als der Mäcenas ſtarb und dieſe ſchönen Hoffnungen ſcheiterten. Heyne ſchrieb am 19. Auguſt 1770: „Ich bedaure, daß ihre Hoffnungen in Erlangen nicht den vorgeſtellten Erfolg gehabt haben. Die Vorſehung wird Ihnen indeſſen anderswo Ihr Unterkommen aufbehalten, und vielleicht fügt es ſich hierzu eher, als Sie glauben. Ihr Wohl, Ihre Ruhe und der Nutzen, den Sie durch Erweiterung Ihrer Kenntniſſe und Fähigkeiten der Welt leiſten können, wird mir ſtets gegenwärtig ſeyn, und ich werde nichts verſäumen, wo ich Ihnen zu dienen das Glück haben könnte.“ Um ſeinen Schützling recht kräftig empfehlen zu können, wollte Heyne etwas Gedrucktes mit Facius Namen in Händen haben, und darum ermunterte er ihn, ſich als Autor zu verſuchen. Facius ließ hierauf 1772 ſeine

Epistola critica in aliquot Orphei et Apollonii Rhodii Argonaut. loca ad Th. Chr. Harlesium drucken. Heyne antwortete auf die überſchickte Epiſtel: „Ich wünſche Ihnen zu dieſer Probe Ihrer Fähigkeiten und Kenntniſſe von Herzen Glück, ich verſpreche mir die erfreulichſten Folgen davon — ich freue mich, Etwas von Ihnen in Händen zu haben; daß ich es zu Ihrem Vortheil gebrauchen werde, können Sie verſichert ſeyn."

Als nächſte literariſche Arbeit wählte Facius eine Abhandlung über die Aegis; das Unternehmen fand Heynes Beifall, dem der Aufſatz nun dedicirt wurde. *) Heyne dankte 1773 mit folgenden Worten: „Ich danke Ihnen für die überſchickte Abhandlung über die Aegis und für das Zeichen und Zeugniß Ihrer geneigten Geſinnung gegen mich, das Sie dabei öffentlich haben ablegen wollen. Die Schrift wird bei Kennern gewiß einen guten Begriff von Ihren gelehrten Kenntniſſen und den Erwartungen erwecken, welche die gelehrte Welt ſich noch künftig von Ihnen machen kann, wenn Sie ſich in einer ruhigeren Lage befinden werden. Freilich ſcheint Sie die Vorſehung erſt gegen Mittag in den Weinberg berufen zu wollen."

Da nun die Ausſichten auf eine angemeſſene Anſtellung in Erlangen verſchwanden, folgte Facius 1773 gern und mit Heynes Beifall einem Rufe ſeines früheren Lehrers, des Abts Frommann in Kloſter-Bergen, der vorher Director des Coburgiſchen Gymnaſiums war. Die Lehrerſtelle an der Kloſterſchule ſagte unſerm Facius aber nicht zu, und die Einrichtungen und Verhältniſſe mochten, der Beſchreibung nach, auch nicht ſehr einladend und

---

*) Collectaneen, S. 124.

angenehm geweſen ſeyn. „Den Zuſtand und die Verfaſſung von Kloſter-Bergen", ſchrieb Heyne, „hätte ich mir ſo ſeltſam nicht gedacht. Ich bedauere Sie." Uebrigens war es Heyne doch lieb, daß Facius nun eine gewiſſe Uebung im Dociren und im Umgange junger Leute gewonnen, die ſein Fortkommen erleichtern konnte. Im folgenden Jahre (1774) ſtarb der Abt und Facius ging von Bergen ab und nach Coburg, wo er für mehrere junge adeliche Gymnaſiaſten zum Aufſeher und Privatlehrer gewählt wurde. Die von den Berufsarbeiten freibleibende Zeit widmete Facius ſeinem philologiſchen Studium. Heyne wünſchte, daß er ſich einer größeren gelehrten Arbeit unterzöge und empfahl ihm ein Trauerſpiel des Euripides. Facius wählte den Oreſtes und ſchickte vorerſt ſeine wichtigſten Bemerkungen nach Göttingen zur Beurtheilung; die vorhandenen Briefe bezeugen, daß Heyne mit den zugeſandten Proben wohl zufrieden war, ſeine Berichtigungen treffen faſt allein die Verſuche zu Verbeſſerungen, wo das Metrum, als entſcheidende Norm, nicht genug berückſichtigt worden war. Mit der Anzeige, daß das Manuſcript vollendet ſey, verband der neue Herausgeber des Oreſtes die Bitte an Heyne, daß er ihn in die gelehrte Welt einführen möge, wie wir aus folgender Antwort erſehen, die zugleich ein Beweiß von der außerordentlichen Beſcheidenheit des großen Gelehrten iſt.

„Sie wünſchen eine Vorrede zum Oreſt von mir. An meiner Bereitwilligkeit dazu können Sie nicht zweifeln; allein ich zweifle daran, daß bei dem jetzigen Orte Ihres Aufenthalts, mein Name Ihnen von einigem Vortheil ſeyn dürfte.

Wären Sie noch in hieſigen Gegenden, ſo würde ich nichts dagegen einwenden. Ich ſollte glauben, eine Empfehlung von Herrn Hofrath Harles müßte Ihnen zuträglicher ſeyn.“ Indeſſen verſprach er, wenn darauf beſtanden werde, die Vorrede zu liefern und tröſtete ſeinen jugendlichen Freund, der an der Erlangung einer beſſern Lage zu verzweifeln ſchien, alſo:

„Leben Sie der Gewißheit, daß das männliche Alter für Sie gewiß heiterer ſeyn wird, als Ihre Jugend; es iſt Ihnen noch nicht ſo übel, noch lange nicht ſo übel gegangen als mir; ich machte meine Rechnung mit dem Glück auf Nachſicht von zehn bis zu zehn Jahren, und kam bis in das dritte Decennium, ehe es ſich mit mir ausſöhnte.“ Heyne gab ſich alle mögliche Mühe, unſerm Facius eine angemeſſene Stelle durch ſeine Verwendung zu verſchaffen, es wollte aber nicht gelingen und war auch ſo leicht nicht, da Facius nur ausſchließlich alte Sprachen und Alterthumskunde lehren wollte. Unterdeſſen aber wurde man im Vaterlande auf den geſchickten, talentvollen jungen Mann aufmerkſam, deſſen kleine Schriften eine gute Aufnahme gefunden hatten, und der durch die Fortſchritte ſeiner Zöglinge ſeine glückliche Lehrmethode bewieſen hatte. Facius wurde 1777 zum Prof. extraordinarius am Gymnaſium zu Coburg ernannt. 1778 erſchien die Ausgabe vom Oreſt mit einer Vorrede von Heyne, der für das überſchickte Exemplar folgendermaßen dankte:

„Sie haben mich mit Ihrem Oreſt erfreut, ich hoffe er ſoll Ihnen Ehre machen, und auch zu Ihrem ferneren Glücke beitragen. Ich meines Orts will ihn ſofort durchlaufen und in den gel. Anz. in unſerm gewöhnlichen Ton, alſo ohne unmäßige Lobeserhebungen, aber mit gegründetem Beifall anzeigen. — Haben Sie noch ein oder zwei Exemplare, ſo wollte ich ſie nach Holland befördern.“

Als Profeſſor am Gymnaſium befand ſich Facius zwar in Bezug auf ſeine Wirkſamkeit wohl, aber das Einkommen ſeines Amtes war zu gering, um ihn völlig zufrieden zu ſtellen, und er nahm dadurch beſtändig Heynes Verwendung in Anſpruch, um eine einträglichere Stelle zu erhalten. Zunächſt zeigte ſich 1779 nur eine Ausſicht zu einer etwas vortheilhafteren Veränderung. Eine vornehme reiche Familie in Siebenbürgen wünſchte den Profeſſor Facius zum Hauslehrer zu gewinnen, und bot demſelben Bedingungen an, die beſonders in pekuniärer Hinſicht ſehr lockend ſeyn mochten. Allein Facius erkannte doch die Vorzüge ſeiner unabhängigen Lage und ſchlug die Stelle aus. Heyne, dem er Alles berichtete, billigte dieſen Schritt vollkommen:

„Daß Sie nicht nach Siebenbürgen gegangen, billige ich auf alle Weiſe. Im Hofmeiſterſtande machen Sie ohnedem nie Ihr Glück; das müſſen und werden Sie ſich durch Ihre humaniſtiſchen Studien erwerben.“

In den folgenden Jahren gab Facius mehrere kleine Schriften heraus; eine Anleitung zum Styl, einen Studierplan, eine Griechiſche Blumenleſe, ein compendium dialectorum graecarum, mehrere Programmata u. ſ. w.

Durch Harles Einleitung ſollte Facius ſchon früher Magiſter werden, aber er ſchlug die Ehre aus. Heyne ſuchte ihn zwar umzuſtimmen: „Ganz verwerflich ſcheint mir die Sache doch nicht, da Sie durch die eigentliche Erudition Ihr Glück machen müſſen, ſo wäre Ihnen ein gelehrter Titel immer vortheilhaft.“

Facius war aber nicht zu bewegen. Indeſſen 1783 war es Heynen endlich gelungen, eine Stelle zu finden, die er, wenn er gleich ſelbſt fühlte, daß ſie nicht ganz paſſend und nach Wunſch ſeyn würde, doch, beſonders der ökonomiſchen Verbeſſerung wegen, unſerm Facius antragen zu können glaubte. Es war die zweite Profeſſur an dem Archigymnaſium zu Dortmund. Facius benutzte dieſe Gelegenheit, um eine Verbeſſerung ſeiner Lage nachzuſuchen, erhielt auch wirklich Zulage und wurde Prof. Publ. ord. *) Wie wir den verſtorbenen Facius kennen, war es ihm gewiß angenehm, dieſe Stelle auf ſolche Weiſe ablehnen zu können, denn einige Lehrgegenſtände, die er neben den hauptſächlichen philologiſchen Lectionen übernehmen ſollte, ſagten ihm entweder nicht zu, oder waren ihm fremd; man verlangte nämlich von ihm, daß er Philoſophie, Mathematik und die Anfangsgründe der Jurisprudenz lehren ſollte. Facius fürchtete, Heyne werde die ablehnende Antwort auf dieſes, nach ſeinem Brief ihm des Einkommens wegen acceptabel ſcheinende Anerbieten, ungütig aufnehmen, — aber keineswegs, er ſchreibt vom 3. November 1783:

„Sie können vollkommen unbeſorgt darüber ſeyn, mein liebſter Herr Profeſſor, daß Sie den Ruf nach Dortmund ausſchlugen. Die Abſicht war allein auf Ihre Verſorgung gerichtet, und da dieſe dort erfolgt und durch den von hier erhaltenen Ruf iſt beſchleunigt worden, ſo haben wir nun alles, was wir wünſchten. Es bleibt nun nichts übrig, als daß Sie in Ihrer Stelle glücklich ſind, und den Nutzen ſtiften, der von Ihnen erwartet wird. Zeit haben Sie in der Welt genug gehabt, um ſich dazu vorzubereiten. Forthin müſſen Sie ſich nun,

---

*) Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb der Konſiſt. Rath und Director L. A. Bartenſtein ein Programm, in welchem praemissa lunulae Hippocratis chii descriptione eine kurze Lebensbeſchreibung des Prof. Facius enthalten iſt.

Digitized by Google

da Sie mit Ruhe und Muße arbeiten können, einer gründlichen Arbeit widmen. — Sie ſehen alſo auch an Ihrem Beiſpiel, daß man die gute Vorſehung nur walten laſſen und das, was ſich darbietet, bis das Beſſere kommt, nutzen darf. — Laſſen Sie es ſich nicht gereuen, daß Sie trübe Tage gehabt haben, die guten genießen ſich nun deſto beſſer. Daß Sie dort Liebe zum Griechiſchen erwecken, iſt mir von einer ſehr glücklichen Vorbedeutung für das Fernere, das, wie ich hoffe, Ihnen viele frohe Tage bringen ſoll." Ueber die Wahl der empfohlenen großen und gründlichen Arbeit wurde nun viel hin und her geſchrieben. Facius entſchied ſich 1794 für eine Herausgabe des Pauſanias und obgleich Heyne dieſen Plan anfangs nicht ganz billigte, ſo gab er doch nach, als er ſah, daß die Arbeit mit Luſt und beharrlichem Eifer betrieben werden würde, und ertheilte nun gern ſeinen Rath über die Anlegung des Ganzen.

„Das rathſamſte wäre, Sie arbeiteten den Pauſanias erſt völlig aus, — es darf ja nichts übereilt werden. Haben Sie den Pauſanias für ſich erſt ganz durchgearbeitet, ſo legen Sie ihn erſt einige Zeit hin und leſen ihn dann von Neuem durch, ſo werden Sie ſehen, daß ein Drittel der erſt flüchtig bemerkten Emendationen dahin fällt. Nun bereiten Sie ein Exemplar völlig zum Abdruck. Erſt dann iſt es Zeit den Verleger zu ſuchen, und der ſoll gefunden werden. Sind Sie ſo weit, daß Sie ſelbſt den Pauſanias ausgearbeitet haben und nun ein Exemplar für den Druck einrichten wollen, ſo melden Sie mir es, ich will Ihnen eine Coll. 2. Codd. ſchicken und auch einen Anfang der Arbeit mittheilen, den ich einmal gemacht habe."

Facius konnte es aber doch nicht erwarten, ſich eines Verlegers zu verſichern und ſchloß nun mit der Schäferiſchen Buchhandlung in Leipzig ab, ohne erſt bei Heyne anzufragen. Dieſer kam aber dadurch in einige Verlegenheit, weil er bereits früher mit einer andern Buchhandlung Verhandlungen angeknüpft hatte, und er machte ſeinem Freunde bemerklich, daß er ihm nun mit größter Befugniß ſeine ganze Unterſtützung verſagen könne.

„Nur die Betrachtung kann ich entgegenſetzen ſchrieb Heyne, daß ich Ihnen gern zu einer ſo beträchtlichen Unternehmung, da ſich ein ſo günſtiger Augenblick für Sie darbietet, behülflich ſeyn möchte. Mein Wunſch gemeinnützig zu ſeyn, und das Gute, wo es ſich darbietet, zu befördern, kömmt dazu, ich gebe alſo gern künftige Entwürfe, die ich ſelbſt immer noch hatte, Ihnen zu Liebe auf. Ich thue alſo etwas, was Ihnen nicht leicht ein anderer thun wird, ich ſende Ihnen hierbei zwei Collationes zu 1) e Cod. Mosinensi, 2) e Cod. Vindebonensi. Noch mehr, ich ſende Ihnen den Anfang der Ausgabe, wie ich ſie zu veranſtalten gedachte, und wie ſie veranſtaltet werden muß, wenn ſie nützlich und brauchbar werden ſoll. Aber das, werden Sie ſehen, iſt eine Sache von vielem Nachdenken und kann nicht ſo hingeeilt werden, wie Sie das Ding ſich vorgenommen haben; faſt wird es eine Gewiſſensſache, denn in den nächſten zwanzig Jahren kann weiter keine beſſere Ausgabe zu Stande kommen. Pauſanias iſt kein klaſſiſches Buch zum Leſen, ſondern zum beſtändigen Nachſchlagen, Vergleichen, Befragen und Erläutern. Auf überlegte Abſätze und Abtheilungen auf richtige Lemmata am Ende, auf richtige und ausführliche Regiſter kömmt dabei das Meiſte an. Ein Bißchen Emendatt. und Conjectur iſt das Geringſte bei einer neuen Ausgabe, die für den wirklichen

Digitized by Google

Gebrauch eingerichtet ſeyn ſoll, zumal da Pauſanias ſelbſt wenig Muſter von gutem Styl, von Deutlichkeit und von Ordnung hat — die verdammten Epiſoden machen es immer ſo ſchwer. Die vorgeſetzten Summaria taugen nichts, ſo wie ſie dem Buche voranſtehen. Was Sie in Anſehung der Ueberſetzung thun werden, weiß ich nicht, ſie muß ſehr verbeſſert werden, wenn ſie hinzu kommen ſoll. Wäre es mir möglich den Pauſanias wieder durchzugehen, ſo wollte ich wohl einige Beiträge liefern; ich will ſehen, ob ich noch einmal einige Tage finde. Es iſt noch gar zu viel an dem Schriftſteller zu thun. Den Wuſt von unbedeutenden Var. Lect. und bloßen Schreibfehlern notiren Sie doch nicht mit. Ueber das, was Sie erhalten, folgt hier das Verzeichniß, das Sie mir unterſchrieben wieder zuſenden. Der Himmel ſegne Ihre Arbeit. Aufrichtig Ihr Heyne."

Als nun der erſte Band vom Pauſanias im Herbſt 1794 die Preſſe verlaſſen und Heyne denſelben erhalten hatte, ſchrieb er: „Ich muß Ihnen meinen Dank und zugleich meinen Glückwunſch abſtatten, daß die Unternehmung ſo gut ausgefallen iſt, ſo wie ich mich freue, daß wir nun eine gute bequeme Handausgabe von einem Schriftſteller erhalten, aus welchem ſich nun eine Menge gelehrte Kenntniſſe des Alterthums weiter verbreiten werden. Es iſt mir lieb, daß Ihnen das Mitgetheilte angenehm und von Nutzen war." Für die Ueberſendung des zweiten Bandes bedankte ſich derſelbe ebenfalls und fügte hinzu: „Für den beſſeren Gebrauch des Pauſanias wird nun trefflich geſorgt ſeyn." In den Göttinger und Leipziger gelehrten und andern Anzeigen wurden die erſten Bände günſtig beurtheilt. 1797 war das Werk vollendet und die ſchönſte Belohnung für den Herausgeber,

Digitized by Google

waren gewiß Heynes Beifallsbezeugungen: „Ich wünſche Ihnen Glück zum vollendeten Pauſanias und erkenne mit aller Achtung und Schätzung Ihren daran verwandten gelehrten Fleiß und den ſchönen Beweiß, den Sie von Ihrer geſunden, beſcheidenen Kritik und von Ihrer Beleſenheit an den Tag gelegt haben. Nun hoffe ich ſollen junge Gelehrte erweckt werden, den Pauſanias beſſer zu gebrauchen, als bisher geſchehen iſt. — Die Indices ſind eine ſaure, aber gewiß ſehr verdienſtliche Mühe, welche Ihrer Ausgabe erſt die rechte Brauchbarkeit verſchaffen kann. Ich wünſchte nur daß ich erſt jetzt anfing zu leben! Nun ließ ſich mit dem Pauſanias in der Hand gar Vieles leiſten."

Viele Gelehrte, von denen wir F. Jacobs in Gotha, Böttiger, damals in Weimar, und A. L. Millin in Paris nennen, ertheilten unſerm Facius Lobſprüche über ſeine Arbeit und wünſchten Glück zur Vollendung. Kaum war der letzte Band des Pauſanias erſchienen, ſo machte Heyne ſchon einen neuen Vorſchlag. Gehen Sie doch die Plutarchiſchen Werke durch und ſammeln Sie das, was Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke angeht; Sie würden ein artiges Bändchen zuſammenbringen; welches Sie mit kleinen Erläuterungen bereichern könnten." Dieſer Vorſchlag, der auch Millin ſehr wohl gefiel, wurde angenommen und die Ausführung eifrig betrieben. Das fertige Manuſcript theilte er einem gelehrten Freunde mit, der ihm ſeine Meinung ſagen und wegen eines Verlegers einen guten Rath geben ſollte. Der Freund, ein competenter Richter, bezeigte ſeinen Beifall über die Arbeit, gab noch einige Winke zu Verbeſſerungen, rieth aber, das Ganze Deutſch umzuarbeiten, um ein größeres Publicum zu gewinnen und einen Verleger zu erhalten. Dazu mochte ſich Facius aber nicht verſtehen und er fand auch an — Sinner in Coburg ſelbſt noch einen Verleger, bei dem 1805 die Ex Plutarchi operibus excerpta quae ad artes spectant erſchienen. Sie ſind dem bekannten A. E. Millin zugeſchrieben. Außer dieſen hauptſächlichen Arbeiten machte Facius von dem von Göttingen aus über die philologiſchen Studien ſich verbreitenden Licht für ſeine Schüler Gebrauch und ſchrieb eine kurzgefaßte Griechiſche Grammatik, die zu einer Zeit, wo kaum hier und dort auf den Schulen ein beſſerer Tag den Griechiſchen Studien zu dämmern begann, als würdiger Vorläufer der ſpäteren trefflichen Bearbeitung dieſer Sprachlehre zu betrachten iſt.

Neben dieſen ernſten Studien betrieb er die vaterländiſche Literatur in den Stunden der Muſe, redigirte die Quartalſchrift Pözile und ließ einige Romane drucken, von denen wohl Aleßio der bekanntere iſt. Die kleinen in Deutſcher Sprache geſchriebenen gelehrten Abhandlungen ſind unter des Verfaſſers Namen und dem Titel: Collectaneen zur Griechiſchen und Römiſchen Alterthumskunde, 1811 bei Ahl in Coburg erſchienen. Mehrere Amtswegen geſchriebene Programme ſind ſehr günſtig recenſirt worden und werden noch geſucht, wie z. B. die Abhandlung de Aenigmate et Gripho. Uebrigens lieferte Facius auch Beiträge zu mehreren gelehrten Zeitſchriften. Noch müſſen wir des Taſchenbuchs für junge Reiſende, um Kunſtgallerien, Muſeen ꝛc. mit Nutzen zu beſuchen, Coburg bei Sinner 1807, gedenken, dem von vielen Seiten her das Lob einer zweckmäßigen Auswahl des Intereſſanteſten zu Theil wurde. Im Jahr 1807 wurde Facius zum Rath ernannt. Im Herbſt dieſes Jahres erhielt er auch den letzten Brief von Heyne, es war die Antwort auf ein Empfehlungsſchreiben, das er einem abgehenden Gymnaſiaſten mitgegeben hatte: „Ew. Wohlgeboren haben ein Verlangen befriedigt, das ich lange gehabt habe, einmal ein Wort von Ihnen zu hören,“ u. ſ. w.

Als Profeſſor am Gymnaſium hatte Facius wöchentlich 12 — 14 Stunden zu geben. In der erſten Claſſe erklärte er einen Römiſchen und einen Griechiſchen Autor und übte im Lateinſchen Styl, indem ſeine Schüler zu Hauſe Lateiniſche Ausarbeitungen machen und zur Correctur einreichen, oder das Deutſch Dictirte auf der Stelle gleich Lateiniſch nachſchreiben mußten. Beſonders waren die letzteren Uebungen ſehr zweckmäßig und Nutzen ſtiftend. Die zweite Claſſe unterrichtete er in der Griechiſchen Grammatik und erklärte in derſelben einen Lateiniſchen Autor und zwar im ſteten Wechſel: Plinii epist., Cic. epist. ad famil.

In den erſten Claſſen wechſelte er mit Salluſtius, Plautus, Ciceros Reden (beſonders die in Verrem de Signis), Curtius, der curſoriſch getrieben wurde, dann mit Iſocrates, Xenophon, Thucydides und andern ab.

Bei ſeinen Schülern, vorzüglich der zweiten Claſſe, ſetzte er gewöhnlich zu viele gammaticaliſche Kenntniſſe voraus, — wer dieſe nicht hinlänglich beſaß, blieb zurück. Ueberhaupt gehörte ein gewiſſer Eifer für die Sache dazu, um den vollen Nutzen aus ſeinen Vorleſungen zu ziehen, da er das Exponiren und Vorleſen der Extemporalien nach einer beſtändigen Ordnung fortgehen und abwechſeln ließ, ohne außer der Reihe bisweilen aufzurufen, was zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit und des Privatfleißes ſo viel beiträgt. Seine Lehrart war folgende: Wenn er einen Griechiſchen oder Lateiniſchen Autor erklärte, ließ er zuerſt von einem Schüler einen Abſchnitt überſetzen, dann überſetzte er ſelbſt die nämliche Stelle, gab dabei die nöthigen Erläuterungen und machte auf Eigenthümlichkeiten der Sprache und auf die vorkommenden Redensarten aufmerkſam. In der zweiten Claſſe mußten die unteren Schüler das Vorexponirte und Erklärte noch einmal wiederholen. Die von den Schülern zu Hauſe gefertigten Lateiniſchen Ausarbeitungen recenſirte er öffentlich in der Lehrſtunde. Die Correcturen waren nur mit Bleiſtift geſchrieben, die der Schüler mit Tinte überziehen mußte. Grammatikaliſche Fehler ſtrich er am Rand beſonders vor. In den Stunden wo er Deutſch dictirte und die Schüler Lateiniſch niederſchrieben und wo das Niedergeſchriebene ſofort vorgeleſen werden mußte, verbeſſerte er, wenn er Fehler hörte, oder der Ausdruck nicht gut gewählt war, ſogleich mündlich, die Schüler aber waren angewieſen, hiernach ihre Hefte zu berichtigen.

Bei ſeiner länger als funfzigjährigen Thätigkeit als Lehrer iſt die Schaar ſeiner Schüler ſehr groß und zählt viele Ausländer, die der Ruf des Caſimirianums nach Coburg gezogen hatte. In Coburg waren faſt alle ſeine Freunde und Bekannte ſo wie die meiſten ſeiner Collegen ſeine Schüler geweſen, die ihrem alten Lehrer immer mit Dankbarkeit, Liebe und Achtung ergeben waren. Im Jahr 1821 vereinigten ſich zuerſt mehrere Freunde zur Feier ſeines Geburtstages. Einige Abgeordnete gratulirten am Morgen des 26. Januars, luden den würdigen Greis zu einem freundſchaftlichen Mittageſſen ein, welches in Brauns Kaffeehaus, den Ort, den er am liebſten beſuchte, veranſtaltet war. Facius gab den Bitten ſeiner Freunde nach und erſchien. Der 26. Januar war und blieb bis zum Jahr 1825 für alle Theilnehmende, — und der Kreis derſelben erweiterte ſich von Jahr zu Jahr,

— ein Tag der Freude und des innigſten Vergnügens. Dem Gefeierten wurde ein Glückwunſch in Deutſcher oder Lateiniſcher Sprache überreicht und bei Tiſche ein Lateiniſches Lied geſungen. Auch die Gymnaſiaſten brachten eine Morgenmuſik und übergaben ein Gedicht. Ueber die ganze Feier iſt in der kritiſchen Bibliothek von Seebode (Februar 1823) eine ausführliche Beſchreibung zu finden. Der vorletzte Geburtstag wurde durch die Univerſität Göttingen verherrlicht, welche unſerm Facius die philoſophiſche Doctorwürde ertheilte. In dem honoris atque observantiae testandae causa ausgeſtellten Diplom, wird Facius anerkannt als ein omnis antiquitatis artisque subtilissimus judex cujus indefesso studio ac solertiae literae antiquae permulta eaque praeclara ornamenta debent. Dieſe ehrenvolle Auszeichnung von der, von ihm über Alles verehrten Georgia Augusta erfüllte den Greis mit dankbarer Rührung.

Im Jahr 1827 hätte er als Profeſſor das funfzigjährige Dienſtjubiläum gefeiert; die gute Geſundheit, der er ſich bei ſeinem hohen Alter zu erfreuen hatte und die friſche Kraft ſeines Geiſtes ließen ein längeres Leben hoffen. Die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. Im Frühjahr 1825 fing er an zu kränkeln, eine allgemeine Altersſchwäche trat ein und Facius fühlte ſelbſt, daß er bald ſterben werde. Ruhig und gefaßt ſah er dem Tode entgegen. „Meine Uhr iſt abgelaufen, ſagte er, es iſt Zeit, daß ich mein Haus beſtelle.“ Er errichtete ſein Teſtament, in dem er zweckmäßig über ſein nicht beträchtliches Vermögen verfügte und einen treuen Diener bedachte, der ihn viele Jahre bedient und bei ſeiner Krankheit gepflegt und gewartet hatte. Seine Gemähldeſammlung vermachte er ſeinem Vetter, dem Herrn Kanzleiinſpector Pertſch in Coburg, dem er noch kurz vor ſeinem Tode beſonders auftrug, dafür zu ſorgen, daß er ohne alles Gepränge auf die einfachſte Weiſe zur Erde beſtattet werde. Den 21. Juni war ſein Todestag. Alle Vorbereitungen zur Beerdigung wurden auf das Nothwendigſte beſchränkt und ſo der Wille des Verſtorbenen pünktlich erfüllt. Aber die allgemeine Achtung und Liebe, die ihm im Leben gewidmet war, wollte dem Todten noch die letzte Ehre erzeigen und ſo begleiteten ſeine Collegen, Freunde und ſämmtliche Zöglinge des Gymnaſiums die irdiſchen Ueberreſte des verehrten Mannes zur Ruheſtätte. Ohne vorbereitet zu ſeyn, aber ergriffen von dem Augenblick und ſeinem Gefühle folgend, ſprach Herr Regierungsrath Georg Habermann, mit der ihm eignen Beredſamkeit, einige Worte am Grabe. Wir laſſen ihn mit ſeiner Erlaubniß ſelbſt reden:

„Wir danken hier einem geliebten verdienten Lehrer, der viele Jahre hindurch die ſtudirende Jugend treu geführt und belehrt hat. Das iſt das Eigenthümliche an dem gegenwärtigen Moment, daß wir ein Verdienſt preißen, das das größte und mühſamſt zu erringende iſt; ein Verdienſt, das in ſeinen wohlthätigen beglückenden Folgen ſich weit über die Tage desjenigen hinausdehnt, der es ſich erwirbt. Darum weint kindliche Dankbarkeit hier an dem Grabe des Kinderloſen und der Hülle des im Leben einſamen Greiſes folgen viele dankbare Söhne zur Ruheſtätte. — Laſſen Sie uns würdige Vorſätze an dieſem Grabe faſſen, die ſo natürlich aus der Quelle der Empfindungen fließen, die uns jetzt beſeelen. Laſſen Sie uns der Wiſſenſchaft, die der Verewigte ſo hoch hielt, mit treuer Liebe anhangen, laſſen Sie die ſtrenge Rechtſchaffenheit, die er zur Richtſchnur in allem Thun und

Handeln nahm, alle unſere Handlungen, unſer ganzes Leben leiten, ſo wird man von uns ſagen können, wir ſeyen ſeine würdigen Schüler geweſen und wir hätten ihn, als nichts mehr auf Erden für ihn zu thun war, mit würdigen Geſinnungen zur Erde beſtattet." Das Gymnaſium betrauerte ſeinen Verluſt in einem am ſchwarzen Brete angehefteten, vom Herrn Director Dr. Wendel verfaßten Programm.

Facius war nie verheirathet, was mit ſeiner großen Verehrung für das ſchöne Geſchlecht beinahe im Widerſpruch zu ſtehen ſcheint. Dieſes iſt aber keineswegs der Fall. Facius hatte, als er Hofmeiſter in Hannover war, die Bekanntſchaft eines jungen Mädchens gemacht, durch deſſen Beſitz er das Glück ſeines Lebens zu gründen hoffte. Ohne ſichere Ausſicht in die Zukunft, ja faſt ohne alle Hoffnung, bald eine Familie ernähren zu können, hielt er es für Unrecht, der Geliebten ſeine Liebe zu entdecken, und als ſich ſeine öconomiſche Lage ſo verbeſſert hatte, daß er dem, an Geiſt und Herz trefflich gebildeten Mädchen ſeine Hand hätte anbieten können, erhielt er die erſchütternde Nachricht, daß die Geliebte geſtorben ſey, die ihm kein anderes weibliches Weſen erſetzen konnte.

Das Leben unſeres Facius bietet, wie das Leben vieler Gelehrten, wenig andern Stoff als den ſeiner gelehrten Bildung und ſeines wiſſenſchaftlichen Wirkens dar und wir haben uns darum hierauf vorzüglich beſchränkt. Zum Schluß nur noch etwas über ſeinen Charakter und ſeine Eigenthümlichkeit.

Facius war ein durchaus rechtſchaffener Mann von ſtrengen Sitten, ein Freund der Wahrheit, höchſt gewiſſenhaft in ſeinem Amt, dienſtfertig und gefällig gegen Jedermann und wohlthätig gegen

Arme. Von Jugend auf etwas zurückhaltend, hatte ſich durch die früheren ungünſtigen Glücksumſtände, über die er ſich ſo oft bei Heyne beklagte, ein gewiſſes Mißtrauen bei ihm feſtgeſetzt, das ein näheres Verhältniß mit ihm erſchwerte. Deßwegen war er aber keineswegs unempfänglich für Freundſchaft, die er hoch und theuer hielt. Wen er einmal als ſeinen Freund erkannt hatte, dem war er mit der innigſten Anhänglichkeit und Liebe ergeben. Des Freundes Wohl lag ihm wie das ſeine am Herzen. Er ſelbſt war ſehr nachſichtig in Beurtheilung ſeiner Freunde und konnte es durchaus nicht vertragen, wenn Andere anders urtheilten, dann trat er als warmer und eifriger Vertheidiger auf. Bei den mancherlei Eigenheiten, die er hatte, wurden ſeine freundſchaftlichen Verhältniſſe wohl auch bisweilen durch eine kleine Disharmonie geſtört. Wenn er gleich nicht eingeſtand, daß er die Veranlaſſung dazu geweſen, ſo fühlte er es doch gewiß und zeigte es meiſt durch ein freundliches Entgegenkommen mit der That. Facius ſtand in ſehr angenehmen freundſchaftlichen Verbindungen mit angeſehenen Familien und wurde als ein guter Geſellſchafter in allen Zirkeln gern geſehen. — So ſchwer es in der Regel hielt, ſeine Zuneigung zu gewinnen, ſo kam doch auch recht viel auf den erſten Eindruck an. War er günſtig, ſo wurde leicht Bekanntſchaft gemacht, war er aber ungünſtig, ſo war er auch gleich wider den Fremden eingenommen und es hielt ſehr ſchwer, ihn umzuſtimmen. Seine Geſinnungen waren in ſeinen Mienen zu leſen und aus ſeinem ganzen Weſen bemerkbar. Freunde müſſen ſich ohne Noth nicht läſtig werden, keine Zumuthungen machen, war ſein Grundſatz, und dieſen befolgte er mit einer ſo ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit, daß die urſprünglich zu

Grunde liegende Delicateſſe bisweilen faſt Gefahr lief aufzuhören, was ſie ſeyn ſollte. So wollte er bei dem ihm zu Ehren an ſeinem Geburtstage veranſtalteten Mittageſſen, wozu er feierlich eingeladen war, ſein Couvert bezahlen und war mit Mühe davon abzubringen. Ein Freund hatte ihm gelegentlich ein Glas Wein vorgeſetzt; der Wein, den er überhaupt liebte, ſchmeckte ihm beſonders gut und er kam öfter und verlangte eine halbe Flaſche gegen Bezahlung. Das fand er ganz in der Ordnung; der gutmüthige Freund gewährte endlich ſeine Bitte, und ſtellte ihn ſo ganz zufrieden.

„Und wenn Sie mir alle guten Eigenſchaften abſprechen,“ ſchrieb Facius einem guten Freund, „ſo laſſen ſie mir die Aufrichtigkeit, die ich nie verläugne,“ und mit vollem Rechte zählen wir ſeinen übrigen Tugenden dieſe bei. Widerſpruch konnte er nicht wohl vertragen. — Er war ein Liebhaber von Gemählden und beſaß ſelbſt eine kleine Sammlung, auf die er große Stücke hielt, in der ſich aber auch manche gute Bilder befinden ſollen. Theoretiſche Kunſtkenntniſſe hatte Facius ohne Frage, aber das feſte Vertrauen auf ſeine Kenntniß von Gemählden und ihrer Meiſter, die er ſogleich erkennen wollte, war, da er im Ganzen doch zu wenig geſehen, und nie eine Kunſtreiſe gemacht hatte, wohl eine kleine Schwäche, die, bei der von ihm als Gelehrter in ſeinem Fach überall bewieſenen und von Heyne rühmlich anerkannten Beſcheidenheit, wirklich überraſchen mußte.

Facius war von kleinem Körperbau, äußerſt lebhaft und hatte eine feſte Geſundheit, die er gewiß zum großen Theil ſeiner Lebensweiſe zu verdanken hatte, denn er ging bald zu Bette, ſtieg früh wieder auf und machte ſich viel Bewegung. In ſeiner Kleidung war er der Mode des vorigen

Jahrhunderts treu geblieben. Facius war bei allen den kleinen Eigenheiten ein höchſt achtungswerther Mann, der noch lange bei ſeinen Freunden und Schülern in gutem, dankbarem Andenken bleiben wird. Ein Freund der Wahrheit muß mit Wahrheit gezeichnet werden, das glauben wir gethan zu haben und konnten es thun, honeste factis veritas sufficit *).

Eduard von Gruner.

Facius Schriften.

Epistola critica ad Harlesium in aliquot Orphei et Apollonii Rhodii Argonaut. loca. Erlang. 1772. 4. — Ueber die Aegis, eine antiquariſche Abhandlung, ebd. 1778 — Vergleichung eines Cod. Msc. des Terenz in Harlesii opusculis. Hal. 1773. 8. — Euripides Orestes ex recensione J. Barnesii, varietate lectionis et animadversionibus illustravit. Coburgi 1778. 8. — * Persian tales, designed for use and entertainment. Vol. III. ibid. 1779—781. 8. — Grundriß zu einer Abhandlung zum Stil, ebend. 1781. 8. — Compendium dialectorum Graecarum in usum scholarum concinnatum. Norimb. 1782. 8. — Schulſtudienplan od. Abriß der Schulſtudien für junge Studirende auf Gymnaſien u. Schulen nebſt einem Verzeichniß der dazu gehörigen Bücher, ebd. 1782. 8. — Griechiſche Blumenleſe, ebd. 1783. 8. — Praktiſcher Unterricht zur Mahlerei, aus dem Italieniſchen des Ritter Mengs überſetzt, ebd. 1783. 8. — Progr. de fabula quaedam Homerica. Cob. 1784. 4. — De Codice IV. Verrinarum Cic. in Bibl. Duc. Meiningensi asservato ejusque lectionibus variantibus. Prolusio I. ibid. 1785. Prolusio II. ibid. 1787. 4. — Ad Pausaniam emendandum et explanandum. Prolusiones IV. ibid. 1789—793. 4. — Progr. de aenigmate et Gripho. ibid. 1789. 4. — Isocratis orationes quatuor ad Demonicum, Evagorae laudatio, ad Nicoclem, Trapezitica. In usum juvenum graecae linguae studiosorum separatim editae, ibid. 1790. 8. — Memoria Joannis Gerardi Gruneri Sereniss. Duc. Cob. et Saalfeld. a consiliis interioribus, Camerae Ducalis Praesidis et Gymnassii scholarchae, defuncti d. 1. Jul. 1790. ibid. 4. — Prolusio ad explicandum locum Paulinum, I. ad Cor. XV. 29. ibid. 1792. 4. — Ad locos nonnullos in Aristotelis Poetica explicandos, Prolusio I. ibid. 1793. 4. — Kurzgefaßte Griechiſche Grammatik, ebend. 1793. 8. — Pausaniae Graeciae descriptio; Graece; recensuit, emendavit et explanavit. Tom. I—III. Lips. 1794—96. 8. — Progr. über die ſymboliſchen und allegoriſchen Kunſtvorſtellungen der Griechen. Coburg, 1795. 4. — Pr. über Lucae, XVI. 9. ebend. 1795. 4. — Progr. über das Alter der künſtlichen Automaten. Cob. 1799. 4. — Die zwei Portraite, od. Geſchichte meines Landaufenthalts. Cob. u. Leipz. 1799. 8. — Pözile, eine Quartalſchrift, I—IV. (redigirt). Cob. 1800. 801. 8., darin von ihm der Harlekin, Poſſe in einem Aufzug. — Progr. 1. u. 2. Verzeichniß der alten Drucke, die in der Bibliothek des Gymnasii Casimiriani academici zu Coburg befindl. ſind. Cob. 1802. 4. — Ex Plutarchi Operibus Excerpta quae ad artes spectant, collegit, in capita digessit interpretatione Latina et adnotatione instruxit. Lips. et Cob. 1805. 8. — Miscellen zur Geſchichte der Cultur und der Kunſt des Alterthums. Cob. 1805. 8. — Taſchenbuch für junge Reiſende, um Kunſtgallerien, Muſeen und Bibliotheken mit Nutzen zu beſuchen, ebd. 1806. 8. — Aleßio, ein Roman, Hildburghauſen, 1810. gr. 8. — Die Miscellen (No. 23.) erſchienen neu vermehrt unter dem Titel: Collectaneen zur Griechiſchen und Röm. Alterthumskunde. Cob. 1811. 8. — Additamenta zu der Ausgabe des Pauſanias, im Manuſcpt.

---

*) Plinii ep. L. 7. ep. 33.

* XLIV. Johann Karl Burckhardt,

Aſtronom, Doctor der Weltweisheit, Adjunkt der Commiſſion der Meereslänge, Director der Sternwarte der königl. Kriegsſchule zu Paris, der Ruſſiſch-kaiſerlichen Academien der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, der königl. Hannöver'ſchen zu Göttingen, auch der vormals kurfürſtl. Mainziſchen Academie der Wiſſenſchaften u. m. a. Mitglied, und herzogl. Sachſen-Meiningiſcher Legationsrath.

geb. den 30. April 1773.

geſt. zu Paris den 22. Juni 1825. *)

Er wurde zu Leipzig, dem Sitze der Muſen, in einer, Kunſt und Wiſſenſchaften liebenden Familie geboren. Sein Großvater, welcher einen guten Anfang zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung gemacht hatte und die Muſik, worin er nicht unerfahren war, ſehr liebte, hatte ſeinen Sohn, Karl Chriſtian, den Vater unſers Burckhard, zum Studiren beſtimmt. Da die Zeitumſtände aber die Abänderung dieſer Beſtimmung veranlaßten, ſo wurde er dem Handelsſtande geweihet und der Nachfolger ſeines Vaters, welcher ihm, nachdem er durch den ſiebenjährigen Krieg ſeiner Wohlhabenheit beraubt worden, faſt nichts an Vermögen hinterließ. Gegen dieſe ungünſtigen Umſtände ſtets kämpfend, brachte er es durch Fleiß und Umſicht dahin, mit einer Schenkwirthſchaft einen ſo ausgebreiteten Mehlhandel zu treiben, daß er, als in den Jahren 1772 und 1773 Sachſen der Hungersnoth Preis gegeben war, und Preußen die Ausfuhr des Getraides ſtreng verboten hatte, durch Thätigkeit und Muth,

---

*) Hierbei iſt benutzt: von Zachs Correſpondenz, Jahrgang 1801, Juli-, Auguſt- und Septemberheft.

vermittelſt ſeiner Verbindungen mit Halle, der Noth ſeiner Vaterſtadt um vieles abhelfen, auch ſeine 8 Kinder, denen er nach ſeinem Tode ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen hinterließ, dabei gut erziehen laſſen konnte. Von einem ſolchen Vater war unſer Burckhardt der älteſte Sohn. Dieſer zeigte ſchon früh Neigung zu ernſteren Studien. Er ſchlug den Vorſchlag eines ſeiner Lehrer, ein Buchhändler zu werden, ab, worüber ſein Vater, der ſehr geneigt war, ihn ſtudiren zu laſſen, ſehr erfreut war. Auf der Nicolaiſchule ſeiner Vaterſtadt, wohin er im 10. Jahre, nachdem ihn ſein Vater im Schreiben und in den Anfangsgründen der Arithmetik ſelbſt unterrichtet hatte, geſchickt wurde, legte er ſich fleißig auf das Studium der alten Sprachen, ſo wie der Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen. Hier war es auch, wo ſeine beſondere Anlage für das höhere Studium der mathematiſchen Wiſſenſchaften ſich zu entwickeln anfing. Die Mathematik zog ihn zuerſt beſonders an; er fand im Rechnen ein ſo großes Vergnügen, daß er es ohne beſtimmten Zweck, blos als Bedürfniß eines überaus wiſſenſchaftlichen Kopfes trieb. Ihm fehlte etwas, das ſein Geiſt ſuchte, ihn ſelbſt aber noch nicht befriedigte. Dieſe Befriedigung fand er immer mehr und mehr, je weiter er in der Geometrie fortrückte, und ſo wurde an ihm wahr, was Käſtner einſt ſcherzweiſe in das Stammbuch eines Freundes ſchrieb, wo er eine bekannte Stelle von Haller ſo parodirte:

O könnte Dich ein Schatten rühren,
Die Wolluſt, die die Herzen ſpüren,
Die ſich die Meßkunſt zugedacht! *)

---

*) An Doris, 1730 gedichtet; in der 10ten Strophe

Wenn er auch in der Nicolaiſchule, in welcher nach ihrer damaligen Einrichtung die Mathematik nicht öffentlich gelehrt wurde, keine beſondere Gelegenheit dazu hatte, ſo fand er doch an dem damaligen Cantor, Magiſter Böhringer, der einen Privatcurſus in dieſer Wiſſenſchaft, gegen ein billiges Honorar, hielt, einen treuen Führer in deren Vorhallen. Nicht wenig trug dieſer dazu bei, den Keim des, in dem jungen Burckhardt wohnenden natürlichen Talents für höhere Mathematik und Aſtronomie, zu fördern und auszubilden. Er machte bald unter Böhringers Leitung beträchtliche Fortſchritte in der Mathematik. Zum Beweis der Sicherheit und Bedeutſamkeit ſeiner Fortſchritte mag folgender Vorfall dienen. Einer ſeiner Lehrer bemerkte einſt, daß, gerade nach den mathematiſchen Stunden, die Schüler ihre Schulſtube, wie ſonſt gewöhnlich, nicht verließen. Aufmerkſam darauf gemacht, überraſchte er ſie und fand unſern Burckhardt, welcher die eben vorgetragenen Lehren ſeinen Mitſchülern wiederholte und deutlicher auseinander ſetzte. So zeichnete er ſich ſchon damals aus; ſo ſehr war Mathematik ihm ſchon zum Bedürfniß geworden, daß er ihren Genuß auch andern gern verſchaffen wollte.

Eine Zeit lang, während des Studiums der Humanioren, beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit reiner Mathematik. Ein Buch, das ihm einer ſei-

---

des 8ten Stücks der Göttinger Ausgabe 1768. Hier iſt dieſe Strophe.

O könnte Dich ein Schatten rühren,
Die Wolluſt, die zwei Herzen ſpüren,
Die ſich einander zugedacht,
Du foderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die Dein Herz müßig zugebracht.

ner Lehrer lieh, führte ihn aber bald ſeiner Beſtimmung näher, es war der von Scheibel überſetzte Auszug aus Lalande's Aſtronomie. Dies Buch machte ihn nun begierig nach Lalande's größerem Werke, das er auch bald darauf, bei der Verſteigerung der Bücherſammlung eines reichen Freundes der Mathematik, erhielt, der zwar ſelbſt dieſe Wiſſenſchaft unmittelbar nicht förderte, ihr aber dadurch nützlich wurde, daß er den ſchönſten Theil ſeiner Bücher an zwei öffentliche Bibliotheken vermachte, mehrere Stipendien ausſetzte, wovon eines für einen jungen Menſchen, der ſich der Mathematik widmet, beſtimmt iſt und welches unſer Burckhardt zuerſt genoß.

Durch eigene Beobachtungen konnte Burckhardt in ſeiner Lage, ſeinen Hang zur Aſtronomie zwar nicht befriedigen, denn einige Beobachtungen, die er im väterlichen Hauſe mit einem fünffüßigen Fernrohr anſtellte, zeigten ihm nur die Unzulänglichkeit ſeiner Werkzeuge und Mittel. Indeß gewährte ihm das Studium alles deſſen, was zur Sternkunde gehört, die ſüßeſten Freuden. Er drang in die Geheimniſſe des geſtirnten Himmels und gründete alle Kenntniſſe in der Aſtronomie auf tiefe Kenntniß aller übrigen Theile der Mathematik, wozu ihm ſeine frühere Liebhaberei zum Rechnen ſehr gut zu Statten kam. Es war nicht mehr blos Vergnügen, Zahlenrechnungen vollendet zu haben, das ihn belohnte, die nun ihm leichter gewordene Fertigkeit in aſtronomiſcher Berechnung war ihm der größte Gewinn. Manchem mag es vielleicht unnütze Arbeit ſcheinen, daß er ſchon vorher das Verhältniß des Durchmeſſers zum Umkreiſe, aus der Formel, welche den Bogen durch Potenzen ſeiner Tangente gibt, auf eine größere Menge von Decimalſtellen, als man bis jetzt hatte, zu berechnen unternahm;

daß er ſich einen aſtronomiſchen Kalender für mehrere Monate eines Jahres aus den Tafeln entwarf und eine Menge von Monds- und Sonnenfinſterniſſen und Sternbedeckungen ausrechnete. Alle dieſe Vorarbeiten aber ſind es, die ihm die Fertigkeit, Beſtimmtheit und Sicherheit des Urtheils erwarben, welche nachher einen von den tüchtigſten, geſchickteſten und gelehrteſten Aſtronomen aus ihm machten. Auch verdient nicht weniger erwähnt zu werden, daß er, als ein funfzehnjähriger Gymnaſiaſt die Berechnung und Beſtimmung der Länge Wittenbergs verfertigte, die wirklich die einzige zuverläſſige Längenbeſtimmung dieſer Univerſitätsſtadt bis zur Vereinigung dieſer Hochſchule mit der Halleſchen geblieben iſt. Außerdem trug eine ihm angeborne Ordnungsliebe, welche ſich in allen Theilen ſeiner mathematiſchen Studien und Arbeiten beſonders zeigte, vorzüglich dazu bei, ſeine glücklichen und ſchnellen Fortſchritte zu befördern, und machte, daß er alle Hauptwerke, woraus er ſeine Kenntniſſe ſchöpfte, mit Genauigkeit durchlas und ſtudirte. Hierzu half auch ihm ſeine beſchränkte Lage, welche ihn zwang, aus mehreren Hauptbüchern, die er ſich nicht anſchaffen konnte, ſorgfältige Auszüge zu machen, wodurch er ſich mit dem Gegenſtand ſeines Nachdenkens noch vertrauter machte.

Nach allen dieſen Vorarbeiten, zu welchen mehrere zum Theil ſchwere Berechnungen, das Einſtudiren der höheren Rechnungsformen, nach Anleitung von Euler's Werken und das Erlernen der meiſten neueren Sprachen, Franzöſiſch, Engliſch, Spaniſch, Italieniſch, Holländiſch, Däniſch u. a. m. hinzukommen, mit ſolchen, durch den größten Fleiß erworbenen ſeltenen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, bezog er im Jahre 1791 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt Leipzig. Unſchlüßig aber war er noch über die Wahl des Fachs, worauf er ſich, als Berufsſtudium legen ſollte. Er wollte ſich erſt der Rechtswiſſenſchaft widmen; aber in ihm kämpfte Neigung und Pflicht, denn ihn zog ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die Mathematik, immer mehr an, ſo daß er, nach mehreren ſehr ernſtlich angewandten Bemühungen, ſich in die Arzneikunde einzuſtudiren, zu der in ihm ſchon zu überwiegend gewordenen Neigung für Mathematik zurückkehrte.

Seine Lehrer auf der Univerſität waren in der Philoſophie: Caeſar, Heydenreich und Platner; in der Geſchichte: Wenck und Beck und in der Mathematik: Borz und Hindenburg. Unter letzterm, um ihn ſehr verdienten Lehrer, ſtudirte er die Mathematik mit ſo vorzüglichem Fleiße fort, daß er ſich deſſen Wohlwollen unbedingt erwarb und den von dieſem Lehrer erfundenen neuen Theil der Mathematik: die combinatoriſche Analytik, ſich beſonders eigen zu machen ſtrebte. Den Nutzen derſelben zeigte er in einer kleinen Gelegenheitsſchrift und wandte ſie auf ein, vorher noch unaufgelößtes Problem, bei den continuirlichen Brüchen an. Mit demſelben eifrigen Fleiße ſtudirte er auch die Aſtronomie unter dem Profeſſor Rüdiger und bewieß ſeine, in dieſer Wiſſenſchaft erworbenen Kenntniſſe und Geſchicklichkeit in der 1794 zu Leipzig herausgegebenen Schrift: Methodus combinatorio — analytica, evolvendis fractionum continuarum valoribus maxime idonea.

Bei allen dieſen Studien hatte Burckhardt einen großen Vortheil, den er ſich wegen ſeiner häuslichen Lage und ſeiner zahlreichen Geſchwiſter ſehr früh angeeignet hatte, aus welchem für ihn die Leichtigkeit entſprang, womit er immer arbeiten konnte. Er hatte ſich nämlich daran gewöhnt, ſeinen Geiſt ſo ganz auf ſeinen Gegenſtand zu richten, daß das ſtörendſte Geräuſch um ihn her ihn nicht aus ſeinen Betrachtungen und Nachdenken bringen konnte. So unerheblich dies ſcheinen mag, ſo iſt es doch nicht deſto weniger um ſo mehr zu bewundern, da die Gegenſtände ſeines Nachdenkens oft die abſtrakteſten und ſchwerſten Berechnungen der höheren Mathematik und der Aſtronomie waren, und es beweiſt die ſeltene Kraft ſeines Geiſtes, die in ſtiller Abgeſchiedenheit von allem Aeußern bloß auf ihr Innerſtes gekehrt iſt.

Nach einem Genuß von drei Jahren verpflichtete unſern Burckhardt das, von dem Herrn Baron Kregel von Sternbach geſtiftete Stipendium, das ihm zur Unterſtützung ſeiner Studien zu Theil geworden, eine kleine Reiſe zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe zu machen und zuletzt in einer Schrift eine Probe derſelben der Akademie vorzulegen. Sein leidenſchaftliches Verlangen, ſich in der Aſtronomie zu vervollkommnen, ſich vorzüglich in der Praxis dieſer Wiſſenſchaft bilden zu können, erregte in ihm den ſehnlichſten Wunſch, einen Zutritt bei der Seeberger Sternwarte zu Gotha zu erhalten. Daher wurde er von ſeinem guten Lehrer, Profeſſor Hindenburg, dem ihm ſchon befreundeten berühmten Vorſteher dieſer Sternwarte, Freiherrn v. Zach, empfohlen. Hindenburg drückte ſich in einem ſeiner Briefe über ihn unter Andern ſo aus: „... Dabei iſt er äußerſt human und beſcheiden und in hohem Grade gefällig. Etwas ſchüchtern und timid iſt er, doch das wird ſich geben, wenn er mehr unter Leute kommt. Wenn das ein Fehler iſt, ſo hat er doch ungleich weniger zu bedeuten, als der entgegengeſetzte der Dreiſtigkeit und Selbſtgenügſamkeit.“ — So reiſte er denn im Februar 1796 nach Gotha ab, wo er nach ſo großer und vollgültiger Fürſprache von dem jetzt noch lebenden gelehrten Aſtronomen, Herrn v. Zach, aufs

Beſte aufgenommen wurde. An dieſem fand Burckhardt nicht allein den geſchickteſten Lehrer, ſondern auch einen edlen Gönner. Auch hatte er dort das Glück, durch deſſen Empfehlung mit der, mit ſo vielen gelehrten Kenntniſſen ausgeſchmückten Herzogin von Sachſen-Gotha bekannt zu werden, welche ihn gnädig aufnahm und aufmunterte. Eben ſo ward ihm auch der verſtorbene vortreffliche Fürſt Primas, Freiherr v. Dalberg, damaliger Coadjutor von Mainz, welcher jedes Talent ſo gut zu beurtheilen, zu ſchätzen und aufzumuntern wußte, bald ein warmer und eifriger Gönner und Beſchützer, der ihm ſeine Hochachtung auf das Thätigſte und Großmüthigſte angedeihen ließ und, nachdem er ihn der damaligen Kurfürſtl.-Mainziſchen Akademie der Wiſſenſchaften vorgeſchlagen, ihm das Diplom als Mitglied dieſer Geſellſchaft in den aufmunterndſten Ausdrücken zuſendete. Bei dieſer Gelegenheit, als Beweis ſeiner Dankbarkeit gegen ſeinen Gönner und zur Rechtfertigung ſeiner ehrenvollen Aufnahme bei der Akademie, ſchrieb er eine Abhandlung: Ueber die trigonometriſchen Linien für Summen von Winkeln mittelſt combinatoriſcher Analytik, welche, des Drucks würdig befunden, in dem II. Bde. der Acten dieſer gelehrten Geſellſchaft aufgenommen wurde.

Beinahe zwei Jahre, vom Februar 1796 bis November 1797 brachte der junge Aſtronom Burckhardt, unermüdet mit dem geſtirnten Himmel beſchäftigt, auf der Seeberger Sternwarte zu, wo er, mit der Theorie eines jeden aſtronomiſchen Werkzeuges ſchon genau bekannt, bald eine große Fertigkeit in der mechaniſchen Handhabung derſelben erlangte. An allen Beobachtungen, die in dieſem Zeitraume auf derſelben Sternwarte gemacht wurden, hatte er gemeinſchaftlichen Antheil. Auch begleitete

Digitized by Google

er den Vorſteher derſelben auf verſchiedenen geographiſchen Reiſen und beſtimmte mit beſondern Inſtrumenten die geographiſche Lage mehrerer Ortſchaften in Sachſen, Thüringen und Franken. Er trieb damals ſeinen Eifer und unermüdeten Fleiß ſo weit, daß ihn ſein Lehrer aus Beſorgniß für ſeine ohnehin ſchon ſchwache Geſundheit von dem lang anhaltenden Nachtwachen, das zu der nachherigen Kränklichkeit ſeines Körpers wahrſcheinlich ſchon damals den Grund legte, abhielt und für eine weniger angeſtrengte Lebensweiſe Sorge trug.

Nachdem Burckhardt ſich während ſeines Aufenthalts in Gotha theoretiſch und praktiſch ſo weit ausgebildet und vervollkommnet hatte, daß für ihn nun nichts mehr zu erreichen war, was er nicht ſelbſt durch eignen Fleiß und Anſtrengung erlangen konnte, ſo war es für ihn erwünſcht, nach einem der Länder zu reiſen, wo er durch neue Anſichten auch neue Ideen wecken und mannichfaltigere Kenntniſſe einſammeln könnte. Die Wahl war nicht ſchwer; für praktiſche Sternkunde war es nur England, für theoretiſche nur Frankreich, welches ihm nach einer ſo vortrefflichen Vorbereitung den erwünſchten Nutzen und Gewinn für ſich und die Wiſſenſchaft darbieten konnte. Obſchon Herr von Zach ihm in England hohe Gönner und Beſchützer verſchafft und eine gute Aufnahme dort vorbereitet hatte, ſo erlaubten es die damaligen politiſchen Zeitverhältniſſe doch nicht dahin zu reiſen und Frankreich wurde dazu auserſehen. Hr. von Zach hatte daher an ſeinen Freund, den ſeit 1807 verſtorbenen berühmten Aſtronomen La-Lande, nach Paris geſchrieben und unſern Burckhardt zur gütigen Aufnahme empfohlen. Der würdige Senior aller damaligen Aſtronomen, welcher das Unmögliche zur Wirklichkeit zu bringen ſuchte, ſobald es die Beförderung ſeiner Wiſſenſchaft, oder die Unterſtützung irgend eines ausgezeichneten Talents betraf, antwortete auf die zuvorkommendſte Art und erklärte, daß, da Burckhardt ſich ſchon ſo vortheilhaft als Aſtronom gezeigt, er ihn mit dem größten Vergnügen in ſein Haus aufnehmen, als Mitglied ſeiner Familie betrachten und ihm alle Mittel, die ihm als Director mehrerer Sternwarten zu Gebote ſtänden, an die Hand geben und überhaupt Alles beitragen wolle, was den jungen Aſtronomen zu ſeinem hohen Ziel nur immer führen könnte. Nachdem ihm 1796 von der Univerſität Leipzig die Würde eines Doctors der Weltweisheit ertheilt und im darauf folgenden Jahre von dem Herzog von Meiningen der Character als Legationsrath verliehen worden war, trat er Ende Novembers 1797 ſeine Reiſe nach Paris an, wo er den 15. December deſſelben Jahres anlangte. La=Lande bemerkt dies in ſeiner Geſchichte der Aſtronomie und fällt über ſeinen neuen Zögling folgendes Urtheil:

„Mr. le Dr. Charles Burckhardt est arrivé le 15. Déc., pour travailler avec nous, jour remarquable dans l'astronomie pour la naissance de Tycho-Brahe. ....Le Baron Kregel de Sternbach, mort en 1788, a fait à Leipzig une fondation pour l'astronomie, dont on a fait l'application à Mr. Burckhardt et l'on ne pourait choisir un sujet qui en fut plus digne, pour

„Der Hr. Dr. J. K. Burckhardt iſt, mit uns zu arbeiten, den 15. December, ein durch die Geburt von Tycho=Brahe in der Aſtronomie merkwürdiger Tag, angekommen. — Der 1788 zu Leipzig verſtorbene Baron Kregel von Sternbach hat eine Stiftung für die Aſtronomie gemacht, welche dem Hrn. Burckhardt vergeben worden; man hätte keinen wählen können, der durch ſeinen Fleiß und ſeine Talente son application et son talent. *)“ Und an einem andern Orte: **) „L'anniversaire de la naissance de Tycho-Brahe le Dr. I. C. Burckhardt arriva chez moi de Gotha: est habile astronome, né à Leipzig le 30. avril 1773 est venu renforcer l'astronomie de France, il est déjà un de nos meilleurs astronomes et pour la théorie et pour la pratique.“

deſſen würdiger wäre. *)“ Und an einem andern Orte: **) „Am Jahrstag der Geburt Tycho-Brahe's kam von Gotha der Herr Dr. J. K. Burckhardt in meinem Hauſe an: Dieſer zu Leipzig am 30ſten April 1773 geborne, geſchickte Aſtronom iſt gekommen, um die Aſtronomie Frankreichs zu bereichern; ſchon iſt er ſowohl für die Theorie, als für die Praxis einer von unſern beſten Aſtronomen.“

Von den vorzüglichſten Gelehrten Frankreichs wurde Burckhardt mit der größten Auszeichnung aufgenommen und mit La Grange de Lambre, de La Place, Méchain, Le Gendre u. A. lebte er bald in freundſchaftlichen Verhältniſſen. La Lande gewann ihn beſonders ſehr lieb, ſo daß er ihn gewöhnlich ſeinen zweiten Neffen nannte. Auch ward Burckhardt in der That nicht nur der beſtändige Hausgenoſſe und Freund La Lande's, ſondern ein wahres Mitglied dieſer aſtronomiſchen Familie; von Allen gleich geſchätzt und geliebt. Von nun an theilte er alle Geſchäfte und Arbeiten ſowohl des Oheims, als des Neffen, mit welchem er in brüderlichem Einverſtändniſſe lebte und gemeinſchaftlich alle Beobachtungen auf der Sternwarte der Kriegsſchule beſorgte. Außerdem wußte ſich unſer junger Aſtronom durch ſeine Kenntniſſe und durch ſein Betragen die gute Meinung und die wärmſte Freundſchaft des erſten Mathematikers ſeiner Zeit, La Place, ſo zu erwerben, daß dieſer ihm die Reviſion des Drucks ſeines großen Werkes, der Mécanique Céleste, welche er eben herausgeben wollte, anvertraute und zugleich eine Deutſche Ueberſetzung, während des Drucks des Franzöſ. Originals, erlaubte.

---

*) Connaissance des tems. An. IX. S. 286.

**) ibid. ibid. An. X. S. 384.

Dem Wunſche ſeiner Freunde gemäß, welche ſeine großen Verdienſte anerkannten und troz dem Neide, der Mißgunſt und vorzüglich der Mittelmäßigkeit dieſer ewigen Feindin jedes ausgezeichneten Talents, wurde ihm, nachdem er um das Franzöſiſche Bürgerrecht nachgeſucht und daſſelbe erlangt hatte, die Stelle eines Adjunkts bei dem Bureau des Longitudes den 20. December 1799 nach einſtimmiger Wahl ertheilt und ſein guter Vater, der bald nachher ſtarb, hatte noch die Freude, dieſe ſo ehrenvolle Anſtellung ſeines Sohnes zu erleben. Zur größten Zufriedenheit aller Mitglieder hatte Burckhardt dieſe Stelle bekleidet.

So verlebte er im Schooße der innigſten Freundſchaft, ſeiner Wiſſenſchaft ganz hingegeben, mehrere glückliche Jahre, bis der Tod ihm 1807 ſeinen ehrwürdigen Lehrer und treuen Freund, La-Lande, raubte. Er wurde deſſen Nachfolger auf der Sternwarte der Kriegsſchule und ſtand dieſer Stelle bis an ſeinen Tod vor. Seine Geſundheit aber fing nach dieſem harten Verluſte an ſchwächer zu werden, und wenn auch zu anhaltender Fleiß deren offenbarer Zerſtörer war, ſo ließ er doch davon nicht nach. Alle die vielen verſchiedenen Arbeiten, die er vollendet, hier anzuführen, erlaubt der Raum nicht; doch eine verdient beſonders erwähnt zu werden; dies iſt die ſo glänzend und ehrenvoll gekrönte Preisſchrift, eine Abhandlung über den berühmten Cometen von 1770. Die Preisanerkennung geſchah

Digitized by Google

im Palais national des Sciences am 1. Januar 1801 und wurde am 4ten Tage deſſelben Monats in der öffentlichen Sitzung des Nationalinſtituts bekannt gemacht.

Obgleich von ſeiner Familie weit entfernt, hing doch unſer Burckhardt ſtets mit der zärtlichſten Liebe an ſeinem Vater und an ſeinen Geſchwiſtern, denen er nach dem Tode des Vaters manche Unterſtützung zukommen ließ. Auch ſeinen jüngſten Bruder ließ er zu ſich nach Paris kommen, damit er ſich in ſeiner Kunſt vervollkommnen und die höhere Uhrmacherkunſt, die Verfertigung von aſtronomiſchen Uhren lernen möchte. Mit dieſem Bruder, als er in ſeine Vaterſtadt Leipzig, wo er jetzt noch lebt, zurück gekehrt war, unterhielt er bis an ſein Ende einen regelmäßigen Briefwechſel und hegte für ihn eine beſondere Liebe. — Verheirathet war er nie. Von einigen Freunden hintergangen und dadurch innerlich erſchüttert, war ſein Gemüth ſo verändert, daß er finſter und mißtrauiſch wurde und ſtark an Hypochondrie litt. Durch Mißgunſt und Neid häufig beunruhigt und gequält, lebte er nur der Pflicht ſeiner Aemter, den Wiſſenſchaften und ſeinem Studium. Wie ſchon erwähnt, hatte er, außer La-Lande und ſeinem Neffen, mit de Lambre, La Grange, de La Place, dieſen bekannten und in der höhern Mathematik und Aſtronomie berühmten Männern u. a. m. im engſten Freundſchaftsbund gelebt. Der Tod entriß ſie ihm aber alle nacheinander und er fand ſich nun ganz allein. Er zog ſich von dieſer Zeit an immer mehr zurück und dieſe freiwillige Abgeſchiedenheit gab ſeiner Hypochondrie nur friſche Nahrung und untergrub ſeine Geſundheit immer mehr. Als die verbündeten Mächte 1814 in Paris einrückten, verlor er einen Theil ſeiner Bibliothek, weil er die Kriegsſchule, wo er wohnte, verlaſſen mußte und genöthigt ward, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen.

Sein Character war edel und gut; zum Wohlthun ſehr geneigt, übte er in der Stille viel Gutes aus. Er war klein und ſchmächtig, ſeine Körperbeſchaffenheit ſchwächlich. Seine Augen waren lebhaft und ausdrucksvoll, ſeine Geſichtszüge fein und ziemlich regelmäßig; Milde und Güte mit einem Anſtrich von Melancholie vermiſcht, machten den Hauptcharacter ſeiner Geſichtsbildung aus; ſein ganzes Weſen war beſcheiden und zurückhaltend, eine nähere Bekanntſchaft war erforderlich, um ihn gehörig ſchätzen zu lernen. Nie ſah er ſeine Vaterſtadt noch ſeine Geſchwiſter wieder. Wenn er auch bei ihrem häufigen Briefwechſel, ſie zu beſuchen, oft und freundlich aufgefordert wurde und die Aerzte ihm ſolches zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit dringend anriethen, ſo ſchützte er doch immer den ſchlechten Zuſtand ſeiner ſchwachen Geſundheit vor, der es ihm nicht erlaube.

Außer der oben erwähnten Ueberſetzung, wovon der erſte Band unter dem Titel: Mechanik des Himmels von La Place; aus dem Franz. überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen, 1. Th., Berlin 1800, gr. 4. und der zweite und letzte ebd. 1802 erſchien, ſind neben der ſchon angeführten Abhandlung: Methodus combinatorio-analytica, evolvendis fractionum continuarum valoribus maxime idonea. Lips. 1794. 4., noch die Tables des facteurs erſchienen. Eine zahlreichere Reihe von trefflichen Aufſätzen und Abhandlungen, welche aus ſeiner Feder zu verſchiedenen Zeiten floſſen, ſteht in der monatlichen Correſpondenz u. ſ. w. des Herrn von Zach, ſo wie in der Schrift ſeines Lehrers La-Lande, Connaissance des tems. Viele Ausarbeitungen ſind nicht im Druck erſchienen. In den

Händen ſeines jüngſten Bruders, H. Burckhardt, eines geſchätzten Uhrmachers zu Leipzig, befinden ſich auch noch mehrere Manuſcripte, deren Bekanntmachung eine erwünſchte und angenehme Erſcheinung für die Freunde der mathemathiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften ſeyn dürfte.

Die ungetheilte Achtung Aller, welche ihn als Gelehrten, als Freund, als Menſch und ſeine Redlichkeit, ſeinen Eifer für das Gute, für die Wiſſenſchaften, welche an ihm einen ſo großen Verluſt erlitten und in der Erfüllung ſeiner Amtspflichten, beſonders aber ſeine Beſcheidenheit gekannt haben, nahm er, als treue Führerin zu den himmliſchen Wohnungen, mit ins Grab!

J. von Lücenay.

---

* XLV. Franz Chriſtian Horner,

früher Garniſonprediger in Prag, übergegangen zur evangeliſchen Kirche 1818.

ſtarb den 28. Juni 1825 im Paulino zu Leipzig.

(Merkwürdig durch ſein Schickſal.)

Sein Geburtsort iſt Iglau in Mähren, an der Böhmiſchen Grenze; ſein Geburtsjahr aber iſt unbekannt. Nie hat er ſich unter ſeinen Bekannten in Leipzig darüber etwas merken laſſen, um einen Schluß auf ſein Alter ziehen zu können. Für einen hohen Vierziger, wo nicht angehenden Funfziger hat man ihn geſchätzt. Aus ſeinen Jugendjahren und von ſeinen Familienverhältniſſen hat er wenig erzählt. Sein Vater war Apotheker und daher ſchrieben ſich ſeine gar nicht unbedeutenden mediciniſchen Kenntniſſe. In Prag hat er ſtudirt, wenigſtens war er dort nach ſeiner Ausſage Magiſter geworden, von welchem Titel er jedoch in Leipzig keinen Gebrauch machte, um die Kopfſteuer zu erſparen. Sieben Jahre war er Feldprediger und ſtand mit ſeinem Regimente in verſchiedenen Städten Ungarns, wo er einmal einen Abſtecher nach Belgrad machte. Er begleitete ſein Regiment in dem Italienischen Feldzuge gegen Murat und kam bis Neapel; nach Rom aber nicht. Seine Offiziere hatten ihn ſehr lieb und feuerten ſeinen Freimuth nur noch mehr an. Vorlaute Aeußerungen über die Verehrung der Maria, aller Heiligen u. ſ. w. erregten Aufſehen auf ihn und das lange drohende Ungewitter brach endlich los, als er einigen Beichtenden ihre Sünden deshalb nicht vergeben wollte, weil ſie gar zu ſchrecklich ſeyen. Er wurde nun förmlich als Ketzer angeklagt, zu Prag in einen unterirdischen Kerker geworfen und mit Ketten geſchloſſen. Dreizehn Monate brachte er darin zu, bekam das Kerkerfieber, dem er ſeine Platte auf dem Kopfe zuſchrieb und behielt ſeit jener Zeit, vorzüglich in Folge der vielen Geißelhiebe, die er bekam, Bruſt- und Seitenſchmerzen und den Huſten, woran er ſo oft litt. So empfand er oft auch Schmerzen an dem Fuße, um welchen die Kette gelegt geweſen war. Seine Freunde brachten es dahin, daß er aus dem Kerker in ein Franziskanerkloſter eingeſperrt wurde. Sie waren es auch, die ihm zu ſeiner Flucht aus dem Kloſter behülflich waren, wo er ſich ½ Jahr befand. Er correſpondirte mit ihnen auf eine ſehr geheimnißvolle Weiſe. Seine Briefe ſchob er während des Meſſeleſens unter das Altartuch und fand die Antworten der Offiziere auf derſelben Stelle. Als alle Vorbereitungen zur Flucht vollendet waren, nahm er die Zeit wahr, wo er in dunkler Frühe herausgelaſſen wurde, um zur Kirche zu gehen. Anſtatt ſich dahin zu begeben, erkletterte er die Kloſtermauer, war aber beim Herabſpringen ſo unglücklich, ſich den linken Fuß zu vertreten. Dies hatte die unangenehme Folge, daß er noch 3 Wochen lang, ganz im Verborgenen, ſich in Prag verſteckt halten mußte. Indeß wurde ſein Entweichen im ganzen Lande bekannt und Jedermann auf ihn aufmerkſam gemacht. Nachdem endlich ſein Fuß wieder hergeſtellt war, brachten ihn ſeine Freunde (unter dem Anſchein einer Spatzirfahrt) in einer Kutſche auf Umwegen in die Gegend der Stadt Melnik an der Elbe, wo er ausſtieg, bis zur völligen Dunkelheit der Nacht ſich im Gebüſch verbarg und dann erſt ſeine Fußwanderung antrat. Gegen Mitternacht kam er zur Elbe. Der Fährmann wollte ihn bei der Finſterniß und dem eingetretenen Sturm nicht überſetzen; da aber der unglückliche Horner ihn für das Heil der Seele des Sterbenden verantwortlich machte, dem er das Hochwürdige zu reichen habe, ihm auch ſeinen Segen zu geben verſprach, ſo willigte der Fährmann in die Ueberfahrt, die mit großer Lebensgefahr verbunden war. Um keinen Paß nöthig zu haben, legte er ſeine Kutte nicht ab; ſein Entkommen war daher im höchſten Grade mißlich und ſeine weitere Reiſe voller Abenteuer. Um den Blicken der Menſchen auszuweichen, warf er ſich ins Gebirge und in die Wälder, durch die er die Sächſiſche Grenze zu erreichen ſuchte. Mehrmals brachte er die Nacht in Wäldern zu. Mehrere Empfehlungen an einige aufgeklärte Geiſtliche in . . . und . . . *) verſchafften ihm ein beſſeres Unterkommen, treue Boten auf den unſicherſten Wegen u. ſ. w. Einige Male erkannt, rettete ihn nur ſchnelle Flucht und

---

*) Da es katholiſche Ortſchaften ſind, hat man ihre Namen hier nicht genannt, um nachtheiligen Folgen für die dort noch anweſenden katholiſchen Geiſtlichen vorzubeugen.

die Gutmüthigkeit der Leute. Einmal ſtellte er ſich als einen Abgeſandten aus Prag vor, der den Ketzer Horner aufſuchen wolle; ein andermal, als ſey er von ſeinem Kloſter ausgeſchickt, um Eier u. dergl. zu ſammeln. Damit friſtete er ſein Leben und beſchenkte ſeine Boten. Seine große, von Baſt geflochtene Henkeltaſche, ſonſt die Meßbücher u. ſ. w. enthaltend, diente ihm von Prag aus zum Vorrathsbehälter. In der Gegend von Zittau fand er die Grenze zu ſehr beſetzt, um den Uebergang wagen zu dürfen. Erſt in der Gegend von Seidenberg gelang ihm dieſer. Hier wendete er ſich an die Prediger, erholte ſich einige Tage, legte die Kutte ab, equipirte ſich friſch und reiſte dann nach Dresden. Von da ging er nach Berlin, dann nach Hamburg, wo er zu unſerer Kirche übertrat, und wollte von da aus nach London gehen. Er fand ſich indeß in ſeinen Erwartungen getäuſcht. Der gute Mann hatte eine zu hohe Meinung von ſich und ſeine Wünſche konnten nicht erfüllt werden, da ihm alle wiſſenſchaftliche Gediegenheit abging. Er glaubte, ſein Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche werde viel Aufſehen erregen, man werde ihn ſogleich zu einem Superintendenten machen, weil er ein eifriger Gegner der katholiſchen Kirche ſey, deren Heilige er verſpottet; allein nur der gute Wille an ihm war zu rühmen, — er war nicht, was er zu ſeyn ſchien; nur den erſten Anforderungen an gelehrte Bildung konnte er kaum Genüge leiſten. Er nannte ſich einmal einen zweiten Luther, und man darf ſagen, aus reiner Unwiſſenheit, denn er kannte ihn blos dem Namen nach, als einen Abfälligen des Römiſchen Stuhls; von Luthers Geiſt und Kraft, von ſeinem Charakter und religiöſen Sinn war Nichts auf Horner übergegangen. Nachdem ſeine, von den Prager Freunden ſehr gut gefüllte Börſe leer war, verließ er Hamburg und zog von einer Stadt zur andern, zeigte ein Stück von der Geißel vor, womit er im Gefängniß gehauen worden war und ſeine höchſt traurige Lage erregte überall Mitleid. So kam er endlich auch nach Leipzig. In der Thomaskirche genoß er das heilige Abendmahl zum erſtenmale nach dem Ritus unſerer Kirche, worüber er ein lateiniſches Teſtimonium von ſeinem Beichtvater, Dr. G—n, beſaß. Er bekam eine der freien Wohnungen im Paulino, die für Proſelyten beſtimmt ſind, ſpeiſte vier Jahre lang unentgeltlich im Convict und genoß in ſeiner großen Noth und Dürftigkeit vielfältige Unterſtützungen. Er beſuchte Anfangs theologiſche Collegien, um einen Examen beſtehen und eine Pfarrſtelle bekommen zu können. Weil er gern einmal predigen wollte, übertrug man ihm auf einem Dorfe in der Nähe von Leipzig eine Kirmespredigt. Hier ergab ſich leider, wie weit er zurück war, denn von den *erſten* Erforderniſſen einer Predigt (man will nicht ſagen einer *guten*) hatte er noch keine Idee; Alles ging, ohne Hauptgedanken, ohne Zuſammenhang bunt durcheinander, obgleich er 14 Tage darüber meditirt hatte. Auffallend war es, daß er ſeit dieſer unglücklichen Predigt nie wieder das Verlangen zu predigen zeigte, obgleich er früher immer davon ſprach und in der Lauſitz um eine Unterpfarrerſtelle angehalten haben wollte. Er verdiente ſich Anfangs Einiges durch Correcturen, verlor dieſe aber ſämmtlich wieder, weil er ganz falſch corrigirt und namentlich dem Buchdrucker Dürr, der Vieles umzudrucken genöthigt war, einen bedeutenden Schaden verurſacht hatte. Eine nur wenig undeutliche Handſchrift vermochte er ſchon nicht zu leſen; das leichteſte Wort war er oft nicht im Stande ſich aus dem Zuſammenhange zu enträthſeln. Wenn er Etwas abſchrieb, ließ er daher entweder Lücken, bis ein Freund kam, der ihm nachhalf, oder er ſchrieb das unleſerliche Wort falſch ab. Sein Geiſt mochte durch ſeine vielen Leiden bedeutend gelitten haben, denn oft vermochte er ſich nicht in eine unbedeutende Kleinigkeit zu finden. Seine ſtete Klage in den letzten Jahren ſeines Lebens war, daß ſeine drei vorzüglichſten Gönner, der Hofrath Roſenmüller, Dr. Tittmann in Dresden und der Präſident von Rackel geſtorben waren. Vorzüglich trauerte er um den Erſtern, dem er die anſehnlichſten Unterſtützungen verdankte. Den Biſchof Mauermann in Dresden beſuchte er einmal mit einem armen reiſenden Katholiken, der den Biſchof um ein Almoſen anſprach. Man vermuthete, Horner werde ſich wieder dem Katholicismus zuwenden, aber dieſer Argwohn war ohne Grund. Er hatte Geſchwiſter, von denen er faſt nie ſprach, denn ſie entzogen ihm nach ſeinem Uebertritt zur evangeliſchen Kirche das väterliche Erbtheil. Zwei reichen Oheimen in Ungarn ſtellte er ſeine Noth brieflich vor; von ihnen hoffte er einen anſehnlichen Wechſel zu erhalten, der aber nie kam. Einſt ſollte er endlich (nach Horners Ausſage) an ein Leipziger Handlungshaus gekommen, durch Entgegenwirkung der Katholiken aber nicht zur Auszahlung gediehen ſeyn. So unglaubhaft dieß iſt, ſo wahrſcheinlich iſt Horners zweite Meinung, daß der Unger, der ihm einſt ein Geſchenk in Leipzig hinterließ, ein geheimer Kundſchafter jener Oheime war, die ihn wieder für die katholiſche Kirche gewinnen wollten. Allein an eine Verſöhnung mit den Katholiken war nicht zu denken; ſein Haß gegen ſie war der bitterſte, den je ein Abtrünniger ihres Glaubens haben konnte. Die ihm zugefügten Leiden konnte er nie verſchmerzen; noch immer glaubte er ſich von Katholiken verfolgt und ſein Mißtrauen ging ſo weit, daß er ſich in Leipzig nicht mehr vor ihnen ſicher wußte. Er wollte mehrmals von ihnen des Abends mit Steinen und Koth beworfen worden ſeyn. Ob dies nur finſterer Wahn, ſchreckhafte Einbildung, oder vielleicht nur zufällig, ohne Abſicht geſchehen war, muß unentſchieden bleiben. So viel iſt aber gewiß, daß er überall wußte, wo Katholiken wohnten und dort nie des Abends vorüber ging, ſondern Umwege einſchlug. Ein Ereigniß aus ſeinem Leben, das auf ſeinen Charakter, wie auf ſein Schickſal bedeutendes Licht wirft, muß hier in Erwähnung kommen. Während ſeines Aufenthalts im Kloſter (es iſt zweifelhaft, ob er einen frühern oder den ſpätern (Straf=) Aufenthalt im Kloſter meinte), erregte der Handel, den der Pater G......n mit Reliquien, namentlich mit heiligen Gebeinen trieb, ſeinen Aerger. Er verband ſich mit zwei Mönchen und brach einmal des Nachts durch das mit einem Eiſengitter verwahrte Fenſter in das Local ein, in welchem die Reliquien in einem koſtbaren kleinen Kaſten verwahrt wurden. Er nahm ſie heraus, ſchrieb mit verſtellter Hand auf den Kaſten die Worte: „Eine Schande für die Menſchheit, ein Greuel vor Gott!“ und vergrub die Gebeine im Kloſtergarten. Der Diebſtahl machte großes Aufſehen; das Kloſter wurde völlig geſperrt, die Sache an den Erzbiſchof berichtet und eine ſtrenge Unterſuchung vorgenommen. Auf Horner fiel der Verdacht, doch damals kam Nichts an den Tag. Zu vermuthen aber iſt, Horner glaubte ſich überall verfolgt, verläumdet, und darum iſt ſeine ängſtliche Beſorgniß vor den friedſeligen Katholiken in Leipzig erklärbar. Aus dem Hotel de Saxe zu Leipzig erhielt er zuweilen Unterſtützung und damit hatte es folgende Bewandniß. Griechen, die während ihrer Anweſenheit zur Meſſe im Hotel de Saxe logirten, luden ihn jeden Abend zu Tiſche und verſprachen ihm ein anſehnliches Stipendium. Bei dieſem Verſprechen blieb es mehrere Meſſen hindurch, und da Horner endlich um deſſen Erfüllung bat, eröffneten ſie ihm, daß ſie bereit wären, ihr Verſprechen zu erfüllen, mit der Bedingung, daß er zur griechiſchen Kirche übertrete. Dagegen äußerte ſich Horner ſtark, und als Jene das Wort hinwarfen: „er ſey nicht geſcheidt", wurde er über dies Wort, das er ſo auslegte, als bezeichne es einen Menſchen, der keine Vernunft habe, ſo aufgebracht, daß er im größten Unfrieden von ihnen ſchied. Später erhielt er wöchentlich einige Freitiſche im Hotel de Saxe; allein, wie früher im Hotel de Baviere, wo er auch eine Zeitlang Freitiſche erhielt, klagte er auch hier über die katholiſchen Köche, die ihm zu ſchlechtes Eſſen gäben und blieb weg, aus Furcht, man wolle ihn vergiften, denn auch da, wo keine Katholiken waren, glaubte er ſie zu ſehen. Seine Dankbarkeit und Dienſtfertigkeit gegen Wohlthäter verdient Erwähnung. Wer ihn Wohlthaten erzeigte, den rühmte er ſehr; wer ſich nicht gern viel mit ihm zu ſchaffen machte, war „kein Menſchenfreund", und wer ihm Etwas in den Weg legte, nicht ſeiner Meinung war, gegen den ergoß er ſeine ganze Galle. So wenig genau er es mit ſeinen Worten nahm, ſo empfindlich war er über Andere. Er gerieth augenblicklich in eine leidenſchaftliche Hitze, ja in eine Wuth. Einmal wollte er in der Paulinerkirche tüchtig gegen die Katholiken auftreten, um in einer Predigt ſeine ganze Galle gegen ſie auszuſchütten; aber in Leipzig konnte dieſer Wunſch nicht in Erfüllung gehen, denn man fürchtete, er werde Skandal verurſachen. Wen ſeine Zunge geißelte, an dem blieb nichts Gutes. Er konnte fromm und andächtig ſeyn, aber auch ſkaliren und räſonniren.

Digitized by Google

Fromme Gedanken äußerte er oft, den „Herrn“ erwähnte er fleißig, aber der Mönch blickte aus ſeinem ganzen Weſen hervor. Des Sonnabends beſuchte er regelmäßig die Motette in der Thomaskirche. Sonſt aber kam er wenig in die Kirche. Er war demüthig, konnte ſchmeicheln, aber das Lächeln um den Mund zeigte den ſchlauen, durch ſein Unglück nicht ganz niedergebeugten Mann. Sein ſchönſter Zug, der eigentlich auf eine milde Verfaſſung ſeines Herzens ſchließen ließ, iſt: er war ein großer Kinderfreund. Vorzüglich kleine Kinder zogen auf ſeinen Spatziergängen um die Stadt und in den öffentlichen Gärten ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Kaum konnte er ſich von ihnen trennen und kaum konnten die Kleinen von ihm getrennt werden.

In dem erſten Elementarunterricht für dies Kindesalter gab er einige Privatſtunden, da er die Hoffnung aufgegeben, eine proteſtantiſche Pfarrſtelle zu erhalten. Seit jener verunglückten Kirmespredigt beſuchte er keine theologiſchen Vorleſungen mehr, denn er fühlte ſich zu ſchwach, um Alles nachzuholen und einen Examen beſtehen zu können. Ein Buchhändler außer Leipzig wendete ſich einmal mit der Bitte hierher, ihm einen Studirten vorzuſchlagen, der ihm insbeſondere bei Sammlung von Excerpten für eine Zeitſchrift behülflich wäre. Horner hätte dieſe Stelle gern übernommen und er würde vielleicht da eine anſtändige Verſorgung für ſeine Lebenszeit gefunden haben, wäre er zu empfehlen geweſen. Wie bereits erwähnt, konnte man ſich auf ſeine Correcturen, auf ſeine Abſchriften nicht verlaſſen; bei Leſung einer undeutlichen Handſchrift war er in der größten Verlegenheit; aus dem Zuſammenhange ein unleſerliches Wort zu enträthſeln, ohne den Sinn zu entſtellen, ein anderes dafür zu wählen, oder den Periodenbau umzuändern, mit andern Worten daſſelbe wiederzugeben, das vermochte er nicht. Mit ſeiner Schreibart, mit ſeinem Style ſah es ſehr traurig aus. Der katholiſche Biſchof von B...... ſchrieb ihm einſt: „Ehe Sie wieder Briefe ſchreiben, lernen Sie erſt Deutſch. Ihre Schmähungen auf uns will ich damit erwiedern, daß ich für Sie bete.“ So traurig ſah es mit Horners Bildung aus! So vernachläſſigt war ſeine Erziehung! Als Feldprediger unter katholiſchen Soldaten genügte ſeine Perſönlichkeit. Er beſaß Muth und Entſchloſſenheit und das empfahl ihn mehr, als Gelehrſamkeit. Sein trauriges Schickſal aber nimmt unſere Theilnahme in Anſpruch und darum fand er hier, im Nekrolog der Deutſchen, einen Platz, um das Wenige, was aus ſeinem Leben bekannt iſt, nicht untergehen zu laſſen und ein Beiſpiel zur Belehrung und Warnung zu ſeyn.

Als der Kantor an der Univerſitätskirche zu Leipzig (Hübel) ſtarb, hielt Horner um deſſen Stelle an, denn es ſchien ihm am Ende gleichgültig zu ſeyn, was er wurde, wenn er nur Brod und ein ſicheres Auskommen fand, und das, wo möglich nicht blos für ſich, ſondern auch für eine Frau; wenigſtens ſprach er gern vom Heirathen. Er war aber auch zu dieſer Stelle nicht tauglich, denn er konnte keinen melodiſchen Ton hervorbringen; ſeine Bruſt war zu ſchwach und die natürlichen Anlagen fehlten ihm; auch hätte es bei ſeiner leidenſchaftlichen Aufwallung, wo er in blinder Hitze beleidigende Aeußerungen that, zwiſchen ihm und den Studenten, mit denen er im Paulino oft in den bitterſten Wortwechſel gerieth, im Convicte (womit die Kantorſtelle verbunden iſt) leicht zu Mord und Todtſchlag kommen können, denn aus ſeinem Schickſal geht hervor, daß er ſich immer als einen höchſt unbeſonnenen Eiferer bewieſen hat.

Pedell zu werden, davon war auch einmal bei Horner die Rede, denn wenn irgend etwas Liſtiges auszuführen, etwas auszuſpioniren gab, da entwickelte er oft eine Schlauheit und Pfiffigkeit (ein Grundzug ſeines Charakters, der bei ſeinem Schickſal nicht zu verwundern iſt), daß man der Meinung war, an ihm ſey ein ſehr brauchbarer Polizeiſpion verdorben. Das Project zerfiel aber wieder aus dem vorigen Grunde, weil man fürchtete, er würde mit den Studenten in zu tiefe Händel gerathen.

Ein Student hatte ihn einmal bei einem Wortwechſel, aus Uebereilung im barſchen Studententon, einen „Schuft" genannt. Dies Wort gehört in dem Studentencomment zur Herausforderung. Horners Wuth war auf's Höchſte geſtiegen; er ſprang in dem Augenblick, als Jener dies Wort fallen ließ, auf ihn zu, und es hätte zu einem lebensgefährlichen Auftritt kommen können, hätte der Student nicht ſogleich die Flucht geſucht. Horner wurde dadurch ſo ſehr in Harniſch gebracht, daß er entſchloſſen war, die Sache dem Concilio anzuzeigen, und wenn dieſes ihm nicht Hülfe ſchaffe, bis vor Se. Majeſtät den König, ja bis an den Bundestag nach Frankfurt a. M. zu gehen, um dieſe Beleidigung wieder los zu werden. Die Verſöhnung und Ehrenerklärung wurde indeß auf dem kürzeſten Wege durch Horners Freunde bewirkt und er war damit zufrieden.

Unter dem Namen Franz Silhouetteur führte er einen geheimen Briefwechſel in's Böhmiſche. Die Briefe gingen durch Fuhrleute und wurden nicht direct an ihn, ſondern an einem Orte im Brühl zu Leipzig abgegeben, wo er ſie ſelbſt abholte. Nichts Näheres iſt darüber zu erfahren geweſen; ſelbſt ſeine Freunde blieben im Dunkel, denn mit Fragen war nichts Sicheres bei ihm zu ermitteln; er berichtete Jeden, wie er berichten wollte; nur dadurch, daß ſeine nähern Bekannten nicht fragend in ihn drangen, ſondern gleichgültig zuſahen, erzählte er, der immer gern *viel* ſprach, mehr als man zu wiſſen wünſchte. Man vermuthet, er habe mit denen correſpondirt, die zu ſeiner Befreiung aus dem Gefängniß und dem Kloſter behülflich waren. Das Gerücht verbreitete ſich, Freimaurer hätten ihn befreit und mit dieſen ſtehe er im Briefwechſel. So viel iſt gewiß, daß Horner nicht Freimaurer war, obgleich er von dieſen unterſtützt und mehrmals gekleidet worden. Ob die Freunde, die zu ſeiner Flucht behülflich waren, zu dem Orden der Freimaurer gehörten, der bekanntlich in Oeſtreich verboten iſt, war nicht zu ergründen.

Ein Freund Horners ſchreibt Folgendes: „Mehrere Jahre lang waren wir faſt täglich bei einander; noch am Tage vor ſeinem Ende war ich bei ihm. Ich glaube wohl, ſein Vertrauen in einem ganz beſondern Grade beſeſſen zu haben, doch war und blieb er dabei immer noch zurückhaltend genug, ſo daß ich ihm auch mein Vertrauen nie ganz ſchenken konnte. Er hat mir viel von ſeinen Schickſalen erzählt, aber ob es damit auch immer ſeine Richtigkeit hatte, muß ich ſchon um ſeines confuſen Gedächtniſſes willen bezweifeln. Ich habe ihn oft genug und unter den verſchiedenſten Umſtänden zu beobachten Gelegenheit gehabt; dennoch iſt er mir in vielfacher Hinſicht ein Räthſel geblieben. Der verewigte Hofrath Roſenmüller, den er als ſeinen größten Wohlthäter verehrte, ſoll, nach Horners Ausſage, als Rector Magnif. an die Prager Univerſität geſchrieben haben, um ſichere Kunde über ihn einzuziehen. Die Antwort derſelben ſoll im

Conſilio niedergelegt ſeyn. Eine Nachfrage daſelbſt würde wohl bald den Grund oder Ungrund dieſer Aeußerung an's Licht ziehen und im erſtern Falle zu einigen ſichern Notizen über ihn verhelfen. Als ich einmal bei ihm war, fiel mir ein Blatt in die Augen, das ziemlich frei und unverſteckt auf ſeinem Tiſche lag und meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Dadurch, daß er gerade nicht in der Nähe war, wurde meine Neugierde noch mehr erregt und ich fand eine von ihm ſelbſt gefertigte Copie eines Antwortſchreibens des Biſchofs von B... Hieraus, und auch aus andern Beobachtungen, ſcheint mir zu erhellen, daß er ſeine Correſpondenz vollſtändig copirt habe und es ließe ſich daher aus ſeinem ſchriftlichen Nachlaſſe wohl Manches über ihn ſchöpfen, wenn derſelbe nicht zerriſſen, ſondern aufbewahrt worden iſt. Verbrannt hat er ſelbſt ihn im Vorgefühle ſeines Endes gewiß nicht, denn ſelbſt am Tage vor ſeinem Tode wollte er vom Sterben noch gar nichts wiſſen."

Das Antwortſchreiben aus Prag fand ſich aber im Conſilium nicht vor und man erinnert ſich nicht, eins empfangen zu haben. Es war alſo nur ein leeres Vorgeben Horners; ähnliche Beiſpiele ſind von ihm bekannt, wo er durch Verdrehung der Wahrheit zu Gunſten ſeiner Unſchuld ſprach. Auch unter ſeinem ſchriftlichen Nachlaß, der von dem Univerſitätsgericht zu Leipzig vorgelegt wurde, fand ſich keine Spur von einer Correſpondenz; weder ein Brief noch die Copie eines Schreibens, deren er viele gemacht hatte, war aufzufinden. Der ganze ſchriftliche Nachlaß beſtand in wenigen Excerpten aus theologiſchen Zeitſchriften, in Notizen aus Büchern und einigen Blättern, worauf er Büchertitel und die vorzüglichſten Theologen der evangeliſchen Kirche notirt hatte. Auch nicht ein Wort konnte man daraus zur Aufklärung ſeines Schickſals und zu ſeiner Biographie entnehmen; nicht die geringſte Notiz fand ſich dazu vor, und er ſcheint noch am Abend vor ſeinem Tode Alles vernichtet zu haben, was uns über ihn und ſeine Correſpondenz einigen Aufſchluß hätte geben können. So vorſichtig war der Mann noch am Tage ſeines Todes, daß wir über ſeinen geheimen Briefwechſel in Ungewißheit bleiben ſollten.

Am 28. Juni 1825, früh 6 Uhr, als die Aufwärterin im Paulino in ſeine kleine Wohnung trat, lag er angekleidet, die Hände zum Gebet in einander gefaltet, todt auf ſeinem Bett. Er ſtarb an der Lungenſchwindſucht und die Entſtehung ſchreibt ſich von ſeiner Einkerkerung in Prag her.

Leipzig. **Dr. Eichmann.**

---

* XLVI. Wilhelm Friedrich Hemprich,

Dr. der Medizin und Chirurgie, praktiſcher Arzt, Lehrer am königl. Preuß. Cadettencorps zu Berlin, Privatdocent an der dortigen königl. Univerſität, Ehrenmitglied der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin, wirkliches Mitglied der kaiſerlich Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher zu Bonn.

geb. den 24. Juni 1796.

geſt. den 30. Juni 1825 auf der Inſel Maſſaua an der Küſte von Abyſſinien.

Er war geboren zu Glatz in der Grafſchaft Glatz und der älteſte Sohn des Kreis- und Stadtchirurgus Hemprich in Glatz und wurde bei ſich früh entwickelnden Anlagen zuerſt der Leitung des würdigen Paſtor Pohle übergeben, der den fleißigen und raſch vorwärts ſchreitenden Knaben lieb gewann und ihm nebſt vielen Beweiſen ſeiner Zuneigung im Lateiniſchen und Griechiſchen beſondern Unterricht ertheilte. In dieſer Periode ſchon zeigte ſich die Richtung ſeines Geiſtes zum Studium der Naturgeſchichte, indem er mit größerer Beharrlichkeit, als man ſonſt an Knaben gewöhnt iſt, ſich mit dem Sammeln von Schmetterlingen und Blumen beſchäftigte. Reiſebeſchreibungen waren damals ſeine Lieblingslektüre und ihre Befriedigung zog er jedem andern Spiel vor, wenn ihn gleich ſein munterer Geiſt auch zn dieſen antrieb, wo ihm jedoch oft eine beſondere Haſt und Unruhe eigen war.

In ſeinem 12. Jahre bezog er das Gymnaſium zu Glatz, wo er ſich bald durch Fleiß und Ordnungsliebe die Neigung aller ſeiner Lehrer erwarb. — Im Anfange des Jahres 1813 unterſtützte er, da die Schulen wegen der Unruhe des Krieges geſchloſſen waren, ſeinen Vater in der Verpflegung verwundeter Soldaten und trat zu Ende deſſelben Jahres, mit den nöthigſten Kenntniſſen ausgerüſtet, als Compagniechirurgus bei der Artillerie ein. Nach einer höhern Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte ſich ſehnend, kehrte er 1815 auf das Gymnaſium zurück, welches er nach einem halbjährigen Aufenthalt mit dem Zeugniß der Reife verließ, um die Univerſität in Breslau zu beziehen. Indem er hier die Medizin zu ſeinem Studium wählte, zog ihn vorzüglich Phyſik und Chemie, von den Herrn Prof. Steffens und Linck vorgetragen, an, und er beſchäftigte ſich, nebſt der Ausbildung ſchon auf Schulen gewonnener botaniſcher Kenntniſſe, faſt ausſchließlich mit dieſen Wiſſenſchaften.

Der neue Ausbruch des Krieges entzog ihn im Frühjahr 1816 wieder ſeinen Beſtrebungen und er glaubte am Nützlichſten zu wirken, wenn er auf's Neue als Militärchirurg Dienſte nähme. Er wurde bei dem Feldlazareth No. 18. angeſtellt, begleitete die Armee nach Frankreich und kehrte 1817 nach Breslau zurück. — Die Anſtrengungen des letzten Feldzuges hatten ihm bei ſeiner Jugend eine Schwäche der Bruſt, mit einer großen Reizbarkeit der Luftröhre, beſonders des Kehlkopfes verbunden, zurückgelaſſen, welche Unbequemlichkeiten bei ſeiner jetzt ſehr ſitzenden Lebensart ihn oft in eine düſtere Stimmung verſetzten.

Im October 1817 begab er ſich nach Berlin, um ſeine mediziniſchen Studien dort zu vollenden. Hier wurde er vorzüglich durch Hrn. Prof. Lichtenſtein, Direktor des zoologiſchen Muſeums, aufgemuntert, Naturgeſchichte, namentlich Zoologie, beſonders zu betreiben.

Den 3. April 1818 traf ihn das Unglück, ſeinen geliebten Vater zu verlieren, der an den Folgen des Biſſes eines tollen Hundes ſtarb und ohne ihn wiederzuſehen, nur die Ueberzeugung von ſeiner Tüchtigkeit mit ins Grab nahm. Dieſer Unglücksfall gab ſeiner Laufbahn eine andere Richtung, da er früher, dem Wunſche des Verſtorbenen gemäß, geſonnen war, als ausübender Arzt nach Glatz zurückzukehren, und obgleich ihn die äußern ungünſtigen Verhältniſſe zwangen, die praktiſche Medizin nicht ganz zu vernachläſſigen, wandte er ſich doch jetzt mit größerer Beſtimmtheit dem Studium der theoretiſchen Wiſſenſchaften zu.

Den 8. Auguſt 1818 vertheidigte er ſeine Inaugural-Diſſertation: „*de inflammationis notione*“, legte im Winter die mediziniſchen Staatsprüfungen als ausübender Arzt und Chirurg ab, wurde bald darauf durch Herrn Prof. Lichtenſtein's Empfehlung Lehrer der Phyſik am königl. Cadettencorps zu Berlin und habilitirte ſich Ende 1819 als Privatdocent an der dortigen Univerſität, für vergleichende Phyſiologie. — So ſeiner Neigung mehr hingegeben, glaubte er auch zugleich in eine Stellung zu kommen, wo er ſeine Mutter und eine kleine damals 4jährige Schweſter kräftig zu unterſtützen im Stande ſeyn dürfte.

In dieſer Zeit war er beſonders thätig; denn nicht nur, daß er den Prof. Lichtenſtein im Ordnen und Beſtimmen der Naturalien unterſtützte, ſowohl für die phyſikaliſchen Vorträge im Cadettenhauſe, als für ſeine Vorleſungen an der Univerſität ſich vorzubereiten gezwungen war, ſchrieb er auch ſeine „Naturgeſchichte für höhere Lehranſtalten", ein Buch, deſſen Brauchbarkeit dadurch anerkannt iſt, daß es an mehreren Schulen zur Grundlage des Unterrichts gewählt wurde und ein umfaſſenderes Werk über Amphibiologie, welches er ebenfalls zum Druck beſtimmte.

Dieſen ſeinen geiſtigen Beſtrebungen verdankt er, daß er den 14. März 1820 zum Ehrenmitgliede der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin und den 1. Mai deſſelben Jahres zum Mitglied der kaiſerl. Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie zu Bonn ernannt wurde, von welcher Geſellſchaft er, der Sitte gemäß, den Beinamen Forskol erhielt.

Während dieſes Zeitraums war es auch, wo ſich das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen ihm und Dr. Ehrenberg entſpann, der mit einem feurigem Geiſte und nicht minder regem Eifer für die Wiſſenſchaft, gründliche Kenntniß der Botanik verband; ein Verhältniß, welches die im Sommer 1820 dargebotene Gelegenheit, ſich vereint an den Hrn. General Menu von Minutoli zu einer Reiſe nach Egypten als Naturforſcher anzuſchließen, auf das Feſteſte knüpfte.

Reine Liebe zur Wiſſenſchaft, der rege Eifer, die erworbenen Kenntniſſe zu vermehren und das jugendliche Gefühl kräftigen Strebens, waren die

Triebfedern, die ihn aus den alten Verhältniſſen in die neuen überführten und eine Zeitlang auf weite Entfernung ſeine Mutter verlaſſen ließen, von der Hoffnung getröſtet, ſie mit um ſo beſſeren Ausſichten wiederzuſehen.

Es waren nur wenige Wochen Zeit zur Vorbereitung zu der Reiſe gegeben, die für's erſte nur auf zwei Jahre beſtimmt war, und ſchon am 1. Juni verließ Dr. Hemprich mit ſeinem Freunde Berlin.*) — Von hier aus nahm er ſeinen Weg nach Wien, wo er ſich eine Zeitlang aufhielt, um, zur Vervollſtändigung des früher ſchon erwähnten Werkes über Amphibiologie, das dortige Naturalienkabinet zu benutzen. Da die Reiſe ihn an der Herausgabe ſeiner Abhandlung hinderte, legte er dieſelbe in die Hände des Herrn L. Fitzinger, der ebenfalls unter Leitung des Herrn Direktor v. Schreiber eine ſolche Arbeit unternommen hatte und beide vereint zu publiciren geſonnen war, was jedoch bis jetzt noch nicht geſchehen iſt.

Am 21. Juli verließen Dr. Hemprich und Dr. Ehrenberg, durch Briefe von Herrn General Menu, der in Trieſt zur Abreiſe fertig war, beſtimmt, die Hauptſtadt Oeſtreichs, kamen glücklich in Trieſt an und ſegelten ſchon den 3. Auguſt mit dem Schiff il Filoſofo nach Egypten ab, wo ſie den 2. September ankamen. Während der 30 Tage langen Waſſerfahrt hatte Dr. H. viel von der Seekrankheit zu leiden, erhielt jedoch, auf dem feſten Lande angekommen, ſogleich ſeine völlige Geſundheit wieder.

---

*) Dieſe flüchtige Darſtellung der merkwürdigen Reiſe, deren genauere Schilderung wir von der Feder des nun glücklich zurückgekehrten Dr. Ehrenberg zu erwarten haben, iſt theils aus Briefen des Verſtorbenen an den Verfaſſer, größtentheils aber aus Notizen von Dr. Ehrenberg entnommen.

— In Alexandrien wurde er von Herrn v. Champion, kaiſ. königl. Oeſtreichiſchen Vizeconſul, ſehr freundlich aufgenommen, deſſen wohlwollende Geſinnung er mehrmals in ſeinen Briefen dankbar erwähnte.

Am 7. September kam Hr. General Menu ebenfalls in Alexandrien an, und da er geſonnen war, bald eine Reiſe nach der Cyrenaica anzutreten, hielt Dr. H. nebſt ſeinem Freunde für beſſer, erſt eine Probeexcurſion nach Abuſir auf Kameelen zu machen, um die Einrichtungen zur größern Reiſe zweckmäßiger zu veranſtalten. Sie reiſten daher am 17. September von Alexandrien ab und kehrten gegen Ende des Monats wieder in die Nähe der Stadt bis Tſcheile zurück, wo ſie ihr Zelt aufſchlugen und den 1. October den zur Antretung der großen Reiſe ſich mit ihnen vereinigenden H. General Menu empfingen.

Ihre Karawane war ziemlich zahlreich, da ſie mit den Gefährten des Hrn. Generals ſelbſt eine bedeutende Anzahl noch von 28 Kameelen, 2 Pferden, den die Kameele führenden Arabern und von 30 Bewaffneten, unter der Anführung eines Scheiks, Namens Hadj Eudaui, begleitet wurden. — Schon in Alexandrien hatten Dr. H. und ſeine Gefährten ſich Arabiſche Kleider angeſchafft, das Haar ſcheeren und den Bart wachſen laſſen, eine Veränderung, die theils das Klima nothwendig machte, theils dazu beitrug, ſich mit größerer Sicherheit unter ihren Begleitern zu bewegen, welche ſchon am Tage der Abreiſe die Kühnheit hatten, auf den Dolmetſcher der Reiſenden anzulegen.

Mit dieſen Leuten zogen ſie nun des Nachts abwechſelnd mit geladener Flinte wachend, 22 Tage fort, bis der H. Gen. Menu bei Bir el kor ſich zur Rückkehr entſchloß, ohne den beabſichtigten Plan ausgeführt zu haben und ſeitwärts über Siwa nach Cairo zurückging. Dr. H. und ſeine Gefährten wollten jedoch noch verſuchen, ob es ihnen gelingen würde, weiter vorzudringen und zogen 9 Mann ſtark mit den Bedienten, in Begleitung von 17 Arabern und 23 Kameelen weiter. Als ſie an die Grenze der Barbarei ankamen, lagerten ſie ſich, um die Boten zu erwarten, die ſie nach Derna, wohin ſie wollten, vorausgeſchickt hatten, um die Erlaubniß des Eintritts in dies Land zu erlangen. Vierzehn Tage warteten ſie auf die Zurückkunft der Boten, wurden von den Arabern gegen Gewohnheit gefällig behandelt und gaben ſich frohen Hoffnungen hin, als ſich plötzlich Kriegsnachrichten und zugleich der Glaube verbreitete, ſie ſeyen deshalb ausgeſchickte Spione. Die zurückkehrenden Boten brachten keine Nachricht mit, weil man erſt nach Tripolis geſchrieben hatte, woher die Antwort unter 40 Tagen nicht zurück ſeyn konnte, eine Zeit, welche die Reiſenden abzuwarten nicht im Stande waren, da ihr Contrakt mit den Arabern nur auf 100 Tage geſtellt war. Sie mußten daher wider ihren Willen umkehren und wollten ebenfalls über Siwa nach Cairo zurück. Bis jetzt hatten ſie kleine Tagereiſen von 8 — 10 Stunden gemacht und ſich bei Hammelfleiſch, Linſen, Reis und Schiffszwieback leidlich befunden; jetzt aber gingen für ſie die Tage der Noth an, indem ſie durch eine Wüſte ohne Waſſer, faſt ohne Pflanzen, täglich 20 Stunden marſchirten und die wenigen Stunden der Ruhe abwechſelnd, theils ihrer eigenen Begleiter, theils der möglichen Gefahr eines Ueberfalls wegen, wachen mußten. Doch ertrugen ſie Alle dieſe Anſtrengungen und kamen glücklich in Siwa an.

Statt aber dort, wie ſie gehofft hatten, eine günſtige Aufnahme zu finden, erlaubten ihnen die

Digitized by Google

Einwohner, die nur ungern dem Paſcha von Egypten gehorchen, nur unter dem abzulegenden Verſprechen, den Ort, wo ihr Zelt aufgeſchlagen war, nicht zu verlaſſen, eine Zeitlang ſich aufhalten zu dürfen, welche Maaßregel ſie natürlich zum Aufbruch veranlaßte. Sie zogen drei Tage durch eine Wüſte ohne Waſſer bis zum Städtchen Ograra, wo ein Tag Ruhe gewährt wurde und von wo aus drei neue Tagereiſen ſie bis zum letzten trinkbaren Quell Bir el Haje führten. Sechs Tage verſtrichen darauf unter ähnlichen Anſtrengungen, ohne daß ſie ſüßes Waſſer fanden. In dieſer Zeit erkrankte Prof. Liemann, ihr Gefährte, und ein Deutſcher Bediente. Sie wurden auf Kameele gebunden und von ihren durch Nachtwachen und Tagemärſche ebenfalls auf das Aeußerſte erſchöpften Freunden, von denen Dr. H. noch der rüſtigſte war, unter Kummer und Sorge weiter mitgenommen. Am 6. Tage langten ſie endlich bei dem Brunnen Hamman an, welcher trinkbares Waſſer enthält, lagerten einen Tag und zogen, vom Regen genöthigt, der durch die Zelte drang und die Kranken durchnäßte, in Eilmärſchen nach Alexandrien, wo am dritten Tage nach ihrer Ankunft Prof. Liemann aus Erſchöpfung ſtarb. Dr. H. hatte die Anſtrengungen der Reiſe am leichteſten ertragen, und wenn gleich Anfangs ſehr ermattet, erlangte er doch bald ſeine frühere Kraft wieder. Ein heftiges Zahnweh, welches ihn auf der Reiſe ſehr gequält und mitunter in üble Stimmung verſetzt hatte, entfernte ſein Freund Ehrenberg durch Ausziehen des kranken Zahnes in Siwa.

In Alexandrien hatten ſich die Reiſenden, in Ermangelung eines andern Platzes, in das Peſthospital, welches lange leer geweſen war, einquartirt. Die unglücklicherweiſe ausbrechende Peſt verſchaffte ihnen nun zwar einerſeits die intereſſante

Gelegenheit, dieſe Krankheit näher zu beobachten, erzeugte jedoch auf der andern Seite bei den vielen baumwollenen und ähnlichen Sachen, die ſie mit ſich führten, die größte Gefahr, von welcher ſie endlich durch den Preuß. Conſul Buccianti, der die Reiſenden wohlwollend in ſein Haus aufnahm, befreit wurden.

Im Februar 1821 verließen Dr. H. und E. wiederum Alexandrien, ihre Richtung nach Cairo nehmend, wo leider wieder ein Opfer der Reiſe fiel, der treue Gehülfe und Freund Wilhelm Söllner, der an einem von der Wüſtereiſe zurückgebliebenen hektiſchen Fieber ſtarb und deſſen Tod Hemprich in einem Briefe an den Verfaſſer ſchmerzlich beklagt. — Am 1. März wurde von beiden Reiſenden eine Excurſion ins Fajum angetreten, auf welcher Dr. H. von einer ſchlimmen Augenentzündung und Dr. E. von einem Nervenfieber ergriffen wurde, welcher letztere erſt in 4 Monaten genaß und von H. in einem Zelte bei Sackahra treu und freundlich gepflegt wurde.

In dieſer Zeit wurde durch den Zufall vom Dr. H. eine große Gefahr abgewendet, indem ein hinter einem Dattelbaum ſtehender Beduine oder Zigeuner auf den Vorübergehenden ſeine Flinte abdrückte, welche zum Glück verſagte und Dr. H. durch das Geräuſch zur nöthigen Gegenwehr aufmerkſam machte. Im Juni kehrte er mit ſeinem nun geneſenen Freunde nach Cairo zurück, wo er ſelbſt, wie aus einem an ſeine Mutter gerichteten Schreiben vom 2. Juni hervorgeht, ſich der beſten Geſundheit erfreute. Bald jedoch wurde Cairo wieder verlaſſen und dieſelbe Reiſe unternommen, auf welcher nun E. an der Augenentzündung befallen wurde und einer der Begleiter, ein Landsmann von H., an der Ruhr ſtarb.

Da in dieſer Zeit von beiden Reiſenden eine größere Tour nach Dongola beſchloſſen wurde, ſo reiſte H. nach Alexandrien zurück, um die nöthigen Päſſe zu beſorgen, während E. in Beniſuef, eine Tagereiſe oberhalb Cairo, mit einer Barke ihn erwartete, um mit ihm auf dem Nil nach Oberegypten zu fahren. „In Wadi Halfe", ſo ſchreibt H. vom 23. Sept. aus Alexandrien an ſeinen Bruder, „verlaſſen wir dann die Barke und ziehen auf Kameelen weiter nach Dongola und Sennaar, und „iſt es der Wille des Himmels, kehre ich im Aug. „künftigen Jahres in die liebe Heimath, nach der „ich wohl bisweilen verlange, zurück. Schon vier „Reiſegefährten habe ich ins Grab ſinken ſehen, meinen Freund, alle unſere Begleiter habe ich in „Krankheiten gepflegt und bin allein faſt frei geblieben; möchte ſich das Schickſal nicht mit um ſo „größerer Härte ſpäter zu mir wenden!"

In Beniſuef Ende October vereinigt, legten beide Reiſenden ihren Weg glücklich zurück, waren den 25. Nov. 1821 in Eſſuan, wo einer ihrer Begleiter ein Italiener (Vincenzo) im Nil ertrank und erreichten im Februar 1822 Dongola, wo Abdim Bey, nach H. eigenem Ausdruck, „mehr werth als mancher Chriſt", ſie mit freundlichem Wohlwollen aufnahm und mit allem Nöthigen verſorgte. In Dongola ſelbſt drangen ſie bis in die Wüſten zwiſchen Cordophan und Sennaar vor, wo ſie Strauße und große Antilopenarten erjagten.

Indem ſie gemeinſchaftlich den Plan hatten, hier ſich länger aufzuhalten und weiter vorwärts zu gehen, war es theils nöthig, die bis dahin gemachte Sammlung von Naturalien und ihre Notaten in Sicherheit zu bringen, theils fehlte es an vielen Reiſebedürfniſſen für einen längern Aufenthalt. Es ward daher beſchloſſen, daß Einer von Beiden in

Dongola bleiben und fortarbeiten ſolle, während der Andere nach Egypten reiſen und ſpäteſtens October wieder zurückkehren wollte. Die Reiſe übernahm Dr. H.; Briefe aus Europa beſtimmten ihn jedoch, ſtatt der Rückkehr nach Dongola, auch Dr. E. zurückzurufen.

In dieſer Zeit ſchrieb er vom 16. Oct. 1822 aus Cairo an ſeinen Bruder: „Geſund und munter bin ich aus dem Aethiopenlande wiedergekehrt, „kräftiger und rüſtiger als ich es je war in der „Heimath. Ich machte mich gefaßt, noch einmal „nach dem Aequator hinzuwandern, aber es iſt anders gekommen, und wir haben den Befehl erhalten, uns alsbald nach Europa einzuſchiffen. Noch „ein Paar Monat und ich liege in deinen Armen. „— Ich habe hier nichts gewonnen, denn ich bin „noch arm, wie zuvor, aber ich bin doch ſehr reich „geworden, da ich Zufriedenheit errungen habe und „den Lebensmuth, den man braucht, um ruhig den „Tod in ſo mancherlei Geſtalten um ſich zu ſehen.“ —

Während ſeines längern Aufenthalts in Cairo und Alexandrien war Dr. H. durch hie und da geleiſtete mediziniſche Hülfe ſehr bekannt geworden, ſo daß der Direktor des Medizinalweſens, Hr. Dr. du Gap, bei ihm antrug, ob er nicht geſonnen ſey, als zweiter Direktor mit monatlichem Gehalt von 100 Collonati (200 Fl.) in den Dienſt des Paſcha zu treten, mit dem Bemerken, daß wohl auch das Doppelte erlangt werden könne, ein Anerbieten, was jedoch von ihm zurückgewieſen wurde, da er (wie er in einem Briefe an ſeine Mutter ſchreibt) eben ſo der Seinigen als des Vaterlandes wegen ſich nach Europa zurückwünſche, wo er zwar weniger gelten, aber mehr werth ſeyn möchte. —

Auf eine ähnliche Weiſe war früher ſchon beiden Reiſenden vor ihrer Abreiſe nach Dongola vom Paſcha, dem ſie durch den Preuß. Conſul H. Buccianti empfohlen waren, der Antrag gemacht worden, ob ſie nicht auf ſeine Koſten mineralogiſche Unterſuchungen des Landes unternehmen wollten, mit dem Verſprechen einer anſehnlichen Belohnung, falls ſich intereſſante Reſultate ergeben ſollten, was ſie jedoch abzulehnen für Pflicht hielten, um nicht zu viel Zeit damit zu verlieren, welches Zurückweiſen ihnen beinahe gefährlich geworden wäre.

Im Febr. 1823 traf der von Hemprich herbeigerufene Dr. Ehrenberg glücklich in Cairo an, von wo aus ſie vereint, nähere Befehle aus Europa erwartend, das Delta durchſuchten, beſonders die Gegend bei Damiette bis Salehie. Eine Revolution, welche in Matarie ausbrach, hatte, ſo gefährlich ſie ſchien, keinen Nachtheil für ſie, obgleich ſie den ganzen Verlauf derſelben abwarten mußten. Im Mai reiſten ſie gemeinſchaftlich, nachdem ſie nach Cairo zurückgekehrt waren und daſelbſt ihren Dollmetſcher, den Franzöſiſchen Renegaten Ibrahim an der Peſt verloren hatten, nach Suez und dem Sinaigebirge, hielten ſich eine Zeitlang in Tor auf und gingen dann auf die Inſeln des Meerbuſens Akaba.

Im October 1823 kehrte Dr. Hemprich nach Alexandrien zurück, um Briefe, neue Aufträge und Geld aus Europa zu empfangen, während Dr. Ehrenberg noch auf dem Sinai zurückblieb und erfuhr hier, daß die ihnen bewilligten Reiſegelder von dem Preuß. Conſul Brandenburg, der ſich nachher erſchoſſen hat, unterſchlagen worden waren, weshalb er den Dr. E. ebenfalls zurückrief, der den 24. Februar 1824 in Alexandrien eintraf. Es wurde nun nach Berlin berichtet, und, um theils die Zwiſchenzeit nicht unbenutzt zu laſſen, theils um der in Alexandrien und Cairo mit großer Heftigkeit wüthenden Peſt auszuweichen, machten ſich beide Freunde den 6. Mai auf den Weg nach Bairut in Syrien. — Kaum aus dem Hafen gelaufen, ſchickte ihnen eine Engliſche Fregatte, weil ſie ſolche nicht mit Flaggeaufziehen geehrt hatten, eine Kanonenkugel zu, und am Abend rief ein Türkiſches Fahrzeug die Reiſenden zum Gehorſam, examinirte ſie, ließ ſie aber doch ruhig ziehen. Sonſt wurde ihre Reiſe glücklich in 12 Tagen geendet, in welcher Zeit ſie Bairut erreichten. Von hier aus machte Dr. H. mit ſeinem Freunde Excurſionen auf das Gebirge Libanon, durchſuchte gemeinſchaftlich ſeine Spitzen Sanin und Mackmel, gingen dann über Ariſſa, Maßra, Giſr el hajar, eine natürliche Felſenbrücke, die über den Hundsfluß einen großen Bogen bildet, über Sachra, Balbeck, Biſcherre, Eden und wieder zurück nach Bairut. Von hier aus ſollte es dann über Damascus nach Jeruſalem gehen, aber Briefe aus Europa forderten die Reiſenden auf, nach Egypten zurückzukehren, wo ſie auch und zwar auf der gefährlichen Rhede von Damiette den 16. Auguſt 1824 anlangten.

In Biſcherre hatte Dr. H. das Unglück, bei einer Excurſion ins Schneegebirge des Libanon von einer Schlange (lachesis libanotica) gebiſſen zu werden; ſchnelle Hülfe und die kräftige Natur des Dr. H. ſtellten die Geſundheit in drei Tagen wieder her. In Damiette fanden H. und ſein Freund neu bewilligte Gelder und bereiteten eine Reiſe nach Abyſſinien vor. In dieſer Zeit ſtarb einer ihrer Begleiter, Burkhardt, ein Däne.

Ende November traten beide vereint die Reiſe von Cairo nach Suez an, wo gleich Anfangs derſelben die Unachtſamkeit eines ihrer Begleiter, des Malers Finzi, der, mit der Flinte eines Soldaten ſpielend, einem Beduinen den Fuß durch den losgehenden Schuß zerſchmetterte, ſie in die größte Lebensgefahr ſtürzte, aus welcher nur die Nähe der Hauptſtadt ſie zu retten vermochte. Der Verwundete wurde, nachdem ihm ein Tourniquet angelegt war, in ein Coptenkloſter getragen, wohin ihm Dr. H. folgte, um für die Amputation zu ſorgen, die jedoch nicht vorgenommen ward; der Thäter aber wurde vom Beduinenchef dem Polizeiminiſter in Cairo vorgeſtellt, welcher die Zeugen abhörte, daß die Verletzung nicht abſichtlich geſchehen ſey und begnügte ſich mit 100 Collonati (200 Gulden) Strafe.

In Suez ſelbſt gerieth Dr. H. in einen Streit mit dem Commandanten, welcher, ungeachtet die Reiſenden eine Erlaubniß des Paſcha beſaßen, ſich für ihr Geld ohne Weiteres einſchiffen zu dürfen, dennoch, nachdem H. für 60 Collonati ein Schiff bis Djedda gemiethet hatte, noch ein Geſchenk von 100 Collonati für ſich verlangte, welche nur durch das entſchloſſene Benehmen des Dr. H. in 40 verwandelt werden konnten. Ende December erreichten ſie Djedda im wüſten Arabien und hier ward Dr. H. von einem rheumatiſchen Fieber mit ſtarken Blutcongeſtionen nach dem Kopfe befallen, welches nöthig machte, daß ſie eine Stube in der Stadt mietheten, wo er ſich binnen 4 Tagen wieder erholte. Sie verließen dieſen Ort, von dem ſie mehrere Streifzüge in die Umgegend gemacht hatten, den 25. Jan. 825 auf dem Koack, einem vom Paſcha von Egyp- en auf 100 Tage für 400 Spaniſche Thaler gemietheten offenen Schiff und kamen bald darauf n Gumfude an, wo ſie ein Egyptiſches Lager von 000 Mann antrafen, welche im Begriff waren, ch mit den Wechabiten zu ſchlagen.

Der Chef dieſer Truppen, Mehemed Bey, ward während ihrer Anweſenheit vom typhöſen Wechſelfieber befallen, und ſein Arzt, der die Krankheit nicht kannte und ſie für tödtlich hielt, bat die Reiſenden dringend, ihn zu unterſtützen, da mit dem Bey ſein Kopf verloren ginge. Dr. H. beſuchte Nachts um 12 Uhr den Kranken, gab ihm einige Tage lang Medizin und hatte die Freude, ihm den dritten Anfall völlig abzuſchneiden. Der ſehr dankbare General wollte gern wieder gefällig ſeyn, und bot ihnen, weil er ihre Wünſche kannte, ſo viel Soldaten an, als ſie wollten, um das Gebirge, welches unſicher war, zu beſuchen. Dr. Ehrenberg hielt für rathſam, ſich nicht mit zu viel Begleitern zu verſehen, bat um 4 Gemeine und einen Offizier und zog ins Gebirge bis zum Berge Derwan, während Dr. Hemprich noch bei dem Bey blieb und ſeine Diät regelte.

Sie verließen Gumfude am 4. März und entdeckten den 7. die große Inſel Farſan, welche in einer Entfernung von 3 Stunden vom feſten Lande bei Giſan weſtlich von dieſer Stadt liegt und von vielen kleinen Inſeln umgeben iſt *). Sie ſcheint der Wendepunkt von H. Geſundheit geweſen zu ſeyn. Während es ihm gelang, durch viele Mühe und Anſtrengungen, zwei der Europäiſchen Gefährten, die ſogleich mit Delirien erkrankt waren und mit denen er ein Haus in Giſan bezog, von den Folgen des typhöſen Wechſelfiebers zu befreien, fing er ſelbſt an über fortdauernde Unbehaglichkeit und Schwäche zu klagen. Er machte bald darauf eine Excurſion ins Land bei Loheie, von welcher er etwas munterer zurückkehrte. Am 6. April ſegelten ſie wegen eintretender Unruhen im Lande, von Loheie ab, erreichten am 9. die große Inſel Cameran und

---

*) Ihre bis jetzt noch nirgends aufgezeichnete nähere Beſchreibung wird bald durch Hrn. Dr. Ehrenberger folgen. D. V.

fuhren am 11. von da über das hohe Meer von der Arabiſchen Küſte an die Afrikaniſche, wo ſie am 24. April 1825 in dem Hafen Abyſſiniens, der kleinen Inſel Maſſaua, deren Commandant bei ihrem Ausſteigen aus dem Schiffe zwei Kanonenſchüſſe abfeuern ließ, ankamen.

Hier ſchien H. Geſundheit faſt völlig wieder hergeſtellt und die Berathſchlagung beider Freunde ging dahin, daß erſt eine Probeexcurſion mit wenig Gepäck ins feſte Land gemacht werden ſolle, um den Character der Abyſſinier kennen zu lernen und beſonders das Verhalten der Küſtenbeduinen zu erforſchen. Dr. H. glaubte ſich durch dieſe Excurſion völlig wieder herzuſtellen, und obgleich Dr. E. an der Reihe war, ſo hegte dieſer doch dieſelbe Meinung und übernahm die ruhigeren wiſſenſchaftlichen Arbeiten auf der Inſel Maſſaua. Am 29. April reiſte Dr. H. nach Arkiko ab und befand ſich, brieflichen Mittheilungen zu Folge, täglich wohler, beſonders da die neuen Naturkörper in immer ſchönern Formen ihn begeiſterten.

Am 12. Mai erkrankte Dr. E. am Wechſelfieber. Da die Symptome heftig waren, beſchloß er, den Dr. H. zurückzurufen, bekam aber an demſelben Tage ſchriftliche Nachricht von ihm, daß er ſchon an den Rückweg denke, um ſpäter die gemeinſchaftliche Excurſion ins Innere anzutreten. Am 19. kehrte Dr. H. mit etwas Kopfweh und Unbehaglichkeit zurück und fand den Dr. E., der den Tag zuvor auf den Gebrauch von China keinen Fieberanfall mehr gehabt hatte, noch ſehr bedeutend angegriffen. Am 20. Mai Nachmittags bekam Dr. H. einen heftigen Fieberanfall mit gaſtriſchen Symptomen, weshalb er ſpäter ein emeticum nahm. Da die Krankheit keinen bedeutenden ſtheniſchen Character zeigte, ſo hoffte er ſchon durch ſparſame Diät das als einfache Continua erſcheinende Fieber zu beſiegen und verbot ſeinem Freunde, ſich weiter um ihn zu bekümmern.

Gleichzeitig mit Dr. H. war ein Europäer (Martin Pretzka) erkrankt und den 22. Mai legte ſich ein Däne, Namens Falkenſtein, am 24. ein anderer, Namens Niemeyer und zwei Maſſauenſer, die mit Dr. H. auf der Excurſion geweſen waren.

Obgleich kein intermittirender typus in H. Fieber zu erkennen war, ſo war dieſer doch deutlich bei den Andern ausgeſprochen und Dr. E. verſuchte Anfangs vergeblich ſeinen Freund zum Gebrauche von China zu bringen, bis am 9ten Tage deutliche Remiſſionen und ein Mundausſchlag den Kranken ſelbſt von der Natur ſeines Uebels, als entlarvtes dreitägiges Wechſelfieber, überzeugten. In dieſer Zeit waren jedoch ſeine Kräfte ſchon ſo geſchwächt, daß eine Doſis China in Subſtanz, die ihm ſein Freund reichte, unausſtehliche Magenbeſchwerden verurſachte. Er bekam das Medikament in ſchwächerer Form und vertrug es nur als Infuſion, die allein und mit Opium und Valeriana verſetzt, nichts mehr zu helfen im Stande war. — Am 30. Juni Abends 10 Uhr verſchied der Kranke, wenige Tage über 29 Jahre alt, in einem heftigen Fieberanfalle, der den ganzen Tag über gedauert hatte, in den Armen ſeines Freundes nach 40tägigem Krankenlager.

Am folgenden Tage ward er in einem aus Bretern zuſammengelegten Sarge auf der kleinen Inſel Toalut, welche zwiſchen Maſſaua und dem feſten Lande von Abyſſinien liegt, begraben. Sein Grab iſt in der Mitte dieſer Inſel, in weſtlicher Richtung von der Südſpitze der Inſel Maſſaua. Faſt in gleichem Breitengrade ruht auf der andern Arabiſchen Seite des rothen Meeres Peter Forskol, deſſen Namen der Verſtorbene führte, als Mitglied der kaiſerlich Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie zu Bonn.

Dr. H. war von mehr als mittler Größe, einem feſten ſtarken Körperbau und braunem, etwas ſparſamen Haarwuchs. Sein offenes, freies Geſicht wurde, ohne ſchön zu ſeyn, durch lebhafte Augen und den Ausdruck gutmüthiger Feſtigkeit intereſſant. Seine Haltung, als er Europa verließ, etwas gebückt, zeigte von Kraft, und ſeine Bewegungen, wenn ihnen gleich das Gefällige fehlte, waren lebhaft und raſch. Von Temperament choleriſch-ſanguiniſch, war jedoch erſteres bei ihm das Ueberwiegendere. Kein Feind einer beſetzten Tafel und ſich gern dem Schlaf, den er liebte, überlaſſend, ertrug er Hunger und Durſt ohne Beſchwerde und war mit der ärmlichſten Mahlzeit befriedigt.

Leicht zum Zorne gereizt und eben ſo leicht beſänftigt, handelte er ſtets offen und redlich, nicht ſelten durch vorſchnellen Tadel und eine ihm angeborne Neigung zur Satyre, nie durch hinterliſtige abſichtliche Kränkung beleidigend.

Wohlwollend hatte die gütige Natur ſeinen Geiſt ausgeſtattet; mit einem ſehr guten Gedächtniß verband er die Gabe ſchneller Auffaſſung und einen hellen Verſtand, welcher, durch natürliche Neigung zu geiſtiger Thätigkeit und große Ausdauer unterſtützt, ihn raſch in jedem Studium vorſchreiten ließ. So hat er ſich auch auf der Reiſe bewährt und zahlreiche Sammlungen dem Berliner Muſeum geſandt, zeigen von ſeiner und ſeines Gefährten rüſtiger Thätigkeit. Sein literariſches Wirken in dieſer Zeit ſelbſt iſt mit dem des Dr. E. ſo eng verſchmolzen, daß es nicht getrennt werden kann und es iſt mit Zuverſicht zu hoffen, daß Letzterer bald in den Stand geſetzt werden wird, von beiden öffentlich Rechenſchaft abzulegen.

In Geſellſchaft als Knabe ſtill, faſt ſchüchtern, zeigte er ſchon damals bei Vertheidigung einer Meinung große Beharrlichkeit, ſo wie in jeder Gefahr unerſchrockenen Sinn, der ihm das Wohlwollen ſeiner Geſpielen und ſpäter entſchiedener ausgeſprochen, die Achtung aller ſeiner Umgebungen erwarb. Dr. E., der treue Gefährte in ſo viel Leiden und Freuden, ſchreibt von ihm: „ſein Character war edler Muth; er konnte einen Freund lieben und ward durch Unrecht empört. Sein Recht vertheidigte er mit männlichem Ernſt und oft das eines Fremden wie ſein eignes."

Mit aufrichtiger kindlich-dankbarer Liebe hing er ſeiner Mutter, mit brüderlicher Neigung ſeinen Geſchwiſtern an und nur ſeine mit ihm groß gewordene Luſt zu reiſen, die vor Augen geführte mögliche Befriedigung des ſo lang gehegten Lieblingswunſches, wahrer Eifer für die Wiſſenſchaft und der beruhigende Gedanke, einen jüngern, damals beinah erwachſenen Bruder in der Heimath zu wiſſen, konnte ihn bewegen, ſeine Mutter auf eine ſo weite Entfernung, wo jede Unterſtützung ihm unmöglich ward, zu verlaſſen.

Er ſtarb und mit ihm ging manche ſchöne Hoffnung für die Welt und für ſeine Freunde verloren; und wenn es ſchon ſchmerzlich iſt, einen in voller Blüthe ſtehenden Baum vom unerwartetem Sturme gebrochen zu ſehn, um wie viel muß dies Gefühl erhöht werden, wenn das Leben eines jugendlichen Mannes, die Thätigkeit eines kräftigen Geiſtes zu einer Zeit unterbrochen wird, wo erſteres kaum der vollen Entwickelung genaht war, letzterer die Früchte ſeiner Anſtrengungen zur Reife zu bringen und ſich glänzend entfaltend, die Wiſſenſchaft in Wahrheit zu bereichern im Stande geweſen wäre.

Darum wird gewiß Jeder mit aufrichtiger

Wehmuth die einfache Schilderung des leider nur zu kurzen Wirkens des Verſtorbenen aus der Hand legen, ſich in dem innigen Wunſche mit den Hinterbliebenen vereinigend: daß ſeine Aſche kühl und ſanft in dem heißen Sande Abyſſiniens ruhe!

Breslau. **Dr. C. Hemprich.**

XLVII. Chriſtoph Heinrich Kniep,

Portrait- und Landſchaftsmaler, auch Profeſſor an der königl. Akademie der ſchönen Künſte in Neapel.

Geb. zu Hildesheim 1748.
Geſt. zu Neapel am 9. Juli 1825. *)

Nicht blos die Namen kühner Kriegshelden, großer Herrſcher und Staatsmänner glänzen im Tempel des Ruhms; eine gleich edle Unſterblichkeit ſichert dem ausgezeichneten Gelehrten, Dichter und Künſtler die dankbare Mit- und Nachwelt zu. Und ſo bewahrt und feiert ſie auch billig das Andenken eines Mannes, der mit vollem Rechte die Zierde deutſcher Kunſt und der Neſtor unter den Deutſchen Künſtlern in Italien genannt werden konnte.

Chriſtoph Heinrich Kniep ward zu Hildesheim in Niederſachſen geboren. Sein Vater, ein ehrſamer, nicht ſehr bemittelter Bürgersmann in jener damals freien Reichsſtadt, hätte zur Entwickelung des früh keimenden Kunſttalents ſeines Sohnes ſchwerlich viel beitragen können, wäre ihm nicht der Umſtand naher Verwandtſchaft mit einem Theatermaler in dem benachbarten Hannover zu ſtatten gekommen. Dort erhielt er alſo ſeine erſte Bildung zum Künſtler, und als er ſeine Lehrjahre vollendet hatte, begab er ſich nach Hamburg, wo er ſich einige Zeit aufhielt und ſich mit Portraitzeichnen nach dem Leben beſchäftigte. Dies brachte ihm nicht nur reichlichen Erwerb, ſondern auch den großen Vortheil, täglich in Geſellſchaft der angeſehenſten und gebildetſten Perſonen beiderlei Geſchlechts und jeden Standes zu ſeyn. So wurde ihm das beneidenswerthe Glück zu Theil, mit Männern, wie Klopſtock, Joh. Heinr. Voß, Claudius, Campe, Reimarus und Schröder perſönlich bekannt zu werden. Noch im ſpäteſten Alter belebte ſich Ton und Blick, wenn Kniep von den nächtlichen Sympoſien erzählte, in welchen jene Sterne Deutſchlands glänzten und wohlthätigen Einfluß äußerten. Von Hamburg machte er einen kurzen Beſuch im väterlichen Hauſe und hatte die Freude, die erſten goldenen Früchte ſeines Fleißes in den Schooß einer ſtaunenden Mutter zu ſchütten. Zu einem kleinen Abſtecher nach Caſſel veranlaßte ihn der Wunſch, eine ältere Bekanntſchaft mit der Künſtlerfamilie Tiſchbein zu erneuern und die prächtigen Hoffeſte, die bei Gelegenheit einer Vermählung im Fürſtenhauſe gegeben wurden. Hierauf ging er über Lübeck nach Berlin, wo in dem letzten Jahrzehend der Regierung Friedrichs des Großen alle Friedenskünſte in voller Blühte ſtanden. Dort, wie vorher zu Hamburg, gewann Kniep durch untadelhafte Aufführung und zunehmende Geſchicklichkeit die Liebe und Achtung aller edlen Menſchen und Kunſtfreunde. Kraſchinsky, Fürſtbiſchof von Ermeland, lernte ihn kennen, ſein Verdienſt ſchätzen und nahm ihn mit ſich nach Heilsberg, dem biſchöflichen Sitze, wo der junge Künſtler für ihn und ſeine vornehmen Domherren eine Zeit lang vollauf zu thun hatte. Der Fürſt ſah ein, von welchem Nutzen ſeinem Schützlinge eine Reiſe nach Rom, jener Hochſchule der ſchönen Künſte, ſeyn würde; er fand ihn einer damals im Norden noch ſeltenen Auszeichnung und Unterſtützung würdig und erbot ſich großmüthiger Weiſe nicht nur zu einem erklecklichen Zuſchuſſe zur Beſtreitung der Reiſekoſten, ſondern verſprach auch, für freien Unterhalt in Rom auf mehr als ein Jahr zu ſorgen. Wer war froher als Kniep, dem die Stadt der ſieben Hügel beſtändig als fernher ſtrahlendes Ziel jugendlicher Träume und Wünſche vorgeſchwebt hatte. Mit heißem Dankgefühle nahm er den ſo gutgemeinten Vorſchlag an und zog über Warſchau, Wien und Trieſt nach ſeinem geliebten Italien. — Seinen Jubel, als er vom Berge oberhalb Trieſt zum erſtenmal das adriatiſche Meer, und von der Höhe bei Baccano die Kuppel der Peterskirche in der Ferne erblickte — dieſen Jubel konnte man ihm nachempfinden, wenn er mit beredter Zunge die Eindrücke und Abentheuer jener langen Reiſe ſchilderte. In Rom erneuerte er einige alte und machte mehrere neue Bekanntſchaften unter ſeinen Kunſtgenoſſen; kaum hatte er aber angefangen, ſich daſelbſt einzuwohnen und zweckmäßig zu beſchäftigen, ſo kam die Schreckenspoſt von dem Ableben ſeines hohen Gönners und zugleich die Anzeige, daß die Uebermachung der von demſelben ausgeſetzten Jahrgelder nun völlig würde unterbleiben müſſen. Das war ein harter Schlag und von den wichtigſten Folgen für Knieps ganzes Leben. Statt ungeſtört und einzig ſeinen Studien obliegen und bald das einförmige, lange genug gehandhabte Reißblei mit dem Pinſel und Farbenbrete vertauſchen zu können, wie er ſich vorgenommen hatte, war der gute Mann jetzt gezwungen, Zeichnungen nach Gemälden und alten Denkmälern, kleine An- und Ausſichten und dergleichen um jeden Preis zu verfertigen, nur um Mangel und Noth von ſich abzuwehren. Trotz dem fuhr er fort, wenigſtens ſeine Freiſtunden dem eigentlichen Kunſtſtudium zu weihen; aber das Loos war geworfen! Kniep konnte wohl auf der einmal erreichten Stufe ſich behaupten und die erlangte Geſchicklichkeit und Kenntniß gehörig anwenden lernen, allein in's innerſte Heiligthum zu dringen und die ſchönen Geburten einer regen Einbildungskraft und eines verfeinerten Geſchmacks in lebhafte Farben zu kleiden, das war und blieb ihm unwiderruflich verſagt! Kniep *that*, was er konnte, und es gelang ihm, ſich nach und nach heraus zu arbeiten, als eine gewiſſe Deutſche Standesperſon, die bei der Durchreiſe durch Rom ihn kennen gelernt hatte, in guter Abſicht, aber etwas zu unüberlegt, ihn nach Neapel zu ſich einlud. Neapel, dieſes leibhaftige Eldorado, dieſe unerſchöpfliche Goldgrube für den Landſchaftsmaler und Zeichner, war lange ſchon der Gegenſtand von Knieps tiefſter Sehnſucht geweſen; ihm war bewußt, wie Salvator Roſa, Claude-Lorrain und andere große Meiſter den Stoff zu ihren herrlichſten Bildern ſich in den abwechslungsreichen Umgebungen von Neapel, Sorrento, Capri, Amalfi, Vietri und Lacara geholt hatten. Leicht ließ er ſich alſo bereden, jenem Rufe zu folgen. Was er von Parthenope's bezaubernder Schönheit vernommen und ſich vorgeſtellt hatte, fand er auch wirklich im vollſten Maße, nicht aber die ihm zum Eintritte verheißene und faſt unentbehrliche Freundeshilfe. — Dem Deutſchen Herrn von Adel waren auf einmal ſeine Gelder ausgeblieben und alle Mittel benommen, ſich Kniep's auf irgend eine Art anzunehmen. Zum zweitenmale, ſeitdem er den Fuß auf Wälſchen Boden geſetzt hatte, ſah ſich K. verlaſſen und an einem ganz fremden Orte lediglich auf ſich ſelbſt erwieſen. Zwar mochte das in Neapel weniger bedenklich, als früher in Rom, ſcheinen, denn er hatte nun ſchon weit mehr Erfahrung und Geſchick. Gleichwohl hat er in erſter Stadt Anfangs, nach eigenem Geſtändniß, ohne Geld und ohne Bekanntſchaft, mehrmals mit einem Stück trocknen Brodes und einer Hand voll dürrer Feigen zum Mittags- und Abendmahle vorlieb nehmen müſſen. In dieſer bedrängten Lage ſuchte er ſich mit Vedutenzeichnen, nunmehr ſeinem Hauptfache, ſo gut als möglich fortzubringen. Bald erſchien auch der bekannte Hiſtorienmaler Wilh. Tiſchbein, der unſern Kniep ſchon anderswo liebgewonnen und aufgemuntert hatte, in Neapel, und zog ihn ſogleich aus ſeiner einſamen Dachkammer, um ihn bei einem großen Manne einzuführen. Es war Göthe, der gerade Italien bereiſte und einen braven Künſtler zu ſeinem Begleiter auf der Reiſe, welche er nach Sizilien vorhatte, ſuchte. Gleich bei Knieps erſtem Beſuche gefiel ihm dieſer ausnehmend wohl und auf der Stelle kamen ſie wegen Allem mit einander überein. Dies war ein Zeitpunkt, bei dem noch lange nachher Knieps Erinnerung mit Vorliebe weilte. — Noch vom gemeinſamen Vaterlande her kannte er den Dichter aus deſſen erſten Werken. Durch perſönlichen Umgang wurde nun Knieps Bewunderung zur ehrfurchtsvollſten Liebe geſteigert, und zugleich ergriffen ihn die unvergleichlichen Naturſchönheiten und Alterthümer Siciliens aufs gewaltigſte. So verlebte er zwei Monate eines höhern gedoppelten Daſeyns, erſt auf dem Zuge um jene merkwürdige Inſel und nachher noch zu Neapel mit Göthe, der gewiß auch Urſache hatte, ſich zu dem in jeder Hinſicht ſo wohl gelungenen Unternehmen Glück zu wünſchen.

---

*) Aus dem Kunſtbl. 1825. Nr. 66. 67.

Als dieſer von Neapel ſich wieder nordwärts wandte, ſchloß Kniep ſich vollends gänzlich an ſeinen Tiſchbein an und wohnte Jahre lang mit ihm ſogar unter einem Dache. Nicht minder gewogen ward ihm Philipp Hackert, der um dieſelbe Zeit auf dem Gipfel ſeines Ruhms und Glücks als königl. Neapolit. Hofmaler ſtand; wer kennt nicht ſeine Landſchaften und Seeſtücke in Oel, ſeine Veduten und Ruinen in Corpusfarben und Biſter? Unter den mächtigen Schwingen und der guten Anführung ſolcher Meiſter entſtand bei den jüngern Künſtlern, wie Kniep, Strack und Andern, auch Wälſchen, ein edler Wetteifer. Was jeder von dieſen den Tag oder die Woche über in der Nähe und Ferne nach der Natur in ſein Skizzenbuch aufgenommen hatte, wurde Abends in dem traulichen Künſtlerverein bei Hackert oder Tiſchbein vorgelegt und unbefangen beurtheilt; es wurde da auch aus dem Kopfe gezeichnet und componirt. Nebenher fiel aus dem Munde der verehrten Altmeiſter manch belehrendes Wort, das für einen aufmerkſamen Jünger, wie Kniep, nicht verloren war.

In einer ſo guten Schule und unter unabläſſigem Studiren einer wunderſchönen Natur, ſo wie der auserleſenſten Kunſtwerke jeder Gattung, machte Kniep Rieſenſchritte und erhob ſich vom Vedutenzeichner zum trefflichen Componiſten. Um jene Zeit arbeitete Tiſchbein ſchon an ſeinem großen Werke, einer Reihe von Abbildungen nach ſogenannten etruskiſchen, eigentlich altgriechiſchen Vaſenzeichnungen. Es iſt auffallend, wie innig unſer Kniep dieſen heroiſchen Figurenſtyl ſich angeeignet, wie treu er ihn beibehalten hat. Ueberhaupt wußte er die Figur geſchickt zu behandeln und ſie ſpielt in den meiſten ſeiner Werke eine weit bedeutendere Rolle, als in denjenigen vieler Landſchaftsmaler neuerer Zeit. Er verſtand die Theorie der höhern Baukunſt und die Regeln der Perſpective aus dem Grunde; die ehrwürdigen Tempel von Päſtum waren in ihrer Art ſein erhabenes Vorbild und er brachte ſie in ſeinen Landſchaften gerne und ſtets am rechten Orte an. Baumſchlag, Waſſerfall, Berg, Fels, Architektur, menſchliche Geſtalt, kurz jede Form veredelte, ſo zu ſagen, Knieps Meiſterhand, ohne das Liebliche auszuſchließen. Zum Erſtaunen iſt die Knnſt, womit er in ſeinen ſchattirten Zeichnungen die Lichter auszuſparen und abzuſtufen — die Genauigkeit, mit welcher er ſeine Vordergründe auszumalen wußte. Eine Welt von Pflanzen prangt darin, bis in die kleinſten Theile täuſchend wahr und rein ausgeführt. Die Anatomie und Darſtellung der verſchiedenſten Arten von Vegetation, Geſtein u. ſ. w. hatten wenige Künſtler ſo vollkommen inne, wie er. Und daß über der ängſtlich-fleißigen Ausführung der Flug der Begeiſterung nie im geringſten ermattete, das iſt der Triumph von Knieps Kunſt und der Charakter ſeiner Schöpfungen.

Er war ein großer Freund vom Bücherleſen, hielt ſich aber ausſchließlich an kräftige Geiſtesnahrung. Homer's Odyſſee nach Voſſens Ueberſetzung, die alte Schottiſche und Griechiſche Fabel- und Heldenwelt, ſo wie Klopſtocks Meſſiade, gaben ihm Stoff zu mancher Compoſition, zu mancher intereſſanten Epiſode und Gruppe in ſeinen Landſchaften. Kniep hatte ein außerordentlich gutes Gedächtniß, das ihm bis an ſein Ende treu blieb. Was im weiten Gebiete der Natur, Kunſt und Dichtkunſt ihn je beſonders angezogen, worüber er nachgeſonnen oder mit verſtändigen Freunden ſich beſprochen hatte, das blieb ſeiner Erinnerung unauslöſchlich eingeprägt. Aus dieſem ſich fort und fort anhäufenden Schatze umfaßte er das Vollkommenſte, Gediegenſte jeder Art zuſammen und bildete ſich daraus ein hohes Ideal, das er bei ſeinen Arbeiten unverrückt im Auge behielt, und wovon das eigenthümlich Großartige ſeines Styls herrührt.

Kniep war vertraut mit den Werken eines Wieland, Schiller und Herder, welchen letzteren er bei Tiſchbein zu Neapel perſönlich kennen gelernt hatte. Außerdem war er in der alten und neuen Geſchichte und Erdbeſchreibung wohl bewandert und ſogar in das Studium der Naturlehre und Sternkunde eingeweiht. Er war ein ſehr guter Erzähler und im Stande, eine ganze Geſellſchaft ſtundenlang aufs Angenehmſte zu unterhalten, denn er malte, mit Worten, wie mit der Reißfeder. Deswegen galt er auch viel bei den Frauen, ſelbſt den ausgezeichnetſten, und die verſtorbene Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar, eine Friederike Brun, eine Frau von der Reck, eine Freifrau von Humbold würdigten ihn ihres ganzen Wohlwollens. Kniep hatte eine unerſchöpfliche Ader heiterer Laune; überhaupt beſaß er das köſtliche Gut unzerſtörbarer Heiterkeit des Geiſtes, allein nie artete ſie in Muthwillen aus. Voll Freundlichkeit, Sanftmuth und Geduld hatte er gewiß alle Eigenſchaften zu einem guten Ehemann und Vater, aber, gleich den meiſten Künſtlern aller Zeiten, blieb Kniep unverheirathet. Ein Zeitgenoſſe ſagt von ihm: „Alles, was aus ſeiner Hand ging, war mit einer identiſch hohen Sanftheit bezeichnet, die auch ſeinen ſittlichen Charakter ausmachte. Seine Hauptleidenſchaft war die Kunſt, ſeine Geliebteſte war der Himmliſchen eine, die ihm auch treu blieb bis in's Greiſenalter:

Sie ſchwebte mit geſenktem Fluge
Um ihren Günſtling nah' am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elyſium an ſeine Kerkerwand.

Kniep war ein von der Natur in den weſentlichſten Stücken hochbegabter Mann; mit einer glühenden Phantaſie verband er einen geſunden Verſtand und genoß das ſeltene Glück, daß bis zum letzten Hauch nicht nur ſein Geiſt ungeſchwächt friſch und jugendlich, ſondern auch Aug' und Hand ihm unbegreiflich treu blieb. Unbegreiflich nennen wir es in Betracht der unſäglichen Anſtrengung, Arbeit und Mühe, die Knieps Loos geweſen waren lebenslang. Wenig Künſtler haben ſo viel geſchafft, ja geſchaffen, als er. Unaufhörliche Beſchäftigung war ihm zur ſüßen Gewohnheit, zum wahren Bedürfniß geworden, auch wenn er keine Beſtellungen hatte, arbeitete er unverdroſſen fort, wie der Geiſt es ihm eingab, und beſtändig waren dieſe Eingebungen glücklich, es mochte nun ein eigener Lichtgedanke oder ein befreundetes Genie die erſte Anregung gegeben haben.

In den erſten zwanzig Jahren ſeines Aufenthalts in Neapel arbeitete Kniep meiſtens in Sepia, d. h. er verfertigte zuerſt einen bloßen reinen Federumriß, ſchattirte und füllte dann dieſen mit der in einer Blaſe des Dintenfiſches enthaltenen Materie, die er mit Tuſche und Karmin vermiſchte, um durch letztern der Farbe mehr Wärme zu geben. Da dieſe doppelte Arbeit des Zeichnens und Schattirens dem Künſtler in der Länge gar zu ermüdend wurde, ſo legte er ſich nach jener Zeit auf das Zeichnen mit ſchwarzer Kreide, meiſt auf weißen Grund, und leiſtete in dieſem, wie vorher in einem andern Fache, Alles, was nur möglich war. Ohne jemand nahe zu treten, läßt ſich behaupten, daß Kniep einer der correcteſten, originellſten und vortrefflichſten Landſchaftzeichner nicht nur in Italien, ſondern in ganz Europa war. Hiervon zeugen ſeine ſämmtlichen, von den Kunſtkennern aller

Nationen geprieſenen und geſuchten Werke, beſonders diejenigen aus den ſpätern Perioden. Bloße Federumriſſe ließ er nicht gern aus ſeiner Hand, aber ſie ſind auch ein Wunder der Kunſt! Einige der ſchönſten beſitzt, nebſt mehrern der vollendetſten Zeichnungen in ſchwarzer Kreide und Sepia, der Ritter Leonh. Tocco in Neapel, ein großer Freund und Beförderer der Kunſt. Auch der verſtorbene Marquis Berio, ein Mann von geläutertem Geſchmack, hielt unſern Kniep und ſeine Arbeiten äuſſerſt werth und hatte von ihm einige Meiſterſtücke, vorzüglich in Sepia, die aber nach des erſten Beſitzers Tode zerſtreut wurden. Im Ganzen hatte Kniep ungleich mehr Aufträge von Deutſchen, Engländern und Ruſſen, als von Eingebornen. Und doch brachte er beinahe die Halbſcheid ſeines Lebens in Neapel zu und verließ, nach ſeiner Zurückkunft aus Sizilien, die Stadt nie länger, als auf Tage und Wochen, um kleine Ausflüge in die Gegend zu machen, von denen er jedesmal gern heimkehrte wie eine emſige Biene, mit ſüßem Honig beladen. Selbſt als durch die Stürme der Zeit die Sonnenadler Tiſchbein und Hackert aus ihrem ſtattlichen Neſte verſcheucht wurden, blieb Kniep allein in Neapel zurück und ſah aus ſeinem ſtillen Arbeitszimmer in Chiaja die Gewitterwolken, für ihn ganz unſchädlich, vorüberziehen, ſah die Sonne des Friedens wieder hervorbrechen und den Bogen des Segens aufs Neue glänzen.

Das waren in Anſehung des Verdienſtes ſehr erſprießliche Zeiten für Kniep. Von allen Seiten kamen Beſtellungen in Menge, und obſchon die Belohnung, die er für ſeine Arbeit einärndtete, in keinem rechten Verhältniß zu dieſer ſtand, konnte er dennoch im Ganzen damit zufrieden ſeyn. Allein in den letzten Jahren wollte man ihm nicht einmal

Digitized by Google

mehr die letzten Preiſe zahlen; nicht als ob er in ſeiner Kunſt nachgelaſſen hätte, im Gegentheil vervollkommnete ſich bei immerwährender Uebung und unveränderter Kraft ſein Styl, beſonders in Compoſitionen, je länger je mehr; aber der allgemeine Wohlſtand und folglich die Zahl der Perſonen, die viel auf Kunſtgegenſtände verwenden konnten, hatten merklich abgenommen, während andrerſeits die neue Erfindung des Zeichnens auf Stein die Preiſe und ein alltäglich wachſendes Heer von mittelmäßigen Malern den Geſchmack des Publikums verdarb. Nichtsdeſtoweniger glaubte Kniep auf ſeinen, nach Maaßgabe des innern Werthes, keinesweges übertriebenen Forderungen beſtehen zu müſſen, und ſo kam es, daß bei ſeinem Ableben, außer den Skizzen, Cartons, Federumriſſen und dergleichen, eine gute Anzahl fertiger Zeichnungen in ſeinen Mappen vorgefunden wurde. Da er in Neapel weder Verwandte noch irgend eine Art mündlicher oder ſchriftlicher Verfügung hinterlaſſen hat, ſo iſt nur zu wünſchen, daß die erwähnten Sachen, die für ſich allein ſchon eine köſtliche, vielleicht in ihrer Art einzige Sammlung ausmachen, in die rechten Hände kommen mögen. Eine umſtändliche Beſchreibung jener Gegenſtände würde hier zu weit führen, und giebt uns etwa, nebſt dem Leben des Meiſters, Stoff zu einem eigenen Werkchen, das für Jeden, inſonderheit aber für den jungen Künſtler, viel Anziehendes und Lehrreiches haben dürfte.

In dem erlauchten Hauſe Liechtenſtein zu Wien muß eine Reihe von auserleſenen Werken unſeres Künſtlers vorhanden ſeyn. Der ſelige Fürſt Moritz Liechtenſtein war einer ſeiner Gönner und hatte unter der Bedingung alljährlich etwas von Kniep zu bekommen, ihm eine lebenslängliche Penſion ausgeſetzt. Aber in Folge des allzufrühe eingetretenen Todes jenes Fürſten wurde die Uebereinkunft von den reſpectiven Erben für erloſchen angeſehen. Im Jahr 1811 unterzog ſich Kniep der Herausgabe einer vollſtändigen Zeichenſchule für angehende Landſchaftmahler und Liebhaber in einer Reihe von Blättern, die der geſchickte Friedrich Kaiſer aus Ulm ſich anheiſchig machte, nach Knieps eigenhändiger Federzeichnung und unter deſſen Augen in Kupfer zu ſtechen. Durch Kaiſers Verpflanzung von Neapel nach Wien und ſeinen bald darauf erfolgten Tod gerieth das Werk ins Stocken und blieb unbeendigt, was um ſo mehr zu bedauern war, als die erſchienenen Hefte allgemeinen Beifall fanden und etwas ganz Vorzügliches in der Folge erwarten ließen. Die 10 oder 12 Kupferplatten, welche Kaiſer fertig gemacht, hat ſich deſſen Bruder zugeeignet.

Kniep war in mehreren Fällen das Opfer ſeiner Gutherzigkeit; denn ungeachtet er ſein Vaterland, nachdem er es mit Italien vertauſcht hatte, nie wiederſah, war er doch ein guter Deutſcher geblieben. Was aber ſeinem Verdienſt als Menſch und als Künſtler die Krone aufſetzt, iſt, daß er ſo ganz anſpruchslos und ohne allen Neid war. So wie überhaupt keiner Seele, that er insbeſondere keinem Kunſtgenoſſen mit Wiſſen jemals Unrecht. Was in eines andern Arbeit nur irgend Gutes war, hob er heraus, würdigte und lobte es, ohne jedoch in den Fehler der Schmeichelei zu verfallen. Und da er andrerſeits zu gehöriger Zeit auch klug zu ſchweigen wußte, ſo kann man mit Recht ſagen, daß Kniep durch eigene Schuld ſich keinen Feind gemacht, oder nachgelaſſen hat. Die Beſcheidenheit trieb er bis zum Uebermaaß und nur zu wenig verſtand er es, ſeinen Werth geltend zu machen. Eine gewiſſe mit der Achtung für ſich ſelbſt wohl vereinbare Leichtigkeit des Entgegenkommens war ihm nicht gegeben; der fremde Liebhaber mußte ihn aufſuchen und anſprechen, ſonſt bekam er den gar zu eingezogen lebenden Künſtler und deſſen Arbeiten kaum zu ſehen. Aus dieſer Urſache wurde Kniep häufig zurückgeſetzt oder wenigſtens außer Acht gelaſſen, was dann doch nothwendig dem guten Alten nahe gehen mußte. Faſt wenige Jahre vor ſeinem Sterben wurde er in den Rath der königlichen Akademie der ſchönen Künſte zu Neapel mit dem Ehrentitel als Profeſſor berufen, genoß aber gar keinen Gehalt. Der Gedanke in ſeinen alten Tagen der Welt, hauptſächlich aber der lernbegierigen Jugend noch nützlich zu ſeyn, hatte für Kniep etwas ungemein Einladendes und Angenehmes. Mit Eifer verſah er ſein neues Amt und da ſeine Collegen eine hohe Meinung von ſeiner Einſicht und Unparteylichkeit hegten, ſo war bei der Wahl der öffentlichen Lehrmeiſter ſeine Stimme von großem Gewicht. Er wirkte durch Wort und That mächtig auf die Schüler ein: ſie liebten und ehrten den erfahrenen freundlichen Greis wie einen Vater und ſein Erſcheinen unter ihnen war jedesmal ein Feſt. Er hatte die Genugthuung, jenes Inſtitut, mit dem das wahrhaft königliche, in ſeiner Art vielleicht einzige Bourboniſche Muſeum vereinigt iſt, in vollem Flor und Gedeihen zu erblicken.

Wir haben bemerkt, daß Kniep bis ins reifere Mannesalter bisweilen in drückenden Verhältniſſen und mißlichen Umſtänden geweſen war. Die Noth machte ihn damals zum guten Haushalter und er blieb es aus Gewohnheit ſelbſt in der Folge, als er wohl mehrere Gemächlichkeit ſich hätte gönnen dürfen. Sich ſelbſt war er zuweilen etwas hart, Andern aber nie. Er that im Verborgenen viel

Gutes, hauptſächlich an armen Waiſen und Wittwen, von denen mehrere am Schluß jeder Woche etwas Gewiſſes an Geld bezogen, ſo lange ihr Wohlthäter lebte. Manche Thräne des Hausarmen floß im Stillen bei der Nachricht von Knieps Hintritt und noch lange wird unter jener Klaſſe ſein Andenken lebendig und geſegnet ſeyn! Mäßigkeit in allen Genüſſen war Knieps feſter Grundſatz und Arbeit ſeine Luſt. Zum Lohn dafür hatte er bei nicht beſonders ſtarkem Körperbau ſich einer anhaltend guten Geſundheit zu erfreuen. Höchſt ſelten war er unpaß und ſogar ſeine letzte Krankheit war wohl mehr Folge des Alters — er brachte es auf 77 Jahre — und des anhaltenden Sitzens am Arbeitstiſch.

Schon im vergangenen Winter fingen ihm an die Füße zu ſchwellen; er machte ſich aber nicht viel daraus und dachte an nichts weniger, als daß es der Anſatz einer Waſſerſucht ſeyn könnte. Im Frühjahr war er wieder ganz im Stande zu ſeiner gewöhnlichen Lebensweiſe und Beſchäftigung zurückzukehren; allein an dieſer fand er kein ſolches Gefallen mehr wie ſonſt und das dünkte ſeinen Freunden ein ſchlimmes Zeichen. Nach und nach klagte er häufiger über ein gewiſſes Mißbehagen: gleichwohl verlor ſich allmählich wie von ſelbſt das Hauptübel an den Beinen wieder, aber leider nur, um ſich auf edlere Theile zu werfen. Am letzten Tag des Monats Juni befiel ihn auf einmal ein heftiger Huſten, der ihm ganzer 8 Tage keinen Augenblick Ruhe ließ und ihn auf's Aeußerſte erſchöpfte. Es war eine offenbare Bruſtwaſſerſucht, wenn gleich er allein es durchaus nur für die Folge eines vernachläſſigten Katarrhs halten wollte. Die Beklemmung nahm ſichtbar zu; das Athemholen ward immer ſchwerer und mit peinlicher Anſtrengung verknüpft. Jeden Augenblick war ein Erſticken zu befürchten, der Kranke hatte viel auszuſtehen, um ſo mehr als der Kopf ganz frei und kühl war und es mitunter ruhigere Pauſen gab, wo Kniep wieder aufathmen, außer dem Bett ſeyn, auch wohl leeren Hoffnungen Raum geben konnte. O! die Liebe zum Leben iſt ſtark, ſie iſt zu tief eingewurzelt, um nicht jede andere Betrachtung tauſendfach zu überwiegen. Jedoch war es nicht ſowohl der Gedanke an das Sterben, was Kniepen ſchreckte, auch wäre dies bei einem Manne, der ſo gelebt hatte wie er, kaum möglich geweſen; aber er war nicht unempfindlich gegen körperliche Leiden, die in den meiſten Fällen allem Stoicism und Vernünfteln Trotz bieten. Knieps Beſchwerden ließen zuletzt um vieles nach und ſein Ende war ziemlich ruhig. Es erfolgte am 11. Juli um die Mittagsſtunde bei anſcheinend vollem Bewußtſeyn und in Gegenwart derjenigen Freunde, welche den Kranken nach beſten Kräften Tag und Nacht gepflegt hatten und die nach ſeinem Verſcheiden die ſämmtliche Verlaſſenſchaft dem königl. Hannöver'ſchen Konſulat in Neapel, als der rechtmäßigen Behörde, treulich überantworteten.

Bekanntlich haben in Neapel die Lutheraner und Calviniſten gar keinen förmlichen Gottesdienſt, Nichtkatholiken überhaupt keinen eigenen Kirchhof. Die Leichname der ärmern Proteſtanten, welche nicht etwa gerade in den Spitälern ſterben, werden gewöhnlich übers Meer, nach der Südweſtſeite des Pauſilipps gebracht und im Hintergrund einer kleinen abgelegenen Bucht, wo ſchroffe Felſen ein ſchmales vom Lande her unzugängliches Sandufer umſchließen, eingeſcharrt. Noch an einem der letzten Sonntage hat der Einſender dieſes Aufſatzes, weil antiquariſche Forſchungen, die Lieblingsbeſchäftigung ſeiner Freiſtunden, ihn in jene ſtille Gegend führten, beim Landen einige geſunkene Rohrſtabkreuze auf den Gräbern wieder aufgerichtet. Im Winter aber ſchlägt das Meer manchmal bis an den Fuß der hohen Felſenwand, wäſcht die leicht bedeckten Cadaver heraus und nimmt ſie auf in ſeinen weiten und tiefen Schoos. Vermögendern Proteſtanten öffnet ſich nach ihrem Tode um ſchweres Geld die Thüre eines Baumgartens am nördlichen Eingang der Hauptſtadt. Das Grundſtück iſt auf ſolche Weiſe eines der ergiebigſten in dieſem fruchtbaren Lande geworden. Hier wird geſäet eine menſchliche edlere Saat! Hier liegt ein Maler Schmidt, ein Konſul Heigelin, ein Kaufmann Meurikoffer und Falconnet, auch mancher Reiſende unter Glaubensgenoſſen aller Stände und Völker begraben. Hierher wurde am 12. Juli 1825 auch Knieps Leiche gebracht, begleitet von einer Anzahl trauernder Freunde, worunter Deutſche, Franzöſiſche und Neapolitaniſche Künſtler, Letztere theils Kollegen, theils dankbare Schüler des Seligen. Mit einbrechender Nacht ſetzte ſich der ſtattliche Leichenzug in 8 Wagen, der mit der Bahre voraus, von dem Hauſe, welches Kniep dreißig Jahr nach einander bewohnt hatte, in Bewegung und ging durch die ganze Stadt, zwei Miglien weit bis hinter die verfallene Kirche St. Carlo Arena. Am Eingang jenes Gartens empfing jeder der Leidtragenden eine angezündete Fackel, alle ſtellten ſich rund um das unter Pomeranzenbäumen ſchon bereitete Grab. Ehe der Sarg hinabgelaſſen wurde, hielt ein Zürcher Geiſtlicher, der erſt am Abend vorher in Neapel angelangt war, eine kurze paſſende Rede. Feierlich tönten ſeine Worte unter dem dunkeln, durch die Fackeln theilweiſe magiſch beleuchteten Laubdach, hinaus in die Nacht. Bald verſank der Sarg;

mit dumpfen Gepolter rollten die Erdſchollen auf denſelben hinunter. Aber ſie weckten den Schläfer nicht und wölbten ſich ſchnell zum Grabeshügel.

Friede ſey um dieſen Hügel her,
Friede Gottes! Ach, ſie haben
Einen braven Mann begraben
Und uns war er mehr!

Neapel, Mitte Juli 1825.

Haller aus Stuttgart.

* XLVIII. Dorothea von Rodde, geb. von Schlözer,

Doctor der Philoſophie in Göttingen.

geb. den 10. Aug. 1770.
geſt. den 12. July 1825.

Dieſe durch ihren Geiſt und ihre gelehrte Bildung ausgezeichnete Frau war zu Göttingen geboren und die Tochter des großbrittanniſchen Geheimen-Juſtizraths und Profeſſors daſelbſt, **August Ludwig von Schlözer** *). Ihre Mutter, **Caroline Friederike**, war eine geborne **Röderer** **). Schlözer hatte ſeine Tochter von frühester Jugend an zu einer gelehrten Bildung beſtimmt. Er wollte dadurch die damals viel geltende Erziehungsmethode Baſedows und die Meinung aller derjenigen widerlegen, welche das weibliche Geſchlecht gelehrter Bildung ganz unfähig hielten, oder doch wenigſtens glaubten, daß dieſelbe mit dem von der Natur ihm angewieſenen Berufe ſich nicht wohl vereinigen laſſe. Während Baſedow alles ernſte Sprachſtudium, vorzüglich der Claſſiker, Geſchichte, Mathematik u. ſ. w. vom Jugendunterricht ausſchloß und gleichſam nur ſpielend eine Menge von Kenntniſſen beizubringen wünſchte, ließ Schlözer es ſich ſehr angelegen ſeyn, ſeiner Tochter ſchon in früheſter Kindheit in mehreren Sprachen Unterricht zu ertheilen. Behülflich war ihm dabei, daß Dorothea ſehr früh die ſeltenſten Fähigkeiten entwickelte. Sie war nicht älter, als zwei Jahre und acht Monate, als ſie zuerſt ſtricken und dann Plattdeutſch ſprechen lernte, was Schlözer vorzüglich als Hülfsmittel zur Erlernung anderer Sprachen für unentbehrlich hielt. Die nächſte, mit der ſich Dorothea beſchäftigen mußte, war die Franzöſiſche und zur Uebung im Sprechen wurde eine Franzöſiſche Wärterin gehalten. Deutſch leſen lernte das wißbegierige Mädchen als ſie ein Jahr und zwei Monate alt war. Schlözer gab ihr zu dieſem Behuf eine von ihm verfertigte Fibel in die Hand, welche „Dortchens Reiſe von Göttingen nach Franken“ betitelt war. Das Franzöſiſche hatte ſie zwar bereits getrieben, aber der eigentliche grammatiſche Unterricht in dieſer Sprache begann erſt in ihrem neunten Jahre. Zu einer ziemlich vollkommenen Kenntniß der Engliſchen Sprache, die nun an die Reihe kam, gelangte ſie durch den Umgang mit einigen Engländerinnen. Eine ungemeine Fertigkeit erwarb ſie ſich im Italieniſchen. Sie hatte zwar in ihrem eilften Jahre nur drei Monate lang darin Unterricht empfangen, allein im Jahre 1781 begleitete ſie ihren Vater auf einer Reiſe nach Italien und hier, vorzüglich in Rom, wo ſie von ihrem Vater getrennt, in Italieniſchen Familien lebte, auch in den Wirthshäuſern ſich im Italieniſch-Sprechen verſuchen mußte, ward ihr dies bald ſo geläufig, daß ſie, nach dem Zeugniß des Abts Denina *) ſich darin wie in ihrer Mutterſprache ausdrücken konnte. Im Schwediſchen unterrichtete ſie in ihrem ſechzehnten Jahre ihr Vater; Holländiſch lernte ſie größtentheils für ſich, mit Hülfe einer Grammatik und eines Wörterbuchs. Das Lateiniſche hatte ſie bereits im neunten Jahre angefangen; Eutrop und Juſtin waren die erſten Schriftſteller, die ſie las, dann folgten Tacitus, Salluſt, Cicero u. a. Das Studium der Hiſtoriker zog Schlözer als ſein Lieblingsfach der Lectüre der Dichter weit vor, ja er ging ſo weit, zu behaupten, daß das Leſen der Poeten leerer Zeitverluſt und Zeitverderb ſey. Daher erlaubte er ſeiner Tochter, nur um einige geſchichtliche Notizen aus ihnen zu ſchöpfen, das Leſen einiger Griechiſchen und Römiſchen Dichter. Doch hatte ſie bis in ihr ſechzehntes Jahr nur 500 Verſe aus Virgils Aeneide und einige Oden und Satiren des Horaz geleſen. Die Erlernung der Griechiſchen Sprache fällt in dieſe Zeit und ſie las nun bald Apollodor, Anakreon und Homer. Endlich lernte ſie die Spaniſche Sprache und einige Zeit ſelbſt Hebräiſch. Jede dieſer Sprachen mußte Dorothea in einer beſtimmten Zeit unter ihres Vaters Aufſicht lernen. Mit der ſchönen Literatur ihres Vaterlandes blieb ſie fremd, nur Voltair's Henriade wurde ihr gegeben; und ſo wenig dieſe Art, Sprachen zu erlernen, ihr zuſagen mochte, ſo war ſie

---

*) Geb. 1735, geſt. 1809; vergl. Oeffentliches und Privatleben von ihm ſelbſt. Göttingen, 1802. Zeitgenoſſen. Bd. 4. Abth. 3. S. 8. u. f.

**) Geb. den 15. Mai 1753, ſeit 1806 Ehrenmitglied der Academie der bildenden Künſte in Berlin.

---

*) Giacomo Carlo Denina, geb. 1731 zu Ravel in Piemont, ausgezeichnet durch mehrere hiſtoriſche Schriften, ſtarb als Bibliothekar zu Paris den 5. December 1813.

doch genöthigt, ſich in den Willen ihres Vaters zu fügen. Der Erfüllung ſeines Wunſches waren die glücklichen Anlagen Dorotheens behülflich, die in ihrem ſiebzehnten Jahre ſich in zehn Sprachen ausdrücken und mit Männern über wiſſenſchaftliche Gegenſtände der verſchiedenſten Art ſprechen konnte. Mit vorzüglichem Eifer hatte ſie ſchon in ihrem ſechſten Jahre Geometrie getrieben und war dann allmählig zur angewandten und höhern Mathematik fortgeſchritten, worin ſie Käſtner ſeit ihrem ſiebenten Jahre prüfen mußte. Er hat von ihr, ohne ſie zu nennen, ein rühmliches Zeugniß abgelegt *). „Unerwartet ſagt er, wird es ſeyn, daß ich ein Kind von ſieben Jahren kenne, deſſen Hand noch zu ſchwach iſt, den Cirkel zu führen, ſein Verſtand aber unter des Verfaſſers dieſes Buchs Anführung gelernt hat, von den Lehrſätzen und Beweiſen der beiden erſten Bücher Euclids Rechenſchaft zu geben.“

Einen großen Theil ihrer Zeit mußte Dorothea auf das Studium der Geſchichte verwenden, ihres Vaters hiſtoriſche Vorleſungen hören und die Schriften, die er ihr in die Hand gab, nach ſeiner Anweiſung ſtudiren. Dies waren meiſtens große, bändereiche Werke, welche die Staatengeſchichte einzelner Völker behandelten, Mascow, Ferrera, Daniel u. a. Fielen nun die täglichen Prüfungen des Vaters nicht nach ſeinem Wunſche aus, oder entſchlüpfte ihr vielleicht nur eine falſche Jahrzahl, ſo war ſie nicht ſelten den heftigſten Ausbrüchen ſeines Unwillens ausgeſetzt. Außer der Geſchichte, als Hauptwiſſenſchaft, wurden auch noch wohl manche andere wiſſenſchaftliche Zweige getrieben, ohne be-

---

*) In ſeiner Vorrede zu Müllers Anweiſung zur Geometrie. Neue Auflage, Göttingen, 1777.

ſtimmten Plan und wie ſich gerade Schlözers Laune darauf hinlenkte. Denn ſeiner Tochter Neigung kam dabei ſelten oder gar nicht in Anſpruch. So mußte ſie unter andern auch in ihrem ſechzehnten Jahre Mineralogie ſtudiren, unter Anleitung des Hofraths Gmelin. Um praktiſche Kenntniſſe in der Bergwerkskunde zu erlangen, ſchickte Schlözer ſeine Tochter zu dem Generalſuperintendenten Dame in Clausthal, wo ſie ſich fünf Wochen lang aufhielt, vom 14. Juli bis 21. Aug. 1786, wo ſie die dortigen Gruben in Mannskleidern ſelbſt befuhr. Sie mußte alle Werke und Anlagen beſuchen, ſo viel als möglich ſelbſt Hand anlegen, Riſſe entwerfen und andere ihr vorgelegte Arbeiten liefern, wobei ihr indeß manches Beſchwerliche und Unangenehme von ihren Umgebungen mit freundlicher Bereitwilligkeit erleichtert wurde.

Von der Idee, ſeiner Tochter einen vollſtändigen mediziniſchen Curſus machen zu laſſen, wurde Schlözer nur mit Mühe abgebracht. Sie mußte indeß einzelne Wiſſenſchaften, in's Gebieth der Heilkunde einſchlagend, förmlich ſtudiren; ſo Botanik, Naturgeſchichte, Chemie und ſelbſt materia medica und Anatomie. Darüber wurden gleichwohl die gewöhnlichen weiblichen Kunſtfertigkeiten, Tanzen, Zeichnen und Muſik nicht vernachläſſigt.

Den höchſten Triumph ſeiner Erziehungsmethode genoß Schlözer, als am Univerſitätsjubelfeſte den 17. Septbr. 1787 ſeiner ſiebzehnjährigen Tochter die philoſophiſche Doctorwürde ertheilt ward *). Der Hofrath Michaelis hatte einige Monate früher ſcherzhaft gegen Dorothea geäußert: „ſie

---

*) Man findet dieſe Promotion beſchrieben in den Annalen der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Kurlande vom J. 1787.

werde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die erſte Studentenmatrikel oder gar ein Magiſterdiplom erhalten;" und Schlözer, ungewiß ob dieſer Scherz nicht vielleicht ernſthaft gemeint ſey, bat Michaelis ſchriftlich darüber um Auskunft. „Wenn es wirklich ſein Ernſt geweſen ſey", heißt es in einem v. 28. July 1787 datirten Briefe, „ſo wünſche er, ſeine Tochter möge nicht blos ehrenhalber das Diplom erhalten, ſondern von der geſammten Facultät, oder wenigſtens einigen Abgeordneten geprüft werden. Nur das öffentliche Auftreten bei der Jubiläumsfeier möge man ihr erlaſſen."

Von Michaelis aufgefordert, reichte Dorothea ihren Lebenslauf ein und den 25. Auguſt 1787 wurde ſie in ſeinem Hauſe feierlich geprüft. Außer Michaelis, als Decan, waren die übrigen Mitglieder der philoſophiſchen Facultät, Käſtner, Heyne, Gatterer, Meiſter, Feder und Kulenkamp zugegen. Sie beſtand das Examen, welches von 5 bis 7½ Uhr dauerte, zur allgemeinen Zufriedenheit. Michaelis legte ihr die 37ſte Ode des erſten Buchs des Horaz zur freien Ueberſetzung und Erklärung vor, während Käſtner ſie über Algebra, Mineralogie und Bergwerkskunde befragte. Meiſter examinirte ſie über Baukunſt, vorzüglich mit Rückſicht auf ihre vor einigen Jahren unternommene Reiſe nach Italien. Zuletzt legte er ihr noch einige mathematiſche Aufgaben vor. Nach kurzer Berathung der Facultät wurde ihr der Beſchluß eröffnet: daß ſie die philoſophiſche Doctorwürde erhalten ſolle. Während die Anweſenden ihr Glück wünſchten, dankte ſie mit der Aeußerung: ſie habe dieſe Ehre zwar jetzt noch nicht verdient, hoffe indeß ſie in fünf Jahren zu verdienen. — Von den Töchtern des Hofrath Michaelis mit einem Lorbeerkranze geſchmückt, eilte ſie in das Haus ihres Vaters zurück. Nach ſeinem Willen glich ihre Kleidung an dieſem Tage völlig einem bräutlichen Schmuck. An dieſem Abend überraſchte ſie ein von Schlözer ſelbſt im Namen ihrer Brüder verfaßtes Gedicht und am 17. September 1787 wurde ſie bei dem Jubelfeſte feierlich zum Doctor erklärt. Bei der Feier war ſie zwar nicht ſelbſt gegenwärtig, allein von der benachbarten Bibliothek aus, konnte ſie alles, was in der Univerſitätskirche vorging, bequem hören und ſehen.

Schlözer glaubte nun durch ſein Erziehungsprincip die Baſedow'ſche Methode hinlänglich widerlegt zu haben. Den nachtheiligen Folgen, die der Müßiggang öfters für die Sittlichkeit des weiblichen Geſchlechts herbeiführt, hatte er zwar durch ſtete Beſchäftigung vorgebeugt; auch konnten die erworbenen Kenntniſſe vielleicht ſeiner Tochter im Leben auf mancherlei Weiſe nützen. Aber die Erlangung derſelben wurde freilich durch die Aufopferung faſt aller Jugendfreuden erkauft und nur ihrer ſehr guten und kräftigen Körperconſtitution hatte es Dorothea zu danken, wenn ihre Geſundheit nicht unter den erwähnten angeſtrengten Studien litt. Denn nicht ſelten mußte ſie den ganzen Tag arbeiten, regelmäßig aber jeden Abend von 6 Uhr an neben Schlözern, von deſſen Laune ſie, wenn die Arbeit nicht völlig nach ſeinem Wunſch ausfiel, öfters viel zu leiden hatte. Jeder Brief, den ſie ſchrieb oder erhielt, wurde von ihm geleſen und ſtreng beurtheilt. Schon als Kind mußte ſie ihm oft bis ſpät in die Nacht behülflich ſeyn bei ſeinen literäriſchen Arbeiten. Zahlreiche Privatſtunden vom frühen Morgen bis zum Abend nahmen den größten Theil ihrer Zeit hinweg und zu Erholungen und Vergnügungen blieben ihr nur wenige Augenblicke. Unter ſolchen Umſtänden mußten ihr die

Reiſen ſehr willkommen ſeyn, die ſie theils in ihres Vaters Geſellſchaft, theils allein machte. Aber auch hier entbehrte ſie durch Schlözers Kurzſichtigkeit, die ihn für die Schönheiten der Natur unempfänglich machte, manchen Genuß, ſo unter andern die Anſicht des Waſſerfalls von Terni auf ihrer Reiſe nach Italien, weil Schlözer ſich nicht bewegen ließ, deshalb einen kurzen Umweg zu machen. Auch mit den Kunſtſchätzen Roms wäre ſie größtentheils unbekannt geblieben, hätte Wilhelm Heinſe, der bekannte Verfaſſer des Ardinghello, der ſich damals gerade dort befand, ſich nicht ein Vergnügen daraus gemacht, das geiſtreiche Mädchen überall herumzuführen. Manchen Genuß verdankte ſie dem Umgange mit mehreren Italieniſchen Familien in Rom, bei denen ſie ihr Vater, der oft länger außerhalb dieſer Stadt zu verweilen pflegte, zurückließ. Hier fand Dorothea reichliche Schadloshaltung für die mitunter langweilige, oder wenigſtens einförmige Reiſe in Geſellſchaft ernſter Männer. Schöne Stunden genoß ſie auch in dem Familienkreiſe des Generalſuperintendenten Dame zu Clausthal, aber noch erfreulicher war ihr eine Reiſe nach Straßburg. Sie unternahm dieſelbe, kurz nach erlangter Doctorwürde, den 26. September 1787 in Begleitung ihrer Mutter, einer durch Kunſtarbeiten ſich auszeichnenden, höchſt gebildeten Frau. Bis zum 26. October des genannten Jahres dauerte ihr Aufenthalt in Straßburg und eine Deputation, aus dem Rector und mehreren Profeſſoren der dortigen Univerſität beſtehend, überreichten ihr eine Matrikel.

Im Jahre 1790 war ſie mit der Familie des Obercommiſſärs Gräzel in Göttingen nach Frankfurt am Main gereiſt, um dort der Wahl und Krönung Kaiſer Leopolds II. beizuwohnen. Ihrer

Digitized by Google

dort angeknüpften Bekanntſchaft mit einem angeſehenen Hauſe in Coblenz verdankte ſie manche heitere Stunde und wahrſcheinlich verging ihr die Zeit angenehmer, als wenn ſie dieſelbe mit dem Halten academiſcher Vorleſungen ausgefüllt hätte. Dies war Schlözers Wunſch, ja ſein Wille geweſen und Dorothea hatte ſich bereits dazu vorbereiten müſſen. Sie folgte ſeinem Ruf, nach Göttingen zurückzukehren und reiſte im April 1791 mit ihm nach Lübek, Kiel und Hamburg.

An dem erſtgenannten Orte lernte ſie den damaligen Senator (nachherigen Bürgermeiſter) Matthäus Rodde kennen, der ſpäterhin (1803) vom Kaiſer Franz II. in den Reichsfreiherrnſtand erhoben ward. Sie verlobte ſich mit ihm und ihre Vermählung wurde den 28. Mai 1792 in Göttingen gefeiert. Sie reiſte mit ihrem Gatten nach Lübeck zurück und lebte dort, geſchätzt und geachtet von allen, die ſie näher kannten, in glücklicher Unabhängigkeit.

Von dieſer Zeit an beginnt eine neue Periode ihres Lebens, denn ſie konnte nun in der Wahl ihrer Studien der eigenen Neigung folgen. Ihre ſchon in Göttingen angeknüpfte Bekanntſchaft mit dem berühmten Gelehrten Charles François Dominique de Villers ging ſpäterhin in ein freundſchaftliches Verhältniß über, beſonders ſeit dem Jahre 1797, wo er ſich in Lübek niederließ. Durch ihn lernte ſie die ſchöne Literatur Frankreichs kennen, die ihr bei dem Unterricht ihres Vaters beinahe gänzlich fremd geblieben war, wogegen de Villers durch ſie wiederum mit Deutſcher Sitte und Literatur vertraut ward und es ſich bekanntlich ſehr angelegen ſeyn ließ, dieſelbe ſeinen Landsleuten zu empfehlen und ihre verjährten Vorurtheile in dieſer Hinſicht zu bekämpfen.

Dorothea war indeß Mutter geworden und drei Kinder beglückten ihre Ehe *), deren Erziehung und Bildung ſie ſich nun mit Eifer widmete. Um ihren eignen Kunſtſinn mehr auszubilden, den Schlözers Erziehung völlig unbefriedigt gelaſſen hatte, unternahm ſie eine zweimalige Reiſe nach Paris, von ihrem Gatten, de Villers und Dr. Meyer aus Hamburg begleitet. Sie beſuchte Paris zum erſten Male im Mai 1801 und verweilte dort bis zum September deſſelben Jahres. Länger währte ihr zweiter Aufenthalt vom December 1803 bis zum October 1805. Die berühmteſten Pariſer Gelehrten zeichneten ſie aus und ſie erhielt Zutritt zu den beſondern Stiftungen der erſten Claſſe des Nationalinſtitus, während der Eingang in den Saal, den Statuten nach, Frauenzimmern verſchloſſen iſt. Lacepede, Dolomieu, Cuvier u. a. m. empfingen ſie mit hoher Achtung. Ihre Beurtheilung der auf dem Franzöſiſchen Theater verſtümmelten Zauberflöte von Mozart, war zufällig in einem öffentlichen Blatte erſchienen und ward bald in allen Pariſer Journalen mit Beifall wieder abgedruckt. Dieſer Aufſatz war eigentlich aus ihrem Tagebuch entlehnt, das ſie, von ihrem Vater daran gewöhnt, ununterbrochen fortſetzte. Außer dieſen beiden Reiſen beſuchte ſie mehrmals Hamburg, Kiel, Gotha, Leipzig, Dresden und Göttingen. In Lübek pflegten ſich Einheimiſche und Fremde in ihrem Hauſe zu verſammeln, und wer auf Talent oder Bildung Anſpruch machen konnte, ſuchte ſich dieſer geiſtreichen Frau zu nahen.

Leider drang in dieſe freundlichen Umgebun-

---

*) Auguſte, geb. d. 8. Januar 1794, geſt. d. 13. October 1820, Dorothea, geb. d. 20. Februar 1796 und Auguſt Ludwig, geb. den 21. April 1798.

gen bald drohend des Krieges Unglück herein. Nach der Schlacht von Jena wurde Lübek von drei Franzöſiſchen Armeecorps beſetzt und am 6. November 1806 erſtürmt. Wenn Dorothea nebſt ihrer Familie in ihrer Wohnung geſchützt ward, ſo verdankte ſie es dem treuen Freunde de Villers, der vom Marſchall Bernadotte (dem nachmaligen Prinzen von Ponte = Corvo und jetzigem König von Schweden) zum Geheimſchreiber ernännt, durch einen ausgewirkten Tagsbefehl es dahin brachte, daß eine Militärcommiſſion ernannt ward, die jede Plünderung auf der Stelle mit dem Tode beſtrafte. Mit Unerſchrockenheit eilte de Villers überall hin, wo ein Krieger ſich irgend eine Ausgelaſſenheit erlaubte, und als jene Schreckenstage vorüber waren, ſchrieb er den bekannten Brief an die Gräſin Fanny von Beauharnois, Tante der Kaiſerin Joſephine, welcher eine Schilderung der Gewaltthaten und der Sittenloſigkeit der Franzöſiſchen Armee in Deutſchland enthält. Bernadotte, der ſein Quartier in dem Hauſe der Frau von Rodde genommen hatte, gab ihr damals, ſo wie ſpäter bei ſeinem Aufenthalte in Göttingen zu Ende des Jahres 1813, die ſchmeichelhafteſten Beweiſe, wie ſehr er ihren Geiſt und Character ſchätze.

Dieſe Auszeichnung konnte freilich nicht das Familienunglück aufwiegen, welches ſchon einige Jahre früher über ſie hereingebrochen war. Am 28. April 1808 hatte Dorothea ihre Mutter und am 9. September des folgenden Jahres ihren Vater verloren. Aber auch für ihre häusliche Exiſtenz hatte der Krieg die nachtheiligſten Folgen. Die Sperrung des Handels wirkte auf das Roddiſche Haus, eins der erſten Handelshäuſer in Lübek in einem ſolchen Grade, daß es im J. 1810 ſeine Zahlungen einſtellen mußte. Rodde's Gläubiger nahmen auch das Vermögen ſeiner Gattin bei dieſer Gelegenheit in Anſpruch, indem ſie ſich dabei auf den Grund der Gütergemeinſchaft ſtützten. De Villers bewies den innigſten Antheil an dieſem Unglücksfall und ſuchte mit warmen Eifer das Nichtige und Ungerechte eines ſolchen Verfahrens in einer 1811 erſchienenen Schrift zu beweiſen, welche durch ihre Gründlichkeit und ihren Scharfſinn auch die berühmteſten Rechtsgelehrten in Erſtaunen ſetzte *).

Dieſe Umſtände veranlaßten die Roddiſche Familie, ſich im Jahre 1810 nach Göttingen zu begeben. Mit allgemeiner Achtung ward Dorothea hier empfangen und wegen ihres Muths und ihrer Standhaftigkeit wahrhaft bewundert. Mit vieler Faſſung ertrug ſie den am 13. October 1820 erfolgten Tod ihrer älteſten Tochter Auguſte. Ihre Geſundheit war ſeit einiger Zeit wankend geworden und häufig wiederkehrende Kränklichkeiten bewogen ſie, ſich immer mehr aus den größern Cirkeln in ihre Häuslichkeit zurückzuziehen. Hier erſchien ſie wahrhaft liebenswürdig und mancher geiſtreiche und gebildete Reiſende fand ſich ſehr überraſcht, wenn er in ihrem Umgange durchaus nichts wahrnahm, was an die gelehrte Frau erinnerte. Um ſich zu zerſtreuen, unternahm ſie eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich, ſtarb indeß auf dem Rückwege zu Avignon den 12. July 1825 nach einem 13tägigen Krankenlager in ihrem 55. Jahre.

Ihre Hauptſchrift iſt die von ihrem Vater Auguſt Ludwig von Schlözer herausgegebene

---

*) Sie führt den Titel: Memoire sur cette question, savoir, si la femme d'un failli est tenue de payer les dettes de son mari, d'après le droit de Lubek und Exposition de la nature de la communauté des biens entre époux, suivant le droit de Lubek.

Münz-, Geld- und Bergwerksgeſchichte des Ruſſiſchen Kaiſerthums von 1700 — 1789, Göttingen, 1791. gr. 8. Schlözern gehören blos die hiſtoriſchen Data; die Berechnungen und Reductionen rühren von ſeiner Tochter her.

Eine Silhouette von ihr findet man in den Annalen der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Curlande vom J. 1787, wo auch, wie früher erwähnt worden, ihre Erziehung und Promotion beſchrieben iſt.

Ihr Portrait, gezeichnet von Fiorillo und geſtochen von Schwenterley ſteht vor dem neuen Straßburger Magazin, viertes Vierteljahr, 1789. Es iſt auch 1790 einzeln in Göttingen geſtochen worden.

Ihre Büſte in Gips, von Trippel *) in Rom 1781 verfertigt, befindet ſich auf der Göttingiſchen Univerſitätsbibliothek.

Außer mehreren Aufſätzen in Franzöſiſchen Journalen und einer Abhandlung S. Dedmann's vom Vogel Cathari, aus dem Schwediſchen überſetzt, iſt Folgendes von ihr im Druck erſchienen:

Ein Brief über Rom v. 29. Januar 1782 **) (im Straßburger Frauenmagazin, Mai 1783. S. 103—14). — Ein Brief von Neufchatel vom 31. März 1782, betreffend eine Reiſe von Turin nach Genf über den Mont-Cenis (Ebend. Juli 1787. S. 97—114). — Nachrichten v. Andreasberge und den Vergnügungen auf d. Harz überhaupt, in Briefen von Clausthal im Auguſt 1786. (Ebd. October 1787. S. 5—17).

Jena. **Heinrich Döring.**

---

*) Einer der berühmteſten Bildhauer, der auch von Herder eine treffliche Büſte geliefert hat. S. Herders Leben von Heinrich Döring. Weimar, 1823. S. 212.

**) Alſo ſchon im 12ten Jahre geſchrieben.

* XLIX. Dr. Ludw. Wilh. Zimmermann,

Profeſſor der Chemie und Mineralogie zu Gießen, der mineralog. Geſellſch. zu Jena, der Wetterau'ſchen Geſellſch. für die geſammte Naturkunde, der Senkenbergſchen naturforſchenden Geſellſch. zu Frankfurt a. M., der naturf. Geſellſch. zu Halle, der Erfurter Akademie gemeinn. Wiſſenſchaften, ſo wie des Apothekervereins im nördl. Deutſchland Mitglied.

geb. den 17. October 1780.
geſt. den 19. Juli 1825.

Zimmermann's kräftige Seele, von Begeiſterung und thätiger Liebe für alles Gute und Schöne im Menſchenleben, in Kunſt und Wiſſenſchaft durchdrungen, ſtets idealen Bildern zugewandt und mit mannichfachen Naturgaben ausgeſtattet, bietet, dem irdiſchen Wirkungskreiſe entrückt, eine wohlthätige Erinnerung dar, die nur von dem Schmerz über die Fügung getrübt wird, welche den vielverſprechenden Mann in der Kraft ſeiner Jahre dem Kreiſe ſeiner jungen Familie, treuen Freunden und den Wiſſenſchaften entriß, wie der Blitz, mit gewohnter Schnelle, oft den blüthenreichen Fruchtbaum, des Landmannes Freude und Hoffnung, zerſchlägt. — Sein offener Charakter, der Mittheilung und Austauſch der Ideen ſuchte und ſich an geiſtig thätige und bieder Geſinnte ſchnell und vertraulich anſchloß, war nicht ſchwer zu erkennen, ſo wie ſeine Originalität in vielen Stücken Eindruck auf ſeinen Beobachter machen mußte. Beides hat uns ein lebhaftes Bild von ihm zurückgelaſſen. —

Ein friſches, heiteres Naturell (Ergebniß ſeines kräftigen, gewandten und vollſaftigen Körpers), ſanguiniſches Temperament, außerordentliche Regſamkeit und Empfänglichkeit des Geiſtes, jedoch mehr Phantaſie, ſelbſt produktive, und poetiſches

Talent, mit einer ſtets romantiſchen Stimmung, als kalter redender Verſtand, ungemeine Herzensgüte, ein reines ſittliches Gemüth und die gewiſſenhafteſte Befolgung des Sittengeſetzes in ſeinem Innern, dies waren die Grundtöne in Zimmermanns Weſen.

Er war zu Bickenbach an der Bergſtraße, 3 Stunden von Darmſtadt, geboren, und hatte an ſeinem Vater, dem damaligen Pfarrer daſelbſt, welcher im J. 1806 als Superint. in Darmſtadt ſtarb, ein erweckendes und ſtärkendes Bild eines liebevollen Vaters, ehrwürdigen Geiſtlichen und geiſtreichen Gelehrten, der ſich vorzüglich in der Dichtkunſt mit Glück verſucht hatte. Von ihm erhielt unſer Z. nebſt ſeinen Brüdern und einigen auswärtigen Zöglingen ſeinen ganzen Unterricht in den Schulwiſſenſchaften, und bezog 1799, ohne eine öffentliche Lehranſtalt beſucht zu haben, für die hohe Schule gut vorbereitet, die Landes-Univerſität Gießen. Die Lectüre von Hufelands Makrobiotik und ſeine Erziehung auf dem Lande, wo er mit der Natur ſchon vertrauter geworden war, nährten bei ihm die Neigung, Mediziner zu werden, allein ſeines Vaters Wunſch beſtimmte den frommen Jüngling zur Theologie. Religiös von Natur, ſogar ſchwärmeriſch, hörte und ſtudirte er mit ausgezeichnetem Fleiße theologiſche und philologiſche Vorleſungen, wiederholt aber zog ihn ſeine Liebe zu den Naturwiſſenſchaften von dem Studium der dogmatiſchen Beſtimmungen der Menſchen ab zur Beobachtung der ewig wahren Geſetze der Natur. Vorzüglich war es der treffliche Prof. der Phyſik, Schmidt, welcher dem ſtrebenden Jüngling als Sternbild erſchien und dem Wißbegierigen volle Nahrung gab. Nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien wurde er im J. 1803 als vierter Lehrer am akadem. Pädagogium zu Gießen angeſtellt und erhielt kurz darauf die philoſophiſche Doctorwürde. Als Lehrer wurde ihm unter anderem Unterricht auch der in der Phyſik übertragen, und dieſe Veranlaſſung, tiefer in Reiche einzugehen, die bisher nur ſeine Nebenſtudien ausgemacht hatten, zog ihn um ſo mehr von dem grammatiſchen Studium der alten Sprachen ab, je weniger er von Natur zu grammatiſchen Diſtinctionen und präciſen Definitionen geneigt war. Die öfteren Repetitionen einer und derſelben Form, die Einübung grammatiſcher Regeln und das Unvermögen der Schüler, ſeine über den Sprachgeiſt ausgedrückten Gefühle und philoſophiſchen Anſichten, die über ihrem Ideenkreiſe lagen, zu verſtehen, verleideten ihm etwas dieſen Unterricht; er bemerkte den Mangel an Erfolg, äußere Verhältniſſe kamen hinzu und er ſehnte ſich, in einen höhern Wirkungskreis als akademiſcher Lehrer übertreten zu können. Die Gelegenheit blieb nicht aus. Im J. 1808 unternahm er, von ſeiner Regierung unterſtützt, eine Reiſe nach Paris und ſuchte ſich daſelbſt ein halbes Jahr lang, vorzüglich unter Cuvier's Leitung, in den Naturwiſſenſchaften zu vervollkommnen. Hier erwarb er ſich die Fähigkeit und das Bewußtſeyn, mit mehr Sicherheit in ſeinem Fache auftreten zu können. Nach ſeiner Rückkehr arbeitete er wieder mit Eifer in ſeinem frühern Lehramte fort, widmete aber alle Zeit, welche er erübrigen konnte, ſeiner Lieblingswiſſenſchaft. Von ſeinem Streben und ſeinen Kenntniſſen legte er erfreuliche Beweiſe in folgenden zwei Programmen ab: Einige merkwürdige, die Metallvegetation begleitende Phänomene, beobachtet von Z., Gießen 1811. 24 S. 4. — Ueber eine neue Entſtehungsart mehrerer Metallothion- und Hydrothionmetall-Arten, entdeckt und unterſucht von Z., Gießen 1816. 22 S. 4.*) — Im J. 1818 ging endlich ſein lang gehegter Wunſch in Erfüllung. Er erhielt die durch Müllers Tod erledigte Profeſſur der Chemie und Mineralogie. Wie als Pädagoglehrer, ſo auch als Profeſſor, hatte Z. einen faſt unlöſchbaren Durſt nach vielſeitigen Kenntniſſen und Durchbildung ſeiner ſelbſt. Die klaſſiſchen Dichter boten, ihres großartigen Inhalts wegen, ihm ſtets einladenden Reiz dar, damit verband er das Studium ſeiner vaterländiſchen alten Sänger, ſchon aus National- und eigenem Dichtergefühl getrieben; vaterländiſche Geſchichte und Alterthümer zogen ihn gleich ſtark an, und um ihretwillen wurde er nicht müde, ſeine ganze Umgegend zu durchſtreifen und zu durchforſchen. Philoſophie und beſonders Schellings Identitätslehre war wieder in andern Perioden die Sphäre ſeiner Geiſtesthätigkeit. Außer den klaſſiſchen Sprachen und einigen neuern, z. B. der Franzöſiſchen, in welcher er ganze Folianten voll excerpirt hatte, beſchäftigten ihn auch die orientaliſchen und beſonders im Aethiopiſchen war er zu einer gründlichen Kenntniß gelangt. Durch dieſe vielfachen, wenn auch nicht divergirenden, doch weit auseinander liegenden Kenntniſſe, nebſt den bewährten ſeines Fachs, hat er ſich ein volles Recht auf den Namen eines Gelehrten erworben. Man erkannte ſeine Gelehrſamkeit allgemein an; die Studirenden mußten ſeine zuvorkommende Gefälligkeit und die Annehmlichkeit ſeines Umgangs loben und lieben; aber dennoch entſprach die Wirkſamkeit des Profeſſors den Erwartungen nicht, zu welchen man vermöge ſeiner Kenntniſſe und ſeines Eifers berechtigt war. Die Urſache war, wie bemerkt, weder Mangel an Geſchicklichlichkeit noch an Gewiſſenhaftigkeit, allein der Geiſt der Ordnung und ein klarer Vortrag fehlte ihm. Die Fülle ſeiner Gedanken alles deſſen, was ſich ihm als bezüglich auf den jedesmaligen Gegenſtand aufdrängte, ließ ihn oft vom geraden Wege abſchweifen und ſich verirren; dazu lieh ihm ſein poetiſcher Sinn poetiſche Worte, ſo daß das Licht, was er vom Katheder anzündete, mehr ein myſtiſches Helldunkel, als einen klaren Strahl gewährte. Er ſelbſt war in ſeine jetzige Fachwiſſenſchaft, größtentheils als Audodidakt, ſo zu ſagen hineingewachſen und hatte unter öftern Unterbrechungen von Zeit zu Zeit einen neuen Schuß gethan. Auf ſyſtematiſchem Wege war er ſelbſt nicht zu ſeinem Wiſſen gelangt, und ſo ergoß ſich auch ſein Vortrag weniger nach einem feſten Plan, als wie es das volle Herz eingab. Er war mehr um die Unterſuchung ſelbſt bemüht und ſeine Gedanken auf die höchſten Probleme gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert; es war ihm mehr gegeben zu finden und zu ſchaffen, als das Gefundene und Geſchaffene zu erörtern und zum poſitiven Gemeingut ſeiner Zuhörer zu machen. Nützlicher und erfreulicher wirkend war er im Privatumgange und auf Exkurſionen, und wenn es gerade glückte, konnten in Privatunterhaltungen mit ihm junge Männer mehr entzündet, zu einem friſchen, geiſtvollen Studium angeregt werden, wahre Goldkörner ärndten und über das gemeine Handwerksgetreibe hinaus zu poetiſchen, philoſophiſchen und ächt-wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen erhoben werden, als es oft durch langen Beſuch der Collegien geſchieht. — Seine Genialität offenbart ſich eben in ſeiner vielſeitigen Beſtrebung, in dem Abſpringen auf vielerlei Gegenſtände, wonach er bald im Studium dieſer, bald jener Lehre mit Genuß ſchwelgte. Von vielen Seiten wurde ſein Bewußtſeyn geiſtiger Kraft berührt; ſchnell faßte ihn die Begierde, hier und dort einzudringen; mit Begeiſterung beginnt er ſeinen Weg, mit Anſtrengung thut er große Schritte, aber ſelten vollendet er ſeinen Plan, weil ein neuer intereſſanter Gegenſtand, für den er ſich gleich gewachſen fühlt, ihn abzieht, ehe er ſein früheres Ziel erreicht hat. Daher denn, daß er Vieles und vielerlei entwarf, reale und ideale Materialien aufſpeicherte, aber Weniges ausarbeitete, denn außer den genannten beiden Programmen, einem andern über Rooſe's Charakter als Menſch und ſeine Verdienſte als Lehrer (Gießen 1805. 19 S. 4.) und einigen Recenſionen, hat er nur noch eine Abhandlung unter folgendem Titel: Beiträge zur nähern Kenntniß der wäſſrigen Meteore, in Kaſtner's Archiv für die geſammte Naturkunde, Bd. I. H. 3. S. 258 — 292 zu Tage gefördert. Zu einer beſtimmten ſelbſtgeſchaffenen Ueberzeugung oder feſtem Anhängen irgend eines Philoſophen über das Grundweſen der Dinge war er noch nicht gekommen, und eine begründete höhere philoſophiſche Weltanſicht zu gewinnen, mangelte ihm überhaupt noch philoſophiſcher Scharfſinn und Ausbildung des Verſtandes. Dagegen ließ ihn ſein vorherrſchend ſtarkes Gefühl, ſein Wohlgefallen an poetiſchen Bildern und Symbolen und ſein nie erkalteter Eifer für das Menſchenwohl lange Zeit ein eifriger Freimaurer ſeyn. Die Idee, welche der Verbindung zum Grunde liegt, mußte ihn mächtig ergreifen, und dieſe hatte einen vortheilhaften Einfluß auf ihn geäußert. Schon die nähere Gemeinſchaft mit erfahrnen, angeſehenen Männern erhöhete ſein Selbſtvertrauen. Sobald indeß das Geheimnißvolle des Bundes, das ſymboliſche Gewand, das ihn umhüllte, ſchleierlos vor ihm lag, das Ahnen ſich in Wiſſen verwandelte und feierliche Formen durch die Länge der Zeit für ihn ihren Eindruck verloren, da entſagte er der Form, d. h. er beſuchte ſelten die Zuſammenkünfte, achtete die Verbindung, welche unſtreitig weſentlich zur höhern Ausbildung der Menſchheit beigetragen hat, um ihrer zu Grunde liegenden Idee willen, und hielt zeitlebens den rein-menſchlichen moraliſchen Gehalt der Lehren und Grundſätze derſelben feſt. Und ſo erſcheint er in ſeinem ganzen irdiſchen Auftreten gerade, treu und rein, umfaßte alle Menſchen mit Liebe, war ein warmer Freund, der zärtlichſte Gatte und herzlichſte Vater. Nach dem Höhern waren ſeine Gedanken, war ſein Streben gerichtet, den Blick weit über das Gewöhnliche und Alltägliche des menſchlichen Treibens erhebend, vertieft und träumend in ſeiner Ideenwelt, war er oft befangen und fremd in ſeinen nächſten Umgebungen. Kalte Klügler, einſeitige Juriſten mied er ſorgfältig; alle Beſchäftigungen, die nur die niedern Lebensbedürfniſſe ordneten, haßte er, aber wie Arion durch der Leier Töne belebt wurde, konnte ihn jede edle, große oder geiſtvolle Aeußerung, ſelbſt jedes ausdrucksvolle Geſicht, jede noble Haltung im Aeußern in die fröhlichſte Stimmung verſetzen. In jener Hinſicht ſuchte er beſonders das Zuſammenſeyn mit Schmidt, dem Theologen. Er hatte mehr Zutrauen zu den Menſchen, als Kenntniß derſelben; ſeine Güte ließ ihn vergeſſen, wie bitter er oft getäuſcht war, nur für das Schöne, Erfreuliche, Komiſche, hatte er Gedächtniß. Mit der Erzählung ſolcher Züge wußte er dann einen kleineren Kreis von Bekannten aufs Angenehmſte zu unterhalten, wie er denn überhaupt bei ſeiner beſtändigen Heiterkeit, ſeinem genügſamen, leicht zu erweckenden Frohſinn, ſeinem Geiſt und ſeiner Beleſenheit ein herrlicher Geſellſchafter war. So wie ſeine Denkungsart, gerad und lauter, ſo war ſeine Lebensart ſchlicht und einfach; ſeinem geiſtigen Weſen entſprach, wie ein Spiegel, ſein kräftiger, beweglicher Körper, ſeine guten Züge mit den friſchen Wangen und den treuen, ſeelenvollen Augen.

---

*) und wieder abgedruckt in Schweiggers Journal.

Plane machend zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach dem ſonnigen Italien, dem Ziele ſeiner Sehnſucht, der Folie ſeiner Träume, lebte er treu ſeiner Pflicht, glücklich, von ſeiner liebenden Gattin und vier hoffnungsvollen Kindern wonniglich umgeben. Er war ſeiner Familie leuchtende und wärmende Sonne. Doch ein Augenblick ſcheidet Glück und Mißgeſchick, wirft ſie in lange, kalte Nacht zurück und erhebt ihn zu himmliſchen Höhen. Nach einem drückend heißen Tage badete Z. des Abends mit Freunden in der Lahn und ein Schlagfluß endete des geſchickten Schwimmers Leben im vertrauten Elemente.

Du, Seliger, begründeſt unſern Glauben an Unſterblichkeit! Wie könnteſt du, Schöpfer und Meiſter der Natur, ihn, der unklar und verworren noch in Vielem war, doch bildſam zu Großem, halbvollendet vernichten? Viel hätte unſtreitig das zeitigende, reifere Alter, welches die hochfliegenden, kühnen, poetiſchen Ideen niederſchlägt, und Beſonnenheit, Reflexion und Syſtematiſiren dafür gibt, viel hätte der Umgang mit großen Muſtern gewirkt.

Darmſtadt. **Dr. K. Wagner.**

---

* L. Joh. Heinr. Friedr. Meineke,

Königl. Preuß. Conſiſtorialrath und Paſtor zu St. Blaſii.

geb. den 11. Januar 1745.
geſt. den 23. Juli 1825.

Er war der Sohn eines biedern Predigers, Chriſtian Anton Meineke zu Quedlinburg, welchen Vater er ſchon im J. 1756 verlor. Seine Mutter, eine geborne Götze, die Schweſter zweier bekannten Gelehrten, des Hamburger Orthodoxen und des Quedlinburger Naturforſchers, war eine Frau von regſamem Geiſte. Sie unterzog ſich nach dem Tode ihres Gatten, welcher keine irdiſchen Schätze hinterließ, der Erziehung dreier Söhne mit männlicher Strenge, wobei ſie von ihrem wohlhabenden Vater, dem Inſpector und Oberprediger Götze zu Aſchersleben und von ihren Brüdern unterſtützt wurde. Während ſich ihre beiden jüngern Söhne der Kaufmannſchaft widmeten, (keiner von beiden machte darin Glück; der ältere, in Berlin etablirt, weil er beſchränkt, befangen, furchtſam, der jüngere, bald in Düren, bald in Hamburg, zuletzt nirgend anſäſſig, weil er bei großen Talenten hochfahrend und leichtſinnig war) verfolgte ihr älteſter Sohn, unter Leitung ſeines Oheims J. A. E. Götze, damals Prediger zu St. Spiritus in Quedlinburg, die gelehrte Laufbahn, beſuchte mit rühmlichem Fleiß die höhern Claſſen des Quedlinburger Gymnaſiums, und ging als neunzehnjähriger Jüngling zur Univerſität Helmſtädt, um Theologie zu ſtudiren. Nach zwei Jahren ging er dann nach Halle, wo er in dem Sohne der Schweſter ſeiner Mutter, H. M. A. Cramer, einen brüderlichen Freund und Stubenburſchen fand. Beide wohnten im Nöſſeltſchen Hauſe und hatten das Glück, zum großen Vortheile ihrer Studien, mit dem hochver=

dienten Dr. Nöſſelt, der damals anfing als akademiſcher Lehrer ſich auszuzeichnen, in näheres Verhältniß zu treten, woraus zwiſchen dem Lehrer und ſeinen fleißigen Zuhörern eine vertraute, für das ganze Leben abgeſchloſſene Freundſchaft erwuchs. Auch Bürger, von Aſchersleben aus Cramers Schulkamerad, wohnte damals im Nöſſeltſchen Hauſe und fand ſich zu Meineke hingezogen durch deſſen Liebe und Talent zur Dichtkunſt; doch Bürgers wilde Lebensweiſe verhinderte, daß dieſe Bekanntſchaft für Beide nicht bedeutſam wurde; jener hätte dadurch vielleicht an ſittlicher Haltung, Meineke an freiſinniger Entwickelung eines poetiſchen Perſonal-Charakters gewonnen. Für letztern war der Beſuch der Vorleſungen, welche Klotz über Griechiſche und Römiſche Klaſſiker und über Alterthums-Wiſſenſchaften hielt, ertragreich; aus jener Zeit ſchreibt ſich Meineke's Liebe für lateiniſche Dichtkunſt, der er ſich nicht ohne Glück widmete; von Klotz ſtolzer Streitluſt bekam er nichts ab, eben ſo wenig wurde er von der ſüßlichen Manier, in welcher J. G. Jacobi damals zu Halle auftrat, angeſteckt. — Im J. 1767 kehrte Meineke von der Univerſität in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er nach faſt zweijährigem Aufenthalt bei J. A. E. Götze, dem ſeine Mutter den Haushalt beſorgte, ſeiner Neigung gemäß, als Kollaborator beim Gymnaſium zu Quedlinburg, welches unter J. J. Rambachs Rectorate große Celebrität genoß, 1769 angeſtellt wurde.

Dem Berufe eines Lehrers, welcher dem, die Laufbahn der Wiſſenſchaften betretenden Jünglinge zur erſprießlichen Geiſtesthätigkeit leitet, widmete ſich Meineke fortan mit ungetheilter Liebe bis zum Jahre 1802, indem er, 1780 bis zum Rector hinauf gerückt, der Leitung des Gymnaſiums vorſtand. Auf der Grundlage tüchtiger philoſophiſcher Kennt-

niſſe, in vertrauter Bekanntſchaft der Griechiſch
und Römiſchen Klaſſiker, mit beſtändiger Vorlie
zu philoſophiſchen und naturhiſtoriſchen Studie
bei freundlich=heiterer Sinnesart, zeichnete er ſi
einen Berufskreis, in welchem er ohne prunkend
Aufſehn viel Nützliches wirkte. Er war ein kenn
nißreicher, gemüthlich treuer Lehrer, deſſen Be
dienſtlichkeit es ausglich, wenn in mancher Bezi
hung Aufrechterhaltung der Schuldisciplin und z
verläßige Würdigung der Individualität ſeiner Sch
ler nicht zu ſeinen Vorzügen gehörte. Einm
gefaßte Vorliebe wie Abneigung haftete in ſeine
Innern feſt. Außer ſeinem Amtsberufe lebte er i
einem Kreiſe von liebenswürdigen Verwandten un
Freunden, welche des Lebens Sorge und frohſin
nigen Scherz mit ihm theilten und durch ihn manch
Aufregung zur Kurzweil fanden. Unter dieſen Män
nern verdienen beſonders namhaft gemacht zu wer
den: J. A. E. Götze, H. M. A. Cramer, J. A. Hermes, Ritter (der Vater des Berliner Geographen), Donndorf, Nordmann und Bollmann; letzterer war, ſeit Meineke zum Rectorate gelangte, deſſen Schwiegervater, der vorgenannte ſein Schwager, ein wahrhaft genialer Mann, der in jedem Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft Ausgezeichnetes hätte leiſten können, wenn ihm nicht, wie er oft ſelbſt beklagte, bei der Geburt eine böſe Fee das Horoſkop geſtellt hätte, daß er Vieles mit Glück beginnen und nichts vollenden ſollte. Die Zeit des Liebeswerbens wurde, der Rectorwürde unbeſchadet, mit manchem Liede begangen, wie denn Meineke bis zum höchſten Lebensalter hin in den Gedichten oft den Scherz oder die Gelegenheit feierte, im glücklichen Beſitze mancher Dichtergabe, deren Anſpruchsloſigkeit den Mangel künſtleriſcher Voll-

endung vergeſſen machte. *) — Um ſich als fleißiger Schriftſteller auszuzeichnen, dazu fehlte es ihm bei einem mühſeligen Schulamte an Zeit; doch gab er in dieſer mehr als dreißigjährigen Lebensperiode mehrere Gedichte in der damals vielgeleſenen Zeitſchrift: „Die Mannichfaltigkeiten" im J. 1779 eine Ueberſetzung des Anakreon und des Aelian, drei Bücher Fabeln in der Leſſingſchen Manier, worunter einige treffliche Stücke, die Synopsis erudit. universae (1783); einen ſehr brauchbaren encyklopäd.

---

*) Manches ſchätzbare Gedicht Meineke's verdient aufbewahrt zu werden; ſo möchten unter den Tauſenden von Gedichten bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms III. wohl wenige ſich meſſen können mit dem, welches M. im Namen des Magiſtrats von Quedlinburg am Huldigungsfeſte, den 7. Sept. 1798, ſang. Er redet den Monarchen alſo an:

„O Du, auf den mit Ehrfurcht und mit Liebe,
Wo Menſchenwürde gilt, die Augen ſtaunend ſehn;
Für den Unſterblichkeit, im heil'gen Feuertriebe
Des ſtolzen Brennen Freudenthränen flehn;
Monarch! gerecht und groß und reich an Herrſchertugend,
Werth, werth, Jahrhunderte in ewig ſchöner Jugend,
Der König eines Volks zu ſeyn,
Das frei genug ſich fühlt, ſich Deiner ganz zu freu'n.

Sieh', uns beneiden Millionen heute,
Da wir uns Dir, dem Menſchenfreunde, nah'n,
Die aus der Würgerhord', im blut'gen Freiheitsſtreite,
Verhöhnt die Freiheit jammernd fliehen ſah'n.
Sie finden wir geſchützt, Monarch! vor Deinem Throne,
Im Arm des Menſchenrechts; hier reichet ſie dem Sohne
Der Hütt' und des Pallaſt's die Hand,
Mit der ſie Deinem Haupt das Diadem umwand.

Hör' unſer Lied! Es wallt von blauen Hügeln
Des alten Urgebirg's, aus jenem Luſtrevier,
Wo Heinrich waffenlos einſt ruhte, auf den Flügeln
Des tauſendfachen Wiederhalls zu Dir." — u. ſ. f.

Leitfaden, der auf mehrern Univerſitäten den Vorleſungen zum Grunde gelegt wurde; Beiträge zur Beförderung der Sittlichkeit auf Schulen, größtentheils Gelegenheitsſchriften und Schulprogramme enthaltend, voll unverkennbar redlicher Geſinnung, aber ziemlich engherzig. Die wichtigſte Arbeit ſeines Schriftſtellerlebens war unbezweifelt die Ueberſetzung des Lucretius, ein ſehr ſchwieriges Unternehmen, zu welchem Meineke durch Wieland veranlaßt wurde, dem er mehrere Jahre großen Fleiß widmete, um ſich zu zerſtreuen von dem ſchweren Kummer über den Tod ſeiner Gattin, einer achtungswerthen Frau, unter deren häuslichem Regimente er ſich ſo glücklich fühlte. Erſt einige Jahre nachher fanden die Wünſche ſeiner Freunde zu einer Wiederverheirathung Gehör, indem er eine würdige zweite Lebensgefährtin in der Tochter des biedern Predigers Krauſe wählte und ſeinen drei Kindern erſter Ehe eine treffliche Mutter gab, welche mit der liberalſten Sorgfalt die Pflegerin ihres Gatten war.

Die Ueberſetzung des Lukretius (Leipzig 1795. 2 Bändchen) erſchien in einem Zeitpunkte, wo die Ueberſetzerkunſt bei den Deutſchen mit der fortſchreitenden Ausbildung der Sprache eine neue Epoche betrat, und wo durch die Arbeiten von J. H. Voß den Nachbildungen der Dichter früher ganz unbekannte Forderungen in Betreff der Behandlung der Metrik erwuchſen, wie die Ueberſetzerkunſt durch A. W. Schlegel eine bisher kaum geahnete Vervollkommnung erhielt. Wenn Meineke, wie auch ſeine ſpäteren Werke über Verskunſt beweiſen, in der Rhythmik wenig weiter ging, als Moritz, wenn ſeinen hierher gehörigen Unterſuchungen Schärfe und wiſſenſchaftliche Gründlichkeit, ſeinen Verſen metriſche Correctheit und fleißige Strenge zur Beſiegung der Schwierigkeiten mangelten, ſo iſt ihm doch das Verdienſt eines glücklichen Gehörs und gefälliger Leichtigkeit nicht abzuſprechen. Im Ganzen fand ſeine Ueberſetzung Beifall und Anerkennung ihres Werths. (S. die Recenſion derſelben in der Allgem. Lit. Zeit. von A. W. Schlegel.)

Der enthuſiaſtiſche **Gleim** im benachbarten Halberſtadt hatte ſo großes Wohlgefallen an dieſer Lukrezüberſetzung, daß er, unmittelbar nach ihrem Erſcheinen, den Verfaſſer vom Hofmaler Kehrer zu Ballenſtedt für ſeinen Muſentempel malen ließ. — Vom Lukrez ging Meineke zur Kant'ſchen Philoſophie über, die er mehrere Jahre eifrig ſtudirte; er wurde ihr entſchiedener Bewunderer, hinſichtlich der Reform, welche ſie in der Logik bewirkte. Letztere lehrte Meineke in der erſten Klaſſe des Gymnaſiums, nach zweckmäßig ausgearbeiteten Diktaten, an welche er einen Vortrag knüpfte, der ſich durch Klarheit auszeichnete.

Wenn Meineke gleich in ſeinem Schulamte den Predigerberuf ganz aus ſeinem Lebensplan entfernt zu haben ſchien, ſo entſchied er ſich doch, dem Ruhe ſuchenden Alter nahe, ſeinen bisherigen Wirkungskreis zu verlaſſen, als ſein brüderlicher Freund H. M. A. Cramer 1801 ſtarb. M. wurde deſſen Nachfolger als Prediger zu St. Blaſius zu Quedlinburg; ſeine Stelle als Rector erhielt ſein verdienſtvoller, grundgelehrter College Sachſe, ſpäter Meineke's Schwager und faſt einziger Umgang in den letzten Lebensjahren. — Bald nachher trat er auch als Conſiſtorialrath in das Quedlinb. Stifts-Conſiſtorium, welches im J. 1808 mit der Vernichtung der glücklichen Verfaſſung des kleinen Ländchens aufgehoben wurde.

Meineke zeigte ſich ſeinem neuen Berufe nicht entfremdet; er trug demſelben die Pflichttreue entgegen, welche er im Schulamte bewährt hatte. — Seine Predigten waren herzlich und hätten noch mehr Beifall erhalten, ihrem reinchriſtlichen Gehalte nach, wenn nicht die Undeutlichkeit ſeines Redeorgans dem Zuhörer das Verſtehen erſchwert hätte. Dieſes fiel gerade in unſern Tagen weniger auf, wo viele Prediger ihren Kanzelvortrag in leiſer Unverſtändlichkeit abflüſtern, unbekümmert, ob ſie verſtanden werden oder nicht. Will man zu menſchenfreundlich dieſer Gemächlichkeit einen Rückhalt geben, indem man den öffentlichen Gottesdienſt auf das Ableiern gewiſſer Gebete, Formeln, auf Kniebeugungen und Kreuzmachen hinweiſt, aber die Predigt, das wahre, einzige Element der evangeliſchen Kirche, gewaltſam in den Hintergrund ſchiebt? —

Die meiſten Freunde Meineke's waren um ihn weggeſtorben: Ritter, Göze, Cramer, Nordmann u. ſ. f. — J. A. Hermes allein war faſt noch übrig; aber der kontemplativen Häuslichkeit gehörten die Tage des Greiſes. Auch Meineke, dem das Gehen immer beſchwerlicher wurde, zog ſich unter ſein friedliches Obdach zurück und verließ es ſelten anders, als um die nachbarliche Kirche zu betreten. Eine kleine Gemeinde und wenige Arbeiten als Seelſorger boten ihm viele Muße dar. Er lebte faſt einzig ſeinem Predigeramte und ſeinem Schreibtiſche, an welchem er nun erſt zum rüſtigen Schriftſteller wurde, durch eine zahlreiche Reihe von Schriften, die alle den Geiſtesbildung fördernden Mann zeigen und auch in kirchlicher Beziehung (wo er Mehreres unter dem angenommenen Namen Aloyſius Frei herausgab; z. B. die zu beachtenden „Finſterlinge unſerer Zeit“ 1822) freimüthigen Ernſt wider die Bedrängniß der evangel. proteſtantiſchen Kirche offenbaren. Hier zeigte er eine Charakterfeſtigkeit, deren Lauterkeit ſeinen Amtsgenoſſen zum Vorbilde dienen mag. Sein auf die ſymboliſchen Bücher der proteſtantiſchen Kirche abgelegter Eid war ihm ein Heiligthum, in welchem er ſich nicht beikommen ließ durch Machtgebote oder Verlockungen.

Mag es Meineke's ſchriftſtelleriſcher Wirkſamkeit vorgeworfen werden, daß er dieſe Beſchäftigung zu ſehr als Zeitvertreib behandelte und es ſich mitunter zu leicht machte; in den Blättern ſind Goldkörner aufbewahrt, welche jede Feuerprobe beſtehen. Wir erörtern hier nicht das Verzeichniß der zahlreichen Schriften Meineke's aus der letzten Periode ſeines Lebens, erwähnen aber, daß daſſelbe ſeine Vielſeitigkeit, ſeinen ausdauernden Fleiß und ſeine geiſtige Regſamkeit in dem günſtigſten Lichte zeigt. Von dieſen Beſchäftigungen wurde er erſt im letzten Jahre durch eine höchſt ſchmerzhafte Krankheit abgezogen, deren Grund Hämorrhoidalübel waren, wozu ſich Steinplagen geſellten. Dieſe langwierigen, mit qualvollen, ſchlafloſen Nächten verbundenen Leiden wurden der Prüfſtein ſeiner ächten Religioſität. In frommer Ergebung, als Chriſt erfüllt von den ſchönen Hoffnungen eines ſeligen Jenſeits, mit Zufriedenheit auf ſeine irdiſche Wallfahrt, mit Zuverſicht auf eine ſelige Fortdauer blickend, ſehnte er ſich in ſchmerzvollen Stunden nach der Vollendung und der Engel des Friedens brachte ihm die Palme am 23. Juli 1825.

Meineke hinterläßt eine treffliche Gattin als Witwe und zwei wohlgerathene Kinder erſter Ehe; eine Tochter, die mit ihrer Stiefmutter die letzten Jahre des Greiſes verſchönerte durch treue Pflege, und einen Sohn, der als Officier in dem Preuß. Heere zu den beſten Erwartungen für eine ruhmvolle Laufbahn berechtigt und als Schriftſteller unter den neueſten Geographen genannt zu werden verdient. Wie alle Bekannte Meineke's ſein Andenken ſegnen, ſo beſonders jene Seinigen, welche von dem Familienvater auch rühmen müſſen, daß er, ohne Reichthümer ſammeln zu können, in jeder Beziehung ſein Haus wohlbeſtellt verließ.

Er hatte immer in glücklicher, nicht drückender Beſchränktheit gelebt; ſo war Wirthlichkeit nie von ihm gewichen. Dieſe wurde ſo wenig geſtört, als die herzgewinnende Gemüthlichkeit ſeines Charakters durch ſcheinbare Widerſprüche ſeines Weſens. Im Allgemeinen höchſt tolerant, war er gegen einzelne Erſcheinungen der Zeit und der Geſellſchaft ſtreng polemiſch, faſt unduldſam. Sein Charakter neigte ſich zum Phlegma; bei auffallender Lebhaftigkeit und bei einer Reizbarkeit, die auf eine ſehr zarte Organiſation der Nerven ſchließen ließ. Seine Befangenheit in der Beurtheilung ſeiner Mitmenſchen und mancher Lebensverhältniſſe wurden ſelten verletzend; vorwaltende Gutmüthigkeit übte ihr Recht. Sein Wiſſen war vielſeitig. In der Philoſophie und deren Geſchichte, in der Römiſchen und Griechiſchen Philologie, in der Naturgeſchichte beſaß er treffliche Kenntniſſe; er hatte das Talent, dem Ertrage ſeines Wiſſens die praktiſche Seite abzugewinnen.

Seine Grabſtätte bezeichnet ein anſpruchloſes Denkmal mit der treffenden Inſchrift:

„Sterben werd' ich einmal mit großer — großer Erwartung!"
Dies war immer Dein Wort, forſchender Wahrheitsfreund.
Sieh! Nun iſt ſie geſchwunden die düſtere Himmelswolke;
Klar nun ſchauet im Licht, was noch vermißte Dein Geiſt." —

H. F. C.

Meineke's Schriften.

Paläphatus von unglaublichen Begebenheiten; aus dem Griech. Quedlinb. 1773. 8. — Des Claudius Aelianus vermiſchte Erzählungen. Ebendaſ. 1775. 8. Neue Aufl. ebendaſ. 1787. 8. — Anakreons Gedichte nebſt zwei andern anakreontiſchen Gedichten und den Oden der Sappho; aus dem Griech. in die Versarten des Originals überſ. Leipzig 1776. 8. — Drei Bücher Fabeln für allerlei Leſer. Berl. 1779. 12. 2te und mit 91 Kupfern verm. Aufl. ebend. 1785. 12. — Synopsis eruditionis universae, in usum scholarum concinnata. Particula I. Quedlinb. 1783. 8. Mit neuem Titelbl., worauf ſteht: denuo recognita (weil addenda et corrigenda beigefügt ſind. Ebend. 1788. 8. — Progr. Fleißige u. geſchickte Feldbauer und Handwerksleute ſind würdigere und glücklichere Menſchen, als Halbgelehrte. Ebendaſ. 1785. 8. — Beiträge zur Beförderung chriſtl. Tugend und anſtändiger Sitten auf Schulen und Gymnaſien. Ebendaſ. 1786. 8. — Titus Lucretius Carus von der Natur, ein Lehrgedicht in 6 Büchern; überſ. 2 Bände. Leipz. 1795. gr. 8. — Aufſätze im Naturforſcher. Halle 1774 u. f. z. B. Anleitung für junge Inſektenſammler, mit Abſicht und Geſchmack zu ſammeln; entomol. Beobachtungen. — Verſuch einer natürlichen Eintheilung der Schmetterlinge; in den Beſchäft. Naturf. Fr. Bd. 2. (1776.) — J. A. E. Gözens Biographie. Ebend. Bd. 11. St. 2. (1794.) — Arbeitete mit an der Monatsſchrift für allerlei Leſer, welche J. A. E. Göze ſeit 1787 herausgab. — Urſachen und wahrſcheinliche Folgen der ſich jetzt ſo merkbar vermindernden Anzahl der Scholaren in den obern Klaſſen der gelehrten Schulen; erſter Abſchnitt; als Einladungsſchrift u. ſ. w. Quedlinb. 1800. 4. — Abriß der nothwendigſten Strafgeſetze wohl eingerichteter Staaten für die erwachſenere Jugend in Bürger- und Landſchulen, oder als Tagebuch bei ihrem Eintritte in die große Welt. Leipzig 1802. 8. — Anleitung zur Kenntniß u. Beurtheilung der nothwendigſten Strafgeſetze wohleingerichteter Staaten; ein Handbuch für Väter, Lehrherren und Erzieher. Ebend. 1802. 8. — Antiphonien für die öffentl. Gottesverehrung, nach dem Hauptinhalte der chriſtl. Lehre, zuſammengetragen u. ſ. w. Ein Anhang zu jedem verbeſſ. Geſangbuche. Ebendaſ. 1808. 8. — Repertorium für alle Kanzelbedürfniſſe der Prediger an

Digitized by Google

Sonn- und Feſttagsfrühpredigten oder in der Woche, in ausführl. Entwürfen über die Perikopen. Ebendaſ. 1r Bd. 1811. gr. 8. — Die Schule der Selbſtbelehrung für Sittlichkeit und Religion. Ebend. 1815. 8. — Die Synonymen der Deutſchen Sprache in einer Reihe von Fabeln, Parabeln ꝛc. Halberſt. 1815. 8 Bde. gr. 8. — Einige Blumen in die verdienten Lorbeerkränze großer Fürſten und Helden, geflochten von einem Preuß. Patrioten. Quedlinb. 1815. 8. — Tägl. Handb. für Prediger und Predigtamts-Candidaten zur leichtern Auffindung der Materialien zu ihren Kanzelvorträgen. Ebend. 1817. 8. — Die Verskunſt der Deutſchen, aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichung mit der Griech.-Römiſchen; zum Schulgebrauch, wie auch für Liebhaber der Dichtkunſt und Muſiker. 2 Th. Ebend. 1817. kl. 8. — Aetna, ein Lehrgedicht des C. Lucilius junior, nebſt dem Bruchſtücke eines Gedichts des Cornelius Severus vom Tode des Cicero. Der lat. Text nebſt einer metriſchen Ueberſ. und Anmerkungen. Ebend. 1818. 8. — Entwurf eines nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit eingerichteten kurzgefaßten Symbols der verein. evangel. Kirche. Halberſt. 1818. gr. 8. — Die Bibel, ihrem Geſammtinhalte nach ſummariſch erklärt zu richtiger Beurtheilung und zweckmäßigem Gebrauche derſelben, für Lehrer in Bürger- und Landſchulen. Des A. Teſt. 1r Theil: Die hiſtor. Schriften. Auch unter dem Titel: Der hiſtor. Bücher des A. T. 1ſte Abtheil. von Moſes bis zu Ruth; 2ter Theil, auch unter dem Titel: Das Buch Hiob, die Pſalmen und die Salomonſchen Schriften. Quedlinb. 1819. 8. — Materialien zur Erleichterung des Selbſtdenkens über Gegenſtände der Wiſſenſchaften und Künſte in alphab. Ordnung. 4 Bde. (die beiden erſten neu aufgel.) Halberſt. 1819. gr. 8. — Gedichte in der Zeitſchr. Emma (1819) und Aufſätze im Allgem. Anzeiger der Deutſchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google